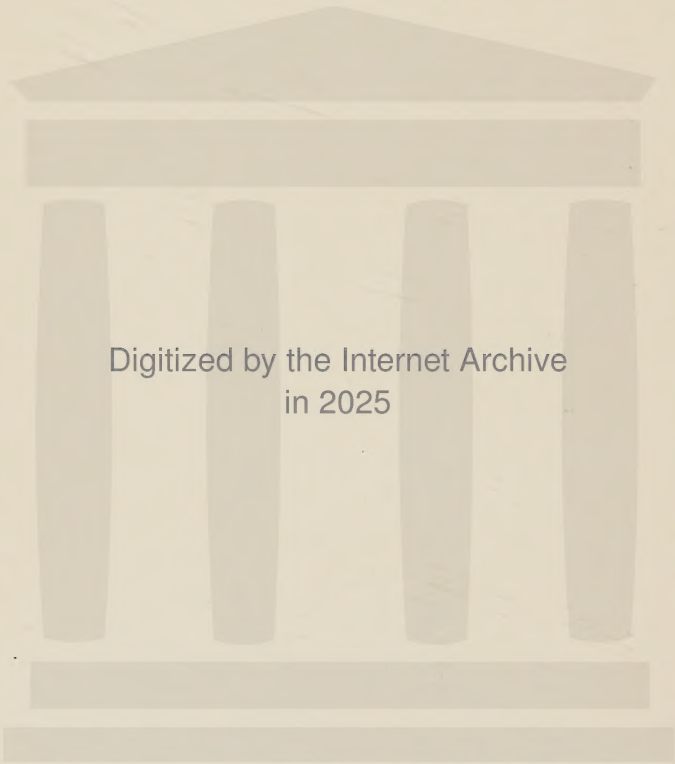
COUNTWAY LIBRARY
HC 4MKT I

Erinnerungen Gedanken und Meinungen

von

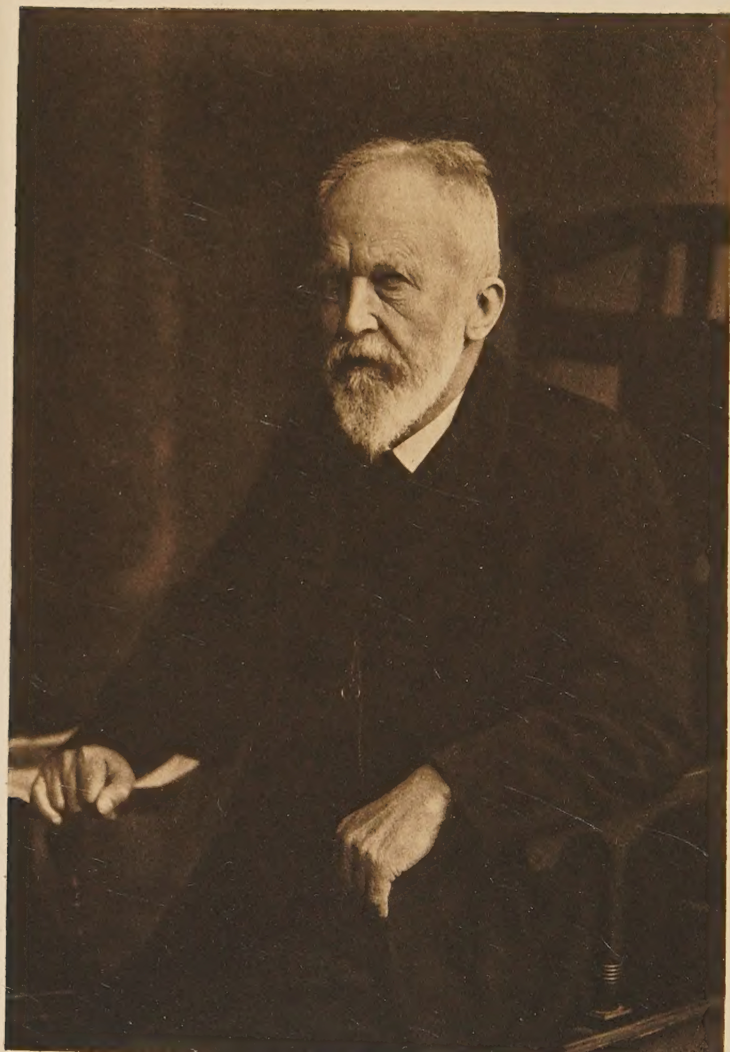
Dr. B. Naunyn

BOSTON MEDICAL
NOV 20 1964
LIBRARY


Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/memoriesthoughts0000drbn

Erinnerungen, Gedanken und Meinungen
des Prof. Dr. B. Naunyn



Dr Naunyn.

Erinnerungen
Gedanken und Meinungen

des

Dr. B. Naunyn

Emeritierter Professor der innern Klinik
Universität Straßburg

Mit einer
Heliogravüre und einer
Lichtdrucktafel

1 9 2 5

J. F. Bergmann, Verlag, München

Ea
1925
6

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Copyright 1924 by J. F. Bergmann, München.

Einer der Männer, die ich liebe, ist Don Quichote. Längst ist auch kein Zweifel, daß dieser sonderbare Held kein einfacher Narr ist, auch keiner sein soll, sondern ein vornehmer Mann. Vielleicht, daß jeder vornehm denkende Mann, dem Fantasie nicht fehlt, etwas von ihm haben könnte.

Kindheit und Schule

1839–1858

Die lange Kindheit, die Kindheit, ist nur dem Menschen eigen. Daher die Andacht, mit der wir ihrer gedenken.

Es steht mit mir wohl nicht anders wie mit vielen Memoirenschreibern: Zu ernster Arbeit beginnt die Spannkraft zu fehlen, ohne Tätigkeit, die wenigstens ein Korn von geistiger Produktion enthält, will's aber nicht gehn. So schreibe ich, um mir die Zeit zu vertreiben — otium cum dignitate nennt man das! Viel Staat wird, so fürchte ich, mit meinen Erinnerungen nicht zu machen sein. Zwar ist die Zeit, in die mein Leben fällt, für uns Deutsche eine gar große gewesen, auch bin ich leidlich in der Welt herumgekommen, doch bin ich den großen Ereignissen immer nur flüchtig, bestimmenden Persönlichkeiten überhaupt nicht nahegetreten. Ein Idyll schließt mein Temperament aus, so mag mein Leben ein Sturm, wenn auch nicht im Glas Wasser, doch in einem nicht gar zu tiefen sanften Gewässer geblieben sein, und meine Erinnerungen können sich in ihrer Wichtigkeit mit denen eines königlichen oder kaiserlichen Flügeladjudanten entfernt nicht messen.

Es ist mit solchen Erinnerungen eine eigene Sache. Ohne Fantasie gedeihen sie nicht. Wer aber neben der nötigen Fantasie sich einer ehrlich kritischen Ader erfreut, dem bleibt es nicht verborgen, mit wie großem Erfolg „jene Göttin aus dem leicht nährenden Thau, den sie von Blüten saugt" — Honig macht; in allen solchen Erinnerungen steckt viel Dichtung neben mehr oder weniger Wahrheit und das wird schlimm, wenn

die Fantasie dieser Dichter im Solde der Eitelkeit arbeitet. Schon gar die Erinnerungen aus früher Jugend! Goethe kommt nicht in Frage, er hat ja auch klüglich sich solche Kritik verbeten, aber all die Kügelgen sind mir wenig glaubwürdig, wenn sie als alte Leute auskramen, wie sie als drei- oder vierjährige Kinder ihren Geburtstagnachmittag zugebracht und was sie sich dabei gedacht. Solchen Mißbrauch der „seltsamen Tochter Jovis" mache ich nicht mit.

Geboren 1839 in Berlin am 2. September und obenein an einem Sonntag. In den ersten Jahren soll ich viel krank gewesen sein, es hieß: ich hätte einen „Ansatz zum Wasserkopf" gehabt. So lernte ich erst im vierten Lebensjahre verständlich sprechen und habe zu den Kindern gehört, deren ursprünglicher Sprachschatz an selbsterfundenen schwerverständlichen Worten und solchen völlig rätselhafter Etymologie besonders reich ist.

Meine ersten Erinnerungen stammen etwa aus dem fünften Lebensjahr. Wir wohnten Lindenstraße damals 33. Ein altes Haus, das zweite südlich von der Kaserne an der Hasenheger, später Feilnerstraße, mit Riesenhof und Riesengarten. Da entsinne ich mich ganz dunkel des düsteren Gartenzimmers zu ebener Erde mit hochgelegenen niedrigen Fenstern, auf den Wänden waren kleine grüne Blümchen. Dann lief einmal jemand mit mir im Garten, ein Mann, aber nicht mein Vater, ich strauchelte und zappelte an seiner Hand. In diese Zeit fällt auch schon die Erinnerung an eine Erzählung in Versen, die ich auswendig lernte, ein gleichgültiges Ding, einige Strophen sind mir mit ihrer törichten Moral sitzengeblieben.

Eine auch nur einigermaßen zusammenhängende Erinnerung habe ich erst seit 1848. Wieder wohnten wir in der Lindenstraße, Nr. 26, damals das Kontor von Kunheim & Co. Auf dem großen Hofe die in jenen Zeiten auf vielen Berliner Höfen gut gedeihenden schönen Walnußbäume.

Es war ein merkwürdiges Jahr, dieses Jahr 1848 mit den herrlichen Frühlingstagen im Anfang des März. Soeben war die Straße mit jungen Lindenbäumchen bepflanzt und diese prangten schon vor dem 18. März im schönsten Blätterschmuck, ich habe nur noch einmal wieder ein so frühes und schönes Frühjahr erlebt. Bereits vor dem 18. März waren Unruhen in der Stadt, schließlich der „Kartoffelkrawall", so genannt weil einigen Verkäufern auf dem Markte die Kartoffelsäcke umgeschüttet waren. Schon im Februar ritten eines Abends spät wegen der Unruhen Kürassiere an unseren Fenstern vorüber; sie hatten nicht wie später weiße, sondern dunkle Koller, das sehe ich ganz zuverlässig. Der 18. März 1848 ist mir gut in der Erinnerung. Nachmittags spielten wir Knaben auf dem Hof unter jenen großen Nußbäumen, als uns die Mutter aus dem Fenster zurief, wir sollten hinaufkommen. Das geschah und nun hieß es: „Es ist Revolution", „auf dem Schloßplatz ist geschossen"! In der Jägerstraße sei ein Posten ermordet und der Vater (er war Bürgermeister) sei auf dem Schloß „beim Könige"! Da liefen auch schon Leute auf der Straße zusammen und aus den Fenstern konnte man sehen, wie in der Lindenstraße an der Markgrafenstraßenecke und an der Junkerstraßenecke (gegenüber dem Militärarresthause) Barrikaden entstanden. Dann kam der Vater heim — es fing eben an zu dämmern. Er ging sogleich wieder und nahm uns beide mit, meinen drei Jahre älteren Bruder und mich, ging mit uns nach der Barrikade an der Junkerstraße und wird wohl da zum Guten geredet haben. Dabei verlor sich mein Bruder, der immer ein kühner Bursch war, ich hielt mich an den Vater und fand mich dann nach Eintritt der Dunkelheit wieder daheim. — Das Zureden bei den Barrikadenmännern hatte nichts geholfen, denn bald ging Schießen an der Junkerstraße los und weiter torwärts, dort wo damals die Kürassierkaserne in der Alexandrinenstraße einen Durchgang durch das sogenannte Landwehrzeughaus nach der Lindenstraße hatte

[Nr. 6?)]; vor unserer Haustür wurde ein Dienstmädchen von einer verirrten Kugel erschossen. Nachdem dann das Schießen am Landwehrzeughaus und am Militärarrest aufgehört hatte, verging uns Kindern die Nacht ruhig. Am Sonntag morgen hörten wir, daß der Vater nicht zu Hause und die ganze Nacht fortgewesen sei, auf dem Schloß beim König.

Mein Vater hatte schon am Mittag des 18. März bei der Verkündigung der Verfassung vom königlichen Schloß aus eine Rolle gespielt, wie ich später aus historischen Darstellungen jener Tage erfuhr, und war, nachdem der Oberbürgermeister auf Drängen von vielen Seiten am 20. März seine Stellung aufgegeben hatte, sehr in den Vordergrund getreten. Einige Tage danach erschien eine große Deputation von Bürgern und Studenten, die ihm eine Ovation bereiten wollten. Mein Vater aber hatte keinen Geschmack an solchen „Ehrungen" und schützte Krankheit vor; er hatte den König bei seinem Umzug durch die Stadt (am 20. oder 21.) geleitet und dabei vom Pferde eines Adjudanten einen Schlag erhalten, der ihn einige Tage zur Ruhe zwang.

Aus den folgenden Monaten erinnere ich mich eines Erlebnisses noch besonders gut: Eines Abends brachte der Vater eine ganze Schar sächsischer Soldaten mit. Sie gehörten dem sächsischen Kontingent zu den nach Schleswig-Holstein ziehenden Bundestruppen an. Mein Vater hatte die armen Kerle obdachlos ohne Quartier auf der Straße gefunden. Sie wurden in unserem großen schönen Festsaal untergebracht und zogen am anderen Morgen früh, seelenvergnügt und zu den bald folgenden ruhmreichen Taten wohlgestärkt, von dannen.

Unmittelbar vor dem bereits drohenden Zeughaussturm schickte der Vater uns drei Kinder mit der Mutter zur Großmutter Haebler nach Königsberg. Wir fuhren mit der Bahn über Stettin bis Wollenberg, von dort weiter mit der Post. Der Übergang über die Weichsel erfolgte, ich weiß nicht aus welchem Grunde, vielleicht weil Hochwasser war, auf einer

Fähre. Es begann zu dunkeln. Der Postwagen stand schon in der Mitte des großen Kahnes, die vier Pferde abgespannt vor und hinter dem Wagen mit den Köpfen gegen den Wagen gekehrt, da wollte im letzten Augenblick ein Eingeborener auf seiner zweispännigen Viktoriachaise mit hinüber. Das war verboten, die Post sollte auf der Fähre allein sein, jedenfalls durfte sie ihren sicheren Platz in der Mitte nicht aufgeben. Nach längeren Verhandlungen wurde der Wagen heraufgelassen, doch kam er hinten sehr knapp zu stehen. Die Pferde wurden nicht abgespannt, die Insassen stiegen nicht aus, der Fluß ging in starken Wellen, die Fähre schwankte, die Pferde vor dem Wagen hinten wurden unruhig, traten zurück und, in einem Augenblick war es geschehen, das ganze Gefährt mit allem was darin und daran war, war in den Wellen verschwunden.

Den Sommer brachten wir zunächst in Königsberg zu, dann in Cranz am Meere und in Litauen auf dem Gut von Onkel Karl Haebler, der später für mein Leben sehr wichtig wurde. Königsberg, damals eine Stadt mit blühendem Handel nach Rußland und einem belebten Hafen. Hier atmete ich zum ersten Male bewußt Seewind und genoß zum ersten Male den Geruch eines Schiffsbollwerks nach Seewind, Teer und dem Hanf der Stricke; so oft ich später dort über die „grüne Brücke" gegangen bin, habe ich ihn wiedererkannt. Auch das Meer — „die See", wie man dort sagt — habe ich nicht wieder vergessen; wie wir in Cranz auf einer großen Schiffswinde standen und den Sonnenuntergang mit seinen wunderbaren Farben anstaunten und sangen, noch heute weiß ich eines der Lieder. Dann gingen wir am Strand spazieren, liebe Vettern ärgerten mich, und in kindischem Zorn warf ich mich in den Sand, doch zu nahe ans Wasser, denn eine Welle kam, um mich schnell mit kalter Übergießung auf die Beine zu bringen.

Anfang September durften wir wieder nach Berlin heimkehren. Berlin stand noch unter dem Zeichen der Bürgerwehr

und unruhig genug ging es zu. Oft wurde auf den Straßen Alarm geblasen, dann sah man die Bürgerwehrmänner, zunächst noch ohne Muskete, auf der Straße herumfragen, „was eigentlich los sei", und wenn es hieß, es gehe gegen die „Rehberger", blieb wohl manch einer vom Appell fort; ging es aber zum Schießen in die Hasenhaide, dann marschierte das Fähnlein leidlich vollständig hinter dem Hauptmann her — den Schluß bildete oft ein Wagen mit einer Tonne, sagen wir „trinkbarer Flüssigkeit".

Die „Rehberger" nannte man und nannten sich die Arbeiter auf den Rehbergen, im Norden Berlins; dort ließ man Erdarbeiten ausführen, um die Arbeitslosen zu beschäftigen. Doch zogen es die Rehberger oft vor, anstatt Erde zu karren, einen Bummel nach der Stadt zu unternehmen und sich dort lästig zu machen. Um sie bei der Arbeit festzuhalten, war Akkordarbeit eingeführt worden. So hatte es mein Vater durchgesetzt, und er ließ nicht davon ab. Das gab viel Lärm und Aufstand. Man drohte mit schrecklicher Gewalttat und einem neuen 18. März. Mein Vater, der viel darauf hielt, daß sein Sohn das alles kennenlerne, nahm mich einmal mit, als er zur Inspektion hinausfuhr. Da waren viele Menschen mit Hacke, Spaten und Karren, die sahen grimmig drein, ein Aufseher führte uns herum. Wir kamen an ein frisch ausgehobenes Loch, das hatte ein greuliches Aussehen, gerade wie ein großes Grab, und darin stand aufrecht eine Stange, und an der Stange oben ein Querbrett, darauf deutlich und unverkennbar zu lesen „Akkord". Da sollte also mein armer Vater mit seinem „Akkord" hinein. Mir machte das keinen besonderen Eindruck, ich war weit davon entfernt, solche Dummheiten für Ernst zu nehmen, mein Vater offenbar auch, obgleich, dessen erinnere ich mich ganz sicher, in diesem Augenblick in nicht weiter Ferne ein Schuß fiel. Es bestand damals in dieser aufsässigen und höchst erregten Haupt- und Residenzstadt noch eine auffallende Abneigung gegen ernste Gewalttat. Man denke, daß mein Vater in der ganzen Zeit nicht einmal

in ernste Lebensgefahr geraten ist. Auch insultiert ist er nur mit Worten; ein- oder zweimal hat man ihm die Fenster eingeworfen, das war alles, was handgreiflich gegen ihn geschah. Selbst mit der Presse, wenigstens mit dem damals erstandenen Kladderadatsch, ist er fertig geworden. Es konnte nicht ausbleiben, daß man sich an ihm rieb und „Raunyn mit der goldenen Kette" drohte zu einer der ständigen komischen Figuren des Blattes zu werden. Doch einige wenige Zeilen meines Vaters genügten, um — wie es bei der Gesinnung eines Dohm und eines Loewenstein nicht anders zu erwarten war — den führenden Geistern dort zu zeigen, daß mein Vater keine geeignete Figur dafür sei, und der Kladderadatsch ließ ihn weiter unbehelligt. Daß mein Vater die Gefahr nicht scheute, zeigt schon die eben geschilderte Szene auf den „Rehbergen". Er war vielleicht unter den wenigen Männern, die in jenen Stürmen, die damals in Berlin tobten, Ordnung und Ruhe vertraten, der, welcher fortdauernd der größten Gefahr ausgesetzt war, und er hat das auf sich genommen, ohne viel Wesens davon zu machen; wir Kinder bekamen daheim wenig davon zu merken. So ist es zu verstehn, daß ich nach eigener Erinnerung nicht viel weiter hiervon erzählen kann, und ich schalte lieber zwei eigenhändige Aufzeichnungen meines Vaters ein[1]). Sie kennzeichnen seine Stellung und auch die Unsicherheit der Lage in Berlin selbst noch im Oktober des Jahres 1848.

Eigenhändige Aufzeichnungen meines Vaters.

I. Eine größere Ungunst der Verhältnisse hat gewiß noch nie eine Behörde erfahren als der Berliner Magistrat seit der Revolution am 18./19. März 1848.

Arbeitskräfte (nämlich des Magistrates) fehlten und verminderten sich in dem Maße, als eine Vermehrung derselben

[1]) Dies ist fast die einzige größere Einschaltung in diese „Erinnerungen", welche ich mir später (1924) gestattet habe. Die betreffenden Dokumente verdanke ich dem Archiv der Stadt Berlin, H. Dr. Arendt.

fast unerläßlich schien; seit dem 20. März fehlte der Oberbürgermeister. Erst seit diesem Tage erhielt die Stellung eine Bedeutung, wie sie bisher kaum geahnt werden konnte. Sie wurde der Anlauf für alle. Unsicherheit der Person und des Eigentums wurde gefürchtet oder erfahren, der Vorsitzende — das war der Bürgermeister, mein Vater — sollte, mußte helfen. Die rohe Gewalt trat an die Stelle der Ordnung und Gesetzlichkeit, der Bürgermeister sollte die erste verhindern, die letztere herstellen. Die Polizei verschwand mit ihrer ganzen Bedeutung und Wirksamkeit. Die obersten Staatsbehörden bestanden nur dem Namen nach. Die Arbeiter traten mit Forderungen auf, die allen gewerblichen Verkehr zu vernichten drohten, die „Gewerkmeister" stürmten auf die Arbeitgeber ein und forderten Beschränkung in der Freiheit der Wahl der Arbeiter, die Fabriken fingen an zu feiern und zerfielen mit den Arbeitern, allgemeine Arbeitslosigkeit drohte, überall forderte man Hilfe von dem „Bürgermeister". Die Ausschweifungen der Arbeiter, die Vergeudung der städtischen Gelder an diese, erregte Unzufriedenheit der Bürger, die Abhilfe unter Berufung auf die Macht der Bürgerwehr forderten. Der Bürgermeister war gern bereit, dem Unfuge zu steuern, aber, o Ironie, die Bürgerwehr blieb mit ihrer Hilfe aus. Die Arbeiter durften alles ertrotzen, ungestraft Exzesse aller Art begehn! Was sind Gesetze ohne Macht? eine Ironie! Die Ausschweifungen der Klubs, der Volksversammlungen, die Presse, sie feuerten die Arbeiter und das böse Gesindel zu Tumulten an, zu Gesetzwidrigkeiten aller Art, zu Beraubungen, zur Vernichtung der Sicherheit in Berlin. Unordnung, Unsicherheit, Verarmung der Stadt war die Folge. Alles sollte der Bürgermeister abwenden, verfolgen, bestrafen, mit seinen beiden Armen! Die Bürgerwehr sollte diese Macht sein, aber sie war es nicht. Obrigkeit ohne Macht! Anarchie!

II. Schilderung der Vorgänge am 16. Oktober 1848.

Aufgeregt durch die Führer der demokratischen Klubs und animiert durch eine in den letzten Tagen erfolgte ungestrafte Vernichtung einer im Köpenickerfeld arbeitenden Dampfmaschine, sammelten sich Arbeitermassen von den Kanalbauten im Köpenickerfeld zu Aufzügen, mit Fahnen voran, und zu neuen Exzessen.

Der Kommandör der Bürgerwehr versuchte gütliche Beruhigung, ihm antworteten die Massen mit Steinhagel. Zwei Mitglieder des Stabes und mehrere Bürgerwehrmänner wurden getroffen. Entschlossene Kompanie- und Bataillonsführer kommandierten den Gebrauch der Schußwaffe. Es gab mehrere Tote und Verwundete, und ein Straßenkampf schien sich zu entwickeln; mehrere Kompanien der Bürgerwehr, darunter eine in der Holzmarktstraße, sollten eine zweideutige Haltung angenommen haben. Zwei Bataillone aber schienen die Sache ernst nehmen zu wollen, und dies war ausreichend, um die Maulhelden sofort auf das oft mit Erfolg gekrönte Mittel der Unterhandlung hinzulenken; hier blieb es immer noch möglich, wenn auch besiegt, so lange vom Sieg der Meuterer zu schwatzen, bis diese und auch manche andere sich einen Sieg hatten einreden lassen. Der bekannte und sehr gefährliche Aufwiegler Oberlehrer Dr. G. am K. G.[1]) übernahm es, die Unterhandlung einzuleiten. Gebärtet nicht wie ein Lehrer der Sitte und Wissenschaft, denn je zottiger, desto demokratischer, und mit vom Tiere entlehnter Wildheit imponierte man am besten, erschien dieser würdige Leiter und Lehrer unserer Zukunft vor dem Bürgermeister, der mit dem Sicherheitsausschuß und dem Stabe der Bürgerwehr im Königlichen Schlosse versammelt war. Der Bürgermeister, unter dem wildgewachsenen Barte den Mathematiker nicht wiedererkennend, den er[2]) vor nicht sehr langer Zeit in einer „Probelektion" gehört hatte,

[1]) soll wohl bedeuten „Kölnisches Gymnasium".
[2]) als „Gymnasiarch" der städtischen Gymnasien.

nimmt die „demokratisch“ gestellte und geschmückte Rede entgegen. Das durch den „Mord“ seitens der Bürgerwehr im höchsten Grade aufgeregte Volk, so heißt es wie gewöhnlich, müsse beruhigt werden; er (Dr. G.) übernehme die Beruhigung: „Erregen und beunruhigen Sie das Volk nicht, dann bedarf es Ihrer Beruhigung nicht“, war die Antwort, und der Herr Oberlehrer war entlassen. — Mit diesem Tage wurde der Bürgermeister proklamierter „Reaktionär“. Der demokratische Bürgerwehrklub und dessen Organe nannten ihn schon viel früher einen solchen, weil er alle Exzesse dieser Klubs und der Straßendemokratie durch die Bürgerwehr verhindert wissen wollte, was allerdings ein crimen laesae majestatis des „souveränen“ Volkes war.

Mittlerweile war die Umsturzpartei bemüht, an diesem 16. Oktober den 18. März zu wiederholen. Barrikaden entstanden in der Roßstraße, der alten Jakobstraße, der Holzmarktstraße usw., drei Leichen wurden von je vier Mann in der Stadt umher- und dann nach dem innern Schloßhof getragen. Aber es „zog nicht“. Die Berliner waren klüger geworden, und die Franzosen, Polen und andere Emissäre waren anderweit engagiert. Auf dem Schloßhofe angelangt, verlangten die Träger der Leichen die Schlüssel zum „Dom“, um hier die Leichen auszustellen. Statt dessen wurden auf Anordnung des Bürgermeisters die Eingänge des Schlosses durch Bürgerwehr besetzt und auf seinen Vorschlag die Leichen den Trägern abgenommen und im Keller aufgebahrt. Von 6 Uhr ab häuften sich die Anzeigen vom Auseinandergehen einzelner Bürgerwehrbataillone und von neuen Zusammenrottungen der Massen in verschiedenen Stadtteilen, die Ratlosigkeit und Unsicherheit des Bürgerwehrkommandos wurde von Stunde zu Stunde sichtbar größer. In dem Schloßhofe waren nominell zwei Bataillone Bürgerwehr und ein Teil der „Schützengilde“. Etwa um 7 Uhr kam die Nachricht von der Tötung des Zugführers Schneider vom Nagelschen Bataillon, von der Verwundung des

Bataillonskommandörs und von weiteren Fortschritten der Aufrührer. Die Verwirrung im Stabe nimmt zu, die lauten Schreier im Stabe (Eschwe) werden kleinlaut, die bewaffneten Wächter der Volksfreiheit finden sich bei Alarmierung verschiedener Bataillone sehr sparsam ein, mehr und mehr drängt sich die Überzeugung auf, die Bürgerwehr wolle nicht oder vermöge nicht die Ordnung herzustellen. Der Kommandör zeigt allerdings guten Willen, aber auch ihm sollte der Mangel aller Disziplin recht fühlbar werden. Schon fing man an, ernste Gefahren für die Stadt zu fürchten. Diese mußten abgewendet werden. Der Bürgermeister versammelt die Mitglieder des Sicherheitsausschusses, den Bürgerwehrkommandör mit seinem Stabe, auch einige andere Offiziere der Bürgerwehr, und legt im Beisein aller dem Kommandör die Frage vor, ob er imstande sei, mit der ihm zu Gebote stehenden bewaffneten Macht die Sicherheit der Stadt zu verbürgen und die gestörte Ordnung sofort und ohne allen Verzug herzustellen; nur eine Antwort mit „Ja" oder „Nein" werde erwartet.

Die Antwort war ein unumwundenes „Nein", es würde aber geschehen können, wenn er die im Schlosse versammelte Bürgerwehr gegen die Meuterer verwenden könne und das Schloß von zwei Bataillon Militär gedeckt würde. Sofort ersuchte der Bürgermeister die Stadtverordneten Schaeffer und Walter, sich zu dem Stadtkommandanten v. Thuemen nach der Kaserne hinter dem Kupfergraben zu begeben und das gewünschte Militär zu requirieren[1]). Dies geschah, aber die Ankunft des Militärs wurde durch zufällige, ganz nebensächliche Umstände, verzögert, und inzwischen wurde das Militär auch entbehrlich. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, der Bürgermeister habe Militär requiriert! Unter den gewaltigsten Drohungen gegen ihn, die er persönlich entgegennahm und denen er die Antwort entgegenstellte, so

[1]) Es durfte das Militär, nachdem es wieder in Berlin eingerückt war, nur auf direkte Requisition seitens des Magistrates verwendet werden.

möge man doch die Ordnung mit der Bürgerwehr herstellen. Es wurden auch einzelne Abteilungen zusammengebracht, die dann in der Tat in ganz kurzer Zeit die Barrikaden und demnächst die bedrohten Straßen säuberten. Etwa um 11 Uhr war Ruhe in allen Straßen, die nun auch von der durch einen tüchtigen Regen durchnäßten Bürgerwehr verlassen wurden. Gegen 12 Uhr ging der Sicherheitsausschuß auseinander. An diesem Abend sollte der Bürgermeister aufgehängt werden, und das wäre vielleicht geschehen, so schreibt mein Vater ruhig selbst, wenn er sich entfernt und zu verbergen versucht hätte, was ernstlich und in bester Absicht von ihm verlangt wurde („Adjudant Gamet"); statt dessen trat er den ihn Suchenden selbst entgegen und entwaffnete sie in der einfachsten Weise. — Hier bricht die Erzählung in der Handschrift meines Vaters offenbar absichtlich ab.

Sehr bemerkenswert ist, wie mein Vater aber auch „nach oben" keineswegs beliebt war oder auch nur dem wahrlich verdienten Vertrauen bei den höchsten Personen, wenigstens zunächst, keineswegs begegnete. Am 30. Juli 1848 hatte er eine Ergebenheitsdeputation zum Könige nach Potsdam zu führen. Der König hatte verlangt, daß diese Deputation vorher dem Prinzen (später König und Kaiser) Wilhelm in Babelsberg aufwarte, wohl um eine Art Versöhnung der Stadt Berlin mit diesem zustande zu bringen, der durch einige Akte der Revolution allerdings besonders gekränkt war. Mein Vater widmete dem Prinzen eine durchaus herzliche Ansprache, auf die aber Seine königliche Hoheit so wenig freundlich antwortete, daß mein Vater als Führer der Deputation zu einer sofortigen geschickten und entschiedenen Replik genötigt war.

Es kann nicht mißverstanden werden, wenn ich als hierhergehörig erwähne, daß mein Vater vom ganzen Magistratskollegium derjenige war, der zuletzt oder fast zuletzt „einen Orden" erhalten hat.

Ganz Berlin war es zufrieden, als endlich die Bürgerwehr verschwunden war und das „zweierlei Tuch“ auf den Straßen das dem Berliner gewohnte Sicherheitsgefühl herstellte. — Nun zogen Patrouillen durch die Stadt, man durfte nicht stehen bleiben und mußte wieder sich gesittet benehmen. Die Straßenecken, die bis dahin mit unglaublich mannigfaltigen und frechen Anschlägen geziert waren, wurden von solchem Ärgernis gesäubert. Ich sehe eine solche Patrouille von vier Soldaten leibhaftig vor mir! Sie kommt anmarschiert: halt! ein Soldat tritt heraus, reißt auf Anordnung des führenden Unteroffiziers einige wüste Plakate ab, und trapp, trapp geht es weiter.

Berlin kam wieder in das alte Geleise. Auch in den politischen Ereignissen wußte man bald wieder Unterhaltungsstoff zu finden. Der deutsch-dänische Krieg brachte die Flottenbewegung in Gang, und als gar 1849 die glorreiche Schlacht von Eckernförde geschlagen war, flammte helle Begeisterung auf. Die guten Bürgerfrauen sammelten für die deutsche Flotte, und manch schönes Stück Familiensilber — auch aus unserem Hause — wurde auf dem Altar des Patriotismus geopfert. Bald gab es große Volksfeste zum Besten der deutschen Flotte mit Konzert und Feuerwerk. Sehr schön war das Schlußbild eines solchen in Treptow, jenen Kampf bei Eckernförde darstellend: Das grause Schießen, der schreckliche Anblick, als der brennende „Christian VIII.“ in die Luft flog, und die nicht endenden Hurras, als der „Geyser“ floh und die „Gefion“ endlich die Flagge strich.

Aus jener bewegten Zeit stammt noch eine Erinnerung von historischem Gehalt. Eines Tages hieß es, es seien die Herren aus Frankfurt angekommen, „die dem König die deutsche Kaiserkrone brachten“. Nun sehe ich deutlich vor mir in unserem großen schönen Saal die lange Tafel gedeckt und im Nebenraume eine Wanne, in der Weinflaschen standen — es war

unter anderm Hochheimer Dom Dechaney. Das waren Vorbereitungen zu dem Empfang, den mein Vater den Frankfurter Herren am Abend zur Feier des großen Ereignisses bereiten wollte; aber der Abend kam, und die Herren kamen nicht. Sie fuhren betrübt nach Haus: Seine Majestät hatte verständigerweise abgelehnt. Und die Dom Dechaney ging in meines Vaters Weinkeller.

Dieser Erinnerungen aus den Revolutionsjahren freue ich mich noch heute. Ich bin stolz darauf, jene Zeit mit einigem Bewußtsein miterlebt zu haben, denn das Jahr 1848 war für unsere politische Entwicklung und Lebensauffassung nichts weniger als gleichgültig. Es war nur natürlich, daß die schwache und unorganisierte Kraft des norddeutschen Liberalismus bald erlahmte und zunächst die in Preußen fester organisierten Kräfte der Ordnung im alten Sinne das Feld behaupteten. Die Gedanken und Forderungen des Liberalismus aber, sie lebten und gärten weiter, und gerade weil sie nicht nach außen wirken, die Probe der praktischen Leistungsfähigkeit nicht bestehen konnten, beherrschten sie uns um so unumschränkter. Mein Vater war ein kühler Kopf, und durch das, was er selbst im Jahre der Revolution erlebt, vorsichtig geworden; er hat uns Pflicht- und Ehrgefühl gelehrt, von seinen politischen Idealen bekamen wir nicht viel zu merken — von allen Seiten aber, mit jedem Bildungselement strömten uns liberale Anschauungen zu, von denen wir schließlich so erfüllt waren, daß für alles Gegenteilige nur scharfe Ablehnung möglich war. Bildung und Liberalismus waren auch wirklich fast untrennbar damals; und an dem Verwachsensein des Bildungstreibens mit dem politischen Treiben lag es zu einem Teile, daß uns Knaben das geistige Leben so ganz ausschließlich erfüllte.

Auf das unruhige Revolutionsjahr folgten die stillen Jahre der Reaktion. Berlin sank in eine Art lethargischen Schlummers, aus dem es erst wieder erwachte, als 1858 mit König Wilhelm, zunächst als Regent, die neue Zeit heraufdagte. Auch

meine Erinnerung schläft für eine Reihe von Jahren fast ein, für die erste Hälfte des sechsten Jahrzehnts vorigen Jahrhunderts ist mir lediglich ein dunkles Bewußtsein meines Daseins geblieben.

Was davon heute noch interessieren kann, ist das Bild, wie es mir von dem alten Berlin von 1850 vorschwebt. — Die Gegend, in der wir wohnten: Lindenstraße, Friedrichstraße, Wilhelmstraße, dies die auf den Belle-Alliance-Platz mündenden drei Straßen. Dreistöckige Häuser — ein Erdgeschoß, kaum meterhoch über der Erde, und zwei Obergeschosse —, meist in der Mitte der Front ein zweiflügeliges Einfahrtstor. Kleine Fenster, weitläufig stehend. Das eine Haus wie das andere, eine dürftige, langweilige Front. Man sagte, diese Häuser seien unter dem Vater Friedrichs des Großen gebaut. Nur hier und da ein etwas vornehmer aussehendes Haus, meist mit nur einem Obergeschoß und hohem Ziegeldach, oft mit großen Mansardenfenstern. Zu der recht engen zweiflügeligen Eingangstür stieg man hier auf einer meist hölzernen, selten steinernen Freitreppe drei bis fünf Stufen empor. Die Türen mit eisernen Türdrückern und Beschlägen, selten blankgeputztes Messing. Etwaige Türschilder: weiß gestrichenes Blech mit darauf schwarz gemalten Buchstaben. Die Ladenschilder ebenso, oder schwarz, mit Buchstaben in goldener Schrift; alles sehr verschlissen. Außer der Haupttüre an vielen Häusern noch ein Kellereingang, durch einen kleinen Vorbau, „Kellerhals", markiert. Die Ecke zwischen Kellerhals und Hauswand war der gebräuchliche Platz für Verunreinigung und deshalb mit einer Warnungstafel: „Die Verunreinigung dieses Ortes ist verboten" versehn. Der Kellereingang führte zu ungefähr eineinhalb bis zwei Meter unter der Straßensohle gelegenen Räumen, in denen Menschen lebten und Handel und Gewerbe trieben. Kleine und große Schilder, schwarze Schrift auf schmutzigweißem Grunde, verkündeten: „Hier wird Spreewasser gefahren", „Hier kann gerollt werden" usw. Sehr häufig waren diese glänzenden Lokale Sitz einer „Viktualien-

handlung", die sich schon von fern durch ein wunderbares Gemisch herrlichster Gerüche bemerkbar machte, unter denen der des „Berliner Kuhkäses" bestimmend war. „Spreewasser" oder „Viktualien", sie wurden von dem Inhaber des Geschäftes auf Handwagen zu- und abgefahren, als Zugtier diente ein großer Köter. Diese großen ruppigen Bestien lagen nachher mißvergnügt vor ihren Butiken herum, um über unsere wohlerzogenen Lieblinge herzufallen oder sich gegenseitig mit vielem Gebell zu bekämpfen. — Aus der Haustür jedes Hauses führte ein mit hölzernen Bohlen gedeckter Abflußkanal das Abfallwasser des Hauses in die berühmten Berliner Rinnsteine, die den Fahrdamm von den Bürgersteigen schieden. Die Bürgersteige aber lagen um vierzig bis fünfzig Zentimeter oder mehr über dem Fahrdamm, und so bildeten die Rinnsteine schon für gewöhnlich ein nicht leicht zu überschreitendes Hindernis; vor der Einfahrt jedes Hauses waren sie durch eine ziemlich hohe hölzerne Fahrbahn überbrückt. Mehrmals in der Woche, später alltäglich, wurde in den Vormittagsstunden dieses gesamte Kanalsystem einer Reinigung unterzogen; die Düfte, die dann die Straße erfüllten, waren unsagbar! Der Schlamm, der nach Lüftung der Bohlenbelege herausgekehrt und geschöpft war, wurde in künstlich angelegten Schlammteichen neben den Rinnsteinen aufgestaut, um im Laufe des Tages von städtischen Wagen abgeholt zu werden. Zur Winterszeit war dann das alles gefroren, der Eispickel trat an die Stelle des Besens und meterhohe Haufen gefrorenen Drecks an die Stelle jener Lachen. — Oft beschrieben, aber in der Tat höchst merkwürdig, war das Bild der Straße bei einem starken Regenguß, wie er sich denn doch in jedem Jahre einige Male ereignete. Schnell war die Straße auf kürzere oder längere Strecken in einen See verwandelt, in dem der Straßendamm, hier und da auch die Bürgersteige, untertauchten. Die Bohlenbelege der Gossen und der Rinnsteinbrücken schwammen auf dem Wasser umher, und der berühmte Berliner „Straßenjunge" benutzte sie, um darauf

„herumzujondeln", oder er watete, die Hosen hochgezogen, durch die Tiefen. In einer halben Stunde war dann alles abgelaufen, zum Teil freilich in die Keller, und nun standen die glücklichen Bewohner dieser mit Handpumpen vor ihren „Kellerhälsen" und pumpten das Wasser heraus. Dies sah man auch oft im Frühjahr, wenn das Grundwasser in die Keller stieg. — Sicher gehörte Berlin zu den Städten, die sich der allerschlechtesten Entwässerungsanlagen erfreuten, und diese Mißstände haben sich, wenig gebessert, bis zur modernen Kanalisierung der Stadt im achten Dezennium erhalten, viele der jetzt Lebenden haben sie noch kennen gelernt.

Nicht viele aber sind es wohl, die noch das alte Hallesche Tor gekannt haben. Man folgt einer der drei großen Straßen, der Lindenstraße, Friedrichsstraße oder Wilhelmstraße, nach Süden auf den Belle-Alliance-Platz; die Häuser, die ihn umgeben, ganz wie oben beschrieben à la Friedrich Wilhelm I. Vor ihrer Front ein breiter gepflasterter Bürgersteig, dann ein ebensolcher Fahrdamm und wieder ein gepflasterter schmälerer Bürgersteig. Diese gepflasterte Straße umschloß den großen runden Sandplatz, den kein Baum, kein Strauch zierte, in dessen Mitte sich aber schon damals die Säule aus grauem Granit mit der schönen Rauchschen Viktoria erhob. Hatte man den Belle-Alliance-Platz überschritten, so stand man vor dem Stadttor. Rechts und links ein niedriges Häuschen mit hohem Dach (Biedermeier!), links die Wache, rechts die Mahl- und Schlachtsteuer. An sie schloß beiderseits die Stadtmauer an. Vor dem Tor die schmale Brücke über den „Landwehrgraben" (später „Neuer Schiffahrtsbaukanal") und dann freies Feld, nach allen Seiten unbebaute offene Landschaft. Geradeaus die „Tempelhofer Allee" nach dem Kreuzberg (jetzt Belle-Alliance-Straße), links die Chaussee nach der Hasenheide. Zwischen beiden die großen Kirchhöfe, die noch jetzt dort hinter Häusern versteckt liegen. Gleich vorn in der Tempelhofer Allee links

ein langes einstöckiges Gebäude, eine Leichenhalle mit der einladenden Aufschrift „Zur Erweckung vom Scheintode". Dieser Halle schrägüber, also rechts, ein Stift für alte Fräulein, das Rothersche Stift, hinter ihm ein Kaffeegarten einfachster Art, die Dragonerkaserne kam erst viel später an seine Stelle; dann, soweit das Auge reicht, offenes Feld mit einigen Scheunen, einem kleinen Landhaus, und endlich, nach einem Spaziergang von fünfzehn Minuten, am Fuße des Kreuzbergs, Ecke der Bergmannstraße, der „Dustere Keller", der gar kein Keller war, auch nie einer gewesen war, sondern ein einfacher leidlich freundlicher Kaffeegarten, in dem dem Spaziergänger eine berühmte „Weiße" winkte.

Ähnlich war es vor allen Toren, d. h. mit dem Tor, der Stadtmauer, war Berlin zu Ende. Wenige Schritte zum Brandenburger Tor hinaus rechts der „Paradeplatz", jetzt „Kaiserplatz", war wieder eine Sandwüste, über welche sich das Krollsche Etablissement und der ansprechende Bau des „Raczinskischen Palais" (das dem Reichstag weichen mußte) grüßten. Hinaus nach Moabit, eine weite Wanderung durch Sandwüsten und über Holzplätze. Im Osten war gar schon innerhalb der Stadtmauer der ganze Quadrant zwischen der Köpenicker und der alten Jakobsstraße unbebaut, Sandwüste und Kartoffelacker. Noch 1863 bis 1864 marschierte man eine Viertelstunde über unbebautes Feld, um nach Bethanien zu gelangen. — Dazu die Verkehrsverhältnisse! Der erste Omnibus erschien etwa 1848 (Schloßplatz—Charlottenburg), dann bald darauf eine zweite Linie Döhnhofplatz—Tempelhof (d. h. „Dusterer Keller!), dabei blieb es lange. Die Droschken stellten mit ihren abgetriebenen Gäulen wirklich ein unglaubliches Gefährt dar, und der Charlottenburger Kremser! — er ist oft genug beschrieben. Dazu das Pflaster! Die Bürgersteige wurden eben mit „Trottoir" versehen, das war eine Laufbahn von Granitplatten, weniger als einen Meter breit, und wir waren stolz darauf. Von Vorortverkehr war natürlich keine

Rede. Nachmittags fuhr man wohl nach Charlottenburg und Sonntags nach Potsdam. Wenn dann am Abend früher oder später die Ausflügler heimkehrten, war der Potsdamer Bahnhof so gut wie jeder andere militärisch besetzt. Vor jeder Ausgangstür stand ein Gardist mit aufgepflanztem Bajonett und ließ niemand durch, man kam nur am Ende des Perrons weiter. Hier war ein Schutzmann postiert, der jedermann seine Legitimation abverlangte. So noch bis 1856 — wenn nicht länger. Im Jahre 1856 wollten wir, mein Bruder und ich, eine Reise in den Harz unternehmen. Wir verfügten uns zunächst auf das Polizeibureau des Reviers und erhielten hier sozusagen einen Erlaubnisschein. Dann ging es nach der Polizeidirektion, Abteilung für Pässe, Breitestraße und Mühlendammecke. Hier waren die Paßgelehrten uneinig, ob wir einen Inlands- oder Auslandspaß brauchten! Harz sei Ausland, also Auslandspaß, so meinte einer; endlich aber entschloß man sich, um uns Kosten zu sparen, wie folgt: Wir könnten ja „durch den Harz" nach Blankenburg a. H. reisen (dahin wollten wir allerdings schließlich), dies läge in Preußen (sic!), also genüge ein Inlandspaß! Aber auch der war groß und stattlich genug, mit einem großen königlichen Insiegel, und kostete 1 Taler 15 Silbergroschen (4.50 Mark).

Ich kann mich an meine Vaterstadt jener Zeit nicht erinnern, ohne einer Eigentümlichkeit des alten Berlins zu gedenken. Wenn man in einer Straße, besser aus dem Dachfenster eines hohen Hauses, den Blick gen Himmel richtete, so sah man, besonders am Vormittag, große, fest zusammenhaltende Schwärme von Tauben, welche in regelmäßigem ausdauernden Fluge bald höher, bald tiefer, offenbar um einen bestimmten Punkt kreisten. Als solchen fand man bald ein kleines Fähnchen, einen an einen langen Stab gebundenen Lappen, der aus einer Dachluke geschwenkt wurde. Bei genauerem Zusehen entpuppte sich jene Dachluke als ein Taubenschlag;

hier und da kam einmal der Kopf des Fahnenschwenkers darin in Sicht. Man konnte von einem Standort fünf, sechs solcher Schwärme in stolzer Ruhe ihre Kreise ziehen sehen. Der Fahnenschwenker dirigierte den Flug des Schwarmes, in geschickter Weise ließ er sie höher oder tiefer fliegen, und schließlich zog er die Fahne ein, dann wurden die Kreise des Schwarmes schnell kleiner, und bald ließen sich die Tauben auf dem heimischen Schlag nieder. Das Schwärmen diente den Tauben zur Bewegung, auch wurde manche fremde Taube, die sich vereinzelt in die Welt wagte, von solchem Schwarm annektiert, gelegentlich mischten sich zwei Schwärme, und dann kam es vor, daß die Tauben des einen Schwarmes denen des anderen als Gäste in dessen Schlag folgten. Schlimmer war es, wenn ein Habicht auf den Schwarm stieß. Die aufregenden Szenen, die sich dann abspielten, fesselten bald auf der Straße ein zahlreiches Publikum, das in einer für Nichtsachkenner völlig unverständlichen Weise wie töricht in die Luft starrte. Diese Dinge haben mich wohl deshalb mehr als andere interessiert, weil mein Vater ein Freund von Tauben war und einen mit hübschen Tieren besetzten Taubenschlag hielt, den ich besorgte.

Wir Kinder, die wir in dieser kleinstädtischen Residenz erwuchsen, waren nicht darauf erzogen, viel vorzustellen. Wir waren keine Duckmäuser, leidlich resolute Burschen, standen unsern Mann und waren, wenn auch nicht trainiert, doch hart genug. Ich durfte schon als Sekundaner wohl einmal auf meines Vaters Jagd bei Erkner mitmachen. Da ging es an manchem harten Wintermorgen in den täglichen kalbledernen Stiefeln und der täglichen Kleidung hinaus, und nachdem der Tag im Schnee oder Regen zugebracht war, abends durchnäßt und durchfroren heim ohne Klagen und ohne Schaden. Auch waren wir Knaben selbstbewußt genug und wenig geneigt, uns das Gefühl unseres Wertes trüben zu lassen. Die Lehrer auf dem Werderschen Gymnasium hatten es nicht leicht mit uns. Eine als solche

empfundene ungerechte Behandlung wurde mit äußerster Energie zurückgewiesen, und manche Stunde Nachsitzen erblühte dem tapferen Sekundaner aus dem Eintreten für seine Standesehre.

Man spricht heute viel davon, wie wichtig es sei, die „Individualität des Kindes" nicht zu kränken. Ich fürchte, daß das Gefühl einer schwachen Eigenart zum Ausdruck kommt, wo solche Rücksicht erforderlich ist, ich meine, daß eine gesunde, kräftige Eigenart wohl zu verderben, aber selbst durch brutale Gewalt sehr schwer zu unterdrücken ist. Die Anlehnung, die auch sie nicht entbehren kann, sucht sie sich selbst; dabei kann man ihr die Wahl erleichtern, das wäre Aufgabe der Erziehung. Wer keine starke Individualität besitzt, braucht mehr. Was etwa für Leitung der Entwicklung der Individualität getan werden könnte, das müßte aber sehr früh geschehen, ist erst das Selbstgefühl bewußt geworden, so kommt ihre Pflege nur dem bewußten Egoismus zugute. Wenn ich auf mein Verhalten in jenen Knabenjahren zurückschaue, so ist mir wenig in der Erinnerung so klar, wie die unerschütterliche, durch nichts zu beirrende Sicherheit, mit der ich meinen Weg gegangen bin. Alle Lehren und Ermahnungen, Lob und Strafe sind ohne jede Wirkung an mir abgelaufen wie der Regen vom Schirm. Von dem, was ich hörte, viel mehr von dem, was ich las, nahm ich dies und das als Anregung, auch als moralische Anregung auf, um mich damit zu beschäftigen und es nach meiner Art zu verarbeiten. Ich tat, was ich eben tat, Motive lagen im Dunkel, der Wille aber war stark und nur schwer und in Nebendingen zu beugen. Ich war jahrelang in der Schule faul und zerstreut, trotz der nie fehlenden ernstesten Ermahnungen, trotz seines glänzenden Beispiels und zum großen Kummer meines armen Vaters. Dann kam mir wie eine Erleuchtung die Einsicht, daß ich ernstlich zurückkäme, und ich habe auf Sekunda ein Jahr wie einer gearbeitet, um mich, nachdem ich mich sicher fühlte, der Arbeit für die Schule wieder fast ganz zu entfremden. Und dabei war ich ein durchaus guter Junge,

gutmütig und gefällig, auch gehorsam, als Berliner schlagfertig und mit Freude an herausfordernden Neckereien, körperlich spät entwickelt. Für strenge moralische Grundlage war vom Vater her gesorgt. Eine weitgehende Feinfühligkeit und Empfindlichkeit in ethischen Dingen, die mir früh eigen war, verdanke ich dem Einfluß der fünf Jahre älteren Schwester. Ich galt freilich für einen Starrkopf, aber ich glaube noch heute, daß viele meiner Schulkameraden nicht anders waren als ich, d. h. von eben so starker „Individualität", und dann stehe ich nicht an zu sagen: Ich fürchte, daß unsere damalige Erziehung, welche jene weitgehenden Rücksichten nicht kannte, die heute den lieben Kleinen überall gewidmet werden, die Entwicklung einer gesunden kräftigen Eigenart mehr begünstigte als die heutige. Wir unterschieden uns dadurch in sehr vorteilhafter Weise von manchen typischen heutigen Erziehungsprodukten, daß wir wirklich kein Wesens aus uns machten und weit entfernt davon waren, alles, wodurch wir uns lästig machten, bis zur allgemeinen Schulträgheit, Vergnügungssucht und Liederlichkeit als berechtigten Ausdruck unserer Persönlichkeit anerkannt wissen zu wollen. Wenn wir auf unsere Weise lebten, so taten wir das, weil wir es nicht besser vor uns brachten, und wenn wir lumpten, so bestand bei uns nicht die leiseste Unklarheit darüber, daß das Lumpereien seien. Der Gedanke, sogar offenbare Gemeinheit durch „Umwertung der Werte" zu decken, ist damals auch dem Kühnsten nicht gekommen. Das noch nicht durch tönende Worte erschütterte Bewußtsein davon, daß das, was den uns überlieferten ethischen und moralischen Anschauungen durchaus widersprach, uns bis auf weiteres, d. h. bis wir selbst die Folgen unserer Handlungen tragen könnten, als verwerflich zu gelten habe, daß wenigstens einfaches Gelüsten nach verbotenen Waren noch nicht berechtigt, die Gültigkeit des Verbots in Frage zu stellen, hat denn doch viele vor der Gefahr geschützt, durch ihre Lumpereien zu Lumpen zu werden.

Die Familie und die Eltern.

Vater und Mutter stammten jeder aus altem ostpreußischen Geschlecht. Von Vaters Seite her dürften wir urpreußischer Abstammung sein, dafür spricht sehr bestimmt der Name. Bereits 1360 tritt dieser Name auf: ein Noynyn, der bei Bartenstein besitzlich ist, verkauft Acker an die Stadt Bartenstein. Im ersten Vasallenregister des Samlandes (Mitte des 15. Jahrhunderts) ist ein Petir Nawnyn aufgeführt, der in Cremitten sitzt, und nicht gar fern von Cremitten liegt noch heute ein kleines Dorf Naunienen, das diesen Namen nach seinen einstigen Herren führen dürfte. Die dokumentarisch festzustellende Reihe meiner Ahnen führt auf Thomas Naunyn, „Handwerker und Hausbesitzer" in Königsberg. Sein Sohn Georg Naunyn, geboren 1601 in Königsberg, war „Dreßler". Dessen Sohn Marcus (geb. 1637) wurde Pfarrer in Wilkischken und später (1671) in Ragnit. Ihm folgen zwei weitere Generationen von Pfarrern, Hiob und dessen Sohn ebenfalls Hiob. Marcus scheint es, wie sich gelegentlich der Erbschaftsteilung herausstellt, trotz der schlechten Zeiten zu leidlichem Wohlstand und Ansehen gebracht zu haben, die Familie war mit hochangesehenen Pfarrersfamilien verschwägert. Der ältere Hiob (Marcus' Sohn) scheint ein tüchtiger Mann gewesen zu sein; auf eine Vorstellung seiner Witwe bei König Friedrich Wilhelm I. um Gewährung ihr zustehender Witwengelder verfügt Seine Majestät höchst gnädig unter Hinweis darauf, daß der verstorbene H. N. sich bedeutende Verdienste um Übersetzung der Bibel ins Litauische erworben habe.

Marcus Naunyn scheint als junger Mensch nach Deutschland geraten zu sein, denn bei seiner 1659 in Königsberg erfolgten Immatrikulation gibt er als Herkunft an: „Willugae (Wildungen) Hessus". Dort habe ich aber trotz sehr gründlicher Forschungen nichts von ihm finden können. Wildungen war damals bereits ein beliebter Kurort, und vielleicht ist Marcus wegen seiner eigenen Gesundheit oder als Begleiter eines

Kranken da gewesen. Vielleicht hat auch „der große Krieg" ihn in das „Reich" geführt. Es sind um jene Zeit die Schweden mehrfach in Wildungen gewesen, und daß die Naunyns eine kriegerische Ader hatten, zeigt ein Sohn von Marcus, der Offizier in dänischen Diensten war. Aber im ganzen Hessenland ist von einem Naunyn nichts festzustellen, und jedenfalls liegt ein ordnungsmäßiger Taufschein des Marcus Naunyn aus Königsberg (Domkirche) vor. Jene meine geistlichen Vorfahren dürften jedenfalls ein ziemlich weltliches Geschlecht gewesen sein, für Marcus und seinen Sohn Hiob (den älteren) kam mir ein recht nachdrücklicher Hinweis auf einem christlichen Pfarrer wenig ziemende Eigenschaften in die Hände. Die geistliche Behörde sieht sich veranlaßt, in einem ernsten Erlaß die beiden Herren zu ermahnen, „weil sie in ‚Gelagen und Saufereien' ein ärgerliches Leben führen". Und gar der jüngere Hiob! Er ficht als Student der Theologie in Königsberg ein Duell aus, das ihm seinen Arm kostet. So hat es dieser jüngere Hiob nur zum „Präzentor" (Adlatus des Pfarrers, an den litauischen Kirchen herkömmlich) an der litauischen Kirche in Tilsit, an der sein Vater als Pfarrer fungierte, bringen können. Auch der Sohn dieses Präzentor Hiob Naunyn, mein Großvater Carl Friedrich Naunyn (geb. 1732), läßt in der Jugend einen weniger erfreulichen Lebenswandel erkennen. Im Staatsarchiv zu Königsberg fand sich eine Eingabe der Witwe des jüngeren (Präzentor) Hiob (unseres Carl Friedrich Mutter), in der diese um seine Entlassung aus dem Gefängnis bittet, in das er nicht wegen Schulden, sondern wegen recht weitgehender — sagen wir Eigenmächtigkeiten — gesteckt war. Unverzeihlich war sein Vergehen wohl nicht, denn er ist später Rentamtmann in Drengfurth und offenbar hochgeachtet. Als er hier 1803 starb, hinterließ er aber seine Witwe dritter Ehe mit vielen Kindern in wenig günstigen Verhältnissen. Mein Vater, Franz Christian N., begann deshalb als Schreiber auf dem Landratsamt. Dort scheint er sich begabt gezeigt zu haben, denn

nachdem eine Schwester durch Verheiratung an einen wohlhabenden Kaufmann (Gyßling) in Königsberg in bessere Verhältnisse gelangt war und ihm außerdem ein königliches Stipendium bewilligt war, ging er 1817 als Achtzehnjähriger noch einmal auf das Gymnasium (auf Tertia). Er machte das Gymnasium in vier Jahren mit glänzenden Zeugnissen durch, 1831 war er bereits Justizrat und Justitiar bei der „Kommission zur Regulierung des bäuerlichen Grundbesitzes" in Gumbinnen. Ungefähr 1838 kam er in gleicher Eigenschaft nach Berlin und hier bald als rechtskundiges Mitglied (Justitiar) in die Direktion der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn (Staatsbahn). Im Nebenamt war er Direktor der Anhaltischen Eisenbahn (Aktiengesellschaft). 1843 wurde er zum Bürgermeister von Berlin erwählt und nahm diese Stellung an, obgleich er sich in seinen Einnahmen verschlechterte. Bei seiner vielversprechenden Laufbahn dürfte er damit gerechnet haben, rechtzeitig Oberbürgermeister zu werden, doch hat ihn der viel ältere Krausnick, den er als solchen vorfand, überlebt.

Der Vater meiner Mutter (Haebler) war Kaufmann in Königsberg. Er stammte aus einem alten ostpreußischen Ordensgeschlecht.

Mein Urgroßvater Haebler war durch verunglückte geschäftliche Unternehmungen verarmt, und mein Großvater hat es schwer gehabt, schließlich aber wurde er ein wohlhabender Kaufmann in Königsberg und hat es hier zu großem Ansehen gebracht. Bei der Erhebung Ostpreußens 1813 haben sich die beiden Großeltern Haebler sehr beteiligt. Der Großvater rüstete in Gemeinschaft mit einigen Freunden sieben freiwillige Jäger aus, die Großmutter wurde Dame des Luisenorden (1811); an mancherlei Erinnerungsstücken aus jener schweren Zeit fehlte es im großväterlichen Hause nicht. Später (1820) stiftete der Großvater den „Verein junger Kaufleute" und die „Freiwillige Feuerwehr", damals bedeutsame Unternehmungen. In der Königsberger Domkirche, in der er seine Kinder taufen ließ, ist die von ihm gestiftete schöne Altardecke noch heut der

Stolz des Küsters. Er starb, noch nicht sechzig Jahre alt, auf der Heimreise von Marienbad, das er eines Herzleidens wegen wiederholt, im eigenen Wagen, von Königsberg aufgesucht hat.

Das Geschäftshaus Friedrich Reinhold Haebler stand in der Kneiphöfischen Langgasse, die damals mit ihren stolzen Beischlägen ein ganz einzigartiges Bild alter städtischer Größe bot. Ein altes Patrizierhaus, schmal, mit hohem Giebel nach der Straße, der eine unglaubliche Zahl von Stockwerken zur Schau trug. Ein großes Kolonialwarengeschäft. Schöne hohe, durch zwei Stockwerke reichende Eingangshalle, an die seitlich sich auf der einen Seite der Raum für den Kleinverkauf, andererseits das Kontor anschlossen. Hoch oben an den Wänden alte holländische Stilleben usw. Hinten die Treppengalerie, „der Wolm", mit einem mächtigen alten Hirschgeweih. Unter ihr der weite Eingang in die unendlichen Packkammern und Warenlager, in denen sich das lebhafte Provinzialgeschäft abspielte. Ein wahres Labyrinth zwischen Kisten, Säcken und Fässern, aus dem man schließlich in die Fleischbänkenstraße (Querstraße der Kneiphöfischen Langgasse) gelangte; dies großväterliche Haus mit dem lebhaften Betriebe eines solchen Geschäftes spielt in meinen Kindeserinnerungen eine große Rolle. Als ich später das Urbild des „Schröterschen Hauses" aus Freytags „Soll und Haben" (Molinari in Breslau) kennen lernte, durfte ich nicht wenig stolz auf das unsere in Königsberg sein; dies war weit stattlicher. Zu dem Geschäft gehörten drei Speicher und Stallungen in der „Vorstadt" und auf der Lastadie. Die Geschäftsangestellten, gegen zwanzig, wohnten im Hause und aßen Mittags und Abends an der großen, gutversehenen Herrschaftstafel. Dafür nahm die „Familie" am Sonnabend — dem Tage des „großen Reinmachens" — ihr Abendessen im Kontor ein; meiner Erinnerung nach regelmäßig „graue Erbsen" mit Hering und Biersuppe. Ein Ganzes, das für das Berliner Kind genug des Neuen und Anregenden brachte.

Der Bruder des Großvater, Ludwig Haebler, war Dr. theol., damals keine geringe Auszeichnung für einen Pfarrer in Marienburg in Westpreußen; er hat eine deutsche Grammatik geschrieben und sich um die Restauration des Marienburger Schlosses in erster Linie verdient gemacht. Er war mit Prof. Voigt, Historiker in Königsberg, befreundet (Anfang des 19. Jahrhunderts) und wußte mit ihm den Oberpräsidenten Schoen und den Kronprinzen (später Friedrich Wilhelm IV.) für seine Sache zu interessieren. Schließlich war er bei dem Kronprinzen wohlgelitten und wurde, wenn er auf seiner Badereise nach Marienbad Berlin passierte, zur Tafel befohlen. Er hat es noch erlebt, daß die Restauration seines geliebten Marienburger Schlosses in Angriff genommen wurde. Damals handelte es sich nur um den Hochmeisterbau, den schönsten und den Teil des alten Ordensschlosses, der noch allein herstellbar schien. Der Konventsbau, der dann neuerdings in großartiger Weise hergestellt ist, war bereits weitgehend zerstört, man hatte Magazine aus ihm gemacht und die schönen Gewölbedecken durchgeschlagen. Das große Marienbild an der Außenwand der Kapelle, ein altes Mosaik aus Glasfüßen, bröckelte langsam ab, die bunten Scherben fielen in den Schloßgraben. Dort haben wir Kinder sie als Andenken an die Marienburg aufgelesen. Als mein Großonkel für die Restauration eintrat, war es höchste Zeit, dem Hochmeisterbau drohte das gleiche Schicksal.

Den Einfluß der Eltern zu schätzen, ist mir schwer, er taucht unter in dem der ganzen Häuslichkeit, des Milieu, in dem ich aufwuchs. Diese, die Häuslichkeit, schwebt mir in größter Deutlichkeit vor, wenigstens vom zwölften Lebensjahre ab. Es waren fast stets auffallend schöne geräumige Wohnungen in alten Häusern (schließlich ein hübsches eigenes Haus in der Hollmannstraße), die wir bewohnten. Alles hell, sauber bis in die letzte Ecke und zu jeder Zeit. Möblierung nach damaliger Art mäßig, einfach, aber jedes Stück von guter Arbeit. An den Wänden gute Kupferstiche und nichts Geschmackloses oder auch

nur Kleinliches. Vater hatte eine gute, inhaltreiche Bibliothek, darin zu kramen war mein Vergnügen. Geschichtsschreiber deutscher Vorzeit, Macaulay, selbst Rotteck und Welkers Staatslexikon, waren früh nicht sicher vor mir. Unsere deutschen Klassiker hatten wir Brüder schon längst als Schüler in eigenen Exemplaren auf unserem Zimmer.

Eine gut bürgerliche Häuslichkeit aus Mitte des 19. Jahrhunderts! Sie brauchte sich nur in einem vor unserer modernen zu schämen, das war in der Beleuchtung, wenigstens der des Kinderzimmers. Ich habe meine ersten Schularbeiten noch bei einem Talglicht gemacht, das in einem gelbmessingnen großen Leuchter steckte; das Hantieren mit der Putzschere war eine nicht leicht erlernte Kunst. Erst später kam die Stearinkerze und dann die Öllampe. Diese ein Blechgestell mit grüner Ölfarbe gestrichen; das flache, nierenförmige, kleine Ölreservoir seitlich an dem Ring für die Lampenglocke, einfacher bandförmiger Docht, etwa zwölf bis fünfzehn Millimeter breit. Als in den fünfziger Jahren Rundbrenner auch für die Arbeitslampen von uns Kindern gebräuchlich wurden, stellte dies einen großen Fortschritt dar.

Nicht wenig wirksam war Vaters Liebe zur und sein Verständnis für Musik. Beethoven, den er unbedingt verehrte, war fast täglich bei uns zu hören. Meine Schwester spielte gut Klavier und mein Bruder brachte als Violonist ein Quartett ins Haus. Auch ich galt für musikalisch, aber ich hatte gar keine Lust am Klavierspiel und war faul. Dazu meine große manuelle Schwerfälligkeit. Doch sollte ich später meinem Vater danken, daß er darauf bestand, mich wenigstens etwas lernen zu lassen. Unser Musiklehrer war ein Herr Tschirch, Sohn eines sehr musikalischen Pfarrers in Schlesien und einer von sechs oder acht Brüdern, alle hoch musikalisch, Musiker von Beruf und zum Teil begabte Komponisten. Keine Kunst ist mehr erblich oder familiär verbreitet wie die Musik.

Mein Vater, wie er sich durch eigene Kraft heraufgearbeitet hatte, machte große Ansprüche an uns und — ein wenig Pedant und sehr ernst, mit Anlage zur moralischen Hypochondrie — hat er uns wohl mit weitgehenden Anforderungen in der Schule das Leben schwer gemacht. Er war streng, aber nicht hart, wenigstens nicht mit mir, als dem zweiten Sohn; ich habe nicht einen Schlag von ihm erhalten. Es war wohl aus der väterlichen Entwicklung zu erklären, daß er nicht eigentlich anregend für uns Söhne wurde. Er war in jeder Richtung begabt, hatte einen guten, vornehmen Geschmack, aber es hatte ihm in der Kindheit selbst die Anregung gefehlt, und später hatte er sich auf seine Berufsarbeit konzentrieren müssen, oder woran es sonst gelegen haben mag: uns Söhnen blieb er in Moral und Ethik das Vorbild, im übrigen der mahnende Lehrer und viel zu sehr unser strafendes Gewissen, als daß er uns in das Leben hätte einführen können. Daheim war er wenig mitteilsam, jedenfalls in allem Beruflichen. Nur einmal kam er ernstlich aufgeregt heim und erzählte folgendes Erlebnis: Dem Kassenvorstand der Armendirektion (er hieß Gabriel), mit dem wöchentlichen Kassenabschluß beschäftigt, war mittags bei hellem Tageslicht ein Mann „erschienen", der zur Tür des Kassenzimmers hereinkam, die Barriere des Zahltisches öffnete, an das Geldspind trat und hier herumkramte; als dann Gabriel auf ihn zutrat, war die Erscheinung ruhig an ihm vorbei zur Tür gegangen, in dieser aber „verschwunden", ohne daß G. ihm in den Weg getreten war. Mein Vater hatte sogleich eine Kassenrevision vorgenommen und alles in vollkommener Ordnung gefunden. Daß es sich um eine Halluzination handle, und daß solche bei Kranken vorkommen, war meinem Vater bekannt; aber jener Rendant G. war (und blieb) gesund, und daß solche Halluzinationen auch bei Gesunden vorkommen, damit konnte ich damals noch nicht helfen, denn ich saß noch in der Schule.

Die Mutter, eine stille, fast schüchtern erscheinende Frau von großer Herzensgüte und dem besten Willen. Ihr klarer Verstand und ihre innerliche Sicherheit bei großer Anspruchslosigkeit befähigten sie, jede Stellung, in die sie kam, trefflich auszufüllen, doch liebte sie, sich zurück zu halten; ihr war ein starker bürgerlicher Stolz eigen. Das Verhalten zwischen den Eltern war mustergültig. Strenge Lebensauffassung umgab uns: streng bürgerliche Moral. Unterordnung der Familie unter den Vater, Arbeit als Grundlage des Lebens, Lebensgenuß gern erlaubt, doch nicht auf Kosten der Arbeit. Uns Brüdern traute man mit Recht zu, daß wir ihn nicht über der Arbeit in unverantwortlicher Weise versäumen würden. Im Hause ging es lebhaft zu, von Vaters amtlicher Stellung ganz abgesehen. Zunächst war viel Fremdenverkehr — „Logierbesuch" aus Ostpreußen, einige Onkel und viel mehr Tanten und allerhand Freundschaft. Die wollten Berlin und Potsdam sehen, und wir Kinder führten sie herum. Bei diesen Gelegenheiten bin ich schon früh in die Museen gekommen, und bald entwickelte sich hier ein Verhältnis zu den bildenden Künsten. Viel lebhafter und viel früher wirkte Bildhauerei und Baukunst auf mich, die vornehmen Bauten Schinkels, Neue Wache, Altes Museum, Schauspielhaus fanden mich zuerst empfänglich; aber auch mit dem Großen Kurfürsten, dem Simson auf der Herkulesbrücke, dem Alten Dessauer und Zieten auf dem Wilhelmsplatz[1]) und den Statuen in dem Alten und Neuen Museum habe ich mich frühzeitig angefreundet. Für die Malerei bekam ich erst viel später und überhaupt kaum ein recht warmes Interesse, doch hatte ich auch darin früh meinen eigenen Geschmack; ich war noch Primaner, als ich mich schon aus eigenster Empfindung weigerte, der damals allgemeinen Verehrung der großen Kaulbachschen Wandgemälde im Treppenhaus des Neuen Museums beizupflichten. Ich weiß noch sehr

[1]) Von Schadow. Diese hier damals in Marmor. Diese Marmororiginale kamen später auf den Hof des Kadettenhauses, damals in der Neuen Friedrichstraße.

genau, daß ich nur die Hunnenschlacht gelten ließ und daneben die Zerstörung Jerusalems.

Von der Musik habe ich schon gesprochen. Merkwürdig bleibt es, daß ich sie als Kind so wenig suchte, während sie später in meinem Leben eine große Rolle spielte.

Der Vater hatte als städtischer „Gymnasiarch" Veranlassung, sich für Lehrer und Schüler, die hervortraten, zu interessieren, und das tat er redlich. Er hatte einen guten Blick für wirkliche Begabung und wo er eine fand, nahm er sich dessen an, wie er konnte. So war der Ägyptolog Brugsch als Schüler und aufstrebende Kraft in unserem Hause, mein Vater interessierte sich sehr für ihn. Unter den zahlreichen Gymnasiallehrern, die ins Haus kamen, ist mir besonders Paul Delagarde in Erinnerung. Er hieß damals, als ich ihn kennen lernte, noch Boettcher, und änderte seinen Namen nach Adoption durch eine Tante De la Garde. Er sprach sehr viel Interessantes, und ich fand von dem, was ich damals von ihm erlauscht, manches in seinen Essays wieder. Eben hatte er seine liebenswürdige Frau heimgeführt, und es ging ihm wirtschaftlich nicht sehr gut. Wir Brüder hatten als Sekundaner oder Primaner längere Zeit bei ihm Privatstunden in „französischer Konversation"!

Auch an großer Geselligkeit fehlte es in unserem Hause nicht. Ich habe davon nicht viel mitgemacht, denn als Schüler nahmen wir nicht teil, und bald nachdem ich die Universität bezogen hatte, begann die Krankheit meines Vaters. Aber meine fünf Jahre ältere Schwester war schon gesellschaftsfähig als ich noch Tertianer war. Ich war ein galanter Bruder und habe einen nicht geringen Teil meines Taschengeldes in Ballsträußen für sie angelegt. Sie war eine sehr stattliche Erscheinung.

Meine Eltern machten wohl ein größeres Haus, als dies bei einem Bürgermeister gegeben war. Der Vater war nicht Oberbürgermeister, doch war es, seit Krausnick (der Oberbürgermeister) sich 1848 nicht hatte halten können, dabei geblieben, daß mein Vater die erste Rolle spielte, er galt einfach

als Oberbürgermeister. Auch war Krausnick Witwer, und dies brachte es mit sich, daß meine Mutter „repräsentieren" mußte. Sie stand vielen Vereinen vor und hatte unter anderem alljährlich in unserer Wohnung, die immer geräumig war, einen Wohltätigkeitsbasar. Dann kamen die höchsten Herrschaften kaufen. Königin Elisabeth, Prinzessin von Preußen, spätere Kaiserin Wilhelm, Prinzessin Karl fehlten nie. Da spielte ich einmal eine recht kindische Szene. Zur Zeit eines solchen Basars war ich mittags aus der Schule gekommen, als man mir sagte, „die Königin sei da"! Ich stürze in meiner Schuljacke in den Saal und finde meine Mutter mit einer großen, stattlichen Dame. Ich dränge mich verstohlen heran. „Mutter, wo ist denn die Königin?" Einige Verlegenheit meiner guten Mutter und das freundliche Lächeln der hohen Frau — denn diese war die gesuchte Majestät — ist mir noch gut in der Erinnerung. Diese Beziehungen brachten es dann auch mit sich, daß meine Mutter gelegentlich zu den hohen Herrschaften befohlen wurde, so von der „Prinzessin von Preußen" — späterer Kaiserin Augusta; mein Vater stets zu den offiziellen Festen auf dem Schlosse, stets im einfachen Frackanzug mit der Amtskette.

Zu einem guten Berliner Hause jener Zeit gehörten „Freitischgäste", die an bestimmten Tagen der Woche zum Mittagessen erschienen. Zu ihnen dürfen auch die „Kadetten" gerechnet werden, die bis ungefähr Mitte der fünfziger Jahre selten fehlten. Sie erschienen des Sonntags, oft selbzwei. Für uns übermütige Knaben waren diese bewaffneten Jünglinge nicht ganz ungeeignet, die Spottlust anzuregen, doch waltete auf beiden Seiten zu gute Erziehung, daß wir nicht stets hätten die besten Freunde sein sollen.

Bei alledem ist die Erinnerung an das Elternhaus keine recht fröhliche. Das liegt an mir. Der Vater nannte mich einen Griesgram; nach der Psychiatrie von heute wäre ich wohl zu

den „Zyklothymen" zu stellen, leider zu denen mit zeitlichem Überwiegen von Perioden depressiver Affekte. So mögen die depressiven Vorstellungen die Oberhand gewonnen und meine Erinnerung ins Trübe gefälscht haben. Sicher aber verlangte der Vater in Schulsachen nicht ganz wenig von seinen Söhnen und unsere nur mangelhaften Leistungen konnten ihn verstimmen. Nach der Semesterzensur konnte es wie eine schwere Wolke über dem Hause liegen, und die Mutter hatte zu trösten und zu sänftigen nach beiden Seiten. Der Vater war ein liebenswürdiger Gesellschafter, er liebte heiteres Necken und verstand Scherz, aber alles Ernste nahm er leicht zu tragisch, er regte sich über viele Dinge auf, die ihn gar nichts angingen. Ich entsinne mich, daß er bei schlechtem und nach seiner Meinung für die Landwirtschaft verderblichem Wetter händeringend am Fenster stehen konnte: „Dabei muß alles zugrunde gehen." Und doch war kein Halm und kein Ar sein eigen, ihn quälten weder Hypotheken, noch Sorgen für verwandte Landwirte, die ihm auf der Tasche lagen. Der Vater war ebensowenig leichtsinnig oder verschwenderisch wie geizig oder auch nur sparsam. Er schätzte das Geld wohl nur als Mittel eines anständigen Lebensgenusses, machte gern ein Haus aus, hatte einen guten Geschmack, war ein guter Weinkenner und hatte einen netten kleinen Weinkeller; auch hatte er eine offene Hand. Aber das Einkommen (anfangs 9000 Mark, dann 10 000 Mark Gehalt, dazu etwa 2000 Mark aus eigenem Vermögen) hat doch immer gereicht; als mein Vater recht unvorhergesehen starb, waren auch nicht die geringsten Schulden vorhanden. Der Vater war nervös, er litt an richtiger schwerer vierwöchentlicher Migräne, und auch auf mir lastete das soeben Erzählte wohl deshalb schwerer als nötig, weil ich sein Sohn bin.

Unter den Personen, die mich im Hause beeinflußten, muß ich ein Kindermädchen nennen, das mich bis zum zehnten Jahre ungefähr unter seinen Händen hatte. Eine stattliche blonde Ostpreußin von der Seeküste — aus Pillau —, wortkarg und kurz

angebunden. Eine treffliche Märchenerzählerin. Die deutschen Märchen habe ich durch sie zum großen Teil noch aus erster Hand genossen, d. h. so, wie sie das Volk dort in jenen abgelegenen Gegenden bewahrte, um sie später bei Grimm wiederzufinden. Vielleicht danke ich ihr so meine beflügelte Phantasie.

Im ganzen kam ich wenig mit den Dienstboten in Verkehr, doch ereignete es sich wohl einmal, daß, wenn die Eltern nicht daheim waren, ich in der Office (wie man heute sagt) zusah, was dort getrieben wurde. Dort arbeitete die Näherin, und von den Amtsdienern und zahlreichen Boten, die amtlich beim Vater zu tun hatten, kam wohl auch einmal einer hin. So saß ich eines Abends dort in meiner Ecke, als einer der Magistratsdiener mit den Worten hereintrat: „Nun, Riekchen (so hieß die Näherin), waren Sie heute auch in der Müllerstraße?" „Was denn?" „Na, haben Sie nicht zugesehen, wie sie der ... ‚die Eisbeine geknickt haben'?" Das sollte heißen: „Haben Sie sich heute auf dem Richtplatze vor dem Oranienburger Tor das schöne Schauspiel des Räderns angesehen?" Nämlich: einer Hingerichteten. Das muß kurz vor 1848 gewesen sein. Also wurden damals noch Menschen auf diese schauerliche Weise gerichtet. Noch später aber, es mag 1848 gewesen sein, sah ich vor dem Gebäude der „Hausvogtei" auf dem Hausvogteiplatz ein Frauenzimmer am Pranger stehen. Wegen „Kuppelei und Hehlerei" stand groß geschrieben auf einem Zettel, den sie um den Hals trug. Man schämte sich für sie und ging still vorbei. Die Erinnerung an den Anblick ist widerwärtig, doch kann ich mich heute des Gefühls nicht entschlagen, daß solche Art der Bestrafung für gewisse Verbrechen viel für sich hatte, wenn ich auch kaum für Wiedereinführung des Prangers votieren möchte.

Da ich hier auf mehr oder weniger unerfreuliche Gepflogenheiten jener alten Zeit gekommen bin, möchte ich noch einer gedenken. Auch die oft besprochene „Kurrende" habe ich noch auf den Straßen und Höfen Berlins erlebt. Eine uralte Einrichtung, Luther, später Winckelmann sind Kurrendeschüler gewesen, in

Berlin mag sie noch bis 1850 bestanden haben. In Trupps von vier bis sechs, unter Führung eines älteren Mannes, zogen die Kurrendeschüler in langen Radmänteln, als Kopfbedeckung einen Dreimaster, alles höchst schäbig, durch die Straßen, um durch Absingung geistlicher Lieder auf den Höfen oder auf den Fluren der Häuser die Einwohner zu erbauen und durch Einsammlung eines in der Regel auf etwa 25 Pfennige bemessenen Obulus zu brandschatzen. Gelegentlich sangen sie auch, auf Bestellung, auf Begräbnissen. Unter diesen Kurrendesängern waren damals noch arme Schüler der unteren und mittleren Gymnasialklassen.

Meine erste Ausbildung erhielt ich auf Privatschulen, wie es damals für Knaben unserer Stände in Berlin allgemein üblich war. Zuerst, etwa im siebenten oder achten Lebensjahre, besuchte ich die ganz kleine Schule eines Herrn Liebe in der Schulgartenstraße, jetzt Königgrätzer Straße, zwischen Potsdamer und Brandenburger Tor. Hier gab es am Vormittag und Nachmittag Unterricht, zum Mittagessen ging ich meist nicht nach Hause, ich aß am Tisch der Familie Liebe. Der Unterricht dauerte oft bis zur Dunkelheit, und als siebenjähriger Bursche bin ich mit dem Ranzen auf dem Rücken durch Nacht und Regen mutterseelenallein die verkehrsreichen Straßen fast vom Brandenburger Tor nach der Lindenstraße gewandert. Dann war ich kurze Zeit auf der Löfflerschen Schule, um im neunten Lebensjahr, das war im Herbst 1848, das Werdersche Gymnasium als Sextaner zu beziehen. Sexta und Quinta machte ich schnell durch, in Quarta ging es noch regelmäßig vorwärts. Auf Tertia fing ich an, meine eigenen Wege zu gehen. Die Geschichtsstunden interessierten mich, aber sonst war ich zerstreut und bald kam eine Zeit großer Faulheit und Fahrigkeit (zwölftes bis fünfzehntes Jahr). Ich blieb auf Obertertia und Untersekunda jedesmal ein halbes Jahr zu lange sitzen. Dabei tat ich nichts Böses, las Cooperschе Romane und träumte.

Von den Lehrern auf dem Gymnasium kann ich drei nennen, die auf mich gewirkt haben. Großen Einfluß hat Prof. Jungk, der Klassenlehrer von Prima, gehabt, er hatte den Unterricht im Deutschen von der Sekunda an. Die vorurteilslose Art, in der er schwierige Fragen allgemein menschlicher und sozialer Art streifend zu behandeln wußte, regte mich an, und die schonungslose Kritik, mit der er schönrednerische Phrasen uns verleidete, Oberflächlichkeit im Denken und im Ausdruck rügte, Schwülstigkeit lächerlich machte, fiel bei mir auf empfänglichen Boden. Seine Kritik unserer Elaborate hat mich stets warm gemacht, und einzig fast war es der deutsche Aufsatz, dem ich ernsten Fleiß widmete. Ein wenig war wohl schon das Bedürfnis der jugendlichen Seele nach Äußerung ihrer Produktivität im Spiel. Auch die andere Hauptaufgabe des deutschen Unterrichts hat Jungk wahrgenommen, ich meine die Anregung zur eigenen Lektüre. Ranke sagt: „In dem Leben eines Menschen, in der vorgeschrittenen Entwicklung der Welt, ist nichts so wichtig wie das Verhältnis, in welches er sich zur Literatur setzt!“ Wir lasen damals viel. Die Jahre, in denen ich nur Romane lesen mochte, gingen schnell vorüber. Schon Obersekunda und Prima fanden mich fleißig über der Bibliothek meines Vaters. Im letzten Jahre auf Prima kam ich an Carlyles Friedrich den Großen, der mir gewaltigen Eindruck machte. Welchen Einfluß haben all diese Bücher auf mich geübt! Zunächst waren es unsere deutschen Klassiker, die mich beschäftigten. Zuerst (durch Jungk angeregt) und lange vor allen Lessing, erst spät Goethe; sie haben mich die Liebe zu meiner Muttersprache und die Empfindlichkeit gegen ihre Mißhandlung gelehrt, die mir noch heute eigen sind. Lessing hatte es mir bald angetan; seine Ehrlichkeit, sein aufrichtiges Streben zur ungeschminkten Wahrheit, das Fehlen aller Organe für Bequemlichkeit und die den Anschluß an die „Welt“ so sehr erleichtern. In Prima kam er mir kaum aus der Hand. Auch ist er wohl durch die Hamburgische Dramaturgie schuld an

meinem Interesse für das Theater. Es ging selten ein Shakespeare, Lessing, Schiller oder Goethe über die Bretter, der mich nicht im Olymp (so hieß die oberste Galerie) fand. Daheim wurde dann wohl — aber nur für eigenen Gebrauch — noch eine Kritik geschrieben. Es stände schlecht um mich, wenn aus diesem meinem lebhaften Interesse für die Tragödien keine Verehrung für manche Tragödin erwachsen wäre; über die allergewöhnlichste Schülerschwärmerei ging das aber nicht hinaus. Diese meine Genüsse und Betätigungen betrieb ich ganz für mich, ohne jeden Genossen.

Aber auch die Grundlagen meiner Weltanschauung und meiner politischen Gesinnung danke ich jenem verehrten Lehrer. Er streifte die ernstesten Fragen; seine Aufrichtigkeit, sein Ernst haben bei mir Widerhall geweckt. Ich höre ihn noch heute vom Weltschmerz reden. Was er da sprach, hat unvergeßlich auf den Knaben eingewirkt: die Grausamkeit der Natur in dem Kampf aller gegen alle und dem Rechte des Stärkeren. Für mich hat es mich nie bange gemacht, dies Recht des Stärkeren. Sonderbar! Aber mich empörte der Zirkel, der sich hier schließt: Stärke gibt Macht, und Macht ist Stärke. Ein böser Zirkel. Denn „Macht ist an sich böse", sagt Schlosser. Auch wird sie vererbt, nicht nur als Anlage, sondern, wohl von je, auch direkt als der Familie oder dem Stande zugehörig. Nur durch freiwillige, selbsteigene Beschränkung kann dieser Zirkel gebrochen werden, und in der „Vornehmheit" ist das Korrektiv gegeben. Das sieghafte Gefühl überlegener Kraft verlangt vornehme Zurückhaltung in ihrer Anwendung; der Starke soll mindestens die kleinen Künste verschmähen, mit denen der Schwache sich durchhelfen muß und mag. Ich vermesse mich nicht zu sagen, wann solche Gedanken zuerst mir bewußt geworden sind, aber das weiß ich, daß, solange überhaupt von einer Lebensanschauung als Grundlage meines Handelns die Rede sein kann, sie mir geläufig waren, und das weiß ich auch, daß in Verbindung mit ihnen die Erinnerung an jenen alten

Lehrer bei mir lebhaft zu werden pflegte. Es ist ja nichts Besonderes, was er uns da gelehrt hat: „Noblesse oblige!“, und es soll ja Zeiten gegeben haben, wo dies Wort galt. Wenn sich aber ihrer Zeit unter solcher Anschauung eine kräftige Abneigung gegen die bei uns in Norddeutschland die Macht leider recht einseitig vertretenden Klassen bei mir entwickelt hat, so glaube ich auch hierin meinen alten Jungk richtig verstanden zu haben.

Die Themen für deutsche Aufsätze waren meist aus der schönen Literatur entnommen: Dichterstellen oder Sinnsprüche usw. aus den alten oder den deutschen Klassikern: *Ὁ μη δαρεισ ἀνθρωπος ουκ παιδευεται.* „Dem herrlichsten, was je der Geist empfangen usw.“ oder „Naive und sentimentale Dichtung bei Schiller“, „Das Romantische bei Goethe usw.“ Also wie heute auch, nur blieb es uns ganz überlassen, was wir schreiben wollten. Das Thema schloß sich wohl an das an, was im Unterricht besprochen war, aber es wurde keineswegs vorher mit uns durchgenommen, Dispositionen wurden uns weder gegeben, noch hatten wir solche aufzustellen. Meine Leistungen im deutschen Aufsatz waren nicht schlecht, und schließlich blühte mir ein „Erfolg“. Von einem früheren Direktor unseres Gymnasiums (Gädecke) bestand eine Stiftung: Oberprima schrieb alljährlich in vierstündiger Klausur einen deutschen Aufsatz. Zwei der Arbeiten wurden prämiiert; Hauptpreis fünf Friedrichsdor, zweiter Preis (Akzessit) drei Friedrichsdor. Diesmal war das Thema: *„Αἰεν ἀριστευειν και ὑπειροχον ἐμμεναι ἀλλων“*, und ich erschrieb mir das Akzessit. Es hat mich wenig gegrämt, daß mir der Hauptpreis entgangen war, aber nachträglich hat es mir zu denken gegeben, wie das zuging. Der Mitschüler nämlich, der den ersten Preis gewann, hatte sich nie durch gute Aufsätze bemerkbar gemacht und in diesem Falle hatte er höchst unlautere Mittel angewandt, die zu erzählen zu langweilig ist. Wir wußten das alle, aber keiner stellte ihn deshalb zur Rede. Schulbubenmoral!

Der zweite meiner Lehrer, dem ich bleibenden Dank zolle, ist Prof. Bertram, der später als städtischer Schulrat sich um die Entwicklung des Berliner Schulwesens sehr verdient gemacht hat. Mit seinem Eintreten als Lehrer der Mathematik und Physik in den höheren Klassen zog hier ein neuer Geist ein. Bis dahin hatte ein Prof. R. den mathematischen usw. Unterricht gehabt. Ein bis zur Grausamkeit pedantischer Pädagoge, der den Unterricht in diesen Fächern nach Art einer Klippschule betrieb. Das Resultat war, daß keiner sich interessierte, aber alle gleichviel — hersagen konnten. Bertram hatte bald eine kleine begeisterte Gemeinde, mit den anderen gab er sich nicht sehr viel ab, aber am Ende wußten sie auch nicht weniger als unter jenem anderen, dem Schulmeister!

Der dritte war unser Direktor Bonnell. Er gab den Religionsunterricht in Prima und lehrte höchst eifrig — die Lehren der Kirchenväter! Mir gaben besonders die Todsünde und die Temperamente viel zu denken. Daß die Todsünde diejenige Sünde sei, die nicht durch das Temperament entschuldigt ist, diese psychologische Behandlung des Gegenstandes leuchtete mir sehr ein.

Schon seit der Einsegnung (Konfirmation), die in meinem achtzehnten Jahre in Prima erfolgte, gärte in mir die Notwendigkeit, mich mit dem Dogma auseinanderzusetzen. Es war die Einsetzung des Abendmahls, die schrecklichen Worte: „Wer dies isset und glaubet nicht daran, der isset sich selbst das Gericht", die mich zuerst aufregten und widerspenstig machten. „Glaubet daran!" Ich gab mir alle Mühe, daran zu glauben, aber woran denn? — Daß das Christi Fleisch sei? — Unmöglich! Also war ich verdammt. Ich habe getan, was ich konnte, um meinen Glauben zu stärken! Einen eifrigeren Bibelleser meines Alters dürfte es selten gegeben haben, aber der Glaube blieb gänzlich aus, und ich war sehr zufrieden, als ich endlich nach allem Ringen und Quälen mir zu sagen wagte: „Ein Gericht,

das mit dem Begriff der Schuld so umspringt, ist keines." Dazu kam die Dreieinigkeit, die damals mit ihrem 3 = 1 mich quälte und schließlich langweilte.

Wie viele ernste Dinge, so hat auch diese meine religiöse Selbstquälerei ihre humoristische Seite. Ich sagte, wie eifrig ich das Neue Testament las, vom Evangelium Johannis konnte ich die ersten Kapitel fast auswendig. Im mündlichen Abiturientenexamen mußte dann ein Abschnitt aus dem griechischen Neuen Testament ex tempore ins Deutsche übertragen werden. Ich bekam das erste Kapitel des Johannis vorgelegt und übersetzte es glatt herunter und obendrein im lutherischen Text! Ich sehe noch die Verblüffung des gesamten Kollegiums, vom Oberschulrat angefangen, über meine glänzende Leistung. Bonnell, auf dessen Rechnung das ging, schmunzelte höchst befriedigt. „Ja, ja, der R., wenn er nur will!"

Die Schuldisziplin lag damals für alle ernsteren Fälle in der Hand des Klassenlehrers (Ordinarius, Oberlehrer) und in höchster Instanz in der des Direktors. Bonnell war nicht streng, kein Pedant, bei einem pedantischen, ein wenig lächerlichen Äußeren ernst und würdig. In den längeren Zwischenpausen pflegte er an der großen Treppe zu stehen, um uns zu beaugenscheinigen und sich den einen oder anderen zu einer Ermahnung herauszugreifen. Hier gab er auch Audienz für solche, die Anliegen oder Beschwerden vorzubringen hatten. Solche Audienzen verliefen meist zur Befriedigung des Gehörten; er wußte uns bei der Ehre und gelegentlich auch einmal am Herzen zu packen.

Groß war der Einfluß des Klassenlehrers, und ein harter Klassenlehrer wie der genannte R. konnte uns das Leben schwer machen. Erreicht wurde durch solche Strenge nichts Erfreuliches, höchstens die „Ruhe des Kirchhofes", solange er in Sicht war. Auf den unteren Klassen (bis Quarta) erteilte der Lehrer offizielle „Lobe" oder „Tadel", die in das Klassen-

buch eingetragen wurden und später in das vierteljährliche Zeugnis kamen. Außerdem gab es als Strafe bis Sekunda „Nachsitzen", das in der Klasse nach dem Unterricht abgemacht wurde. Früher sollte es ein „Karzer" gegeben haben. Für ganz schwere Delikte Vorladung vor die Lehrerkonferenz, was dann meist zur Entlassung von der Schule führte. Dies ereignete sich, außer bei ganz konsequenter Faulheit und Unfähigkeit, bei Tätlichkeit gegen einen Lehrer. Solche kam zwei oder dreimal vor, immer auf Sekunda oder Prima und als Akt der Notwehr oder unmittelbaren Vergeltung gegen Tätlichkeit seitens der Lehrer selbst. Ganz vereinzelt folgte auf die Vorladung vor die Lehrerkonferenz eine offizielle körperliche Züchtigung; der Verurteilte wurde vom Schuldiener in Anwesenheit des Direktors und Klassenlehrers mit einem spanischen Röhrchen „ausgehauen". Diese Strafe galt für schwer entehrend — eine so harmlose Auffassung der Prügelstrafe, wie sie bei den Engländern noch heute besteht, wäre uns unbegreiflich gewesen. Sie traf nur solche, welche bereits anrüchig waren und wohl immer waren moralische Delikte in Frage. Übrigens wurde die ganze Angelegenheit stets höchst diskret behandelt und man erfuhr nichts Sicheres darüber; doch habe ich einmal den Schuldiener (Pedell) Lange mit dem obligaten Röhrchen vor dem Amtszimmer des Direktors in Erwartung des Delinquenten stehen sehen.

Etwas anderes war es mit einer gelegentlichen „körperlichen Züchtigung" auf den untersten Klassen durch einen Lehrer. Auf Quinta oder Quarta hat mich selbst einmal der Oberlehrer der Klasse richtig „übergezogen". Vermutlich, weil ich mich gegen einen anderen Lehrer frech benommen hatte. Dies Ereignis hat niemand in Aufregung versetzt.

Übermütig und gelegentlich frech genug waren wir. Rassen- oder Religionsgegensätze spielten damals gar keine Rolle. Die Lehrer hatten es nicht leicht, sobald sie sich irgend Blößen gaben, und leider ist zuzugeben, daß gerade die gelehrtesten

uns nicht immer imponierten. Was uns imponierte, war das Geltendmachen klarer Gesichtspunkte — nur keine philologischen! —, die Fülle des gegebenen Stoffes und eigenes Interesse des Lehrers am Gegenstand. Für die große Masse der Schüler war der Gegenstand des Unterrichts gleichgültig. Sie beteiligten sich an allem mit dem gleichen Eifer und Erfolg, meist war er nicht groß; doch gab es einzelne wohlerzogene auch begabte Knaben, die in beiden Sprachen und in Mathematik an der Spitze waren. Wir unbändigeren Elemente waren nicht unter ihnen. Wir waren im Sprachunterricht oft störend. In den Naturwissenschaften (Physik), Geschichte, auch Mathematik und im Deutschen waren wir mehr interessiert und also bei der Sache, hier waren uns jene Frömmeren auch weniger über. Ich habe es in den Sprachen nicht über ein schwaches Mittelmaß gebracht, ich habe sie geradezu vernachlässigt, doch, das möchte ich hier betonen, fiel es meinem Vater nicht ein, mir Privatstunden erteilen zu lassen, und dies, obgleich ihm wenig Dinge mehr am Herzen lagen wie das Fortkommen seiner Söhne auf der Schule. Er meinte wohl, es sei besser, wenn ich durch meinen Mißerfolg zu der Einsicht gebracht werde, daß ich mich zusammennehmen müsse, und er behielt recht — schließlich nahm ich mich doch noch rechtzeitig so weit zusammen, daß ich wieder in die Reihe kam. Ich meine, daß man heutzutage mit den Nachhilfen viel zu schnell bei der Hand ist.

Ich stehe nicht an, nicht nur für mich persönlich, sondern ganz allgemein auszusprechen, daß die Sprachen, die alten wie die modernen, sich keines großen Interesses bei den Schülern erfreuten, die modernen Sprachen waren entweder in Händen von untergeordneten Kräften oder wurden von klassischen Philologen nebenbei versehen. Im lateinischen und griechischen Unterricht traten in den höheren Klassen, wo die Lehrer uns etwas zutrauten, philologische Gesichtspunkte in den Vorder-

grund, und daß diese bei den Knaben selten Gegenliebe finden, ist begreiflich.

Eine geradezu verderbliche Einrichtung war der „lateinische Aufsatz", der in Prima und bei dem Abiturientenexamen eine große Rolle spielte. So weit ging unsere Beherrschung des lateinischen Ausdrucks nicht, daß wir ernste Gedankenreihen in ihm hätten entwickeln können, und so wurde dieser lateinische Aufsatz eine Reinkultur von Phrasen, und dadurch, daß er uns an solche Phrasendrescherei gewöhnte, eine Gefahr. Ich bin fest überzeugt, daß dieser Unsinn, ich meine den lateinischen Aufsatz, noch aus den Retorenschulen der römischen Kaiserzeit stammte, wenigstens war ich, als ich deren Schilderung bei Gregorovius las, über die Ähnlichkeit der Themen höchlichst erstaunt.

Mir hat der Unterricht in den alten Sprachen schlechterdings keinen direkten Gewinn für das Leben gebracht, und dennoch bin ich noch heute nicht auf der Seite der Radikalreformer des Gymnasialunterrichts. — Ich blicke auf eine hinter mir liegende Zeit zurück, in der ich als Vorstandsmitglied, schließlich als Vorsitzender der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, an den Bestrebungen für die Förderung des mathematisch-naturwissenschaftlichen und speziell des biologischen Unterrichts an den Mittelschulen sogar sehr aktiv teilgenommen habe, denn unsere Gesellschaft war, als ich zur Mitarbeit kam, bereits so entschieden für die Reform eingetreten, daß mir nichts anderes übrigblieb, als eifrig weiterzuarbeiten. Ich habe zahlreiche Versammlungen, die der Vorbereitung dieser Reform dienten, mitgemacht und die Beschwerden und die Gesichtspunkte der Reformer kennengelernt. Ich bin erstaunt gewesen über den weitgehenden Ingrimm gegen die Herrschaft der alten Sprachen, den ich bei einigen hochbegabten und erfolgreichen Gymnasiallehrern fand, ich bin hoch erfreut gewesen über die Begeisterung, von der das Gesamt der Reformbestrebungen getragen wird. Die ernste Arbeit, die all diese Männer an sie

setzen, die Zuversichtlichkeit, mit der sie den schönsten Einfluß der den Knaben zu eröffnenden Beschäftigung mit der Natur auf deren Entwicklung voraussehen, das alles hat mir Achtung eingeflößt, ja mich in ernstem Sinne gerührt, und doch stehe ich dieser Reform zurückhaltend, skeptisch gegenüber und halte an der klassischen Bildung fest.

Unter den Vertretern weitgehender Reform muß man zwei ganz verschiedene Gruppen unterscheiden. Einmal diejenigen, die Beruf für Mathematik, Naturwissenschaften, Begabung für sie und Verständnis für ihre Aufgaben haben. Hier handelt es sich um Schulmänner, wie ich sie eben skizzierte, oder um Naturforscher, eigentliche Forscher oder Praktiker, also Leute, die legitimiert sind mitzusprechen. Ihnen gebe ich ohne weiteres zu, daß es zu bedauern wäre, wenn ein Mensch mit Begabung für Naturwissenschaft oder Mathematik auf der Schule gar keine Anregung zur Entwicklung dieser seiner Anlage erhalten sollte. Ich gebe ihnen ferner unbedingt zu, daß für solche Beanlagten der naturwissenschaftliche Unterricht auf der Mittelschule dem späteren auf der Hochschule sehr wirksam vorarbeiten kann, und auch dies erkenne ich an, daß für solche *so Beanlagten* der naturwissenschaftliche Schulunterricht ein Bildungsmittel ersten Ranges ist. Daß er aber berufen sei, *allgemein* die klassischen Sprachen zu ersetzen, müßte ich bestreiten. Das Streben jener Herren geht aber auch gar nicht so weit. Sie streiten gegen die klassische Bildung nur so weit, als sie in der Schule die Pflege naturwissenschaftlicher Bildung ganz in den Hintergrund drängt.

Die andere Gruppe wird weniger von solcher Begeisterung für die Naturwissenschaften als von Abneigung gegen die klassische Bildung geleitet. Bei vielen beruht solche Abneigung auf der Erinnerung an die traurige Rolle, die sie selbst auf der Schule gespielt. Sie hätten, so meinen sie, besser abgeschnitten, wenn nicht das Latein und Griechisch gewesen wäre. Manchem ist auch die klassische *Bildung* ein Dorn im Auge, einfach weil

sie ihm abgeht, und unter diesen sind genug, deren Abneigung sich nicht sowohl gegen die klassische, als gegen wissenschaftschaftliche Bildung überhaupt richtet. Sie spielen sich als Anhänger der modernen Schulreform auf und spiegeln wohl auch Interesse für Naturwissenschaften vor, obgleich ihr Streben und ihr Reformbedürfnis lediglich darauf geht, den lieben Söhnen das Fortkommen zu erleichtern. Sie treten oft für die modernen Sprachen ein. Unter ihnen habe ich auch die meisten derer gefunden, die das Abiturientenexamen abgeschafft haben möchten. Von all diesen haben wenige mich vom Ernste ihrer Bestrebungen überzeugen können, und auch diese wenigen haben mich nie sympathisch berührt.

Mein Standpunkt ist der: Es besteht ganz offenbar der sehr verbreitete Wunsch, daß im Unterricht auf der Mittelschule der Schwerpunkt nicht wie bisher ausschließlich auf die alten Sprachen gelegt werde. Man wird guttun, dem so weit Rechnung zu tragen, daß von Quarta ab einige Stunden, sagen wir zwei bis drei Stunden wöchentlich, diesen zugunsten der Naturwissenschaften entzogen werden, und daß für die Versetzungen und für das Abiturientenexamen nichtgenügende Leistungen in den klassischen Sprachen durch besonders gute Leistungen in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern ausgeglichen werden können. Die gewonnenen Stunden sollen dem naturwissenschaftlichen, nicht dem mathematischen Unterricht zugute kommen. Dem mathematischen ist bereits genügender Raum gegönnt, wollte man darin weitergehen, so würde man ernstlich in die höhere Mathematik eingehen müssen, und diese verlangt eine besondere, gar nicht selten fehlende Beanlagung. Eine Einführung in die höhere Mathematik sollte aber nicht unterbleiben. Gerade hier sind die Unterrichtsmethoden so gepflegt, daß jeder Primaner sollte folgen können.

Von den Naturwissenschaften ist die Biologie in den Mittelklassen zu behandeln, und zwar in Quarta Zoologie (Insekten) und Botanik abwechselnd, und Himmelskunde, beides mit

Exkursionen. In Tertia abwechselnd Botanik und Entwicklungsgeschichte (Phylogenie und Ontologie). In Untersekunda Pflanzenphysiologie und Geologie, Obersekunda Physik und Geologie; Prima: Physik, Chemie, Geologie, Himmelskunde, diese beiden (einstündig) mit Exkursionen. Physik und Chemie sollen zusammen drei Stunden erhalten und so abwechseln, daß ein Semester die Chemie, das andere Semester die Physik zwei Stunden erhält. Denen, die Lust dazu haben, soll durch Mitarbeit bei der Vorbereitung der Vorlesungsdemonstrationen oder irgendwie sonst Gelegenheit gegeben werden, sich in Physik oder Chemie praktisch zu betätigen. In diesen praktischen Übungen ist es besser, jeden Schüler bei einem Fach festzuhalten, und deshalb darf keines von beiden in einem Semester ganz ausfallen.

Damit ist es genug, die Führung muß dem Lateinischen und Griechischen verbleiben. Die alten Sprachen, vor allem die lateinische, sind als Bildungsmittel für den jugendlichen Geist der Durchschnittsknaben geeignet wie kein anderes. Hier sind die Unterrichtsmethoden so entwickelt, daß jeder bei genügendem Fleiß so viel leisten kann, um (bei gegebener Möglichkeit des Ausgleichs) an ihnen nicht zu stranden. Die Entwicklung der Methodik, die vorzüglichen Lehrmittel geben dem Schüler die Möglichkeit, sich in eigener Arbeit zu betätigen und selbst in sicher qualifizierbaren Leistungen den Erfolg seiner Arbeit zu erkennen; nirgends auf der Schule ist es so wie hier die ehrliche Arbeit im Gegensatz zum Talent, welche entscheidet, und die Arbeit ist es, die dem Knaben den Respekt vor dem Gegenstand gibt. Respekt vor der alten klassischen Zeit, den will ich der Jugend erhalten wissen. Woher kommen denn unsern Knaben jene Vorurteile, die die kostbarsten Inventarstücke der jugendlichen Seele darstellen: Mannesmut, Gerechtigkeit, Großmut und Aufopferungsfähigkeit, Vaterlandsliebe und der Sinn für den Staat, die Achtung vor seelischer Größe, vor Wahrheit und Schönheit, und die

richtige Schätzung von Banausen- und Knotentum? Ich glaube wenigstens für mich zu wissen, daß es die Kämpfe vor Troja und bei Marathon und Salamis, daß es Achilles und Hektor, Themistokles, Miltiades und Aristides, die Horatier und Kuriatier, daß es Alexander, Hannibal und Brutus, daß es das Athen des Perikles mit Plato und Sokrates sind, denen ich die Empfänglichkeit für alles dies zuerst danke. Jene Zeiten und jene Heroen, um die Tausende von Jahren einen unverwelklichen Kranz ewig junger Sagen so reich und fest geflochten haben, daß keine Kritik ihn uns entblättert. Auch Gustav Adolf, Friedrich, Napoleon und Cromwell sind Heroen, doch wird niemand glauben, daß sie jene ersetzen können. In reiferem Alter sind freilich dem Preußen Friedrich, dem Protestanten Gustav Adolf mehr. Doch stehen sie den Kämpfen, die heute die Welt bewegen, zu nahe, sie engen einerseits den Gesichtskreis ein und stehen andererseits für das Kindes- und Knabenalter zu hoch, diese Helden der Geschichte. Jene „göttlichen Raufbolde" sind dem Kinde faßlich und in der Tat ganz einzigartig geeignet, seinem Drang ins Ideale Haltung und Richtung zu geben. Das ist dann weiter das Besondere der Erziehung im Klassizismus, daß die Verehrung der klassischen Literatur mit der seiner Heroen sich verschmelzen und daß beide sich gegenseitig tragen. So die Sachen angesehen, versöhne ich mich gern mit der Herrschaft der alten Sprachen auf dem Gymnasium und würde der Frage, ob sie dort als Bildungsmittel des Knaben durch Mathematik und Naturwissenschaften ersetzt werden können, lieber aus dem Wege gehen, als sie zugunsten dieser entschieden zu sehen.

Für die Frage, die uns hier beschäftigt, ist doch dies festzuhalten, daß wir nicht von Elementarschulen, sondern von Mittelschulen (Gymnasien) sprechen: wessen Begabung wirklich so gering ist, daß er das nicht leisten kann, was bei so beschränkten Ansprüchen in Griechisch und Lateinisch auf dem Gymnasium verlangt werden muß, der gehört da nicht hin,

wo die Blüte des kommenden Geschlechts erzogen werden soll; es wäre nicht zu rechtfertigen, wenn die Rücksicht auf solche Minderbegabte dahin führen würde, daß dort nicht mehr die Erziehung erteilt würde, bei der die Menschheit auf ihre Rechnung kommt. Die seltenen Talente und Begabungen, die sich in solche Erziehung nicht zu schicken wissen, werden immer ihren Weg finden, selbst wenn ihnen der des Realgymnasiums aus irgendeinem Grund nicht passend oder nicht zugänglich sein sollte. Nur freilich muß dafür Sorge getragen werden, daß nicht der Mangel der Gymnasialbildung oder selbst jeder Schulbildung den Zutritt zur Universität durchaus verschließt. Die Einrichtungen für die Erziehung der Jugend mögen sein, wie sie wollen, immer muß dem Genius, den sein Geschick früh auf die Seite drängt, ein Loch offen bleiben, durch das er an die Stelle schlüpfen kann, die ihm dient! Wer dazu einer Erläuterung bedarf, der findet sie in Wilh. Ostwald: „Große Männer" (wobei ich leider mich dagegen verwahren muß, daß Ostwalds Art, diese Dinge zu behandeln und darzustellen, etwa mir nach dem Herzen sei). Auch muß die absolute Herrschaft der Philologen im Abiturientenexamen für die Extraneen aufhören. Es muß auch für sie die Möglichkeit bestehen, schlechte Leistungen in den klassischen Sprachen durch gute auf anderen Gebieten auszugleichen. Es sollte nicht vorkommen, daß, wie es leider noch immer geschieht, Extraneen wahllos spezifisch philologisch gefärbten Gymnasien zugewiesen werden, wo ihnen das Lateinische allein rettungslos den Hals bricht. Durch solche Rücksichtslosigkeiten arbeitet man denen in die Hände, die das Abiturientenexamen abschaffen möchten. Ich gehöre keineswegs zu diesen, ich halte diesen Abschluß der Mittelschulzeit für unentbehrlich. Einmal weil das drohende Examen viele der Schwachen, aber auch die auf praktische Berufsarten Gerichteten, früher abzugehen veranlaßt und so die Prima entlastet. Ferner halte ich das Abiturientenexamen für einen wichtigen Ansporn und Zügel für

die Herren Primaner. Jenem seinem entlastenden Einfluß wirkt es freilich höchst nachdrücklich entgegen, wenn, immer mehr, von den Aspiranten aller möglichen Berufsarten das Abiturientenzeugnis verlangt wird, so für Postfach, für Techniker behufs Erlangung eines Diploms, auch für Tier- und Zahnärzte wird es angestrebt. Nichts verkehrter wie dies! Wer die Dinge kennt, weiß, daß hier ganz unsachliche Motive im Spiele sind: man will das Ansehen der Berufsart heben und den Zugang erschweren — eine Art Schutzzoll. Auch das halte ich für verkehrt, wenn bei den Offiziersaspiranten auf das Abiturientenexamen Wert gelegt wird. Wenn manche Regimentskommandöre ihren Stolz darein setzen, möglichst viel Offiziere „mit Abitur" zu haben, so hat dies Liebäugeln mit wissenschaftlicher Bildung um so weniger Zweck, als die Hochachtung vor dieser an den maßgebenden Stellen nach wie vor nicht tief sitzt. Am Ton und in der Haltung des Offizierkorps ändern diese „Männer mit Abitur" so wenig wie — an ihrer Stelle — die „Renommier-Schulzes" in den Garderegimentern.

Sehr der Überlegung wert scheint es mir, ob der Unterrichtsplan der Gymnasien und Oberrealschulen nicht dahin geändert werden könnte, daß die Schüler ein Jahr früher fertig würden. Der Abgang mit Abiturientenexamen erfolgt heute selten mehr vor dem Ende des 18. Jahres, aber sehr oft später, und das scheint mir später als wünschenswert. Freilich würde eine Beschneidung des Unterrichtsplanes dazu nötig sein, doch erscheint mir eine solche bei gutem Willen an maßgebender Stelle, d. h. in den Lehrerkollegien, nicht von vornherein unmöglich. Ethische Bedenken gegen den Übergang der jungen Leute in ihren Beruf mit $17\frac{1}{2}$ statt mit $18\frac{1}{2}$ Jahren möchte ich ganz entschieden ablehnen.

Ich komme endlich wieder auf meine Schulzeit zurück.

In den Zwischenstunden wurde viel geneckt, geschrien und oft geprügelt. — Anregung zu Sportbestrebungen gab nur

der Turnplatz, Mittwoch und Sonnabend Nachmittag. Der war in Moabit, ungefähr drei Viertelstunden vom Brandenburger Tor aus zu gehen. Dort wurde nur Geräteturnen geübt, für das ich gar keine Begabung hatte. Schließlich endete die Sache wenigstens am Sonnabend mit einem großen Ritter- und Bürgerspiel. Die Kräfte wurden möglichst gerecht in zwei Parteien, jede zwischen 50, 60, oft viel mehr Knaben stark, verteilt, die sich nach gewissen, sehr oberflächlichen Regeln bekriegten. Zuletzt handelte es sich darum, durch Einbringung von Gefangenen die Gegenpartei zu schwächen. War das so weit gelungen, daß sie das Feld nicht mehr halten konnte, so mußte noch die Burg gestürmt und der Hauptmann gefangen werden, erst mit dessen Einbringung war die Niederlage entschieden. Dabei ging es oft recht derb zu, um so mehr, als sich auf dem Turnplatz Schüler aller Klassen und von verschiedenen Schulen zusammenfanden, Körperkraft machte alles aus, und wir mutigen Kleinen trugen weit mehr Beulen als Ruhm nach Hause. Weiter war außer Schlittschuhlaufen von Sportübungen nur noch Ballspiel und Barlauf im Schwange. Zeitweilig als Tertianer und Sekundaner habe ich mich an großen Ballspielen auf der Schlächterwiese (Rixdorf-Neukölln) beteiligt, unter dem Einfluß einer guten knabenreichen Familie, die ihrerseits unter englischen Einflüssen stand; doch war mir eine gewisse körperliche Ungeschicklichkeit eigen. Nur Barlauf hatte ich gern und darin brachte ich es zu leidlicher Gewandtheit. Nachträglich hat es mich sehr stolz gemacht, als ich las, daß Barlauf auch das einzige derartige Spiel gewesen ist, dem Napoleon gern oblag.

Der sogenannte „Penalismus" war auf dem Werderschen Gymnasium nicht zu Hause. Kneipenlaufen, Poussagen und all derartiges machte sich nicht bemerkbar. Gelegentlich kamen einige ältere Schüler von anderen Gymnasien, die solche Dinge offenkundig betrieben; meist kamen sie im Unterricht schlecht mit, standen ganz isoliert und sind nach einigen Semestern wieder verschwunden.

Es gab festliche Veranstaltungen, welche die Prima vereinte. Die eine war der Geburtstag des Direktor Bonnell. Da brachten wir Primaner ein Fackelständchen auf dem geräumigen Schulhof, an das sich, als geduldeter Exzeß, ein zahmes „Seidel" bei Niquet (Jägerstraße, Oberwallstraßenecke) anschloß, — das Gymnasium lag damals am Werderschen Markt in der Ecke zwischen Fürstenhaus und Münze.

Die zweite Gelegenheit gab die „Abendunterhaltung", die alljährlich im Februar im großen Hörsaal vor einem geladenen Publikum stattfand, das aus Verwandten der mitwirkenden und anderer Primaner, bevorzugten Schülern unterer Klassen und Gönnern der Schule bestand. Das Unternehmen lag in der Hand der Oberprima, und ganz allein deren Schülern ob. Es fand sich rechtzeitig einer — diesmal war ich es —, der den Beruf verspürte, die Sache in Fluß zu bringen. In einer Zwischenstunde wurde eine konstituierende Versammlung abgehalten mit Einsetzung eines Komitees. Dieses wandte sich an Professor Jungk, der in geschicktester Weise uns die Sache in den Händen ließ, mit seiner Unterstützung wurde das Programm festgestellt. Wir brachten Schneiders „Reisenden Studenten", Volksszenen aus dem „Egmont", die große Szene aus „Don Carlos" zwischen Philipp und Marquis Posa. Im „Reisenden Studenten" brachten wir als Hannchen einen jugendlichen Primaner auf die Bretter, der als Mädchen Furore machte, ich fand ihn später als ernsten Ehemann und Fabrikdirektor (Behrendt) wieder. Der Philipp im „Don Carlos" war kein Geringerer als der berühmte Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, damals ein dicker, sehr selbstbewußter Jüngling; er gab außerdem die bekannte Arie des Bürgermeisters aus „Zar und Zimmermann" sehr eindrucksvoll wieder. Hier traf allgemeine Begabung mit der theatralischen zusammen, sonst war dies entschieden nicht der Fall. Unsere mimischen Talente gehörten fast alle der letzten Bank an und standen im Geruch eines weniger löblichen Lebenswandel.

Hinter dieser Abendunterhaltung kam eine Art Festgelage, bei dem es sehr anständig zuging. Auch „Hannchen" war dabei und die längste Zeit der „alte Jungk".

Ostern 1858 machte ich das Abiturientenexamen und schied von der Schule ohne jedes Bedauern, aber auch ohne jeden Groll. Irgendwelche freundschaftliche Beziehungen nahm ich nicht mit. Neun Jahre lang hatte ich auf diesem gleichen Gymnasium zugebracht, mit manchem meiner Mitschüler hatte ich jahrelang Schulter an Schulter gesessen und doch war ich keinem nahegetreten, mit keinem war ein häuslicher Verkehr in Gang gekommen, obgleich meine Eltern solchen wünschten und begünstigten, weil ich daheim nur die Schwester hatte, der Bruder war von meinem zwölften bis fünfzehnten Jahr nicht daheim. Dabei war ich ein Knabe wie die andern auch und ein anschlußbedürftiges Gemüt.

Auf dem Wege von und nach der Schule fanden wir Knaben, die wir in der gleichen Stadtgegend wohnten, uns wohl zusammen, ebenso die im gleichen Hause wohnenden zu allerhand Spielen, ein Gedankenaustausch fand kaum statt, außer wenn wir uns im Haß oder in der Liebe eines Lehrers trafen. Wir sahen uns nur an neutralen Orten, und in Obersekunda und Prima, wo nicht mehr die Spielgelegenheit einen solchen neutralen Platz schuf, wurde die Isolierung noch vollständiger, und, so traurig es klingt, es war gut so; ich werde mich über die Gefahren der Schulfreundschaften sogleich äußern. Die einzige Freundschaft, die ich aus der Kinderzeit in das Leben hinübergenommen habe, ist die mit Hugo Kunheim, sie stammt aus meinem fünften Lebensjahr und hat bis zum Tode meines Freundes gedauert.

Die Schulfreundschaften sind wirklich von sehr zweifelhaftem Wert. Ich habe auch bei anderen von ihrem guten Einfluß wenig gemerkt, hingegen habe ich es wohl mit ihren schlechten

Seiten zu tun bekommen. Das Schülermaterial ist denn doch ein sozial zu gemischtes, als daß nicht ethisch minderwertige Elemente darunter sein sollten. Auf den oberen Gymnasialklassen kann man wohl hoffen, daß die bessere Erziehung den, dem sie zuteil ward, gegen Beeinflussung durch solche schützt, in den Vorschulklassen aber und den unteren Gymnasialklassen werden jene ethisch Minderwertigen um so gefährlicher, als der Moralkodex selbst gut erzogener Knaben da noch ein sehr lückenhafter zu sein pflegt.

Ernst zu nehmen sind solche Beeinflussungen, wenn es sich um sexuelle Anregungen handelt, mit denen sich damals Knaben aus schlechten Familien eher aufdrängten. Diese Gefahren der Schule werden durch nichts besser unterdrückt als durch sachliche Interessen jeder Art, und am wirksamsten dürfte da für Knaben der Sport sein. Aus Erfahrung kann ich über den Sport kaum mitsprechen, denn zu meiner Zeit lag er bei uns in Berlin noch ganz darnieder.

Von der Bedeutung der sexuellen Sphäre für Knaben des Entwicklungsalters habe ich eine unerfreuliche Erinnerung. Ich bin eben noch so davongekommen; schlimme Verführungen sind mir nicht nahegetreten, aber an Anregungen, die meine Fantasie bös erregten, hat es nicht gefehlt, Kämpfe und Selbstquälereien werden hier wohl wenigen Knaben erspart. Zweifellos war das mystische Dunkel, in welches damals noch die ganze Geschlechtssphäre gehüllt wurde, geeignet, unsere Fantasie anzuregen, ob aber die frühzeitige „Aufklärung", die Gewöhnung, diese wie andere natürliche Vorgänge offen zu besprechen, gute Folgen haben wird, muß abgewartet werden. Es kann dadurch den Knaben die frühzeitige Befriedigung des geschlechtlichen Bedürfnisses nahegebracht werden, und das wäre sehr zu fürchten wegen der großen Erregbarkeit der Knaben und der noch wenig gefestigten moralischen Persönlichkeit.

Die starke sexuelle Erregbarkeit vieler Knaben ist nur eine Äußerung ihrer unheimlichen Nervosität. In Verbindung mit

der Labilität der noch wenig gefestigten Persönlichkeit wird diese Nervosität Ursache der Haltlosigkeit der jungen Seelen, die in so erschütternder Weise zum Ausdruck kommt in den bei ihnen leider nicht ganz seltenen Selbsttötungen.

Man soll übrigens die Bedeutung dieser kindlichen Selbsttötungen nicht übertreiben. Sie sind bei den Kindern nicht häufiger wie in späteren Altern und zum größten Teil auf Rechnung entschieden krankhafter Anlagen zu setzen; jedenfalls halte ich es für völlig verkehrt, wenn man in der Sorge vor ihnen so weit geht, daß man jede Anregung des kindlichen Ehrgeizes und Wetteifers nach dem üblen Einfluß beurteilt, den sie etwa auf solche krankhaft beanlagte Kinder ausüben könnte.

Ich war selbst ein sehr nervöser Knabe und habe mich, vielleicht deshalb, für die Nervosität der Kinder, denn sie ist nicht auf die Knaben beschränkt, stets sehr interessiert, und da ich hier einmal auf sie gekommen bin, möchte ich einiges davon erzählen.

Eine recht peinliche Äußerung dieser Nervosität ist das Gefühl des „Sichgrauens", an dem manche Kinder leiden, jener schwer zu beschreibende Zustand, in dem man Bankos Geist auf jedem leeren Stuhle zu sehen — fürchtet, ohne ihn je zu sehen. Ich habe viel in meinem Leben davon auszustehen gehabt. Es handelt sich, wie in dem eben Gesagten liegt, um die Furcht, daß „man etwas sehen werde", daß „etwas kommen werde", vor dem man sich fürchten müsse. Gar nichts Bestimmtes, jemand, irgend etwas, irgendwo, im dunklen Zimmer, in einer dunklen Ecke, hinter dir. Später, als ich von Halluzinationen wußte, habe ich wohl gedacht, es möchte mir eine Halluzination kommen, obgleich ich wußte, daß Halluzinationen nicht schreckhaft zu sein pflegen. Doch hat das Grauen mit dem Halluzinieren nichts zu tun; Maupassant hat durchaus unrecht, wenn er beides zusammenbringt.

Das Grauen kann sich zu Diebes- oder Gespensterfurcht verdichten, doch hat es auch mit Feigheit gar nichts zu tun. Wenn

ich wirklich verdächtige Geräusche hörte oder höre, so war oder ist das Grauen fort und ich gehe ohne Ängstlichkeit nachsehen. Auch habe ich mich später viel in einsamen, nicht ganz sicheren Forsten, ganz allein, fern von jeder menschlichen Behausung bei Tag und bei Nacht bewegt, und ich entsinne mich nicht, daß mir da jenes dumme Gefühl jemals gekommen wäre. Durch Gegenwart eines Menschen, auch eines Kindes, aber nicht eines Tieres, auch nicht von Waffen, ist das Gefühl des Grauen ausgeschlossen, und was sehr merkwürdig ist: es ist nie an mich gekommen, wenn ich in Hotels oder als Gast in fremden Häusern weilte, mochte das Gastzimmer noch so abgelegen, die Situation, wie das auf meinen Reisen gelegentlich der Fall war, auch recht unheimlich sein. Bei mir hat das Lesen einer Erzählung die Entwicklung der schlechten Eigenschaft sehr befördert. Als junges Kind war ich ein wenig „graulich". Um mir das abzugewöhnen, schickte mich der Vater oft in dunkle Stuben. Das machte es nur schlimmer, doch wurde das Grauen nicht so arg, daß ich erheblich darunter gelitten hätte. Dann las ich aber als etwa dreizehnjähriger Knabe eine allerdings sehr aufregende Erzählung: In einem einsamen lothringischen Dorfe langt eines Abends zu harter Winterszeit ein Reisender an. Gegen Mitternacht erwacht er über ein Geräusch wie von Hufschlägen, Heulen wie von einer Hundemeute. Das Geräusch kommt näher; er geht ans Fenster, das er vergeblich zu öffnen sich bemüht. Vor ihm liegt hell im Mondschein die einsame Dorfstraße, geradeaus mit den spärlichen Häusern. Auf ihr sprengt im vollen Lauf ein einsamer Reiter daher und hinter ihm ein starkes Rudel Wölfe. Jetzt ist er gerade unter dem Fenster, eine Pistole in der Hand, schreit er um Hilfe, daß man ihm öffne, niemand rührt sich, alles bleibt still. Schon sind die Verfolger um ihn und beginnen dem Pferd nach dem Hals zu springen. So jagt er fort in die Mondnacht, die hungrige Meute hinter ihm, schnell ist er verschwunden wie er kam. Am andern Tag reist der Erzähler weiter, unweit des Dorfes findet

er Spuren eines Kampfes, die abgeschossene Pistole und Reste des Sattelzeuges. — Diese Erzählung, auch manche ähnliche, saßen fest bei mir, und seitdem habe ich jene peinliche Empfänglichkeit nicht loswerden können. Vor Wölfen habe ich mich aber nie gefürchtet, so oft ich auch später in Dorpat und weit in Rußland, wo es, wie ich selbst kennen lernte, damals noch gefährliche Wölfe gab, und auch in Lothringen auf einsamen Straßen nachts gefahren bin.

Als Arzt habe ich mit manchen Auswüchsen der kindlichen Fantasie zu tun bekommen, auch als Ursache von angeblichen moralischen Fehlern. Davon mag einiges hierher gehören. — Man hört Eltern darüber klagen, daß ihre Kinder so fürchterlich lügen. Nun, sie lügen leider oft genug in gemeinem Sinne; hier ist aber anderes gemeint: solche Kinder erzählen ohne irgend welche Tendenz Erlebnisse, oft lang ausgesponnene Geschichten, die von Anfang bis zu Ende „erfunden" sind. Zum Beispiel: der Vater, ein Großgrundbesitzer, kommt von seinem Vorwerk heimgeritten; auf dem Hof begegnet ihm sein zehnjähriger Sohn, schon wegen „Lügens" bei seinen Geschwistern anrüchig, aber kein Lügner im gemeinen Sinn. „Wo kommst du her, Vater?" „Vom Vorwerk." „Da brennt es ja, Vater!" „Unsinn, ich war ja eben dort!" „Doch, Vater, eben war der Inspektor hier, es brennt, der Stall steht in hellen Flammen, er ist gleich wieder hingeritten." Der Vater reitet nach dem Vorwerk, wo er alles in schönster Ruhe und Ordnung findet; die Geschichte mit dem Inspektor war erfunden. Ähnliche Dinge hat sich dieser Knabe oft geleistet. Schließlich verlor es sich. Um eigentliche Halluzinationen handelt es sich dabei nicht; es sind Fantasien, ein lebhaftes Träumen in wachem Zustande. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen ist groß, und sie imponieren für Wirklichkeit, denn es fehlt noch an der Kritik. Auch bei großer Schwäche kann die Kritik verloren gehen, und dann erlebt man Ähnliches bei

Kranken. Der, zum Beispiel an schwerer Lungenentzündung, Kranke ist nach eingetretener Krise plötzlich aus schwerster Benommenheit und Delirien erwacht, die Vorstellungen, die ihn in den Delirien plagten, sind ihm noch lebhaft gegenwärtig, und weil seine Kritik noch ganz darniederliegt, so nimmt er jene Erinnerungen für wirklich Erlebtes. — Bei den Kindern braucht es dazu keiner Erkrankung, ich nannte solche Vorkommnisse bei ihnen in meinen klinischen Vorträgen „Imaginationsneurosen" — Einbildung! Und solche Einbildung kann bei Kindern merkwürdige Krankheitsbilder machen, die manche zu den hysterischen rechnen. Meiner Ansicht nach ganz mit Unrecht, denn diese Kinder sind nicht hysterisch und brauchen es nicht zu werden. Nur ein Beispiel erzähle ich, das auch Laien interessieren mag: Eine Pfarrersfrau aus Tilsit kommt mit ihrem siebenjährigen Töchterchen. Eine einfache, ruhige, gesunde Frau, ein durchaus nicht verwöhntes, ruhiges Kind, die mittlere ungefähr von sechs Geschwistern, die alle gesund. Das Kind war vor einem halben Jahre mit der Mutter bei starker Kälte auf dem Eis gewesen, hatte im Schnee gepatscht und (wie danach nicht ungewöhnlich) Schmerzen, Brennen in den Fingern der rechten Hand gehabt, die aber vergingen. In der folgenden Nacht wacht das Kind mit den gleichen Schmerzen im zweiten, dritten und vierten Finger der rechten Hand auf. Die Mutter muß ihm die Finger reiben; der Schmerz hört auf, das Kind schläft ein. So geht es seitdem Nacht für Nacht, nur werden die Schmerzen von Mal zu Mal heftiger. Die Kleine schreit vor Schmerzen. Die Ärzte versuchen Narkotica, Chloral in Dosen von mehreren Gramm (sic!). Alles vergeblich, die Schmerzen werden stärker und verbreiten sich auf die linke Hand, den rechten Fuß, den linken Fuß; überall die drei mittleren Glieder, der zweite, dritte, vierte Finger oder Zeh!

Das Kind sah schlecht aus, doch fehlten alle Zeichen einer weiteren Erkrankung. Ich legte es in meiner Klinik in das

Zimmer einer zuverlässigen Schwester und verschrieb destilliertes Wasser. Die strenge Instruktion lautete: „Wenn das Kind wieder um Mitternacht aufwacht, erhält es fünf Tropfen, die werden helfen. Sie sagen das dem Kinde und stehen durchaus nicht auf, um die Finger zu reiben oder sonst die Kleine zu beruhigen.“ So geschah es; das Kind schlief nach einigem Wimmern wieder ein und war und blieb dauernd gesund. Solche Imaginationsneurosen haben in meiner Tätigkeit als Arzt keine geringe Rolle gespielt. Die schnelle, vollkommene und dauernde Heilung unterscheidet diese Fälle von der Hysterie. Bei der Hysterie handelt es sich um einen bleibenden krankhaften, hier um einen vorübergehenden, an das frühe Entwicklungsalter gebundenen, Zustand des Nervensystems.

Universität

1858–1862

Nur adäquate Arbeit befriedigt, ohne Talent bleibt alles Mühsal. Doch geht es oft nicht anders! Denn das Talent liegt nicht immer zutage und Arbeit muß es wecken.

Ostern 1858 hatte ich die Schule hinter mir. Von Talenten oder auch nur Neigung zu bestimmter Tätigkeit brachte ich wenig mit. Ein unbeschriebenes Blatt? Besser stand es mit mir im Ethischen: genügendes Selbstgefühl, wenn auch keineswegs klar bewußter doch fester Wille, lebhaftes Empfinden für Recht und Unrecht, Gut und Schlecht. Auffallender Hang zur Kritik und zur Selbstbetrachtung und hiermit zur Selbstkritik. Nachträglich will es mir auch scheinen, als wäre meine später sehr bestimmende Neigung, jedes Erlebnis unter das Kausalgesetz zu bringen, jede Handlung im Lichte eines Prinzipes, jeden Menschen als Typus zu nehmen, schon der Seele des Knaben nicht fremd gewesen. Dazu ein heftiges Temperament! Keine unbedenkliche Gesamtanlage. Denn der mag sich vorsehen, daß er nicht zu Schaden kommt, der das Leben in Indien ernst nimmt, sagt Kipling! Und warum nur in Indien? — Man wolle es dem alten Manne nachsehn, wenn er so rückschauend das junge Pflänzchen betrachtet! Ich sah viele neben mir auf der bunten Wiese des Lebens blühen und der frische Thau der Jugend auf ihnen funkelte in der Jugendsonne, als wäre es eigenes Licht. Doch der Thau war bald dahin und das Funkeln, und bald auch das Blühen! Und so sind sie mit all den nützlichen Kräutern in die Mahd gegangen.

War es nur Gunst des Geschickes, was aus mir ein wenig mehr werden ließ?

Gut war es, daß mein Entschluß, Arzt zu werden, längst feststand; so wußte ich, daß ich Medizin zu studieren hatte. Mein Vater ließ es ungern geschehen. Er hatte mich zum Regierungsbeamten bestimmt, ich aber war bei der Medizin geblieben. Wie ich zu ihr gekommen bin, weiß ich nicht zu sagen. Mitgewirkt hat die Vorstellung, daß die Tätigkeit des Arztes eine unabhängige und dem Wohl des Mitmenschen geweihte sei; die hohe Achtung, die der „Hausarzt" bei uns genoß, spielte keine kleine Rolle.

Mein älterer Bruder hatte das Gymnasium ein Jahr vor mir verlassen, studierte bereits in Königsberg „Jura" und war in ein „Corps" eingetreten. So war auch mir diese Bahn vorgezeichnet und einige Unberufene ließen es sich angelegen sein, uns für dieses und jenes Corps anzuwerben. Wir schwankten kurze Zeit zwischen Göttingen und Bonn, um schließlich Bonn vorzuziehen. Weshalb wir Brüder uns so entschieden, wußte wieder niemand; der Vater willfahrte unserm Wunsche, ich glaube, im Gefühle seiner Unmacht. In Bonn angelangt, waren wir richtig nach wenigen Tagen in das Corps Hansea „eingesprungen".

Meine Erinnerung an Bonn ist keine besonders warme. Unser Corps bestand aus etwa zwanzig „Aktiven". Dazu einige alte Inventariumsstücke, die längst nicht mehr „aktiv" waren, aber als „alte Herren" mitwirkten. Gern gesehen auf der Mensur als geschickte Sekundanten und gefürchtet wegen ihres langweiligen Renommierens. Die „Aktiven" waren alle anständige junge Leute: ost- und westpreußischer, hannöverscher, auch baltischer, meist adliger Großgrundbesitz, einige Berliner, Rheinländer und Süddeutsche. Die meisten schon über 20 Jahre, also älter wie ich und in den Genüssen der Welt bewandert. Man renommierte wohl, lumpte aber nicht so augenscheinlich, daß nicht sogar ein junger Fuchs, wie ich,

für seinen diesen Dingen ausweichenden Standpunkt Achtung gefunden hätte; es war der vornehme Sinn unseres ersten Chargierten (Franz von Gordon), der darin zum Ausdruck kam. Leider fehlte uns allen zusammen jeder Schwung, unser Leben und Treiben entbehrte jeden Inhaltes: Fechtboden, Frühschoppen, Mittagstisch, Kaffeekat, Spaziergang, Abendkneipe — dazu alle Wochen einmal Mensur und „Konvent"; so war die Zeit ausgefüllt. Ich besuchte zu allgemeiner Bewunderung morgens früh ein Kolleg (Zoologie). Wir verkehrten miteinander, ohne uns nahezutreten, ohne gemeinsame Interessen zu finden; die Bildung und die Interessen der einzelnen waren zu verschieden. Einige waren ohne Abitur („Ackerstudenten" und Einjährig-Freiwillige bei den Husaren), sie gehörten der Poppelsdorfer landwirtschaftlichen Lehranstalt an. Nur in meinem Leibburschen Max Mollard fand ich einen Freund. Ich machte alles mit, trank und vertrug merkwürdigerweise so viel wie einer und stieg fünfmal in den drei Monaten des Sommersemesters auf Mensur. Ich mag wohl keine ganz schlechte Figur gespielt haben, denn, obgleich ich nur ein Sommersemester aktiv blieb, bekam ich nachträglich den dreifarbigen Bierzipfel. Ich war zufrieden, als mich der Vater zum Wintersemester heimbeorderte. Während dieses Wintersemesters habe ich dann in Berlin noch mit den dort anzutreffenden alten Herren unseres Corps verkehrt, dann ging ich meine Wege und sah sie außer Mollard kaum noch wieder. An den später aufkommenden Vereinigungen alter Herren habe ich mich nie beteiligt, obgleich ich als solcher behandelt wurde. Bei mir bestand kein Bedürfnis derart, ich hatte bald ernstere Dinge im Kopfe und fruchtbarere Beziehungen und Erinnerungen zu pflegen, als jene für mich inhaltslosen. Auch konnte ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß diese „Vereinigungen" gelegentlich weitergehenden Zwecken dienten als der Auffrischung jener „holden Jugenderinnerungen".

Es waren die Sachsen und die Westfalen gewesen, mit denen wir am eifrigsten „paukten". Zwischen ihnen und uns bestand eine richtige „Corpsfeindschaft". Diese hatte bei den Sachsen einen ernsten Grund. Vor einigen Monaten war Gordon mit dem damaligen Häuptling der Sachsen losgewesen. Er hatte ihn energisch abgeführt, ein Hieb über den Kopf. Der Hieb war schwer, doch nicht gefährlich, unglücklicherweise kam Rotlauf dazu und der arme Sachse starb. Gordon grämte sich lange und war ernst geworden. Unter den Sachsen war noch der so berühmt gewordene Friedr. Althoff zu sehen. Er war Chargierter gewesen, jetzt seit einem Semester alter Herr. Gleich meine erste Mensur ging gegen einen Sachsenfuchs; ein strammer, großer Bursche, der mir sehr überlegen war. Nach einigen Gängen, die harmlos blieben, trat Althoff an meinen Gegner heran und „pumpte ihm Dessin ein", d. h. sagte ihm, wie er meine Schwäche zu benutzen habe. Diese Schwäche war, daß ich mich gegen Kopfhiebe zu wenig deckte. Das merkte ich nun, Hieb auf Hieb bekam ich auf den Kopf, zum Glück alle flach, so daß ich, da ich als Fuchs auf der Mensur eine leichte Mütze trug, ohne großen Schaden davonkam. Das war meine erste Bekanntschaft mit dem großen Mann. Ich habe später genug mit ihm zu tun gehabt und ihn gut genug kennen gelernt, um mir eine Meinung über ihn bilden zu können, und die mag sogleich hier besprochen werden.

Althoff hatte sich wie so viele, und manche darunter übereilt, in nationaler Begeisternug bald nach ihrer Gründung an der deutschen Universität Straßburg habilitiert. Für wissenschaftliche Produktion fehlte ihm wohl die besondere Begabung, und da er auch als Lehrer außer einiger Popularität, die er bald bei den Studenten gewonnen zu haben scheint, nichts Hervorragendes leistete, brachte er es nur zum Extraordinarius. Sein guter Kopf, seine Rührigkeit machten ihn aber sehr geeignet für die Transaktionen auf innerpolitischen Gebieten, die damals in Straßburg eine große Rolle spielten. So wurde

er vortragender Rat und die rechte Hand des regierenden Mannes in Elsaß-Lothringen.

Es wäre begreiflich gewesen, wenn er das Corpus academicum in Mißstimmung über seinen geringen akademischen Erfolg verlassen hätte, und in dem folgenden amtlichen Verkehr mit der Straßburger Universität konnte solche Entfremdung wohl wachsen. Denn die Straßburger Professoren der ersten Zeit waren sehr selbstbewußte, stolze Männer und brachten ihr stolzes Selbstgefühl auch den Regierungsbehörden gegenüber zur Geltung. Wenn eine solche Körperschaft, wie es das Corpus academicum argentor. getan hat, bei ihrer vorgesetzten Behörde dahin vorstellig wird, daß von der Verleihung von Orden und Titeln an Professoren der Straßburger Universität Abstand genommen werden möge, so ist sie dadurch gekennzeichnet, und ihr Verhältnis zu den Behörden auch.

Als ich später Althoff wiedersah, war ich längst Kliniker in Königsberg und gerade Rektor. Es war in den Weihnachtsferien, ich hatte den Tag auf einer Jagd zugebracht und fand abends spät die Visitenkarte „Fritz Althoff", der Name war mir aus der Unterschrift manchen Erlasses unseres Ministeriums bekannt. Also verfügte ich mich am anderen Morgen in sein Hotel. Althoff war schon fort und ich fuhr ihm in das Landwirtschaftliche Institut nach. Ich schicke ihm meine Karte hinein: „Rektor der Universität". Althoff kommt heraus, meine Karte in der Hand, und beginnt sofort zu schreien: „Ja, mein verehrter Herr Professor, ich habe gar keine Zeit, ich bin mit wichtigen Dingen beschäftigt!" Ich (wörtlich): „Herr Geheimrat, Sie wissen offenbar nicht, wen Sie vor sich haben." Er verblüfft, staunt mich an. Ich: „Sie haben wohl meine Karte nicht gelesen? Ich bin der Rektor der Universität und komme, Sie als solcher zu fragen, wie ich Ihnen nützlich sein kann." — Althoff nach einem schnellen Blick auf die Karte: „Meine verehrte Magnifizenz, verzeihen Sie doch nur! Das ist zu gütig von Ihnen" uff. Wir begingen uns sehr gut; ich konnte ihm

vielfach förderlich sein. Ein kleines Diner, das ich ihm gab, zu dem er sich übrigens nur schwer gewinnen ließ, half unserer Freundschaft auch noch auf die Beine. Ich habe ihn dann oft in sachlichen Angelegenheiten in Berlin zu sprechen gehabt. Nur einmal kam noch ein ähnlicher Auftritt wie bei unserem Zusammentreffen in Königsberg vor; da ich nie, auch nicht das Mindeste für mich von ihm wollte, brauchte ich nichts einzustecken, und er hat mich dann auch immer „gut behandelt". Als ich nach Straßburg ging, habe ich mit meiner Frau bei ihm gegessen. Er und seine anmutige Gemahlin waren höchst liebenswürdige Wirte. Außer Külz-Marburg war noch ein junger Beamter da, ein leidenschaftlicher Bismarckverehrer. Dessen Erzählung von einer Audienz bei Bismarck gab Gelegenheit, Althoff als einen begeisterten Jünger des Reichskanzlers kennen zu lernen.

Althoff war nicht nur äußerlich schroff, er war es auch innerlich, er war gewaltsam und gewalttätig, konnte grob und herausfordernd sein ohne genügende Veranlassung und mit Vorliebe gegen Schwächere. Seiner Bonhomie war nicht zu trauen. Plötzliches Hervorbrechen einer maliziösen Bemerkung im gemütlichsten Geschwätz, mit der er dann den harmlosen Partner völlig in Verwirrung bringen konnte, war nicht ausgeschlossen. Ich sah ihn hochbedeutende Männer, die ihn noch brauchten, in ganz unberechtigter Weise anfahren. Ich erlebte es, daß er einen Freund von mir, der in Berufungsangelegenheiten mit ihm zu verhandeln hatte und allerdings am Abend vorher nicht ganz solide gewesen war, fast zwei Stunden lang quälte, bis er ohnmächtig vor ihm hinfiel. Zufällig kam ich am Tage danach zu Althoff. „Kennen Sie den X.?" fragte er mich. „Es ist sogar ein guter Freund von mir." „Sagen Sie mal, ist denn der so schwächlich?" „Gar nicht, das ist ein strammer Mann!" „Na, denken Sie doch!" und nun erzählte er mir das Vorkommnis in der Hauptsache so, wie ich es schon von jenem gehört hatte. „Ja," sagte ich, „wer Sie noch nicht kennt und zum ersten Male bei

Ihnen ist, der kann sich wohl gelegentlich erschrecken!" „Das hätt' ich aber doch nicht für möglich gehalten", sagte er nachdenklich. Mir machte dieser Ton den persönlichen Verkehr mit ihm nicht angenehm, so daß ich ihn möglichst mied. Nie ist mir das Verständnis dafür aufgegangen, wie ein gebildeter Mann diese Umgangsformen in den Verkehr mit ebenfalls gebildeten Männern — was denn doch die akademischen Lehrer, sogar in höherem Grade, sind — einführen konnte. Wie oft habe ich die angenehmen Formen von Althoffs Vorgängern, dem alten Olshausen und auch Goeppert, vermißt. So habe ich den immer wieder an mich gelangenden Erzählungen von Mißbrauch seiner Gewalt, den Althoff sich auch in ernsteren Dingen Schwachen gegenüber erlaubt haben soll, Glauben schenken müssen. Dazu kam, was ich selbst in Berufungsangelegenheiten anderer mit ihm erlebte. In Königsberg hatte ich viel mit ihm in solchen zu verhandeln, auch für andere Universitäten zog er mich in sein Vertrauen. Immer handelte es sich darum, daß er nicht willens war, sich die Dinge so entwickeln zu lassen, wie legalerweise geschehen sein würde. Statt daß er sich an das Urteil der Fakultäten hielt, bildete er sich sein Urteil aus Mitteilungen seiner Vertrauensmänner, eine sehr gemischte Gesellschaft! Auf diese Weise hatte er sich allerdings eine große Personalkenntnis angeeignet und für fast jede Stellung hatte er seinen Kandidaten. Für diesen galt es nun, Stimmung in der Fakultät zu machen und dies geschah, wenn nicht anders, so, daß, ehe noch die Fakultät in Beratung trat, Althoff oder das Ministerium „vertraulich" an die Fakultät schrieb, um dieser seine Kandidaten nahezubringen. So brachte er es fertig, Lehrstühle nach seinem Urteil zu besetzen, auch ohne den Vorschlägen der Fakultäten Gewalt anzutun. Er ließ die Puppen tanzen, ohne daß man ihn sah, er war hierin ein großer Künstler. So war er auch frühzeitig lebhafter Antisemit und hat die antisemitischen Tendenzen in den Fakultäten erfolgreich befruchtet, so erfolgreich, daß er sich schließlich ohne Gefahr als

frei von Antisemitismus geben konnte. Althoff war ein Mann, der vorurteilslos, unbedenklich seinen Zielen nachging, leider aber, wie ein sehr kluger und weniger „vorurteilsloser" hoher Beamter, der ihn gut kannte, mir sagte: Die krummen Wege waren ihm lieber wie die geraden, er war auf ihnen zu gut zu Haus. Seine Ziele aber waren sachliche, und eigennützige Interessen lagen ihm fern, wenn auch die Strahlen seiner Gunst dem Newtonschen Gesetze folgten, daß ihre Wirkung im Quadrat der Annäherung wuchs. Einflüssen und Wünschen von hoher Stelle trug er Rechnung, ich werde ein Beispiel hierfür später erzählen, in dem aber sein starkes monarchisches Gefühl mitspielte. In seiner Unbedenklichkeit, Sachlichkeit und seiner großen Personenkenntnis lagen die Wurzeln seines Einflusses. Seine Aufgaben stellte er sich von Fall zu Fall, als Träger leitender Ideen habe ich ihn nicht kennengelernt, Fragen des Prinzips hat er, soviel ich erfahren habe, nur gestreift, für keine der damals lebhaft diskutierten Fragen, Reform des Gymnasialunterrichtes, Frauenfrage usw., hat er sich, für oder gegen, bindend eingesetzt. Soll ich seinem Wirken eine „Idee" unterlegen, so müßte dies die sein: den Universitäten, den Fakultäten, ihre Sonderstellung zu nehmen und die akademischen Lehrer vollkommen abhängig von der Zentralstelle in Berlin zu machen.

Mit großem Eifer folgte Althoff den neuen Bewegungen in der wissenschaftlichen Forschung. Hier hat er in einzelnen Fällen einen sehr guten Blick gezeigt und frühzeitig die Bedeutung bestimmter Persönlichkeiten erkannt. So hat er Ehrlich sehr früh gewürdigt und dessen Bestrebungen in munifizentester Weise unterstützt. In anderen Fällen hat er sich vergriffen. Daß er sich auf Unternehmungen eingelassen hat, ohne über ihre Durchführbarkeit, ihre Konsequenzen und ihren Wert sicher zu sein, wäre ein Vorwurf, dem nicht nur solche unruhige Naturen, sondern alle Männer energischer Initiative kaum entgehen. Ein solches Unternehmen war die Begründung der medizinischen Akademien. Das Bestreben, das

reiche Material der Kommunalkrankenhäuser für den Unterricht zu verwerten, war sehr am Platz, und wenn auch diese Akademien als solche keine große Bedeutung gewonnen haben, auch kaum gewinnen konnten, so fristeten sie doch anständig ihr Dasein. Sie haben nützlich für die Fortbildung der Ärzte gewirkt. Mittlerweile sind sie ja Universitäten geworden.

Althoff hat seine ganze Rührigkeit und seinen ganzen Einfluß auch daran gesetzt, daß die Mittel für den höheren Unterricht für Wissenschaft und Kunst reichlich flossen. Es war in Preußen aber auch vor ihm damit nicht schlecht bestellt. Ich habe aus den Staatshaushaltetats eine Zusammenstellung der Aufwendungen für die medizinischen Fakultäten machen lassen. Sie lehrt, daß in Preußen bereits vor 1866 die gleiche Quote der Gesamtausgaben des Staates für sachliche Ausgaben, also die Gehälter nicht eingerechnet, der Fakultäten aufgewendet wurde wie später. Und dabei sind in meiner Zusammenstellung nach 1870 die Abgaben an das Reich nicht in Ansatz gebracht, so daß hiernach der preußische Staat an sachlichen Ausgaben für die Fakultäten früher sogar verhältnismäßig mehr aufgewendet hat.

In der Beschaffung der Mittel schlug Althoff vielfach neue und nicht immer unbedenkliche Wege ein, seit ihm waren die Professoren der medizinischen Fakultät, vielleicht noch mehr wie die der andern, Gegenstand fortgesetzter Bestrebungen, sie mit ihren Einnahmen an den Aufwendungen für die Universitäten zu beteiligen, den Klinikern gegenüber soll sogar der Gedanke aufgetaucht sein, ihre Privatpraxis der Universität nutzbar zu machen. Daß schließlich den Professoren mit größeren Vorlesungseinnahmen Abzüge von diesen für allgemeine Universitätszwecke auferlegt sind, darf man wohl auf seine Rechnung setzen. Wenn aber der betriebsame Leiter dieser Angelegenheiten im preußischen Kultusministerium die Einwilligung in solche Abzüge seitens der Betroffenen bei Gelegenheit von Berufungen zu erzwingen wußte, ehe sie noch gesetzlich waren, so war dies zweifellos ungesetzlich.

Solche durchaus praktische Naturen wie Althoff müssen in ihrer Zeit stehen, um fruchtbar zu werden und ihre Einflüsse sind oft schwer von denen ihrer Zeit zu trennen; doch nimmt das ihren Leistungen so wenig das Verdienst, wie es sie selbst der Verantwortlichkeit nicht enthebt. Verdienst und Verantwortlichkeit, beide wiegen vielmehr um so schwerer, je mehr der Handelnde sich bewußt ist, seiner Zeit zu dienen. Ich glaube nicht, daß Althoff von solchem Bewußtsein geleitet worden ist.

Ich deutete vorhin auf ein Erlebnis, das mir Althoffs Stellung zu höchstgestellten Personen gezeigt habe. Es war etwa 1887, als er mich fragte, ob ich es durchsetzen möchte, dem Zahnarzt des Kronprinzen (später Kaiser Friedrich) den Doctor h. c. in Königsberg zu verschaffen. Der Kronprinz habe einmal, ohne sich etwas dabei zu denken, diesen Zahnarzt „Herr Doktor" angeredet und wünsche nun ernstlich und heftig, daß sein Wort wahr werde. „Habe Bismarck seinen Leibarzt zum Professor gemacht, so sei es nicht unbillig," habe der Kronprinz gesagt, „daß dem Zahnarzt des Kronprinzen des Deutschen Reiches der Doktor verliehen werde!" Man müsse doch, so fügte Althoff hinzu, einen solchen Herzenswunsch des hohen Leidenden zu erfüllen suchen. — Ich antwortete: Die Sache läge mir nicht. Der Doctor h. c. könne bei uns in Königsberg nur mit Einstimmigkeit verliehen werden, und beim besten Willen ihm gefällig zu sein, müßte ich ihm eine ablehnende Stimme garantieren. Auch hier hat mich Althoff richtig verstanden und nach einigen Wochen erhielt ich wieder einen Brief von ihm: die Fakultät in ..... habe sich der „patriotischen Pflicht" unterzogen.

Solange ich noch mit dem Corps in Verbindung gestanden habe, war ich gelegentlich mit meiner roten Mütze und meinem Bande umhergelaufen, und wenn ich sie trug, hatte ich meine corpsstudentische Ehre zu wahren. Bei meinem krakeeligen Gemüte konnten mir ein nicht rechtzeitig entschuldigtes An-

stoßen oder gleichwertige Albernheiten schon Gelegenheit dazu geben. Es kam ein paarmal zu „Forderungen", die recht gefährlich klangen und wohl einem Menschenkinde hätten das Leben kosten können. Sie wurden alle Male durch Dazwischentreten verständiger „alter Herren" unseres Verbandes leicht beigelegt. Wenn ich aber daran denke, wie oft solche verständigen Menschen an der rechten Stelle fehlen und wie nahe dies eigentlich am Frevel stand, ergreift mich ein Haß gegen diese künstliche Schärfung des Ehrbegriffes, der harmlose Knaben, wie ich einer war, in solche Situationen bringen kann.

Das Leben im Corps hat es mir, wie man sieht, nicht angetan, doch sagte ich schon: der Ton bei uns war ein durchaus anständiger; ich nannte schon unseren ersten Chargierten Gordon als den Träger dieses guten Tones. Ich glaube, daß dies letzte ganz allgemein für die Corps mit ihrer straffen Disziplin gilt: Ein guter erster Chargierter macht viel von dem gut, was dem Corpsleben vermöge minderwertiger Gesellen, die sich eindrängen, droht, und es ist mir oft aufgefallen, wie die Corps bei der Wahl ihres ersten Chargierten damals mit gutem Takt die richtige Persönlichkeit trafen. Eines muß ich auch noch sagen: Meine Vorliebe für die anderen Verbindungen, farbentragende und nichtfarbentragende, hat sich im Laufe der Zeiten auch nicht gesteigert. Die Hauptsache ist und bleibt, daß Jugend, unsere deutsche wenigstens, nicht so leicht zu verderben ist. Immer sind unter den Begabteren — die anderen muß man laufen lassen — genug, an deren idealem Sinn man sich freuen mag und die, richtig behandelt, es an rechtschaffenem Streben, das praktischen Rücksichten nicht mehr wie billig Rechnung trägt und an Pietät nicht fehlen lassen. Sie finden sich so gut innerhalb wie außerhalb der Korps und Burschenschaften, bei Juden wie bei Christen.

Ich war nach meiner Vaterstadt als der gleiche zurückgekommen, als der ich sie verlassen hatte. Von irgendeinem

ernsten Interesse war noch immer keine Rede, es war nur gut, daß ich bei der Medizin blieb. So hatte ich jetzt die anatomischen Vorlesungen, daneben Chemie und Physik zu hören. — Ich werde bald erzählen, wie es gekommen ist, daß ich mich mit meinem ganzen Interesse und allem Fleiße in die Anatomie verbiß.

Zunächst besuchte ich die Chemie von Mitscherlich. Keine uninteressante Vorlesung, nur hatte Mitscherlich — wie leider viele der damaligen Berliner Professoren — gar manche ans Lächerliche streifende Sonderbarkeiten. Daneben wollte ich in einem chemischen Laboratorium arbeiten, und nach vielfachen Erkundigungen kam ich in das Privatlaboratorium des Prof. extraord. Schneider. Hier durfte ich mir zunächst alles kaufen, was ich an Gefäßen usw. brauchte, dann gab man mir einen Leitfaden in die Hand und eine Substanz, die ich analysieren sollte. Da stand ich vor meiner Analyse etwa wie vor einem hebräischen Buch; endlich kam ein höherer Diener, ein alter Apotheker, der mir die nötigen Winke gab. Das ging so etwa vierzehn Tage, dann gab ich's auf, weil ich mittlerweile zur Anatomie übergegangen war.

Die Physik bei Dowe war ein gutes Kolleg und sehr besucht, sicher dreihundert bis vierhundert Plätze waren stets besetzt. Sehr gut vorbereitete, zum Teil glänzende Versuche und klarer Vortrag, leider öfters durch Mätzchen verunziert. Gelernt habe ich wenig dort. Ich fand, daß ich das meiste schon wußte aus dem einstündigen Physikunterricht in der Prima des Werderschen Gymnasiums. Der treffliche Bertram hatte uns das sehr einfach vorgetragen und hatte denen, die sich beteiligen wollten, regelmäßig Gelegenheit gegeben, im physikalischen Laboratorium Sonnabend nachmittag mit ihm zu arbeiten. Wir bereiteten dann die Vorlesung der nächsten Woche — so hieß es — vor. Da habe ich im Verkehr mit dem begeisterten Lehrer meine physikalischen Grundbegriffe erhalten und fürs erste genug Physik gelernt. Und wenn heute einer die Lehr-

mittel jenes Gymnasiallaboratoriums, in dem wir uns behelfen mußten, sähe, er würde lachen.

Die Anatomie, an die ich jetzt kam, war damals hinter der Garnisonkirche untergebracht, der Professor war Reichert, eben erst aus Breslau gekommen, der Nachfolger des großen Johannes Müller, der im Sommer 1858 gestorben war. Ich ging zunächst einmal hin, um mir die Sache anzusehen; das Präparieren hatte bereits begonnen. Schon auf dem Flur begegneten mir einige Teile von zu Präparaten zerlegten menschlichen Kadavern, die mit den sie begleitenden Gerüchen meine Widerstandskraft auf eine harte Probe stellten. Mutig drang ich in den Präpariersaal vor, dort lagen nun die Leichen, an denen „präpariert" wurde, die Präparanten dicht um sie mit ihren langen Wachstaftschürzen, alles blutig. Dort ein abgeschnittener Arm, hier ein Bein, dort wieder ein halbierter Kopf — und der Gestank! Linksum kehrt! ich gelangte gerade noch schnell genug hinaus, um mich auf eine Treppenstufe setzen zu können, ehe ich „abfiel". Nach einiger Zeit kam ich wieder zu mir und saß kreideweiß, meine ziegelrote Hanseatenmütze auf dem Kopf, noch halb ohnmächtig da. So fand mich Dr. Guido Wagener, der aus dem Präpariersaal kam. Einige tröstende Worte von ihm halfen mir auf die Beine und ich trottete heimwärts. — Am folgenden Tage war ich wieder auf dem Platz, und ohnmächtig bin ich nicht wieder geworden.

Der Professor der Anatomie Reichert war Ostpreuße wie meine Eltern, und es bestanden von daher alte Familienbeziehungen. So entwickelte sich bald freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Häusern, an dem ich nachdrücklich Anteil nahm, denn Reichert war Vater von vier anziehenden Töchtern, deren älteste sogleich der Gegenstand meiner Verehrung wurde. Später durfte ich an den regelmäßigen Nachmittagsspaziergängen des alten Herrn teilnehmen, auf denen ihn stets seine ganze Familie begleitete. Man traf sich im Tiergarten, und es ist mir eine freundliche Erinnerung, wie

mir dann die Jüngsten, damals zehn und zwölf Jahre alt, anmutig entgegensprangen. Als dies geschah, war ich bereits Famulus bei Reichert und verkehrte längst im Hause. Ein solcher „Famulus" war ungefähr das, was später ein „Volontärassistent" war. Wieviel er sich als solcher zu tun machte, das stand bei ihm, ich habe die folgenden drei Semester fast ganz der Anatomie geopfert. Die Wintersemester waren die anstrengenderen; da waren anatomische Präparate für die Vorlesung anzufertigen und es war in der Vorlesung zu assistieren. Lieberkühn als Prosektor und Wagener als erster Assistent hatten auf dem Präparierssaal die Studenten anzuleiten, Dr. Rob. Hartmann, der zweite Assistent, machte sich wenig bemerkbar; so fiel von jenen Vorbereitungen manches dem Famulus zu, falls er brauchbar war. Mich nahmen diese Vorbereitungen oft den ganzen Vormittag bis 2 Uhr in Anspruch, dann kam Reicherts Vorlesung, die bis 4 Uhr dauerte, und dann waren andere Vorlesungen zu besuchen. Blieb am Vormittag Zeit, so war die auch schon mit einer Vorlesung besetzt, zum Frühstücken war selten Zeit übrig, auch reichte mein Taschengeld nicht weit und so kam es oft, daß ich morgens, nach dem damals noch wenig substantiellen Berliner Frühstück, von Haus auszog, um erst abends 8 Uhr ungegessen heimzukehren.

Bei der Vorbereitung für Reicherts Vorlesung handelte es sich in der Hauptsache um Herstellung von Präparaten von Leichenteilen. Lieberkühn oder Wagener, seltener Reichert selber, stellten uns an, bei schwierigeren Aufgaben arbeiteten jene beiden mit. Da spann sich ihre Zuneigung zu mir an, die so bestimmend für meine wissenschaftliche Entwicklung und so wertvoll für mein Leben geworden ist. Die warmherzige Güte, mit der sie mich törichtes Kind zu sich heraufhoben, hat meine Begeisterung für ihre Ideale mächtig entflammt und meinen Willen, diesen in ihrem Geiste zu dienen, gestählt. Sonst hatte ich wenig zu bieten. Meine Hastigkeit und Ungeschicklichkeit manuellen Aufgaben gegenüber mußte

überall erst überwunden werden, der Intellekt wachte erst langsam auf, richtiger, wurde langsam sich seiner Aufgaben bewußt. Auch die Interessen mußten erst bei mir geweckt werden, und allem stand eine gewisse geistige Schwerfälligkeit im Wege. So blieb nur mein guter Wille und ein gesunder Menschenverstand, die mich ja überall so weit brachten, daß ich jede Stelle ausgefüllt habe, nie mit Unehre, aber nie leicht und sorgenlos.

Lieberkühn und Wagener waren beide intime Schüler von Johannes Müller, die letzten, die er ausgebildet. Sie hingen zärtlich an dem leider so früh Gestorbenen und pflegten die Erinnerung an ihn mit jener warmen Pietät, die den Verschiedenen uns lebendig macht. „Müller würde dies gesagt haben", „Müller hätte das so gemacht", „Müller hatte den gern und konnte jenen nicht leiden"; meist führte solche Erinnerung zu einer Geschichte von Joh. Müller. So lebte ich immer in Müllers Atmosphäre, und bald fühlte ich mich als seinen Schüler, obgleich ich ihn nie gesehen hatte. Es war ein eigenes Ding um die Schülerschaft Müllers, wie sie mir in diesen beiden Männern entgegentrat. Das Losungswort war Arbeit, Forscherarbeit: Mikroskopieren, experimentieren, anatomische, biologische, chemische, physikalische Untersuchungen, alles was direkt dem in der Natur Bestehenden und Geschehenden nachging, nur das galt. Die Aufgabe war, etwas zu finden, was noch nicht bekannt war, eine Erweiterung unseres Wissens. Das Gefundene mußte demonstriert werden und dabei gab es scharfe Kritik. Viel Wesens von der unterschiedlichen Bedeutung der Entdeckungen wurde im allgemeinen nicht gemacht, auch der kleinste Fund galt, sofern er wirklich etwas Neues brachte, für eine vollwertige Entdeckung. Ich sehe noch die Freude der beiden Männer, als ich die Flimmerhaare auf der Innenfläche der Echinokokkenmembran gefunden hatte, die übrigens wirklich schwer zu sehn sind. Dem Eindruck ganz großer, d. h. weite Perspektiven eröffnender Entdeckungen

und Gedanken gab man sich natürlich gern hin. Die Veröffentlichungen mußten die Lage der behandelten Frage kurz darstellen und die eigenen Untersuchungen und Resultate bringen. Alles so kurz wie möglich, und möglichst wenig Reflexion; „nur die Tatsachen", hieß es stets; wirklich eine Forschung, die nur ihrer selbst wegen betrieben wurde. Den klaren und bestimmten Aufgaben und den kategorischen Forderungen gegenüber, die der so aufgefaßte Dienst der Wissenschaft stellt, rückte alles andere in die zweite Linie. So erschienen mir meine Gönner anfangs weltfremd und ohne Teilnahme für die Interessen und Aufgaben des weiteren Lebens. Das waren sie aber keineswegs, sie waren liebevolle und fröhliche Freunde, rechtschaffene und ernste Staatsbürger, einsichtige und nachsichtige Berater der Jugend und leidlich praktische Hausvorstände. Lieberkühn stammte aus einfacher ländlicher Familie des preußischen Sachsen (Barby). Er war ein bedeutend angelegter und vielseitig gebildeter Mann. Er ist auf vielen Gebieten, in der Protozoenforschung, der Entwicklungsgeschichte, aber auch in der Chemie mit wichtigen Arbeiten hervorgetreten. Auch Wagener war ein erfolgreicher Forscher, Berliner, aus einem der angesehensten Bankhäuser. Sein Vater, Konsul Wagener, vermachte seine schöne Bildergalerie an König Wilhelm I. zur Begründung einer „Nationalgalerie"; diese Sammlung hat der Nationalgalerie unter anderm reizende Bilder aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugeführt, es hat mehrere Dezennien gedauert, bis man an maßgebender Stelle die Bedeutung dieses Vermächtnisses begriff und Interesse dafür zeigte. Wagener hatte sich in früher Jugendfreundschaft an Lieberkühn angeschlossen, so verschieden beide waren. Bei ihm herrschte durchaus das Gefühl, er ließ sich durchaus von Sympathien leiten. Dabei weitgehende Feinfühligkeit und Zurückhaltung. Wenige hatten Zutritt bei ihnen. Sie hatten eine eigene stille Art, die den, den sie nicht wollten, bald aus ihrem Ge-

sichtskreis verschwinden ließ. Ich war stets willkommen, immer hatten sie Zeit für mich. Oft saß ich bis tief in die Nacht bei ihnen. Außer mir ging damals der „rote Schneider" dort ein und aus, der Zoolog, später Gießen und Breslau, der Entdecker der Kernteilungsfiguren. Später durfte ich meinen Freund Schultzen einführen. Er war ihnen interessant, doch schüttelte Wagener sein Haupt über diesen meinen merkwürdigen Freund.

Sie hatten viel Freude an der Natur. Da ging es auf Exkursionen, angeblich um aus allerhand Teichen und Tümpeln Material zu Untersuchungen und Übungen zu sammeln. Aus diesen Exkursionen entwickelten sich mit der Zeit Jagden. Als Lieberkühn über Verknöcherung der Geweihe arbeitete, brauchte er solche in allen möglichen Verknöcherungsstadien und recht frisch, und nun erwuchs in uns allen die Jagdleidenschaft mächtig, bald verging kaum ein Sonntag, an dem wir uns nicht auf den Fluren von „Klein-Gütergotz" getummelt hätten. Doch das Material für Lieberkühns „Verknöcherung" hätten wir nicht zusammengeschossen!

Lieberkühn war unverheiratet. Wageners Frau war nach kurzer Ehe jung gestorben, so lebten sie bei der Witwe eines alten Freundes, Dr. Strahl, dessen Söhne sie wie die ihren hielten. Der eine starb ganz jung, der andere, Hans Strahl, der Anatom, hat ihnen beiden die Treue gehalten, die sie um ihn verdient.

Damals in Berlin war die Atmosphäre dieses Hauses nicht auf Frauendienst gestimmt, und als ich meine weitaus bessere Hälfte gefunden hatte, ist wohl einige Zeit vergangen, ohne daß ich Marburg, wo jene nun längst waren, besuchte. Als ich dann endlich mit meiner Frau dort eintraf, empfingen uns die beiden Alten auf dem Bahnhof, und wir waren noch nicht „an der Ketzerbach" angelangt, so war auch meine Frau schon in unsere Freundschaft eingeschlossen. Seitdem sind wir nur noch zu zweien dort angetreten, bis uns auf der Frühjahrsreise in Baden-Baden die Nachricht traf,

daß Lieberkühn einer Apoplexie erlegen sei. Er hatte es sich so gewünscht: „Nur nicht krank und abgängig werden."

Ich folgte seinem Sarge: In ernsten Gedanken hatte ich mich aus dem Gefolge verloren und war auf eine kleine Anhöhe geraten, von der ich nun den Kirchhof vor mir hatte. Auf mäßig ansteigender Berglehne lag er da im noch spärlichen, um so mehr dankbar erlösend stimmenden, ersten Frühlingsgrün, mit den vielen Menschen, die das Grab näher und ferner umstanden. Die Musik setzte mit „Jesus, meine Zuversicht" ein. Der feierlichste Ernst über dem Bilde und das Ganze so ruhig befriedigend, daß mir nur das Gefühl unauslöschlicher Dankbarkeit geblieben ist.

Wagener überlebte den alten Freund um mehrere Jahre in der Erinnerung vergangener Zeiten, und in seiner Kunst, der Musik. Seit seiner Jugend war er Geigenvirtuos, und sein Haus in Marburg war Musikzentrum dort gewesen. Dies Haus Lieberkühn—Wagener zeigte den Geist seiner Bewohner. Lieberkühn lebte seiner Forschung auf der Anatomie; ein wirklicher praktischer Philosoph, fand er daheim leicht, was er brauchte. Wageners Kunst — Streichquartett — fiel mehr ins Auge: Ein schöner luftiger Musiksaal, um den sich die Wohnräume gruppierten. In diesen eine schöne Sammlung zum Teil seltener Musikwerke und herrlicher Streichinstrumente. Die Straduaris und Guarneris kannte nur der, der sie zu hören bekam, die schönen stolzen Baßgeigen und Kontrabässe, wie sie an der Wand aufgereiht standen, bildeten einen sehr eigenartigen, stimmungsvollen Zimmerschmuck.

So etwa wie wenn ich später aus dem ruhigen Marburg in mein geräuschvolles Berlin heimkehrte mutet es mich an, wenn ich jetzt von Reichert zu sprechen habe: viel Unruhe, dabei einiger Lärm, ein stetiges Sichabarbeiten und ewiges Ereifern gegen vermeintliche Unterschätzung seiner selbst machten Reichert jedem, der ihm nicht eine besondere Verehrung schon

entgegenbrachte, schwer erträglich. Solche Verehrung verdiente er allerdings bei seiner näheren Umgebung durchaus. Er war von einer Herzlichkeit, die ein persönliches Verhältnis gab und verlangte, nur gab das auf die Dauer oft Enttäuschungen. Als Lehrer in den Vorlesungen hatte Reichert vortreffliche, aber auch sehr schlechte Seiten. Er war von vorbildlichem Fleiß und Eifer, von der reinsten Begeisterung für seinen Gegenstand getragen. Seine Darstellung war nirgends platt, vielfach geistreich und durch Präparate und bildliche Darstellungen, die er mit großem Geschick auf der Tafel entstehen ließ, auf das ausgiebigste unterstützt. Hingegen sprach er schlecht. Er versprach sich oft, verlor sich leicht in Tüfteleien und in ganz unergiebige Polemik. Was mußte Kölliker herhalten: „Der Kölliker, meine Herren!“ dann wußten wir schon, was kam; zum Glück überkam ihn manchmal eine Ahnung davon, wie unerwünscht uns die Fortsetzung sei, und dann blieb es wohl bei obigem Ausruf. In seiner Polemik handelte es sich zum großen Teil um die Unfähigkeit abzuwarten, bis seine Entdeckungen zur Geltung kamen. Er wollte sich mit Gewalt durchsetzen. Die Folge ist gewesen, daß man über die berechtigte Zurückweisung in den Einzelheiten die Anerkennung seiner fundamentalen Verdienste lange unterlassen hat. Er hat solche an zwei Stellen: er ist derjenige, der zuerst die Stützsubstanzen (Bindesubstanzen) als eine morphologisch zusammengehörige Gruppe kennen lehrte; auf diese Lehre Reicherts hat Virchow seine Zellularpathologie gegründet, die fast ein halbes Jahrhundert die Pathologie beherrscht hat. In der Entwicklungsgeschichte hat Reichert das Stratum intermedium durchgekämpft. Wer mag, um menschlich billig zu sein, dem Manne, der auf diesen beiden Leistungen stand, seinen Unmut verargen, wenn er erleben mußte, wie in jener Zeit seine Ansprüche auf Anerkennung je länger je weniger geachtet wurden. Über die Welt, die ihm das angetan, darf man andrerseits nicht hart urteilen. Seit Dorpat,

seit jenen ersten Entdeckungen hat Reichert sich nicht wieder mit einer größeren Tat am wissenschaftlichen Leben beteiligt; und nicht nur dies, es gelang ihm nicht, den Anschluß an die neue Zeit zu finden. Die seit dem Jahre 1860 sich mehr und mehr entwickelnden komplizierten Untersuchungsmethoden (Erhärtung und Färbung) hat er bald unterschätzt und vernachlässigt. Wir Anfänger haben gar keine Anleitung in diesen Dingen bei ihm erhalten. Wäre unter seinen Assistenten früh genug einer gewesen, der Talent und Interesse für diese Dinge besaß, so hätte sich Reichert vielleicht noch mit diesen versöhnt; aber zum Unglück hatten auch Lieberkühn und Wagener für diese komplizierte Methodik damals keine Vorliebe. Sie waren aber noch nicht zu alt und haben sich in Marburg unter dem Zwang jener Entwicklung hineingearbeitet. Reichert hat in Berlin keinen Schüler von Bedeutung erzogen. Das ist gewiß sehr auffällig, wenn man vergleicht, wie zahlreiche Schüler er in Dorpat um sich geschart hat. Die Themen, die er uns in Berlin gab, waren wenig anregend. Es handelte sich fast immer darum, gegenüber neuen Angaben seine alten Funde zu bestätigen. Mich hatte er schon im dritten Semester an ein kleines, gar nicht übles Thema gesetzt (Elefantenschwanzhaare), doch war ich dem in keiner Weise gewachsen. Dann gab er mir etwa im sechsten Semester eine Nachuntersuchung der Kühneschen Nervenendknospen in den Muskeln auf. Meine Präparate taugten gar nichts. Reichert aber war zufrieden, weil er in allem die gesuchte Bestätigung seiner alten Angaben fand, und ich habe wirklich die verlangte Streitschrift versus Kühne schreiben müssen. Ich hatte bald genug von dieser Forschung. Als ich dann so weit war, wandte ich mich um ein Thema für meine Doktorarbeit an Wagener. Der sagte mir, mit der Entwicklung des Echinokokkus sei noch etwas zu machen: „Sehn Sie doch mal zu". Also habe ich elf Monate lang zugesehen und meine Doktordissertation „De evolutione Echinococci" zustande gebracht.

Einen sehr bedenklichen Einfluß konnte Reichert auf so unentwickelte Naturen, wie ich eine war, ausüben durch seine zur Schau getragene Geringschätzung fast aller anatomischen und physiologischen Schulen gegenüber der seinen. Für mich war das besonders gefährlich, weil auch Lieberkühn und Wagener — damals! — mich in der gleichen Richtung nicht gerade richtig beeinflußten, und weil ich doch Berliner war. Denn das Berliner Huhn hat, wie Fontane, der es wissen konnte bekennt, von je die Neigung, das von ihm gelegte Ei für ein ganz besonderes Ei zu halten. So bin ich zu einer zeitweise nicht ganz unbedenklichen Steigerung meines Selbstgefühles gekommen.

Meine Lehrer wollen es mir verzeihen, wenn ich einen Teil der Verantwortlichkeit hierfür auf sie abschiebe. Vielleicht war es auch ganz gut so, denn von Natur war ich der Wissenschaft gegenüber kleinmütig. Meine Achtung vor Wissenschaft und Gelehrtentum war eine so gewaltige, fast scheue, daß ich mich vielleicht ohne solche Steigerung meines Selbstgefühles kaum in die Reihen der Forscher gewagt hätte. Als ich schon eine Reihe von Jahren Assistent bei Frerichs war und schon eine Reihe tüchtiger Arbeiten hinter mir hatte, konnte ich mich doch immer noch nicht zur Habilitation als Privatdozent entschließen. Jeder meiner Freunde nahm es längst für selbstverständlich, daß ich die Professur erstrebe, ich scheute mich vor dem entscheidenden Schritt. Mir scheint, daß dies für einen jungen Mann ein ganz richtiger Gemütszustand sei. Es scheint mir aber psychologisch nicht uninteressant, daß im Gegensatz zu diesem meinem Kleinmut der Wissenschaft, dem Absoluten, gegenüber bei mir von jeher im konkreten Falle ein sehr normales, gar nicht geringes Selbstgefühl und Selbstvertrauen bestanden hat, sowohl den Menschen als auch den Aufgaben gegenüber.

Endlich nehme ich wieder meinen Faden auf. Ich hatte mich mit dem größten Eifer auf die Anatomie gelegt, bis zum

fünften Semester füllte sie mich ganz aus. Seit dem dritten Semester saß ich an den Schwanzhaaren (Hornborsten) des Elefanten; das war ein Sommersemester. Im Sommer fand der anatomische Unterricht nicht auf der Anatomie, sondern im „Anatomischen Museum" statt. Dies hatte fast das ganze erste Obergeschoß des schönen Universitätsgebäudes inne, und mein Arbeitsplatz war gerade gegenüber dem Palais des Königs Wilhelm; ich sah den alten Herrn Tag für Tag in seinem historischen Eckfenster und freute mich der kriegerischen Klänge, wenn die Garderegimenter ihre Fahnen heimbrachten.

Meine Tätigkeit füllte mich aus, auch bemühte ich mich pflichtmäßig, mich durch Literaturstudien in die Themen, die mir nahetraten, einzuarbeiten, doch blieb ich ohne wirkliches Interesse für den Gegenstand. Ich fühlte mich keineswegs zufrieden, sondern blieb unsicher, ob ich auf dem richtigen Wege sei; ich litt unter dem Gefühl großer Unzulänglichkeit. Meine manuelle Unbeholfenheit wurde mir bewußt, als im vierten Semester Dönitz als zweiter Amanuensis neben mir arbeitete. Allerdings ein besonders geschickter Mensch, auch darin mir überlegen, daß er sich in neue Aufgaben viel schneller hineinfand als ich. So habe ich mich oft gewundert, daß man — von Lieberkühn und Wagener war dies augenscheinlich — mich ihm vorzog. Ein höchst konfuser Zustand! Dabei war ich daheim unleidlich durch ein sehr gesteigertes Selbstgefühl. Die Vorhaltungen meines Vaters, wenn er in aller Güte mich darauf aufmerksam machte, ob es nicht besser sei, daß ich mir einen regelmäßigen Studienplan angelegen sein ließe, mußten sich, als auf philisterhafter Verkennung des hohen Wertes meiner Stellung bei der Wissenschaft beruhend, schnöde Mißachtung gefallen lassen.

Ich hatte bald Grund, zu beklagen, daß ich gerade in dieser Zeit meinem Vater gegenüber eine so törichte Seite zeigte, denn, bis dahin das Bild der Gesundheit, erkrankte

er nach einem Hirnschlagfluß, den er sonst vollkommen überwand, an einem Blasen- und Nierenleiden, dem er am 30. April 1860, 62 Jahre alt, in einem langdauernden Anfall akuter Urämie erlag. Es kamen nun schwere Zeiten für meine Mutter. Wir hinterblieben in nicht günstigen Verhältnissen. Das Vermögen meiner Mutter war testamentarisch für längere Zeit in dem Königsberger Geschäft zu äußerst niedrigem Zinsfuß festgelegt, und von der Stadt Berlin erhielten wir gar nichts. Da meines Wissens alle andern Bürgermeisterwitwen und -waisen sich einer städtischen Pension zu erfreuen gehabt haben, bleibt dies um so mehr auffallend, als mein Vater sicher besonderen Anspruch auf Anerkennung hatte. Wir galten eben immer für wohlhabender, als wir waren, außerdem aber war mein Vater in Wahrung städtischer Interessen in schweren Konflikt mit der Charité und deren Direktor Esse geraten, der sich persönlich zugespitzt hatte, und Esse war als Vorsitzender der Stadtverordnetenversammlung gerade in jener Frage sehr einflußreich. Sein Einfluß hat uns wohl nicht begünstigt. Vor allem hätten wir darum bitten müssen, aber wir wollten nicht für bedürftig gelten; wir Brüder haben auch nie ein Stipendium gehabt.

Für mich gab der Tod des Vaters den Anstoß, daß ich an meine Examina, zunächst an das „Philosophikum", zu denken begann, so hieß damals das erste medizinische Examen. Dazu fehlten mir noch mehrere der „Zwangsvorlesungen" und diese alle, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Logik usw., habe ich im fünften Semester gehört, d. h. belegt; daneben besuchte ich noch einmal Physiologie und brachte meine Elefantenschwanzborsten zu Ende. Dubois' Vorlesung (über Physiologie) hat mich wenig gepackt; sie glänzte für damalige Zeit durch die mise en scène. Mir war die schauspielerische Art, mit der er uns sorgfältig vorbereitete Bemerkungen als geistreiche Eingebungen des Moments vorgaukelte, abstoßend peinlich, und ich wäre bald wieder fortgeblieben, wenn ich nicht in dieser

Vorlesung Otto Schultzen kennengelernt hätte. Schnell entwickelte sich zwischen uns die Freundschaft, die in meiner weiteren Entwicklung keine kleine Rolle spielen sollte.

Ende des Semesters, Sommer 1860, ging ich in das „Philosophikum" und bestand es mit „gut"; seitdem habe ich vor keinem Examen Achtung gehabt. Ich wußte wirklich in all den Fächern nur das, was mir meine Beschäftigung auf der Anatomie so nebenbei eingebracht, was man als gebildeter Mensch oder von der Schule her weiß und was ich mir in den letzten kaum vier Wochen eingepaukt hatte. Allerdings, ohne Glück geht so etwas nicht gut aus: Am Tage, ehe ich selbst in das Examen stieg, klagte mir ein alter Mitschüler vom Werderschen Gymnasium seine Not: Eben sei er im Philosophikum durchgefallen, Peters, der Zoologe, habe auch gar zu dumm gefragt: 1. Wodurch unterscheiden sich die Gans und der Schwan? 2. Wie viele Schwungfedern hat die Ente im Flügel? 3. Wodurch unterscheiden sich Zystizerkus und Echinokokkus? Ich wußte von allen drei wichtigen Dingen nichts, sah also ad 1 und 2 nach und fand, daß die Gans Ruder-, der Schwan aber Schwimmfüße und die Ente ganze 10 (wenn ich nicht irre) Schwungfedern hat, ad 3 ließ ich mir die Sache von meinem Freund Wagener anstreichen, der darin Autorität war. Und richtig, am andern Tage kam Peters wie bestellt mit 1. Schwan und Gans, 2. mit dem Flügel der Ente und 3. mit den beiden Blasenwürmern. Man möge sich den Effekt denken, denn Peters war diskret genug, nichts viertes zu fragen.

So war ich also „Cand. med.", das pflegte damals der Stud. med. nach absolviertem Philosophikum auf seine Karte zu setzen, wie heute nach dem Physikum. Zur Erholung ging ich für die großen Ferien zu meinem Onkel Haebler, der Großgrundbesitzer in Litauen und ein großer Politiker war. Ich war sehr gern dort in Sommerau bei Tilsit, wo ich des Jagens und Reitens pflegte. Onkel Karl und Tante Adele waren treffliche Menschen und mir sehr gewogen. Sie waren auch

die Eltern eines kleinen Mägdeleins namens Anna, dem die allergrößte und erfreulichste Rolle in meinem Leben bestimmt war, das mich aber einstweilen wie alles Weibliche, noch nicht ernst interessierte. Als ich heimkam, fand ich mich ganz aus dem Sprung. Das Faulenzen und viele Essen war mir nicht bekommen. Durch das Arbeiten für das Examen war ich meiner Arbeit auf der Anatomie entfremdet, nun hieß es, sich erst wieder von neuem einarbeiten. Noch waren aber Ferien. So verfiel ich einem schweren Generalkatzenjammer, der sich schließlich in Gelüsten, umzusatteln, entlud. Ich wollte Forstmann werden. Gott sei Dank waren die Ferien bald zu Ende und ich wieder im Gang. Jetzt ging es (sechstes Semester) in die Kliniken.

Gleich die erste Stunde bei Frerichs tat es mir an. Er stellte einen jungen Mann mit Magenblutung vor, ein einfaches Magengeschwür (Ulcus simplex). Das, was Frerichs dabei über Magenblutung aus verschiedenen Ursachen sagte, war gut, die Form, in der er den Fall demonstrierte, die Anschaulichkeit seiner Darstellung, die klare, kurze Diktion, das ernste harte Pathos seines Vortrags, seine Sachlichkeit und durch nichts Nebensächliches beirrte Sicherheit imponierten mir bis zum Begeistern. Ich habe heute die Empfindung, daß seit dieser ersten Vorlesung bei Frerichs mir mein Ziel vor Augen stand. Bald sollte es mir bewußt werden, daß mein Leben der inneren Medizin gehöre, und meiner Fahne bin ich seitdem nie, auch nicht mit einem Gedanken, untreu geworden.

Es mag eine Woche nach Beginn des Semesters gewesen sein, als Dr. Mannkopf, Assistenzarzt der Frerichsschen Klinik, mich fragte, ob ich als Amanuensis eintreten wolle. Ich schlug mit Freuden ein, und so hatte ich den Schritt getan, der über das Ziel meines Lebens entschieden hat. Die folgenden Semester, sechstes bis achtes, waren in gleicher Weise der inneren Medizin geweiht wie das zweite bis vierte der Anatomie. Vorlesungen, an denen ich keinen Geschmack fand, zu

besuchen, gewann ich nicht lange über mich, und Geschmack fand ich außer an Frerichs nur an Romberg und Langenbeck. Romberg hatte die „innere" Poliklinik in der Ziegelstraße, in einem Hause mit Langenbecks chirurgischer Klinik. Ein kleiner, behäbiger Herr mit vieler Würde, der volle Ernst und das volle Selbstgefühl der Müllerschen Schule. Ich nahm mich meiner poliklinischen Kranken eifrig an und ließ sie mich manchen Besuch in der Rosenthalerstraße, im Friedrichshain und der Müllerstraße, halbwegs nach Tegel, kosten, was damals, bei völligem Fehlen von Omnibusverbindungen, keine Kleinigkeit war. So fand ich denn den alten Herrn mir auch bald gut gesinnt. Eines Tages stellte er in der poliklinischen Demonstrationsstunde einen Fall von „spinaler Kinderlähmung" vor. Nach seinem Vortrage gab er mir, ich war der Praktikant bei dem Falle, eine Ausarbeitung über den Fall auf. Als er sie mir dann vor dem Auditorium wiedergab, faßte er sein Lob in die Worte zusammen: „Herr Naunyn, Sie haben sich die Zeit genommen, kurz zu sein!"

Auch Langenbecks Klinik gefiel mir; richtiger Langenbeck selbst gefiel mir und interessierte mich, die chirurgische Klinik als solche machte mich nervös. Die vielen Menschen amphitheatralisch bis zur Decke aufgetürmt, und da unten die sechs Männer, die an dem Kranken herumhantierten. Man sah außer dem Kopf von Langenbeck, wenn er gerade redete, nichts wie lauter Rücken und schließlich ein großes Blutvergießen. Ich bewunderte die Geduld meiner Kommilitonen, wenn sie bei der sich dort unten völlig im Dunkeln vollziehenden Oberkieferresektion volle drei Viertelstunden stumpfsinnig — wie mir schien — ausharrten, und zog es meist vor, mich bälder zu drücken. Ganz wenig gefiel mir die Gynäkologie, damals noch „Geburtshilfe" geheißen. Ich hatte die Klinik angenommen, sie war langweilig, interessierte mich gar nicht, und ich war vielleicht nur zwei- oder dreimal dort gewesen, da wurde mir eine „Geburt" in der Klinik überwiesen. Ich

hatte zunächst einige Stunden bei der Kreisenden zu sitzen und sie zu trösten, was ich um so besser konnte, als die Geburt völlig normal zu verlaufen schien. Dann stellte sich aber ein Nabelschnurvorfall ein, und um das Leben des Kindes zu retten, wurde die „Wendung auf die Füße" gemacht. Die war bei der kräftigen Person sehr schwierig, und als nach langem Arbeiten das Kind endlich doch tot zur Welt kam, war ich recht froh, daß ich nur zugesehen hatte, denn auch der armen Mutter ging es schlecht. Dieser Erfolg solch gewaltsamen Eingriffes war nicht nach meinem Sinne, und ich habe diese Klinik kaum wieder betreten.

Ich hatte auch wirklich wenig Zeit, denn schon seit Beginn des siebenten Semesters saß ich am Echinokokkus. Schon der frühe Morgen, ehe ich in meinen Dienst in der Klinik ging, fand mich am Mikroskop, und nachmittags, wenn ich heimkam, saß ich gleich wieder da und am liebsten bis in die Nacht hinein. Ich hatte bald gelernt, auch bei Lampenlicht zu mikroskopieren. Die Flimmerhaare (Zilien) auf der Innenfläche der Echinokokkusmembran, die seit mir kein sterbliches Auge wieder erblickt zu haben scheint, habe ich mit meinem kleinen Schiekschen Mikroskop bei trübem Lampenlicht gefunden.

Unsere Verhältnisse waren, wie schon gesagt, nach Vaters Tod nicht glänzend. Das hübsche Haus in der Hollmannstraße hatte die Mutter verkaufen müssen, sie mietete eine Wohnung in der Anhaltstraße. Ich begleitete sie bei der Besichtigung, es war im Jahre 1861. Da saß eine schöne junge Frau, eine vornehme Erscheinung, mit drei- oder vierjährigem Töchterchen auf dem Schoß, offenbar sehr in Gedanken und keine Notiz von uns nehmend, niemand Geringeres als Cosima v. Bülow, die Tochter Liszts und spätere Gemahlin Richard Wagners. Es war die bisherige Wohnung Bülows, in der Daniel, der Bruder der Cosima, so traurig gestorben war und in der Wagner Cosima kennengelernt hat.

In dieser Wohnung war für mich nur ein kleines Zimmer zur Verfügung, in dem ich arbeitete und schlief. Das Schlafsofa stand unmittelbar neben dem Arbeitstisch. Ich saß damals am Echinokokkus, und mein Arbeitstisch lag stets voll Schafs- und Schweinslebern mit Echinokokkusblasen. Die Blasen blieben lange am Leben und brauchbar, wenn die Lebern bereits faul wurden. Wenn sie zu stinken begannen, stellte ich sie in das Ofenloch, bis dahin standen sie auch nachts sozusagen häuptlings neben meinem Lager. Ich glaube, daß ich auf diese Weise massenhafte Fäulniskeime hinuntergeschluckt habe. Ich bekam bald heftige Magen- und Darmbeschwerden, die mich jahrelang quälten und sehr elend machten. Erst sehr allmählich kam ich durch sorgsame Diät so weit, daß ich, soweit mein Magen inbetracht kam, mich wieder meines Lebens freuen konnte. Ich habe damals wenig auf mich geachtet und mich nicht leicht durch so etwas stören lassen, doch hatte ich recht viel zu leiden, und ich habe später darüber nachdenken müssen, ob nicht jenes Leiden die ersten Anfänge der Blinddarmerkrankung darstellte, die mich schließlich am 28. September 1908 zur Operation gebracht hat.

Man wolle nicht nach dieser Schilderung meines Schlafgemaches glauben, daß ich in Sachen von Reinlichkeit schlecht erzogen oder gar mit Unempfindlichkeit gegen derartige unangenehme Eindrücke gewappnet gewesen sei. Leider gar nicht. Ich war ein in jeder Beziehung sehr empfindliches Menschenkind, und gerade unter unangenehmen Gerüchen habe ich immer sehr gelitten. Unreinlichkeit war mir verhaßt. Was habe ich in der Charité durch das Ungeziefer auszustehen gehabt! Ich weinte vor Scham und Wut, als ich mir zum ersten Male Pediculi capitis heimgebracht. Aber was sein muß, muß sein. Ich setzte etwas darein, meine Empfindlichkeit zu überwinden. Das war nicht immer leicht. In die Charité kamen die Kranken manchmal in einem Zustande, der moralischen Mut verlangte, um sich an sie zu wagen, von oben

bis unten mit Läusen bedeckt. Einmal kam ein Kranker im heißen Sommer, auf einem Düngerhaufen aufgelesen; er war buchstäblich von oben bis unten mit einer fingerdicken Lage Fliegenmaden bedeckt, in den Augen, im Munde, überall steckten sie. Die Wärter schreckten vor solchen Fällen zurück, wenn man nicht durch Mitanfassen ein gutes Beispiel gab.

Die medizinische Klinik und der Echinokokkus füllten mich und meine Zeit völlig aus. Nach einjähriger Arbeit konnte ich meine Doktordissertation „De Echinococci evolutione" schreiben. Noch heute bin ich auf sie stolz, nicht nur weil sie eine kleine tüchtige Arbeit ist, die noch heute ihren Werth hat, vielmehr auf zwei Leistungen dabei: erstens daß ich sie selbst ins Lateinische übertragen habe, und zweitens daß ich mir die Abbildungen (zur deutschen Ausgabe in Reichert-Dubois-Archiv) selbst angefertigt habe. Ich konnte diese Abbildungen nicht entbehren. Die erste machte mir Wagener, der ein großer Künstler mit dem Tuschpinsel war, dann aber sagte er: „So, jetzt machen Sie sich das selber, Sie werden es schon können." Und so gab er mir den feinen Marderpinsel und die chinesische Tusche in die Hand, und mit Hilfe des Zeichenprismas, das er mir auch schenkte, brachte ich meine Abbildungen ganz leidlich zustande, so wie sie in jenem Bande von Reichert und Dubois' Archiv zu finden sind. Das will immerhin etwas sagen bei einem Menschen, der nie gezeichnet hat und dem, wenn eins, die Beanlagung für Zeichnen fehlt. Wagener schmunzelte nicht wenig und sagte: „Sehen Sie wohl!" und unter die Abbildung schrieb er: „Fortes fortuna adjuvat!"

Am 22. Mai 1862 bin ich zum Doktor promoviert worden. Reichert, der gerade Dekan war, widmete mir einige Worte, die sehr schön klangen und mich sehr stolz machten. Ich war die akademischen Hyperbeln, und wie großartig sie auf lateinisch klingen, noch nicht gewöhnt.

Das neunte Semester (Sommer 1862) benutzte ich, um die vielen mir noch nötigen Zwangskollegien zu erledigen und mich auf das Staatsexamen vorzubereiten, das ich dann im Winter 1862/63 bestand, überstand möchte ich sagen, denn das medizinische Staatsexamen ist eine Menschenquälerei. Drei Monate hindurch wird man aus einer Station in die andere gehetzt, immer auf der Bahn und nie ein Ende. Dazu kam in Berlin die Eigenart der Examinatoren. Einige längst veraltete Herren verlangten kategorisch, daß man ihnen ihren Unsinn auftischte, so Jüngken und Nagel. Das ging so weit, daß in einzelnen Einpaukkursen für das Examen, so in dem chirurgischen von Ravoth, gelehrt wurde: „Bei Jüngken antworten Sie das, aber beileibe nicht bei Langenbeck oder Wilms!" Und es war gelegentlich unverzeihliches Zeug, was da verlangt wurde. Ich erzähle, was ich selbst im Examen erlebte. Bei Jüngken kam wirklich wieder die berühmte Frage: „Was ist Gyps?" „Schwefelsaurer Kalk" lautete die Antwort, obgleich wir wußten, daß der alte Herr „kohlensauren Kalk" haben wollte. „Ei, beileibe nicht", hieß es, und weiter ging die Frage durch die Reihe der Examinanden, bis endlich einer sich nicht entblödete, den „kohlensauren Kalk" vorzubringen. — Eine übelriechende Knochenfistel wurde mit einer silbernen Sonde sondiert, die schwarz herauskam. „Was ist das für eine Substanz im Eiter, die das Silber schwarz färbt?" „Das könnte vielleicht Schwefelwasserstoff sein", lautete die ganz richtigerweise vorsichtig gehaltene Antwort. „Ei potztausend", replizierte Jüngken unwillig, „könnte, könnte! Etwas Chemie muß man doch auch wissen! Das ist die Essigsäure, an der die Knocheneiterung erkenntlich ist und die eben die Knochensubstanz löst." Im Schlußexamen fragte mich Nagel nach den Veränderungen auf der Haut bei Schwangeren. Ich führte unter anderem „Pigmentablagerung" an. „Gut, was ist das für ein Pigment?" „Darüber fehlen, soviel ich weiß, alle Untersuchungen." „Mein Gott, das ist wieder die moderne Exaktität! Nun ja, exakte

Untersuchungen mögen fehlen, aber es gibt doch Beobachtungen am Krankenbette, die einen führen können." Ich schwieg und muß wohl ein maliziöses Gesicht gemacht haben, denn nun hieß es: „Ja ja, Sie sind ja viel zu klug für solch einfache Krankenbeobachtung, aber haben Sie denn nie gesehen oder wenigstens gehört, daß sich auf der Haut der Schwangeren der Kohlenstoff ablagert?" Mein Gesicht mag immer dümmer geworden sein, denn immer eifriger fuhr Herr Geheimrat Nagel fort: „Ja, Kohlenstoff! man konnte ihn mit der Hand abwischen (sic!). Also die Pigmente sind Kohlenstoff, wenigstens wahrscheinlich." (Alles wörtlich.) Der alte Herr brach ab und ließ mich in meinem Staunen sitzen, das sich in einen Zustand nicht mehr zu unterdrückenden Ingrimms wandelte, als gar der nachfolgende Examinator für allgemeine naturwissenschaftliche Bildung mit meiner Doktordissertation anfing und mich in Sachen meines Echinokokkus zu prüfen begann. Es gab eine sehr üble Szene, denn ich bestand auf meinem sauer erworbenen Wissen, und bald sah das Examinationskollegium, daß von besagtem Echinokokkus ich recht viel, Karsten (Botaniker) aber sehr wenig wußte, und da mein Freund Lieberkühn unter den Examinatoren saß, auch der Vorsitzende der Examinationskommission, Herr Geheimer Oberregierungs- und Medizinalrat Houßelle, mich als hoffnungsvollen Jüngling kannte, war der Ausgang der, daß ich durchkam, Karsten aber nicht wieder examiniert hat. Es war gut, daß das Ding hiermit ein Ende hatte.

Die klinischen Lehrjahre

1863–1869

Ihr schönen Jahre, da die Begeisterung für den Beruf dem Leben den ganzen Inhalt gibt, da Arbeit und Zukunftsträume nur diesem Ideale gelten! Wer euch sorgenlos in einem Kreise gleichgestimmter Freunde verleben durfte, der nennt ein Glück sein eigen, das mancher ihm beneiden mag.

In den letzten Tagen des Februar 1863 war das Staatsexamen erledigt, am 1. April trat ich bei den Zweiten Gardedragonern als Einjähriger-Arzt ein. — Ich habe an die kurze Zeit meines aktiven Militärdienstes die angenehmste Erinnerung und kann von meinen sämtlichen Vorgesetzten nur das Beste berichten, mit einer Ausnahme, das ist der Unteroffizier, der mich „reiten lehrte". Er setzte mich auf dem Kasernenhof auf den ältesten und störrischsten Gaul der ganzen Schwadron auf glatten Sattel, ohne Bügel, mit Sporen. Solange das Pferd ruhig blieb, ging das ganz gut. In der nächsten Hofecke aber klopfte regelmäßig ein Dragoner seine Montur aus und ließ es sich nicht nehmen, wenn ich herankam, einige besonders kräftige Schläge zu tun. Das nahm „Ali" übel, ein Seitensprung, ich ihm die Sporen in die Weichen, und nun ging es über den Hof, bis endlich der Gaul eine offene Stalltür fand, durch die er hineinsetzte; dabei durfte ich aufpassen, daß ich mir nicht in der niedrigen Tür den Schädel einschlug. Dann ging es im Stall im Karriere auf und ab, bis wir zur Ruhe kamen, oft genug im Stand eines anderen Pferdes. Die Gastfreundlichkeit dieser Dragonerpferde ist aber

nicht groß, und der Wirt pflegte sich mit Bissen und Hufschlägen gegen den Eindringling zu wehren. Ich dankte Gott, als ich heil unten war. Nachdem sich dieses angenehme Erlebnis drei Tage nacheinander wiederholt hatte, zog ich es vor, gleich, sobald mein Ali durchzugehen begann, hinunterzufallen und ihn allein heimgehen zu lassen. So habe ich, der ich mich als lustiger Reitersmann auf Litauens Fluren getummelt hatte, bei den königlich preußischen Gardedragonern mein Reiten verlernt, wenigstens die Lust dazu völlig eingebüßt; trotz späterer Versuche habe ich mich nie wieder mit der edlen Reitkunst befreundet.

Der Oberst, Herr von Schlottheim, mein Rittmeister, Herr von Korff, später durch seine Reisen bekannt, waren gebildete Leute und wußten, was sie unsereinem zumuten konnten und was sie nachzusehen hatten. Und wahrlich, sie waren sehr nachsichtig, wie folgendes Erlebnis zeigt: Ich tat während der ersten vier Monate den Dienst in dem kleinen besonderen Lazarett unseres Regiments am Belle-Alliance-Platz. Da saß ich eines Abends bei den Büchern im Zivilanzug (wir trugen im Lazarett nie Uniform) und im tiefsten Frieden. Plötzlich auf der Treppe der schwere Schritt einer Ordonnanz. Da tritt sie auch schon ein mit allen Zeichen ihrer Würde und überreicht mir den Regimentsbefehl: „Regiment zum eventuellen Einhauen auf dem Moritzplatz designiert, Arzt soll sogleich nach Kaserne kommen zum Mitreiten bereit. Der Regimentsadjutant." — Auf dem Moritzplatz waren nämlich zwei Abende nacheinander die Radaubrüder jener Gegend so übermütig und schließlich aggressiv geworden, daß Ernst gemacht werden sollte. Also setze ich ohne Überlegen meinen Filzhut auf und gehe nach der Kaserne (Ecke Feilner- und Lindenstraße). In der hochgewölbten Einfahrt steht eine Dragonerpatrouille, die Dragoner bereits aufgesessen, den Karabiner auf dem Schenkel, auf den Treppen sitzen die Mannschaften umher, hinten auf dem Hofe wiehern die Pferde. Im Halbdunkel damaliger Kasernenbeleuchtung

ein hübsches Bild. Ich setze mich auf eine Treppenstufe und freue mich daran. Lautes Stampfen vieler gespornter Stiefel kommt die Treppe herunter, und vor mir steht der Oberst mit dem Stab. Ich hoch, Hacken aneinander, Hut ab: „Doktor Naunyn kommandiert zum Mitreiten!“ Allgemeines Staunen. Oberst von Schlottheim (lächelnd, kaum erzürnt): „In dem Kostüm, Herr Doktor?! Na, wir werden ja wohl auch ohne Sie fertig werden! Es ist sowieso besser, wenn Sie in der Kaserne bleiben; falls es was gibt, kann man ja die Leute leicht herschaffen.“ Das war alles; ich saß noch bis Mitternacht, dann kam Konterorder, wir gingen alle schlafen und ich habe von der ganzen Angelegenheit nie ein Wort weiter gehört. Nachgetragen hat man mir es nicht, ich erhielt beim Abgang ein glänzendes Zeugnis. Da man nach obigem Vorkommnis das zu glauben wenig geneigt sein wird, setze ich es hierher: „Dr. Naunyn erhält das pflichtmäßige Zeugnis, daß er sich durch Eifer, Umsicht und Sachkenntnis in Ausübung seiner dienstlichen Obliegenheiten und ein anstandsvolles Benehmen überhaupt, das Vertrauen, die Achtung und Anerkennung seiner Vorgesetzten erworben hat.“ — Ich bin auf kein „Zeugnis“ so stolz; vielmehr wegen der Einsicht und des Verständnisses bei meinen Vorgesetzten für weniger militärische Tugenden. Das waren die preußischen Reiter von Königgrätz und Mars-la-Tour!

Ich glaube, daß ich die weitgehende Nachsicht meiner militärischen Vorgesetzten meinem Oberstabsarzt Dr. v. Besser zu danken hatte. Er hat mich mit wahrhaft väterlicher Güte behandelt, während mir doch jede persönliche Beziehung zu ihm fehlte. Ein hochgebildeter Mann von bestem Willen in jeder Richtung. Er gehörte jener Generation von Ärzten an, deren Lehrzeit noch vor den Aufschwung der Heilkunde fällt, als erst das Morgenrot des neuen Tages heraufdämmerte. Sie brachten von der Universität noch wenig naturwissenschaftliche Bildung mit, doch bereits das Verständnis von ihrer Bedeutung. So

machten sie uns Vollblutjünger der naturwissenschaftlichen Heilkunde zum Gegenstand der Huldigung, die sie der neuen Richtung weihten. Ich habe es später oft erfahren, wie gerade die Besten unter ihnen in rührender Bescheidenheit unser Wissen und Können weit überschätzten und uns viel zu viel Ehre antaten.

Es gab aber auch andere Oberstabsärzte, das sollte ich bald erfahren. Besser war auf Urlaub und ihn vertrat ein etwa fünfundsechzigjähriger Oberstabsarzt M. von den ersten Gardedragonern. Bei seiner ersten Visite stelle ich diesem einen soeben eingetroffenen Fall von Pneumonie vor. „Schön, Herr Doktor, verschreiben Sie: Tartar. stib. grana VIII (0,5), Aq. dest. unc. sex. (180,0), stündlich ein Eßlöffel." Als ich ihn wegen dieser entschieden lebensgefährlichen Ordination verdutzt zweifelnd ansah: „Ja ja, Tartarus stib. in großer Dosis ist das souveräne Mittel bei der Pneumonie!" Am anderen Morgen rapportiere ich: „Nach dem zweiten Eßlöffel starkes Erbrechen, nach dem dritten heftigste Durchfälle und Kollaps, so daß ich die Medikation habe aussetzen müssen." M. (mit erhobener Stimme): „Herr Doktor, meine Vorschrift war eine bündige und klare. Erbrechen und Durchfall sollen eintreten, mit dem Kollaps das hat nichts zu bedeuten. Sie lassen stündlich einen Eßlöffel geben, bis die Flasche verbraucht ist, und dann verschreiben Sie es von neuem. Lassen Sie sich nicht noch einmal solche selbständige Abweichungen von meinen Bestimmungen einfallen, sonst melde ich Sie dem Regiment." — Der Erfolg war der, daß ich mich nicht darum bekümmerte, ob der Patient die Medizin nach Vorschrift nahm. Er goß sie fort, der Lazaretgehilfe sah vergnügt zu und der Kollaps blieb aus. Einer aber hat wirklich eine Flasche dieses Mordtrankes genommen. Es war herzbrechend, der Wirkung beizuwohnen, aber auch er blieb leben. Junge Leute von zwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, kräftig und gesund wie meine Dragoner, können etwas vertragen; fast alle, so war es bei meinen

„zweiten Gardedragonern", vierjährige Freiwillige, Söhne reicher Bauern aus der Umgegend von Berlin; es war ein Staat, wenn sie in dem verbotenen, doch vom Oberst nicht ungern gesehenen feinsten „Extra" Sonntags ausschwärmten.

Ich hatte es gut mit meinem Herrn v. Besser, es war nicht schwer zu merken, daß er viel auf mich hielt, und er fand bald Gelegenheit, mir sein Wohlwollen in vielleicht über meine Laufbahn entscheidender Weise zu zeigen: Zum 1. Oktober 1863 wurde durch Joseph Meyers Abgang die Stelle eines Assistenzarztes auf der Frerichsschen Klinik frei, und Meyer und Mannkopf, die bisherigen Assistenten[1]), forderten mich auf, mich um die Stelle zu bewerben. Aber ich hatte ja noch ein halbes Jahr zu dienen! Solange schien die Bewerbung schon deshalb ausgeschlossen, weil ich als Assistenzarzt der Klinik in der Charité, als Arzt bei den Dragonern aber in der Nähe von deren Kaserne wohnen mußte. Ich trug die Sache meinem Oberstabsarzt Besser vor. Welche Bedeutung die Assistenzarztstelle bei Frerichs für mich hätte, war klar, und ebenso dies, daß es mindestens sehr zweifelhaft sei, ob mir die Stelle später wieder angeboten würde. Also schlug Besser mir vor, ich solle mich um die Stelle bewerben und von meinem Militärverhältnis schweigen. Nur müsse ich offiziell für das Regiment in der Nachbarschaft der Dragonerkaserne Wohnung behalten, und falls ich einmal verlangt werden sollte, müßte ich zur Stelle sein, er werde schon dafür sorgen können, daß man mich unbehelligt ließe. Und so geschah es. Ich bekam die Assistentenstelle bei Frerichs, zog in die Charité, und das Regiment hat mich weiter nicht bemüht.

---

[1]) Bergmann (Marburg) sagt in einer Rede: „Auch Frerichs habe nur einen Zivilassistenten ‚durchsetzen können.'" Dies ist unrichtig, Frerichs hat von Anfang an nur Zivilassistenten gehabt, und deren drei: zwei Saalassistenten (Jos. Meyer und Mannkopf), und einen Laboratoriumsassistenten (Valentiner, alsbald Neukomm, dann Schultzen).

So hatte ich die Bahn gewonnen, die, wenn meine Kräfte nicht versagten, mich dahin zu führen versprach, wohin ich gelangt bin.

Ich war noch recht jung, und sicher wäre es mir zu gönnen gewesen, daß ich mehr Zeit gehabt hätte, mich vorzubilden. Wenn mir das nicht gegönnt wurde, so hat dies mit sich gebracht, daß manche wichtige Seite meiner Persönlichkeit, auch meiner medizinischen Persönlichkeit, in Gefahr kam, unentwickelt zu bleiben. Denn um in meiner Stellung zu bestehen, war jetzt einerseits die energischeste Konzentration auf ihre unmittelbaren Pflichten geboten, andererseits aber mußte ich, weil ich so jung in sie gekommen war, mich erst in wissenschaftlicher produktiver Arbeit ihrer würdig zeigen. Das kam alles so selbstverständlich über mich, daß es nur um so zwingender wirkte.

Es war eine politisch sehr bewegte Zeit. Im Jahre 1863 setzt mit dem zweiten Kriege gegen Dänemark um Schleswig-Holstein die aufsteigende Entwicklung Preußen-Deutschlands zur Höhe von 1870 ein, auch im Innern Preußens gärte es gewaltig. Der Konflikt zwischen dem Parlamente und der Krone, vertreten durch die deutsche Fortschrittspartei und auf der anderen Seite bereits durch Bismarck, war auf der Höhe. Ich konnte nach der Erziehung, die ich genossen, und nach mancherlei persönlichen Beziehungen, die mir die Familie brachte, diesen Vorgängen gegenüber nicht kalt bleiben. Und doch haben sie mich nicht aktiv beteiligt, nicht einmal so warm gemacht, wie sich das für einen jungen Mann meiner Art geziemt hätte. Zum guten Teil dürfte hieran eben dies schuld sein, daß mein Geschick mir so frühzeitig die Notwendigkeit aufzwang, mich auf meine Berufsarbeit zu konzentrieren. Doch ist es mir heute, wenn ich über jene Zeit nachdenke, recht auffällig, wie wir, die Glieder des Kreises, in dem ich nun bereits heimisch geworden war, diesen politischen Zeitereignissen gegenüber auffallend ruhig blieben. Das Interesse für Schleswig-Holstein war in Wort und Bild auch uns geläufig, aber

mehr in der Erinnerung von 1849 her. Und der innere Konflikt? Es ist wirklich höchst merkwürdig, daß dieser uns nicht lebhafter beteiligt hat. Uns? Ich will hiermit nicht für die gesamte akademische Jugend gesprochen haben. Auch damals sind in Berlin politische Studentenversammlungen abgehalten worden, man hat sogar akademische Freikorps begründen wollen, aber zu Resultaten hat das so wenig geführt wie auch nur zu einer allgemeineren und tiefergehenden Erregung der Studentenschaft.

Als ersten klinischen Assistenten fand ich Mannkopf, als Laboratoriumsassistenten meinen Freund Schultzen vor. Schultzen hatte sich mit gleicher Begeisterung wie ich Frerichs zugewendet, und er hatte Anschluß an die Klinik gefunden durch den Laboratoriumsassistenten Neukomm. Frerichs arbeitete damals am zweiten Bande seiner Leberkrankheiten und Neukomm hatte allerlei chemische Untersuchungen dafür auszuführen. Hierbei konnte sich Schultzen nützlich machen, und so kam er mit Frerichs in Berührung. Neukomm war Schweizer und Schüler Staedelers, ein stiller, freundlicher Mann, sehr zuverlässiger Arbeiter und chemisch gut gebildet. Leider war er lungenkrank, und im Herbst 1862 gestorben. Schultzen war sein Nachfolger geworden.

Drei verschiedenere Menschen wie Mannkopf, Schultzen und meine Wenigkeit konnte es kaum geben. Mannkopf von normaler Begabung, im Dienst eifrig und pflichtbewußt und bis zur Pedanterie methodisch. Dies war gut, denn ein zuverlässiger Instinkt, der ihn hätte leiten können, war ihm nicht eigen. Auch war er ohne begeistertes Interesse, überhaupt nicht eigentlich begeisterungsfähig, dagegen sentimental und leicht erregt und dann heftig. Man hat ihn wegen seiner plötzlichen Explosionen „Herr Torpedo“ genannt. Solche Explosionen führten wohl einmal zu Kollisionen mit den Kollegen bei Virchow, auch mit den Stabsärzten und auch mit Schultzen. Mit mir war er immer freundlich, ich konnte mir keinen besseren Oberkollegen wünschen.

Schultzen war ganz „er" und immer er. Ein geistreicher Kopf mit Napoleonischem Kinn, elastisch, körperlich sehr geschickt, doch ohne Neigung für Körpersport, durchaus dem Geistigen zugewandt. Außer wenn er sich gehen ließ von gefälligen ritterlichen Formen. Reserviert und Fremden gegenüber wortkarg erschien er noch selbstbewußter wie er war. Sobald ihm etwas im Kopfe steckte, war er in Gefahr, rücksichtslos zu werden. Und das war häufig. Denn er war ganz impulsiv, Empfindung bis zum Triebartigen. Nicht selten steigerte er sich bis zu dem, was man gemeiniglich „Leidenschaft" nennt. Dann entfesselte sich seine Fantasie, er verlor wohl den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen und blieb nicht mehr zuverlässig. Schwächeerscheinungen, wie sich später zeigte Vorspuk der Paralyse, plötzliches Abfallen, Einschlafen an ungeeignetster Stelle kannte ich stets bei ihm. Solche Vorkommnisse, die als „Sichgehenlassen" von Laien übel vermerkt wurden, haben mir, der ich selbstverständlich ihn immer vertrat, manche Schwierigkeit bereitet. Andrerseits wußte er sich die Herzen und das Interesse der verschiedenartigsten Menschen im Sturm zu gewinnen, vor allem der Frauen. Er war für Frauen nicht ungefährlich, und war nicht abgeneigt, ihnen gefährlich zu werden. Bei Männern fand er viel Achtung und Beifall. Allen imponierte er durch sein großes Selbstgefühl, die Sicherheit und das gelassene, fast gleichgültige überlegene Wesen, mit dem er seine Meinungen vortrug. Selbst sehr anspruchsvollen Leuten konnte er Eindruck machen. Karl Ludwig in Leipzig, der ihn erst kurz vor seiner Erkrankung kennen lernte, sagte mir: „Ein famoser Mensch dieser Schultzen, er hat mir sehr gefallen — keine Spur von Bescheidenheit!" Seine manuelle Geschicklichkeit war groß, damit hing eine Neigung für kleine Chirurgie zusammen. Er wollte nicht Chirurg werden, in seiner Begeisterung für die innere Medizin sah er tief auf die Chirurgie hinab, aber — Zahnarzneikunde zog ihn mächtig an; eine Reihe von Semestern

war er der eifrigste Besucher der chirurgischen Poliklinik bei Langenbeck, um dort Zähne zu ziehen. Sein Verstand war klar und kühl, und in guten Zeiten brachte er ihn zur Geltung. Dann war er durchaus überlegend und kritisch. Wissenschaftlich gearbeitet hat er — von der letzten Zeit, in der er bereits der Krankheit verfallen war, abgesehen — nur in solch guten Zeiten, und alles was er machte, war exakt und zuverlässig; hier wußte er seine Fantasie zu zügeln. Leider aber waren unerfreuliche Zeiten bei ihm nicht selten. Dann hörte er auf, im Laboratorium zu arbeiten, zog sich in mir fremde Gebiete seines Verkehrs zurück, wurde nachlässig, unzuverlässig, und dann kam auch das peinliche Einschlafen an ungeeigneter Stelle, von dem ich gesprochen habe. Mir war er lange Jahre ein lieber Freund. Wir haben viel Freude miteinander geteilt, und ich habe ihm nicht nur meine chemische Ausbildung, sondern auch eine bedeutende Erweiterung meines Gesichtskreises zu danken. Wir arbeiteten täglich viele Stunden zusammen, zuerst im Laboratorium der Klinik, in der Charité, später in dem schönen Laboratorium, das Reichert der Frerichsschen Klinik in seinem neuen anatomischen Institut zur Verfügung stellte. Wenn wir dann, oft spät, das Laboratorium verließen, mochte ich wohl noch nicht schlafen gehen und begleitete Schultzen durch den Tiergarten. Das wurden oft lange Spaziergänge, auch wohl einmal bis uns der neue Tag heimwärts trieb. Lange und sonderbare Spaziergänge, denn mit seltenen Worten blieben wir in stetem Gedankenaustausch. Es kam vor, daß wir viertelstundenlang schweigend nebeneinander hergingen und doch miteinander dachten. Wenn dann endlich der eine wieder einsetzte, ganz gewöhnlich mit einer Bemerkung, die mit Auslassung vieler verbindender Gedankenreihen an das zuletzt Gesprochene anschloß, fand sich, daß der andere ungefähr bei dem gleichen Gedanken angekommen war. Dies Sich-miteinander-Einleben zweier Geister scheint nicht so selten, bei Bergson finde ich es (Zeit und Freiheit) behandelt, immerhin war es in diesem

Falle merkwürdig, weil wir sehr verschiedene Naturen waren. Sehr eigenartig war dies, daß wir uns stets mit einer für unser Alter und für meine harmlose, unbefangene Art auffallenden Höflichkeit behandelten. Wir sind fast zehn Jahre lang in enger Freundschaft nebeneinander gegangen, wir haben geteilt wie Brüder, wir haben uns durch manches Schwere durchgeholfen. Manche schöne Stunde höchster Weltfreude, auch weltverachtender jugendlicher Erhebung haben wir uns miteinander erhöht und verschönt, wir haben kaum Geheimnisse voreinander gehabt, wir haben uns gegenseitig, da wo es nöthig war, nicht geschont, und doch ist es keinem von uns beiden beigekommen, das „Du" zwischen uns einzuführen.

Dies habe ich alles so nach meiner Erinnerung und meinem lebhaften Empfinden erzählt, aber meine Frau, der ich es vorlese, meint, nach dem, was sie aus meinen und anderer Erzählungen wüßte, erwecke es in Einem unrichtige Vorstellungen. Das Verhältnis sei darin einseitiger gewesen, daß Schultzen den Freund mehr nötig gehabt hätte als ich.

Schultzens Vater war Arzt und jung gestorben, die Mutter (eine geb. Zahn, Schwester des Erbauers der „Wilhelma" in Cannstatt) war mit ihren drei Töchtern nach Thüringen gezogen. Die beiden ältesten, namentlich die zweite, sehr schön. Diese zweite hatte dem regierenden Fürsten Günther von Schwarzburg-Rudolstadt gefallen, der sie, ein Herr von gegen sechzig Jahren, in allen Ehren als Gräfin Brockenburg zu höchst seiner Gemahlin erhob. Meine Freundschaft mit dem Bruder brachte mich auf des Schloß in Rudolstadt, wo Durchlaucht den liebenswürdigsten Wirt machte, Er führte uns durch das ganze große Schloß, daß von Erinnerungen an Kaiser Günther strotzte. Schließlich kamen wir auf einen hohen Altan, von dem eine schöne Aussicht über das Land. Jenseits des Städtchens ritt auf der Chaussee ein Reitersmann. „Sieh doch," begann Durchlaucht zu seiner Gemahlin, „wer mag das sein? Ich würde

glauben, es sei der H. aus St., aber der reitet doch keinen Schimmel." Die Gemahlin wußte es auch nicht, und mir als großstädtischem Berliner kam diese Neugier und diese Personenkenntnis „merkwürdig" vor. Der alte Herr starb bald, und nun führten die drei Schwestern durch eine Reihe von Jahren eine hübsche Häuslichkeit in Berlin. Die Gräfin war eine liebenswürdige Frau und wußte Männer zu interessieren. Schließlich heiratete sie, nicht zu ihrem Glück, meinen jungen Freund Nencki, dessen ich noch zu gedenken haben werde.

Die ersten Jahre als klinischer Assistent waren recht schwer. Durch meine Tätigkeit als Amanuensis war ich ja gut vorbereitet, aber das Riesenmaterial des Krankenhauses stellte viele schwere Aufgaben. Mannkopf war erfahren genug und gab sich alle Mühe, mich anzuleiten; aber meine große Jugend (23 Jahr!) machte mich ängstlich, daß ich mir, den Unterärzten und dem Wartepersonal gegenüber, „etwas vergeben könnte", wenn ich seine Hilfe zu oft in Anspruch nahm. Auch war er nicht immer zu haben. Um mit einigen Alltäglichkeiten anzufangen: Echte Pocken (variola) hatte ich noch nicht gesehen, sie fehlten bis ungefähr 1864 fast völlig in Berlin. Seitdem kamen einzelne Fälle vor. Ein Fall war dem Unterarzt auf der „Aufnahme" verdächtig. Auch mir schien er so. Doch traute ich mir nicht, sondern rief den alten Wärter Fiedler, der in den dreißig Jahren seines Dienstes Pocken kennen gelernt haben sollte; er galt für einen Pockenkenner. Fiedler bestätigte unsern Verdacht. Bald kam ein zweiter Fall, wieder ließ ich Fiedler entscheiden. Beim dritten Fall aber, den Fiedler nicht als Pocken ansehen wollte, fühlte ich mich bereits sicher genug, um meine Diagnose auf Variola aufrechtzuerhalten; auf der Pockenabteilung erkannte man sie an. Was brachte die Aufnahme nicht alles, was Not und Sorge machte. Eines Abends holte Dr. Nothnagel, der spätere Wiener Kliniker, damals Unterarzt auf der Traubeschen Klinik, mich als „Ober-

arzt du jour" zu einem Unglücksfall auf die Aufnahme. Ein junger Mann hatte in mißlungenem Selbstmordversuch sich die Pulsadern an beiden Handgelenken zu öffnen versucht, ohne sie zu treffen; dann hatte er sich mit demselben Rasiermesser den „Hals durchgeschnitten", der Kehlkopf klaffte mit weiter Öffnung, die großen Adern aber hatte er nicht getroffen. Schließlich war er vier Treppen hoch aus dem Fenster auf das Steinpflaster des Hofes gesprungen und hatte sich einen Oberschenkel, einen Unterschenkel, das Becken und einen Arm gebrochen. Der Unglückliche war bei Bewußtsein. Nothnagel und ich taten unser möglichstes und quälten uns einige Stunden. Am anderen Morgen war der Mann tot.

An einem kalten Wintersonntagvormittag wird ein Erfrorener gebracht, auf dem Tempelhofer Feld gefunden, steif, zu einem Klotz gefroren; keine Herztöne, also tot. Indessen, Erfrorene können wieder ins Leben kommen; ich hatte das bei niederen Tieren oft selbst erfahren, kannte es namentlich von Krebsen, mit denen ich gerade arbeitete. Freilich ein Mensch ist kein Krebs, und daß ein wirklich zu Eis durchgefrorener Mensch wieder zum Leben erwache, glaube ich auch heute nicht, trotz Edmond About. Als er aufgetaut war, lag der Leichnam so frisch wie ein gesunder blühender Mensch da. Obgleich auch jetzt keine Herztöne zu hören waren, machte ich die gebotenen Wiederbelebungsversuche; als dann auf die stärksten elektrischen Ströme kein Muskel zuckte, wartete ich noch eine halbe Stunde, dann ließ ich ihn ins Leichenhaus bringen. In meinem Zimmer angelangt, werde ich jenen merkwürdigen Anblick der so lebensfrischen Leiche nicht los, und fange an, über Tod durch Erfrieren nachzulesen. Da finde ich überall, daß Erfrorene, „die keine Lebenszeichen mehr geben", wieder zum Leben kommen können, auch nach längerer Zeit. Meine Fantasie erregt sich und schließlich treibt es mich zu dem Toten in das Leichenhaus. Sonntags mittag: Die ganze Charité im hellsten Wintersonnenschein, Treppen, Höfe, nirgends ein Mensch, alles einsam

still, öde, wie für das Mittagsgespenst. So komme ich in den Leichenkeller. Da liegt mein Mann, so frisch und rosig wie vorhin, ganz anders wie die Kameraden neben ihm. Ich auskultiere noch einmal und höre jetzt deutlich — dup, dupp, — dup, dupp — Herztöne! Der Oberdiener des Leichenhauses (und des Pathologischen Institutes), der treffliche Fischer, kommt herein: „Aber, Herr Doktor, was machen Sie denn hier an dem schönen Sonntagmittag?" „Ja, Fischer, ich sehe mir an der Leiche was an." „Ja, das ist der Erfrorene, den sie eben gebracht; na, adieu!" — Da stehe ich wieder und auskultiere wieder, und „dup dupp — dup dupp" geht es wieder. Mein Haar sträubt sich, was nun anordnen? Der muß zurück aus dem Leichenkeller. Gerade kommt Fischer wieder herein. „Na, aber Herr Doktor, wollen Sie denn den ganzen schönen Sonntag hier sitzen?" „Fischer, ich glaube der lebt!" „Nee, Herr Doktor, des kommt nicht vor! Ich bin dreißig Jahr hier, es is noch keener lebendig rausgegangen." „Aber, Fischer, er hat ja Herztöne!" „Ach wo, ‚Herztöne'! er hat ja lange Leichenflecke, da sehn Sie doch!" Und er hebt mir die Leiche auf, daß der Rücken zu sehn ist; da sind große deutliche, sehr deutliche Leichenflecke. „Sehn Se wohl, Herr Doktor — gehn Sie nur ruhig Mittag essen —, der ist dot!" Hinaus ging er, und recht hatte er, und nun kam ich darauf: es war der Puls meiner eigenen, infolge der Aufregung stark klopfenden Arterien, den ich hörte. So zog ich voll Dank gegen meinen Freund Fischer ab.

Ein peinliches Material unter den Kranken der Aufnahme bildeten die vielen bewußtlos, oft ohne jede weitere Angabe Eingebrachten. Diagnose mußte gestellt werden, das war Ehrensache! Ich habe viel Schweiß darüber vergossen, aber auch viel dabei gelernt.

Das ernsteste blieb die Verantwortlichkeit für die Behandlung der Kranken auf den Sälen und für die Leitung der Abteilung. Ich werde noch davon zu sprechen haben, wie wenig Anleitung wir bei Frerichs fanden und wie schwierig

die Wärterverhältnisse waren, und nun stelle man sich einen jungen Mann vor, der überall geneigt ist, von sich und von allen anderen zuviel zu verlangen, der wenig Neigung hat, sich in die Unvollkommenheiten des Daseins zu schicken und überall und immer „den" sucht, den er für das, was nicht seinen Anforderungen gemäß geht, verantwortlich zu machen hat. Was kam da nicht alles vor, wofür ich mich verantwortlich fühlte und was ich doch nicht ändern konnte. Sehr gefährlich sind die Zustände von Benommenheit mit Aufregung, wie sie bei allerhand akuten, auch chronischen Krankheiten auftreten. Solche Kranke muß man in dafür eingerichteten Zimmern, Isolierzimmer, unterbringen. Daran fehlte es sehr. Es gab für fünf große Krankenabteilungen mit zusammen mehr als 500 bis 600 Betten nur ein gemeinschaftliches Isolierzimmer von 6 Betten, in dem auch alle Geisteskranken oder der Geisteskrankheit Verdächtige bis zur Überführung in ihre Abteilung untergebracht werden mußten. Meist war es mit Fällen von alkoholischem Delirium (Delirium tremens) besetzt und überfüllt. Es war kein angenehmer Aufenthalt, dies „Delirantenzimmer". Wenn ich, wie häufig, allein meine Mitternachtsvisite machte, ging ich auch dorthin. Das mäßig geräumige Zimmer war mit 6 Betten gerade ausgefüllt, so daß man eben noch zwischen ihnen umhergehen konnte, und daß noch Platz für einen in der Mitte stehenden Zwangsstuhl und für einen Lehnstuhl an der Wand blieb. In jedem Bett ein Kranker, einer auf dem Zwangsstuhl festgemacht. Die meisten unruhig; während der Nacht leichter oder fester im Bett gefesselt, suchten sie sich schwatzend oder schreiend zu befreien, was ihnen gelegentlich auch gelang. Der Wärter schlief wohl bei all dem Lärm und Getobe ruhig in seinem Lehnstuhl. Unglaublich, aber wahr! Ich stand oft verwirrt zwischen den wirren Geistern, dann sah ich nach meinen Kranken, die dort waren, und schließlich weckte ich, falls er immer noch schlief, den Wärter. Zur Überwachung solcher Kranker gehört

ausreichendes Wartepersonal, unser Wartepersonal war viel zu klein. Wir mußten unruhige Kranke oft auf dem gemeinsamen Saal behalten und im Bett anbinden, dazu gab es ein sogenanntes Bindezeug, gepolsterte Gurte. Ein schreckliches Verfahren! Denn so gefesselt, werden die Kranken nur aufgeregter. Zu beidem, der Verlegung auf das Delirantenzimmer wie zum Fesseln solcher Kranken entschloß man sich also schwer. Sie frei auf dem Saale behalten, ist aber auch eine bedenkliche Sache. Solch benommene Kranke können andern oder sich selbst gefährlich werden. Ich habe viel Glück hierin gehabt. Das erste derartige Unglück an meinen eigenen Kranken begegnete mir in Straßburg. Nahe daran war es oft genug. Das erstemal, in Berlin, handelte es sich um einen anscheinend völlig harmlosen Typhuskranken, der, leise vor sich hinschwatzend, ruhig in seinem Bett lag. Wir, zwei Ärzte und zwei Wärter, sind bei einem andern Kranken beschäftigt, da hat jener sein Bett verlassen und steht bereits im offenen Fenster, um die Höhe von fast 15 Metern hinabzuspringen; im letzten Moment packt ihn der Wärter. In Königsberg kam es zweimal vor, daß sich ein solcher Kranker aus ähnlicher Höhe auf den gepflasterten Hof stürzte. Der eine warf seine gesamten Kissen vor sich hinunter und sprang sehr geschickt darauf. Der andere sprang auf einen meterhohen Sandhaufen, der zufällig unten lag. So kamen beide ohne Schaden davon. Der Mangel an genügenden Isolierräumen bestand fast in allen alten Spitälern. Noch 1888 in Straßburg fand ich in dieser Beziehung böse Zustände.

In der Charité hatten wir gemietete Wärter und Wärterinnen, die auf der Wärterschule der Charité ausgebildet waren. Im ganzen kann ich ihnen viel mehr Gutes wie Schlechtes nachsagen, die meisten waren willig und auch zuverlässig.

Später in Bern, Königsberg, Straßburg habe ich mit protestantischen und katholischen Ordensschwestern zu tun gehabt. An meiner Klinik hatte ich in Bern Basler Diakonissen, in

Königsberg dortige Diakonissen, in Straßburg katholische Schwestern (St. Vincent de St. Paul). Daneben hatte ich, wie in Königsberg mit katholischen Schwestern des Grauen Hauses, so in Straßburg mit den dortigen protestantischen Diakonissen sehr viel zu tun. Ich habe unter all diesen sehr tüchtige Frauen gefunden, an die ich mich gern und dankbar erinnere. Die Ordensschwestern, protestantische wie katholische, stehen unter der Disziplin ihrer geistlichen Oberen, und diese ließen sich damals vor allem angelegen sein, die Interessen der Kirche zu vertreten. Bei den Katholiken stand das ganz in erster Linie, die Rücksichten auf die Krankenpflege hatten sich so vollständig unterzuordnen, wie eben das ewige Seelenheil über dem weltlichen Heil steht. Hier fand man sich unerschütterlichen Grundsätzen gegenüber. Dafür verstanden es die katholischen Herren besser, Zusammenstöße zu vermeiden, sie waren im allgemeinen taktvoller. In den protestantischen Orden spielte die Rücksicht auf die Krankenpflege eine viel größere Rolle; die Schwestern waren selbständiger, interessierter, viel besser geschult. Hier gab es noch Schwestern, die ihren Beruf mit Leidenschaft trieben. Auch unter den katholischen Schwestern waren solche interessierte Frauen. Häufiger unter den jüngeren, unter den alten sind mir nur wenige intellektuell besonders hochstehende vorgekommen, die sich mit dem auf ihnen lastenden geistlichen Druck ins Gleichgewicht zu setzen wußten, ohne an Interesse für die Krankenpflege und für die Kranken einzubüßen. Dafür machten sich die geistlichen Oberen in den protestantischen Diakonissenhäusern in gelegentlich unglaublich taktloser Weise lästig. Ich habe dadurch in Königsberg und in Straßburg gleich peinliche Auftritte erlebt.

In Königsberg bekam es der leitende Pfarrer des Diakonissenhauses plötzlich mit der Schamhaftigkeit der Schwestern meiner Klinik zu tun. Zwei ältere erprobte, willige Schwestern, treffliche Wärterinnen, die bis dahin ohne jeden Anstand bei der Besorgung ihrer (männlichen) Kranken mitgeholfen, weigerten sich,

dies zu tun — nicht weil es ihre Schamhaftigkeit kränke, sondern weil der Herr Pfarrer ihnen gesagt, „es sei gegen die weibliche Schamhaftigkeit". Es gab einen schweren Kampf, nicht mit den Schwestern, sondern mit dem Herrn Pfarrer, bis er begriff, daß Schamhaftigkeit subjektiv und individuell verschieden sei, und daß ich Wärterinnen mit zu zarter Schamhaftigkeit auf Männersälen nicht würde brauchen können.

In Straßburg waren die Schwestern des protestantischen Diakonissenhauses in der Krankenwartung unermüdlich und in diesen Dingen völlig vorurteilslos, aber gerade dort habe ich unerhörte Zudringlichkeiten der Pfarrer erlebt. Ich erzähle nur zwei. 1893: Eine Frau aus vornehmster altberlinischer Theologenfamilie brachte mir ihren fünfzehnjährigen Sohn in das Diakonissenhaus. Die Pflege des jungen Menschen war die mühseligste, und die Schwestern haben sie in liebevollster Weise besorgt. Die Mutter, eine feingebildete Frau, die viel Trauriges erlebt hatte, ernst und bescheiden. Mein Staunen war daher nicht gering, als sie mir plötzlich erklärte, sie müsse ihren Sohn, so krank er sei, aus dem Diakonissenhaus nehmen, und daß es der Pfarrer sei, vor dem sie floh. Sie hätte ja seit langem gewußt, wie traurig es um ihren Sohn stände, und da er Furcht vor dem Tode habe, habe sie alles darangesetzt, um ihm auf jede Weise den Gedanken an das Sterben fernzuhalten. Trotz ihrer Bitten sei aber der Pfarrer bei ihr eingedrungen, um den Kranken auf das Jenseits vorzubereiten, und sie habe sich tatsächlich mit Gewalt seinem Eintritt in das Krankenzimmer widersetzen müssen. Heute hätte sie einen nötigen Gang in die Stadt gehabt, und bei der Heimkehr habe sie ihr todkrankes Kind vor Angst und Aufregung vollkommen aufgelöst gefunden. Während ihrer Abwesenheit war der Pfarrer nun doch zu dem armen wehrlosen Knaben gekommen und hatte ihn genötigt, mit ihm die Gebete um ein seliges Ende zu sprechen. — 1899 behandelte ich dort ein junges Mädchen mit hysterischen Beschwerden. Ein harmloses Ding aus guter

Berner Familie, anständig und ernst, und nichts weniger wie herausfordernd. Ich hatte ihr Alleinsein und Bettruhe verordnet und alles ging gut. Eines Tages finde ich sie in gewaltiger Erregung. Sie hat nachmittags, wie ich angeordnet, geschlafen. Sie erwacht und sieht am Fußende ihres Bettes eine Gestalt in schwarzem Talar, die spricht: „Sie werden nicht gesund werden, wenn Sie nicht Buße tun und sich von innen bessern, wie kann der Baum gedeihen, wie kann er grünen und blühen, wenn das Mark faul ist und die Wurzel usw." — Ich hatte viel Mühe, den Bruder der Kranken von gewalttätigem Vorgehen gegen den frommen Eiferer abzuhalten.

In jener früheren Zeit, von der ich hier abgekommen bin, war, wie ich schon sagte, in den Krankenhäusern ganz allgemein die Zahl der Wärter und Wärterinnen zu gering. Nicht nur in der Berliner Charité war das so, in Dorpat, Bern, Königsberg und selbst noch im Jahre 1888 in Straßburg fand ich das nicht besser. Das Wartepersonal wurde überanstrengt; eine Wärterin, die sich für ihre Kranken gewissenhaft interessierte, mußte sich gelegentlich viel zumuten. Es gab solcher Schwestern genug. Eine Basler Diakonissin meiner Berner Klinik pflegte allein eine schwer Typhuskranke die ganze Krankheit hindurch Tag und Nacht und besorgte dabei ihren Krankensaal. Sie kam drei Wochen hindurch nicht aus den Kleidern. Das war ein feingebildetes sauberes Mädchen aus bester Familie.

Eine der Berliner Charité eigene Einrichtung war die der Militärunterärzte; sie hängt mit dem militärischen Charakter dieses Krankenhauses zusammen. Denn die Charité ist vom Vater Friedrichs des Großen eingerichtet, „um der Ausbildung von Militärchirurgen und der Behandlung von Kranken zu dienen". Die Unterärzte waren „Eleven" des militärärztlichen Bildungsinstitutes und wurden, nach abgelegtem Doktorexamen, aber, damals, vor dem Staatsexamen, auf ein Jahr

in die Charité kommandiert. Eine sehr wertvolle Hilfe für uns Assistenzärzte. Sie nahmen uns den untergeordneten ärztlichen Dienst, Pulszählen, Temperaturmessen, Anleitung der Wärter beim Baden und Pflegen der Kranken ab, und die militärische Disziplin gab ihnen eine Zuverlässigkeit, wie sie so junge Männer nicht immer besitzen. Für uns war die Anleitung dieser jungen Herren höchst anregend und erziehlich. Sie fühlten sich bei uns wohl, weil wir sie nicht als militärische Untergebene behandelten, und sie sich rückhaltlos dem Zauber hingeben konnten, den eine nur der Wissenschaft und Humanität geweihte Tätigkeit auf jedes begabte jugendliche Menschenkind ausübt; die stolze Freude, nur diesen zu dienen, trug und hob sie. Der Dienst war schwer und nicht ungefährlich, gleich im ersten Jahre meiner Tätigkeit kamen Ansteckungen mit Typhus im ärztlichen Personale mehrfach vor, zwei Unterärzte starben, stets aber habe ich sie aufopferungsbereit, nie ängstlich und schlaff gefunden. Unseres Verhältnisses entsinne ich mich mit der größten Befriedigung, es war von Anfang an ein höchst erfreuliches und das war nicht selbstverständlich, denn ich war im militärischen Range auch nur Unterarzt, und die klinischen Unterärzte meiner ersten Assistentenzeit waren meine Studiengenossen gewesen, zum Teil nur ein oder zwei Semester jünger wie ich.

Auch mein Verhältnis zu den anderen Oberärzten, so hießen damals wir sämtliche Assistenzärzte der Charité, war ein durchaus erfreuliches, und das war wieder gar nicht selbstverständlich, denn jene waren meist Stabsärzte des Friedrich-Wilhelm-Institutes, und ich war, wie ich schon sagte, in meinem Militärverhältnis noch Unterarzt, ich wurde erst nach drei Jahren „Assistenzarzt der Reserve", weil ich keine Übung mitmachte, und die Herren Stabsärzte waren doch recht militärisch gesinnt. Es ging aber alles durchaus sehr gut, obgleich jene meine militärische Inferiorität niemand verborgen war. Wenn wir uns auch nicht nahetraten, und wenn auch

die Wahrnehmung der besonderen Interessen und Gerechtsame unserer Klinik den anderen Krankenabteilungen und Instituten gegenüber gelegentlich zu Differenzen zwischen den „Oberärzten" der verschiedenen Abteilungen führen mußte, so vollzog sich der Verkehr durchweg in artigen Formen und gegenseitiger Achtung. Aussprachen waren nicht immer zu vermeiden, doch fiel es uns niemals ein, aus solchen Differenzen persönliche Gegensätze erwachsen zu lassen. Wenn wir uns später als Männer in Amt und Würden wieder trafen, so zeigte es sich, daß wir uns viel mehr füreinander interessiert hatten und voneinander wußten, als wir selbst gedacht hatten.

Sämtliche Assistenzärzte, Unterärzte und Apotheker der Charité aßen mittags und abends an gemeinschaftlicher Tafel; der älteste Stabsarzt präsidierte; lange Zeit war das der spätere Generalstabsarzt der Armee Leuthold. Das Essen war reichlich und qualitativ befriedigend. Natürlich wurde viel gemäkelt. Getrunken wurde höchstens Brunnenwasser. Ein Kasino oder etwas Ähnliches gab es nicht. Wir von der Klinik hatten es immer eilig, wir hatten auch wirklich keine Zeit übrig.

Aufgestanden wurde um 7 Uhr. Zunächst war im Laboratorium und auf Station allerlei in Gang zu bringen für eigne Untersuchungen oder für Frerichs Klinik, der Krankendienst konnte für uns Assistenzärzte erst um 9 Uhr beginnen; bis dahin hatten die Unterärzte ihre Vorvisite ungestört zu erledigen. Von 9 Uhr ab gab es dann alle Hände voll zu tun. Die neu eingekommenen Kranken mußten untersucht und besorgt werden, bei den bereits behandelten waren die eingetretenen Veränderungen festzustellen und festzulegen, dann die Untersuchung von Urin, Sputum und anderen Abgängen, die wir zu besorgen hatten. „Laborantinnen" waren damals noch völlig unbekannt. Schließlich war noch das Nötige für die klinische Demonstration zu erledigen. Hierher gehörten die Präparate von etwa am Tage vorher obduzierten, klinisch vorgestellten Fällen, die Frerichs, wenn er die Epikrise gab, zu demonstrieren liebte.

Die Klinik begann um $11^1/_4$ Uhr und dauerte bis $12^1/_4$; dann kamen oft Sektionen, die bis 1 Uhr oder länger währen konnten, oder es ging nochmals auf die Station, wo mancherlei zu besorgen übriggeblieben war, oder auch schnell noch an die eigene Arbeit im Laboratorium. Um $^1/_2 2$ war Mittagszeit. Wir kamen meist zu spät, das Essen war dann kalt und die Kollegen hatten ihre Mahlzeit wohl schon beendet. Um so weniger Veranlassung hatten wir, uns lange aufzuhalten. Vom Essen ging es ins Laboratorium und um 4 Uhr auf die Station, wo der Dienst bis 8 Uhr ungefähr dauerte; dann 10 Minuten für das Abendessen, bei dem wieder nichts getrunken wurde, und dann zurück auf die Station oder ins Laboratorium oder an den Arbeitstisch. Zum Lesen und Schreiben war bei Tage keine Zeit, und jetzt des Abends war ich müde, so müde. Was half's! Ich setzte mich wacker vor das Buch. Bis gegen 10 Uhr, auch 11 Uhr ging es ganz gut, dann fielen mir die Augen zu, und nun begann ein schwerer Kampf. Er endigte oft damit, daß ich mich „für eine halbe Stunde" aufs Sofa legte, um mich auszuruhen; aber leider wachte ich meist erst spät nach Mitternacht wieder auf, um mich so schnell wie möglich an den richtigen Ort, ins Bett, zu begeben. Dann schlief ich wie ein Toter bis 7 Uhr, da kam der Wärter und klopfte. Wirklich wie ein Toter! Was hat sich alles von Lärm auf der Straße vor meinem Fenster ereignet, ohne daß ich aufwachte. Aber wenn mich ein Wärter auf die Station rufen kam, so brauchte er nie zweimal zu klopfen. Das ist die Stimmung des apperzipierenden Organs für bestimmte Reize, die auch im Schlafe nicht völlig fehlt.

So ging es, solange ich zweiter Assistent war, das war bis 1865, dann wurde der Krankendienst für mich leichter, der Nachmittag wurde sehr entlastet. Es bestand nämlich damals für die Frerichssche Klinik die Einrichtung, daß die Krankenabteilung nicht saalweise unter die beiden Assistenten geteilt war, sondern der erste Assistent hatte die Morgenvisite, der zweite die Nach-

mittagsvisite auf der ganzen Abteilung. Dies konnte, da offiziell die beiden Assistenten vollkommen gleich standen, leicht zu Mißhelligkeiten führen, was indessen, solange ich Assistenzarzt war, nie geschehen ist. Der erste Assistent war für den Nachmittag vom Krankendienst befreit. Am Sonntag wechselten wir in der Besorgung der Station ab. Es hatte diese Einrichtung nur den Vorteil, daß dem zweiten Assistenten nicht die Behandlung von Kranken auf ganz alleinige Verantwortung überlassen blieb, uns war sie sehr angenehm, doch ist sie sachlich unzweckmäßig, falls nicht der zweite Assistent unter den ersten gestellt wird. Auf die Dauer, d. h. als die Assistenten nicht mehr in wirklichem Freundschaftsverhältnis standen, wurde sie unhaltbar.

Es ist wunderbar genug, daß es so lange so gut gegangen ist, denn, wenn wir Assistenten, Mannkopf und ich, und später Rieß und Quincke, auch sehr gute Freunde waren, so leidet doch solche Freundschaft an dienstlichen Differenzen leicht Schiffbruch, und wir waren keineswegs leicht zu behandelnde, etwa besonders nachgiebige oder gar sanfte Leute. Leider sehr im Gegenteil! Von Mannkopf habe ich schon gesprochen, ich war ein Widerspruchsgeist ersten Ranges, maulfroh und leicht herrisch. Rieß empfindlich nervös und dann gelegentlich haltlos. Quincke, ein so trefflicher, in jeder Beziehung hochstehender Mann er war, der Gefährlichste von allen, denn er war Pedant, umständlich, und konnte zugeknöpft sein. Außerdem waren wir alle fast gleichaltrig, wenigstens den Semestern nach; und doch hat nie eine ernste Differenz uns das einträchtige Leben gestört. Das Verhältnis mit den Assistenten der anderen Abteilungen war, wie ich schon sagte, überall ein gutes. Mit den Assistenten Virchows war es wechselnd. Ich fand Klebs und Cohnheim vor, dann trat Ponfick ein; mit ihnen allen standen wir aufs beste. Später kam einmal eine böse Zeit, als Wegener erster Assistent bei Virchow war. Ein Zusammenhang der Charitéassistenten der

verschiedenen Abteilungen fehlte, den Verein der Charitéärzte und damit einen Verkehr auf Grundlage der gemeinschaftlichen Arbeit gab es noch nicht.

Das Krankenmaterial der Charité war damals im sozialen Sinne kein auserlesenes. Den besten Teil in jedem Sinne stellten die unverheirateten Bediensteten und Werkstattarbeiter, Dienstmägde, Handwerksgesellen und Lehrlinge, welche bei ernstlicher Erkrankung der Charité zugeführt werden mußten, denn diese fungierte als das einzige städtische Krankenhaus. In zweiter Linie kamen Kranke, die der städtischen Armenpflege angehörten. Ein dritter, großer, Teil war von der Polizei eingewiesen: Erkrankte aus Gefängnissen, aus dem städtischen Arbeitshaus (für Landstreicher und Obdachlose, dem „Ochsenkopf"), in den Herbergen und Absteigequartieren, den sogenannten „Pennen", erkrankte Zugereiste. Dies war ein gefährliches Material, sie brachten uns Pocken, ansteckenden Typhus und Rückfallfieber. Dann die Unglücksfälle und die sonst in Stadt oder Umgegend Aufgelesenen. Schließlich die Erkrankten aus den öffentlichen Häusern und die Frauenzimmer unter Polizeiaufsicht. Arbeitslose und Arbeitsscheue, ganz oder halb Invalide suchten gern Unterschlupf, namentlich zur Winterszeit. Selten wurden uns interessante Fälle von den Ärzten der Stadt zugewiesen, immer ganz anspruchslose Menschen, denn es gab nur eine Verpflegungsklasse in gemeinschaftlichen Krankensälen mit deren damals sehr geringem Komfort und der wenn auch nicht schlechten, doch sehr einfachen Verpflegung. Also ein Material, von dem ein Teil die schlechtesten Elemente der Stadt bildete, und sicher ist es erstaunlich, wie gut mit den Leuten auszukommen war. Launenhaftigkeit, kleine Ungezogenheiten und Widersetzlichkeiten kamen vor, im ganzen aber steckten sie alle ihre liebenswürdigsten und anständigsten Seiten aus; Roheiten, Unanständigkeiten habe ich nie erlebt. Wir fanden Achtung und Folgsamkeit, und wo w i r Zeit dazu hatten, war bald ein achtungsvolles Freundschaftsverhältnis

hergestellt. Meist hatten wir für den einzelnen als Menschen wirklich wenig Zeit, durch eingehende Geduld konnten wir uns das Wohlwollen unserer Kranken selten verdienen. Man war damit zufrieden und hatte uns doch gern. Ich glaube noch heute, daß unser Interesse, unser Eifer und Fleiß, auch unsere Wissenschaft es war, die den Kranken imponierten.

Dabei war die Charité im Publikum nicht beliebt, man scheute sie, viel weniger wegen der klinischen Vorstellungen (die Dienstmädchen allerdings wollten auch „wegen der Studenten" nicht immer gern hin), als wegen der Sektionen. Die Zeitungen brachten öfters Skandalgeschichten über die Charité; wenn es dabei aber über den Arzt herging, so steckte dahinter selten wirkliche Animosität. Ich erzähle wieder ein Erlebnis, das die Harmlosigkeit zeigt, die damals noch in jener Bevölkerung Berlins herrschte, und ich meine daß auch heute davon noch mehr zu finden ist, als man glaubt: Etwa im Jahre 1864 hatten wir eine Kranke in Behandlung, bei der wir Trichinen diagnostizierten. Da ein Trichinenfall in Berlin noch nicht diagnostiziert war, war es wichtig, die Diagnose sicher zu stellen, und zu dem Zwecke schnitt ich der Kranken mit ihrer Genehmigung ein Stückchen aus einem Oberarmmuskel heraus. Leider — wie es damals noch gewöhnlich war — heilte die kleine Wunde langsam. „Frau Bergmann" war schwanger, und da man noch nicht wußte, ob Trichinen von der Mutter auf das Kind übergehn, bat ich, daß sie, falls das Kind stürbe, mich davon benachrichtige. Richtig! seinerzeit steht folgendes Inserat in der Zeitung: „Der Herr Doktor, der meiner Frau damals in der Charité die Armmuskeln herausgeschnitten hat, so daß sie lange krank war, dem teile ich mit, daß das Kind wirklich gestorben ist, er soll man kommen! Bergmann, Rosenthalerstraße." Das klang kriegerisch, doch ging ich hin. Bergmann öffnet mir. „Guten Tag, Herr Bergmann!" „Ach, Sie sind's, Herr Doktor! Na, meine Frau wird sich aber freuen!" Frau Bergmann im Bett: „Ach, Herr Doktor, das freut mich aber!" Ich: „Das

Kind ist leider tot. Das tut mir leid. Ich danke Ihnen, daß Sie es mich haben wissen lassen." „Na, ich hatte es doch versprochen, es liegt draußen in der Küche, es sieht noch so nett aus. Machen Sie man, was Sie wollen." Ein gut-erhaltenes Neugeborenes, ich entnahm ein Stückchen Muskel und ging wieder in das Zimmer. „Na, sind welche drin?" „Das kann man noch nicht wissen." „Aber Sie schreiben es mir?" „Gern; adieu, Frau Bergmann! Nun sagen Sie aber doch, was war denn das für ein Inserat?" „Ach, mein Gott! Ich habe mich schon so geschämt, siehste Karl, ich hab dir's doch gesagt." Er: „Na ja, Herr Doktor! ich hab ja auch gar nicht so was gewollt; wir sind Ihnen ja alle so dankbar, daß Sie sich soviel Mühe mit meiner Frau gegeben haben, aber da ist drüben über dem Flur der Schriftsetzer, der gab nicht Ruhe: ‚den Doktors mußt du's zeigen!' und da hat er denn das Inserat geschrieben."

Unser Interesse für die Kranken war keineswegs nur das wissenschaftliche, sondern ein ehrlich ärztliches. Wir fühlten uns für sie verantwortlich, wir kämpften ehrlich um ihr Leben und ihre Gesundheit. Ich kann mir das auch gar nicht anders denken bei einem rechtschaffenen und empfänglichen jungen Mann, der einem so schweren Krankenmaterial mit dem vollen Bewußtsein der Verantwortung gegenübersteht. Daß uns die volle Verant-wortung oblag, darüber wurden wir bald aufgeklärt. Frerichs zeigte keine Neigung, uns sie auch nur im mindesten zu erleichtern.

Die Charité, wie sie in der Hauptsache bis 1900 vorgehalten hat, bestand seit alters aus zwei großen Gebäuden, der alten und der neuen Charité. Die alte Charité hatte ihren großen Mittelbau in der Charitéstraße, mit der Front gegen Westen, da wo heute die beiden internen Kliniken stehen; zwei diesen Hauptbau flankierende ebenso hohe Seitenflügel reichten zur Luisenstraße. Sie umschlossen einen großen stattlichen, mit schönen Bäumen bestandenen Hof. Aus diesem gelangte man

durch eine Durchfahrt im nördlichen Seitenflügel auf den zweiten Hof. Ein weiter Platz mit guten Wegen und jungen Anpflanzungen. Zur linken Hand das pathologische Institut, zur rechten ein schönes, luftiges, helles Gebäude mit großen hohen Sälen, die sogenannte „Sommercharité", so geheißen, weil es ursprünglich der chirurgischen Abteilung zum Sommeraufenthalt gedient hatte (später Nervenklinik). Weit hinten gegen Norden schloß den großen Platz der weit ausgreifende Bau der „neuen Charité". Ein häßliches, düsteres Gebäude, drei oder vier Stockwerk hoch, mit kleinen vergitterten Fenstern. Hier waren die Geisteskranken, die Syphilitischen und die „kombinierte Station" untergebracht, zu der die aus den Gefängnissen eingelieferten Kranken gehörten. Diese „kombinierte Station" hatte merkwürdigerweise Virchow zum dirigierenden Arzt, der sich dort, wie man erzählte, mit großem Eifer der praktischen Heilkunde befliß.

Der Mittelbau der alten Charité war ein stattlicher Bau. Der Eingang von der Charitéstraße führte in einen mächtigen, schönen, Treppenflur. Helle, bequeme Treppen und Korridore. Die Seitenflügel: Mittelkorridore und dadurch düster. Im Erdgeschoß des Mittelbaus die Wohnungen der beiden Direktoren und Bureauräume. In den Seitenflügeln Assistentenwohnungen, Apotheke usw. Das erste Obergeschoß nahm die Chirurgie ein, das zweite die innere Medizin.

Die Charité stellte in jener Zeit den Mittelpunkt des medizinischen Lebens von Berlin dar, sie war, wie schon gesagt, das einzige große Krankenhaus der Stadt, die meisten Kliniken und das pathologische Institut (Virchow) gehörten ihr an[1]). In ihr herrschte nicht der medizinische Direktor, sondern der Verwaltungsdirektor, Herr Geheimrat Dr. med. h. c. Esse. Der medizinische Direktor, Geheimrat Horn, war ein hochgebildeter Mann, der zu seinem Lieblingsfach die Psychiatrie

[1]) Es gab wirklich bis zur Erbauung des Katholischen Krankenhauses und von Bethanien (also bis Mitte der fünfziger Jahre) in Berlin kein allgemeines Krankenhaus außer der Charité; jene beiden waren Ordens-Krankenhäuser.

erkoren hatte und der Abteilung für Geisteskranke in der neuen Charité vorstand. Viel medizinische Interessen zeigte er sonst nicht, und am wenigsten interessierte er sich für die Verwaltung, sein Einfluß und seine Bedeutung galten ganz wenig. Dies war sehr zu beklagen! Es wurde dadurch den ärztlichen Interessen erschwert, sich in der Verwaltung geltend zu machen, es fehlte der Verwaltung das Organ, durch welches sie die richtige Fühlung mit den Ärzten hätte halten können. Es ist charakteristisch für Preußen, daß man kein anderes Mittel fand, das wünschenswerte Gleichgewicht zwischen Verwaltung und ärztlichem Wesen herzustellen, als daß man nach Horns Tode zu seinem Nachfolger einen Militärarzt einsetzte. Seitdem ist der ärztliche Direktor der Charité ständig ein Generalarzt gewesen[1]).

Esse war aus der Subalternlaufbahn hervorgegangen. Man erzählte, daß er nach Abdienung seiner Zeit als Unteroffizier, als sogenannter Militäranwärter, in die Verwaltungslaufbahn gekommen sei. Durch ein Werk über Krankenhäuser hatte er sich einen Namen gemacht, es gab eine Zeit, wo er Autorität auf diesem Gebiete war. Er hatte sehr festen Fuß im Kultusministerium, war Geheimer und Vortragender Rat und befreundet mit dem sehr einflußreichen Ministerialdirektor Lehnert. Außerdem besaß er mannigfaltige Beziehungen nach allen Seiten, auch als Vorsteher der Stadtverordnetenversammlung Berlins, und wußte sie mit großer Rührigkeit und Geschicklichkeit geltend zu machen. Sein Einfluß ging weit; nicht nur für die Besetzung der Berliner, auch für die der auswärtigen klinischen Stellen wurde er als Gönner oder Gegner gesucht oder gefürchtet. Er war empfindlich, doch nicht bösartig nachtragend, zweifellos herrschsüchtig, aber gutmütig, deshalb sehr zum „Protegieren" geneigt, und keineswegs kleinlich oder gar ängstlich. Die Charité liebte er in dem Bewußtsein, daß er sie zu dem gemacht, was sie war, und er war aufrichtig bestrebt, sie zu vervollkommnen.

[1]) Bis 1908.

Wie war sie denn, diese Charité? Äußerlich auf den Korridoren, auch in den Sälen sehr sauber, man verzeihe mir, sauberer wie oft, später, Ende vergangenen Jahrhunderts. Klosetteinrichtungen, Bäder leidlich für jene Zeit. Gräfe, der Ophthalmologe, der sich durch boshafte Bemerkungen auszeichnete, pflegte zu sagen, in der Charité können die Kranken „ihre Bedürfnisse verrichten" wie die Prinzen, aber sie essen wie die Bettler. Das war nach beiden Seiten sehr übertrieben. Auf den nichtklinischen Nebenabteilungen war man ganz und gar nicht fürstlich gebettet, sie waren meist zu stark belegt, andererseits war die Kost nicht schlecht, nur einfach und derb. Für ernstlich Kranke und Rekonvaleszenten war sie im allgemeinen zu derb, und wir mußten uns in großem Umfange mit Extraverordnungen helfen. Jede solche mußte für jeden Kranken auf einen besonderen Zettel verschrieben werden. Bei uns auf der medizinischen Klinik gab es oft an einem Tage hunderte solcher Extrazettel und jeder trug ordnungsmäßig drei Unterschriften: Assistenzarzt, dirigierender Arzt (Abteilungschef) und Direktor (Esse oder Horn). Auf diese Extrazettel wurden gelegentlich die merkwürdigsten Sachen verschrieben, z. B. ein „laryngoskopischer Apparat" oder ein elektrischer Apparat, auch ein teures Mikroskop, und die hohe Direktion wunderte sich nicht wenig, wenn sie hinterher ein kostspieliges Instrument auf den harmlos unterschriebenen Zettel zu liefern hatte. Unserer Klinik wurde, außer wenn man uns einmal bei solcher „Naivität" ertappte, selten etwas abgeschlagen, auf den anderen Abteilungen soll das nicht immer der Fall gewesen sein.

Ordnung und Sauberkeit wurde durch die „Hausinspektoren" kontrolliert; sie unterstanden Esse. Ihnen unterstanden leider die Wärter und Wärterinnen, und diese waren so dem direkten disziplinarischen Einfluß der Ärzte entzogen. Doch kann ich unseren Hausinspektoren nachsagen, daß sie sich bemüht haben, Konflikte zu vermeiden und unsern Beschwerden gerecht zu werden. Das Wartepersonal war nicht schlecht, ich habe

darüber schon gesprochen. Diese Wärter waren vielleicht gewinnsüchtiger wie die jetzigen „Schwestern", aber leistungsfähig waren sie. Nur gab es unter ihnen eine nicht geringe Anzahl bejahrter Leute, die weniger brauchbar sind, und die Zahl der Wärter war zu gering. Wir hatten z. B. für die Männerabteilung von ungefähr 50 Betten, die fast stets mit Schwerkranken belegt waren, nur zwei Wärter, neben denen die Frau des älteren mitarbeitete, nur für die Nachtwachen wurden andere Kräfte herangezogen. So war der Krankendienst nicht anders zu leisten als unter Einstellung sogenannter „Pachulken". Das waren Kranke, die nach überstandener Krankheit auf der Abteilung bleiben durften unter der unausgesprochenen Abmachung, daß sie im Krankendienst behilflich seien. Dieser Mangel an verantwortlichen Wärtern hat sich sehr bös geltend gemacht. Es kamen schlimme Unglücksfälle vor, die wir dem schuld gaben.

Das Schlimmste derart ereignete sich auf dem vorn geschilderten Delirantenzimmer. Hier war von einer anderen inneren Abteilung ein Geisteskranker interniert, ein großer starker Mann, der aber harmlos schien und Pachulkendienste tat. Neben ihm lagen sechs Kranke von verschiedenen Abteilungen, darunter zwei von der unsrigen. Plötzlich sah jener Unglücksmensch in Halluzinationen, daß drei seiner Mitkranken, die ruhig in ihren Betten lagen, über ihn berieten und sein Todesurteil ausfertigten. Es war das Werk eines Augenblicks, daß er von einem schweren Stuhle ein Bein abgebrochen und mit drei Schlägen jene drei unschädlich gemacht hatte. Zwei starben bald und auch der dritte hatte einen Schädelbruch. Es war ein entsetzlicher Abend. Zum Glück gehörten die Getroffenen nicht unserer Abteilung an. Das Unglück war geschehen, während der einzige Wärter das Delirantenzimmer verlassen hatte, um Essen zu holen, und es wäre vielleicht vermieden, wenn nicht ein Wärter zu wenig gewesen wäre. Der Grund für den Wärtermangel lag in Sparsamkeitsrücksichten, also war die Verwaltung verantwortlich,

uns, die Assistenten, traf keine Schuld, wir haben oft die Direktion auf diesen Mangel aufmerksam gemacht. Die eigentlich Verantwortlichen waren der ärztliche Direktor und die Abteilungschefs, Herr Geheimrat Horn war sicher nicht zu entschuldigen, aber auch Frerichs wäre es bei seinem Einfluß wohl gelungen, da Besserung zu schaffen. Es waren nicht nur persönliche Gegensätze, die jedes gedeihliche Zusammenwirken hinderten, doch dürften solche vorgelegen haben, denn anders wäre es schwer zu verstehen, wie Frerichs die Charitédirektoren so vollständig ignorierte, sie existierten tatsächlich nicht für ihn. Es ist mir auch schwer zu erklären, warum wir Assistenten gar nichts dazu getan haben, dies Verhältnis zu bessern. Ich glaube heute, daß es in unserer Macht gestanden hätte, denn Frerichs ließ sich von uns vieles nahebringen, und er war so klug, es dann auch an Einsicht nicht fehlen zu lassen, womit schon der Weg zum guten Willen gegeben ist. Leider war er daran gewöhnt, daß ihm alle Pflichten, die ihm seine Stellung als dirigierender Arzt der Abteilung auferlegte, möglichst ferngehalten wurden, und er lehnte sie, soweit möglich, ab. Wenn er nicht Klinik hielt, kam er nicht, brauchten wir Assistenten eine Unterschrift von ihm, so war es unsere Sache, wie wir sie erlangten. Zu guten Zeiten sah Esse über eine fehlende Unterschrift fort, oft aber war Krieg im Lande, und dann setzte er wohl einmal etwas darein, nicht nachzugeben. Dann kam es vor, daß ein Geisteskranker auf jenem Deliriantenzimmer viele Tage liegenblieb, weil die Unterschrift unter den Verlegungsantrag vom Chef nicht zu erlangen war, und als ich einmal im Gefühl meiner Verantwortlichkeit Herrn Geheimrat Esse darauf aufmerksam zu machen wagte, daß das wieder zu einem Unglück führen könne wie damals auf dem Delirantenzimmer, gab das eine sehr stürmische Szene und langdauernden Groll bei meinem hohen Vorgesetzten.

Gewiß hatte Esse durch Geltendmachung seines persönlichen Übergewichtes mitverschuldet, daß der ärztliche Direktor und die

dirigierenden Ärzte in Sachen der Verwaltung so vollständig versagten, er freute sich seiner Alleinherrschaft; aber für die Charité war jenes Versagen sehr verhängnisvoll. Es war Esse nicht groß übelzunehmen, daß er, da kein einziger von den ärztlichen Autoritäten ernstlich für die Abstellung der Übelstände eintrat, die ewigen Vorstellungen von uns „jungen Leuten auf der Frerichsschen Klinik" schließlich übel vermerkte. Er hielt uns längst für gewohnheitsmäßige Krakeeler, und so kam es dahin, daß er eines schönen Tages die Gelegenheit ergriff, mir den Stuhl vor die Tür zu setzen.

Das war im Jahre 1866. Der Krieg mit Österreich war erklärt, doch gingen zunächst die Vorlesungen noch weiter, und da Frerichs uns also nicht entbehren konnte, reklamierte er uns. Er machte das direkt durch den Minister v. Mühler, bei dem er viel galt, nicht durch die Charitédirektion, wie es wohl hätte geschehen sollen. Kaum waren aber die Feindseligkeiten eröffnet, so wurde die Klinik geschlossen. Wir beiden Assistenten, Rieß und ich, wünschten nun mitzugehen, und da Frerichs damit einverstanden war, meldeten wir uns bei der Kreisersatzkommission (jetzt Bezirkskommando) als abkömmlich. Wir bekamen auch sogleich unsere Order und gingen zu Esse, uns abzumelden. Der war sehr böse — und nicht ohne Recht —, ließ sich unsere Order geben und sagte: „So, die behalte ich, nun können Sie ja gar nicht gehen; bleiben Sie man ruhig hier, es paßt uns nicht, daß Sie sich erst durch Frerichs reklamieren lassen und dann, wenn es Ihnen paßt, nolens volens mit fort. Nee, das paßt mir nicht!" Wir mußten die Sachlage beim Bezirkskommandeur melden und so wurden wir nach zwei Tagen wieder zu Esse beschieden. Der hatte sich diesmal, der größeren Feierlichkeit wegen, Horn herüberkommen lassen, und nun verkündete er vor den Versammelten: „Dr. Rieß bleibt zu Hause; Dr. Naunyn kann mitgehen, ist aber gleichzeitig ‚wegen seiner gegen den Willen der Charitédirektion und hinter deren Rücken unternommenen Machinationen, um sich dem Charitédienste

zu entziehen', entlassen. Mich rührte das gar nicht, denn ich wußte, daß, da Rieß erst wenig mehr als ein Jahr auf der Klinik war, Frerichs mich nicht gut entbehren konnte und mich zum 1. Oktober wieder anstellen würde, was denn auch geschah ohne daß ich mich darum zu bemühen hatte.

Ich erzähle noch einige Geschichten von Esse, ich möchte diesen interessanten Mann auch von seiner guten Seite zeigen. Er konnte großmütig sein. Vielleicht gewährte es ihm Befriedigung, seine Macht darin zu zeigen, daß er hilfreich war auch dem, der ihn gekränkt hatte. Es war in den Weihnachtsferien 1866, zu einer Zeit, als ich dank dem eben erzählten Vorkommnis keinen Grund hatte, auf Esses Gunst zu rechnen. Wir hatten als Amanuensis der Klinik einen Studenten Winkler aus Posen, einen frischen, tüchtigen Menschen. Eines Morgens, nach der Visite, kommt Winkler ganz verstört zu mir. Soeben hat er eine Order vom Kreisersatzbureau (Bezirkskommando) erhalten. Es wird ihm die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst entzogen, er habe sich „angesichts dieses" in Posen zum dreijährigen Dienst mit der Waffe zu stellen, d. h. seine Laufbahn ist so gut wie vernichtet. Warum das? Weil er im Alter von 17 bis 18 Jahren an der jüngst in Rußland niedergekämpften polnischen Revolution irgendwie beteiligt gewesen war. Seine Mutter war Polin. — Frerichs war für so etwas ganz unbrauchbar. Esse?! Allerdings kam es mir fast frech vor, doch ging ich hin: „Ich komme mit einem großen Anliegen." „Sie!? Na, was denn?" — Ich trug meine Angelegenheit vor und wurde sehr betrübt, als ich zum ersten Male merken mußte, daß es Sachen gäbe, an denen auch Esse sich nicht die Finger verbrennen mochte. „Nee, mit polnischen Geschichten wolle er nichts zu tun haben", sagte er. Ich blieb aber dringlich und appellierte an seine Großmut. Da hellte sich plötzlich sein breites Bureaukratengesicht auf und wie erleichtert rief er: „Na gewiß! Da ist ja der Bruder von dem da drüben Oberpräsident!" Das sollte heißen, der Ober-

präsident von Posen, Horn, sei der Bruder des Charitédirektors Geheimrat Horn, der allerdings drüben, nämlich in dem gleichen Erdgeschoß der Charité, auf dem andern Flügel wohnte. Esse behielt die Order zurück, Winkler reiste nicht, und die Sache wurde wohl durch den Oberpräsidenten von Posen in Ordnung gebracht. Auch in andern Fällen hat Esse selbstlos geholfen. Im Herbst 1867 schied ich aus meiner Stellung an der Frerichsschen Klinik aus. Da mir das ganz unerwartet kam, befand ich mich in übler Lage, und Esse erwies mir einen großen Dienst, indem er mich nach einiger Zeit als Direktionsarzt bei einer großen Berliner Lebensversicherung anbrachte.

Wie die Dinge lagen, konnte ich erwarten, daß ich bei eintretender Vakanz für die Stellung des dirigierenden Arztes einer innern Abteilung in der Charité in Betracht kommen würde. Damit aber ging es nicht so glatt. Herbst 1868 wurde eine solche frei. Als ich mich darum bewarb, erfuhr ich, daß sie bereits an Carl Westphal vergeben war. Westphal war freilich der Neffe des bereits oft genannten Geheimrat Horn, aber er war Psychiater und hatte an die Stellung des „Dirigierenden" einer innern Abteilung gar keinen Anspruch. Wenige Monate später wurde dann wieder eine innere Abteilung frei. Ich stürzte sogleich zu Esse, um wieder zu erfahren, daß ich zu spät käme. Die Charitédirektion hatte die Stelle wieder schon vergeben, an den Oberstabsarzt Fraentzel, Assistent und Schwiegersohn Traubes; Traube galt bei Esse sehr viel. Als ich nun aufbegehrte, tat Esse sehr mitleidig: Hätte er nur gewußt, daß ich auf die Stellung rechne! Nun habe die Charitédirektion ihren Vorschlag schon gemacht. Übrigens werde das vom Minister entschieden; ich könne ja immer noch mein Heil versuchen. Ich solle doch zunächst „mal zu Lehnerdt gehen". Lehnerdt war Esses Freund, Ministerialdirektor und Dezernent für die Angelegenheiten der Charité. Ein höflicher und formgewandter Mann, wie es die Herren

im Ministerium damals noch waren, zeigte er die größte Hochachtung vor einer so „hervorragenden jüngeren" Kraft und das herzlichste Bedauern, daß ich nicht früher gekommen wäre. Jetzt habe er dem Herrn Minister aber die Sache bereits vorgetragen und Se. Exzellenz habe die Vorschläge der Charitédirektion angenommen. Allerdings nur vorläufig; entschieden werde die Sache erst übermorgen in der Sitzung. Er (Lehnerdt) müsse ja nun schon bei dem Vorschlage, den er vor Sr. Exzellenz vertreten habe, bleiben; aber warum solle ich nicht alles versuchen? Ich könne ja noch in elfter Stunde eine Bewerbung an Se. Exzellenz richten. Man könne ja nie wissen — er rate mir dazu. Ob der alte Herr wirklich an mein Interesse gedacht, ist mir sehr zweifelhaft. Doch ließ ich mir's gesagt sein, und nach einigen Stunden gab ich die Eingabe im Ministerium ab.

Als ich herauskam, begegnete mir mein alter Freund Mollard, dem ich die Sache erzählte. Auch der sah den Rat Lehnerdts recht skeptisch an. Dann aber fiel ihm ein, daß sein Vetter D. seit einigen Monaten als vortragender Rat im Kultusministerium saß. Als solcher hatte er der Sitzung, in der meine Angelegenheit vorkam, beizuwohnen. Mollard fand ihn willig, sich meiner anzunehmen. Lehnerdt trug in der Ministerialsitzung die Sache als durch den Vorschlag der Charitédirektion erledigt vor: der von ihr allein genannte Fraentzel solle die Stelle erhalten; mich hatte er offenbar vergessen. Als dann aber Herr D. bemerkte, es sei doch auffallend, daß für eine so gesuchte Stellung in Berlin nur eine Bewerbung vorliege, mußte Lehnerdt sich meiner erinnern: Es sei allerdings noch eine zweite Bewerbung in zwölfter Stunde eingegangen, Privatdozent Dr. Naunyn. Es saßen zu viele Herren in dem Kollegium, die diesen Namen noch von meinem Vater her kannten, als daß er sie nicht hätte interessieren sollen. Auch mußte nun Frerichs, der damals noch im Nebenamte Vortragender Rat im Kultusministerium war und als solcher der Sitzung beiwohnte, für mich eintreten, denn ich hatte mich

in meiner Eingabe auf sein Urteil berufen; kurz und gut, nicht Fraentzel, sondern ich bekam die Stelle.

Die Sache war für mich von der allergrößten Wichtigkeit. Dirigierender Arzt der Charité in Berlin hatte etwas zu bedeuten. Ich bin der festen Überzeugung, daß bei meiner sehr bald danach erfolgenden Berufung nach Dorpat mir das sehr genützt hat, das nächste Ergebnis dieses meines Sieges ließ hingegen sehr viel zu wünschen. Wie freute ich mich, wieder eine Krankenabteilung zu haben. Bei meiner Anstellung aber erfuhr ich eine große Überraschung: Frerichs hatte sich bestimmen lassen, auf die Stellung des dirigierenden Arztes seiner klinischen Abteilung zu verzichten, und sollte mit den Direktionsgeschäften ferner nichts zu tun haben, wodurch diese sicher sehr gefördert wurden. Damit ihm aber die Verfügung über das Krankenmaterial für den Unterricht gesichert blieb, war ich ihm wieder als Assistent unterstellt worden, die Krankenabteilung, um deren Neubesetzung es sich ursprünglich gehandelt hatte, war der Frerichsschen Klinik angegliedert worden, und ich war dirigierender Arzt der gesamten so entstandenen neuen großen klinischen Abteilung, also eine Stellung ähnlich der der jetzigen Klinikoberärzte, nur selbständiger. Das wäre noch gegangen, aber als Assistenten waren mir die Assistenten der Frerichsschen Klinik zugewiesen: Schultzen, Rieß, Quincke, alle drei meine intimen Freunde, aber keine Assistenten für mich; sie waren alle drei die vollkommene Selbständigkeit des Assistenten der Frerichsschen Klinik gewöhnt, und Frerichs blieb nach wie vor ihr direkter und einzig entscheidender Vorgesetzter. So war für mich als dirigierender Arzt zunächst wenig Raum. Ich hatte die Unterschriften des dirigierenden Arztes zu leisten, und ich verlangte, daß auf jedem Saale einer meiner drei Freunde mich einmal am Tage bei meiner Krankenvisite als Assistent begleite. Das mußte sein, um die Ehre zu wahren.

Wäre ich länger geblieben, so hätte ich dafür zu sorgen gehabt, meine Stellung würdiger zu gestalten; indessen war ich

noch nicht lange angestellt, als schon meine Berufung nach Dorpat in meinen Gesichtskreis trat. Damit konnte ich die weitere Entwicklung dieser meiner Berliner Stelle meinem Nachfolger überlassen; der wurde seinerzeit Schultzen. Er hat sie auch nur $1^1/_2$ Jahr innegehabt, da er mir in Dorpat folgte, und dann hat man sie wieder eingehen lassen.

Ich habe hier weit vorgegriffen, um zunächst der interessanten Persönlichkeit Esses gerecht zu werden und habe nun viel nachzuholen.

Es war eine stolze Zeit und es war eine stolze Gesellschaft, das medizinische Berlin von damals. Es sind die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, von denen ich schreibe. Noch bis Ende der dreißiger Jahre hatte die deutsche Medizin sich nicht aus den Fesseln der unseligen Naturphilosophie von „Okens und Schellings Gnaden" befreien können. Schon hatte in Paris Laënnec die Auskultation entdeckt, schon hatte er den Diagnosten zum Bewußtsein gebracht, daß die mit diesem neuen Hilfsmittel gestellten klinischen Diagnosen der Prüfung durch die Leichenöffnung zu unterziehen seien und so die moderne pathologisch-anatomische Diagnostik begründet, schon wurde in Frankreich und England von Männern wie Louis, Cruveilhier, Graves, Abercombie eine neue Heilkunde gelehrt und aus aller Herren Länder strömten die lernbegierigen Ärzte dorthin, während bei uns als Stern erster Größe noch ein Hufeland glänzte. Dann war mit Johannes Müller und Schönlein die neue Zeit über uns gekommen und die Berliner Schule war es, die sie vertrat. Wie bis vor kurzem die Deutschen hatten nach Paris gehen müssen, um moderne ärztliche Ausbildung zu finden, so kamen jetzt Amerikaner, Engländer, Franzosen, Russen in Scharen nach Berlin, um hier Virchow, Du Bois-Reymond, Frerichs, Traube, Langenbeck zu hören.

Die Größe dieser neuen deutschen Schule lag in ihrer bewußten naturwissenschaftlichen Grundlage und dies Bewußtsein

war die Stärke von Jung-Berlin. Nirgends so wie in Deutschland hatten bereits damals die Methoden naturwissenschaftlicher Disziplinen, Chemie, Physik, Physiologie, pathologische und mikroskopische Anatomie Eingang in die Kliniken gefunden. Schon begannen sich einzelne deutsche Kliniker Laboratorien einzurichten, in denen Fragen der klinischen Medizin nach jenen Methoden experimentell bearbeitet wurden. Damals ist die experimentelle Pathologie an den deutschen Kliniken ins Leben getreten und das war es, was das Ausland von uns lernen kam. Es war unter den praktischen Disziplinen die innere Medizin, die medizinische Klinik, der in erster Linie die Vertretung dieser neuen naturwissenschaftlichen Richtung oblag, und wir fühlten uns schon deshalb an der Spitze der praktischen Fächer, die Zeit des Glanzes der Chirurgie war noch nicht gekommen.

Durch Frerichs und Traube war die medizinische Klinik auch in diesem Punkte glücklich vertreten. Beide waren naturwissenschaftlich durchgebildet und von naturwissenschaftlicher Denkweise. In dem demonstrativ herausgestellten Bestreben, sie geltend zu machen, ging vielleicht Traube am weitesten. Wie hierin aber der Müller-Schüler zur Geltung kam, so stand Traube zu einseitig im Bann der Physiologie, die in Berlin bis Virchow die Szene beherrschte. In Fragen der pathologischen Anatomie und der physiologischen Chemie hatte er kaum ein selbständiges Urteil; die selbständige experimentelle Betätigung des Klinikers, um sich vom Physiologen unabhängig zu machen, hat er wenig gepflegt, und so kam es, daß er in zu hohem Maße dem Streben verfiel, in den Erscheinungen des krankhaft abgearteten Lebens, den Krankheitssymptomen, überall das physiologische, normale Geschehen wiederzufinden, sie von diesem abzuleiten. Er machte so die Klinik zur Schlepperträgerin der Physiologie und verlor sich dabei in Tüfteleien. Frerichs war vielseitiger gebildet, vor allem ein tüchtiger Chemiker, von reiferer Kritik, viel selbstbewußter. Er machte als Kliniker die pathologische Ana-

tomie und die Physiologie der Klinik dienstbar. Er zog heran, was er glaubte gebrauchen zu können, um das klinische Bild zu erklären. Doch respektierte er die klinische Beobachtung, sie hatte das Krankheitsbild festzustellen. So war er, wie jeder Vollblutkliniker, Kasuistiker, er wußte in seinen Vorträgen mit großem Geschick den Kasuistiker zur Geltung zu bringen, er hatte Freude an der Kasuistik. Meist handelte es sich freilich nur um seine eigenen persönlichen Erfahrungen, denn es gab in jener Zeit noch wenig gute Kasuistik, wenigstens in der deutschen Literatur. Daher vielleicht auch seine augenscheinliche Vorliebe für die alten Engländer und Franzosen, Abercrombie, Stokes, Louis, Cruveilhier. Frerichs war seinen Anlagen nach ein echter Kliniker — das liegt hierin, doch hatte er sich spät als solcher ausgebildet. Er gedachte gern seiner Lehrzeit bei Wagener — dem Physiologen — in Göttingen. Er brüstete sich wohl auch einmal damit, daß er ebensogut hätte Physiologe werden können, und in der Tat zeigt ihn seine Arbeit über die Verdauung in Wageners großem Handwörterbuch der Physiologie als Verdauungsphysiologen auf der Höhe seiner Zeit. Klinischer Assistent scheint er nie gewesen zu sein, Auskultieren und Perkutieren hat er nachträglich in Paris gelernt, sehr geschickt war er im Palpieren. Ich habe auch in der Krankenuntersuchung viel von ihm gelernt; er besaß in ganz hervorragendem Maße die Fähigkeit, aus einer schwierigen Gesamtwahrnehmung das entscheidende Einzelphänomen herauszuschälen, wie dies den begabten Diagnosten kennzeichnet.

Frerichs war eine eindrucksvolle Persönlichkeit. Patienten und Ärzte, Laien und Gelehrte, darunter sehr urteilsfähige Männer, entzogen sich dem nicht. Neben seinem gewaltigen Selbstgefühl trug hierzu nicht wenig bei seine unerschütterliche Ruhe überraschenden Vorkommnissen gegenüber, ebenso den ernsten wie den kleinen Unfällen des Daseins. Es überrascht ihn auf einem Spaziergang im Berliner Tiergarten mit einem Herrn, dessen Glaubwürdigkeit mir sicher ist, ein gewaltiger

Regenguß. Kein Regenschirm, kein Obdach. Sie wandeln in ungestörter Unterhaltung weiter. Endlich bleiben sie, bis auf die Haut durchnäßt, stehen und Frerichs sagt ernsthaft: „Ich glaube gar, es regnet". — Mir hat er es mit seiner ersten Vorlesung angetan, und ich habe mich nie zu einem kühlen Urteil über ihn aufschwingen können. Es kam eine Zeit, wo ich mich von ihm schwer benachteiligt fühlen mußte. Ich ging ihm aus dem Wege und mied ihn, doch hielt mein Glaube an ihn Stich und ich mochte es nicht hören, was man ihm nachsagte. Seine klinische Vorlesung blieb bis zuletzt beliebt, auch bei den ausländischen Ärzten, die sie hörten.

Schönlein hatte noch auf dem Krankensaal gelesen, erst Frerichs hatte das Auditorium eingerichtet, es hat dann lange gedient, Leyden hat bis zuletzt darin gelehrt. Es war groß genug für 250 Menschen, auch mehr, und stets überfüllt. Das Krankenbett stand auf einem Podium, das geräumigen Platz für Assistenz und eine oft zahlreiche Korona fremder Ärzte und Gelehrter bot. Frerichs sah diese Korona gern, hielt aber streng darauf, daß sie für die Studenten nie störend wurde.

Für den einzelnen Studierenden hatte Frerichs kein Interesse, an seiner Klinik aber, an seiner klinischen Vorlesung hing sein Herz und mit ihr gab er sich Mühe. Davon, daß er die Fälle vor der Vorlesung studiert hätte, war freilich keine Rede. Er kam etwa eine Viertelstunde vor Beginn der Vorlesung. Er ließ sich berichten, was es „Neues gab", d. h. welche für die klinische Vorlesung geeigneten Fälle eingekommen seien — weiter wollte er lieber nichts hören. Diese Fälle sah er sich dann an. Er war schnell darüber orientiert, ob wir, die Assistenten, den Fall gut durchgearbeitet hatten, blieb ihm das unsicher, so lehnte er ihn gern ab, es sei denn, daß er seinerseits durch Erfassen eines besonders sprechenden Symptoms sogleich zur Klarheit kam. Dies gelang ihm gelegentlich in ganz überraschender Weise. Setzte er uns dabei

„aufs Trockne", so ging das ab, ohne uns im geringsten bloßzustellen. Auch sonst hatten wir hierüber nie zu klagen; eine merkwürdige Erscheinung bei dieser rücksichtslosen Natur. Ich hatte immer die Empfindung, daß er uns, seine klinischen Assistenten, in ihrem Dienst so zu sich gehörig ansah, als wären wir seine eigenen körperlichen Organe.

Wurde der Fall vorgestellt, so mußte alles an ihm untersucht sein und soweit irgend möglich sollten die Befunde in der Klinik demonstriert werden. Harn, Stuhlgang, Sputa, Larynx, auch Augenhintergrundsbefund, Leichenpräparate, mikroskopische Präparate, alles wurde auf dem Podium oder hinter der Szene im Nebenzimmer demonstriert oder im Zuhörerraum von einem Assistenten herumgereicht. Auch von Abbildungen machte Frerichs gern Gebrauch. Außer dem Cruveilhier und Carswell, in denen er trefflich Bescheid wußte, diente ihm dazu eine Privatsammlung ausgezeichneter Abbildungen nach selbst beobachteten Fällen.

Nachdem der Kranke hereingebracht und ein Praktikant aufgerufen war, las der Assistenzarzt die Anamnese aus der Krankengeschichte vor. Selten ergänzte sie Frerichs durch eigene Fragen. Hingegen nahm er den Status praesens selbst kurz auf, wobei er sich zuweilen zu sehr durch die vorher von uns gemachten Angaben leiten ließ. Dann gab er eine kurze Rekapitulation von Anamnese und Befund, die in ihrer Anschaulichkeit ein Meisterstück war, um auf die so zusammengefaßten Hauptzüge des Krankheitsbildes die Diagnose zu stellen; das geschah oft mit einiger Emphase. Die Diagnose war, soweit möglich, eine pathologisch-anatomische.

Bei der nun folgenden Besprechung brachte er die streng wissenschaftliche Behandlung seines Gegenstandes nachdrücklich zur Geltung. Anatomie, Physiologie, mit Vorliebe physiologische Chemie, experimentelle Pathologie wurden gleichmäßig herangezogen, soweit sie vor seiner Kritik bestanden und zur Aufklärung des Falles dienten. Auch wenn er sich in langen

Vorträgen erging, wurden das doch nicht die langweiligen „Kapitel aus der speziellen Pathologie und Therapie", durch die damals und noch später mancher Kliniker seine klinische Vorlesung verunstaltete. Auf den Kranken nahm Frerichs nicht immer die angemessene Rücksicht, es konnte schon vorkommen, daß der Kranke ein böses diagnostisches oder prognostisches Wort zu hören bekam; meist konnten aber die Assistenten dafür sorgen, daß er rechtzeitig vorher hinausgebracht wurde. Übrigens habe ich kaum bemerkt, daß ein Kranker Frerichs deshalb gram war. Er imponierte auch ihnen durch seine „Sachlichkeit".

An dem Eindruck, den Frerichs' Vorlesung hinterließ, hatte neben der vornehmen wissenschaftlichen Basis, auf die er sich stellte, und dem, daß er überall die Theorie der klinischen Erfahrung dienstbar zu machen wußte, die vollendete Darstellung viel Anteil. Er sprach immer klar und knapp und seine Schilderungen und Darstellungen waren höchst anschaulich. Sein Organ hatte ein eigenes hartes Pathos.

Gewöhnlich wurden in einer vollen klinischen Vorlesung zwei, selten drei Fälle vorgestellt. Über die vorgestellten Fälle hatten wir später Frerichs zu berichten; was sich etwa Wichtiges ereignete, besprach er dann gern mit dem Praktikanten in der Vorlesung. Auch machte er von Zeit zu Zeit während der zweiten Hälfte der klinischen Stunde eine klinische Visite, in der er die vorgestellten Fälle auf dem Saale wieder zeigte und kurz besprach. War ein vorgestellter Kranker gestorben, so teilte Frerichs das im Auditorium mit, oft mit einigen Worten über den Fall und seinen Verlauf und forderte die Zuhörer auf, mit zur Sektion zu kommen, bei der er in jener Zeit fast nie fehlte. War so oder so die klinische Vorlesung abgetan, so verließ er die Charité.

Besonders lehrreich und anziehend waren für mich die Epikrisen von Frerichs. Jeder Sektionsfall bekam in der nächsten klinischen Stunde seine Epikrise, und auch genesene Kranke stellte er gern vor ihrem Austritt noch einmal mit einigen kurzen Ab-

schiedsworten vor. Die Art, wie er, den Fall in seinen Hauptzügen zusammenfassend, ihn unserer Erinnerung noch einmal lebendig vorführte, und wie er dann das Sektionsbild mit Bezug auf die gestellte Diagnose gab, war meisterhaft — nur mochte er einen Irrtum in der Diagnose nicht zugeben; es machte dann wohl den Eindruck, als ob er sich der in der klinischen Vorlesung gestellten Diagnose nicht richtig erinnere. Sein klinisches Meisterstück blieb die Generalepikrise, die er am Schlusse jedes Semesters zu geben pflegte. Nach den Krankheiten gruppiert, sprach er die im Semester vorgestellten Fälle noch einmal kurz durch, so kurz, klar, anschaulich, daß der regelmäßige Besucher das vergangene Semester noch einmal miterlebte.

Ich habe diese Generalepikrise von ihm angenommen und auch bis etwa 1895 regelmäßig das Semester mit einer solchen geschlossen. Dann gab ich sie auf; nicht daß ich mich von ihrer Wertlosigkeit überzeugt hätte, es begannen aber zu jener Zeit sich die Zuhörer schon ungefähr zwei bis drei Wochen vor dem Schluß der Vorlesung zu verlaufen, so daß ich meine Generalepikrise vor halbleeren Bänken geben mußte. Der Grund für dieses Verhalten lag in dem Aufkommen der Militär- und Ferienkurse. Sie pflegten um diese Zeit zu beginnen und sie haben in den Schluß des Semesters Unregelmäßigkeiten, eine Unruhe, gebracht, die der Student sich als Merkzeichen der beginnenden Auflösung hat willkommen sein lassen und die bis zu meinem Abgang blieb.

Was Frerichs als Arzt geleistet hat, wage ich nicht zu entscheiden. Er war ausschließlich Konsiliararzt, in seiner Sprechstunde und in Konsultationen mit Hausärzten. Seine Sprechstunde war enorm besucht. Den Patienten wußte er durch seine Sicherheit zu imponieren, den Hausärzten durch kleine klinische Auseinandersetzungen, die er gelegentlich über den Fall gab, und hier und da durch die Diagnose.

Seine Diagnosen — ich denke jetzt nicht an deren Entwicklung in der klinischen Vorlesung, sondern die selbständig gestellten —

waren meist intuitive: er hielt sich gern an ein Symptom, eine Erscheinung, durch die er sich bestimmen ließ. Von der einmal gestellten Diagnose ging er sehr schwer ab.

Eine kurze Besprechung der Behandlung fehlte selten, und schließlich gab er gern zur großen Befriedigung der gespannt folgenden Zuhörerschaft ein Rezept. Sehr merkwürdig bei seiner sonst so scharfen Kritik und streng wissenschaftlichen Methode war dann die Unbefangenheit, mit der er Heilmittel anwandte und empfahl, weit entfernt von weitgehendem Skeptizismus. So verschrieb er anstandslos Chlorwasser oder Salzsäure „gegen die Blutzersetzung bei Typhus abdominalis"; unbewußt kam hier das dem Arzte unentbehrliche Vertrauen zur eigenen „Erfahrung" zur Geltung.

Höchst merkwürdig war, wie ich schon sagte, Frerichs Stellung zu seinen klinischen Assistenten, die Art, wie er uns behandelte. Ich muß hierauf eingehen. Jeden nahm er vom Tage seines Eintrittes als einen Mann, von dem es selbstverständlich sei, daß er alles leisten könne und alles leiste, was seine Stellung von ihm verlangte, leider so selbstverständlich, daß er uns nie eine Anweisung gab, wie wir etwas zu machen hatten, ja kaum äußerte, was er haben wollte, und er setzte es wirklich durch, daß, auch ohne dies, alles so ging, wie er es wünschte. Der Neueingetretene hielt sich bescheiden zurück, bis er das, was ihm fehlte, gelernt hatte. Im allgemeinen führte der erste Assistent dem Chef gegenüber das Wort. Frerichs war klug genug, seinerseits aus jener Selbstverständlichkeit die Konsequenz zu ziehen, daß er uns nie ein Zeichen von Mißtrauen gab, keine Zurechtweisung, keinen Tadel — so wenig wie eine Anerkennung. Am allerwenigsten kam es ihm bei, uns für Geschehenes verantwortlich zu machen. Napoleon hat sein: Pas de récriminations! nicht stolzer durchgeführt. Nicht nur als Beleg für diese Eigenschaft kluger Männer, ist das folgende Erlebnis erzählenswert.

Im Herbst 1865 war eine Choleraepidemie im Anzuge. In der Umgebung Berlins waren bereits Fälle von Cholera

vorgekommen, Berlin war noch frei. Ich war erster Assistent, hatte soeben meine Visite beendet und erwartete Frerichs zur Klinik. Da wird eine neueingekommene Kranke in den Saal getragen. Das eigentümlich verfallene Aussehen wie bei Cholera. Ich frage: „Durchfälle?" — „Ja, immerfort." — „Erbrechen?" — „Ja, immerfort." — „Wie sieht der Stuhlgang aus?" — „Weiß, wie Grützsuppe." — „Wie Reissuppe?" — „Ja, wie dünne Reissuppe." — „Und das Erbrochene?" — „Ebenso." — „Tun Ihnen die Waden weh — Wadenkrämpfe?" — „Ja, furchtbar." — „Haben Sie Urin gelassen?" — „Seit heut nacht nicht." Also alles wie bei Cholera. In diesem Augenblick, ehe ich noch die Kranke untersuchen kann, tritt Frerichs ein. „Nun, was gibt's?" (nämlich für die Vorlesung) ist, wie gewöhnlich, seine Frage. „Hier ein eben eingebrachter Fall — vielleicht Cholera." — „Ah! — Wir wollen sie gleich vorstellen." — So nimmt er meine Vermutung ohne weiteres als Diagnose an und die Kranke wird vorgestellt. Beim Krankenexamen erhält Frerichs die gleichen Angaben wie ich und die Untersuchung hat er wohl sehr obenhin ausgeführt. Bald erfolgt seine gefürchtete Frage an den Praktikanten: „Was ist denn das?" und aus seinem eigenen Munde die verhängnisvolle Antwort: „Das — ist — der Cholera morbus!" — Der Eindruck enorm! Die Sache wurde schnell ernst; am Abend meldeten bereits alle Berliner Zeitungen: „Auf der Frerichsschen Klinik der erste Fall von Cholera."

Bei meiner nächsten Visite untersuche ich die Kranke nun erst. Die angeblichen „Durchfälle" entpuppen sich als keineswegs „Reiswasserstühle", es sind Schleimabgänge und zu meiner tiefen Beschämung und Bestürzung finde ich einen eingeklemmten Schenkelbruch. Die Kranke wurde sogleich zur chirurgischen Abteilung gelegt und operiert.

Als dann am nächsten Vormittage Frerichs zur Vorlesung erschien, galt selbstverständlich seine erste Frage dem „Fall von

Cholera". Ich berichtete einfach, es habe sich ein eingeklemmter Bruch bei der Kranken herausgestellt und ich habe sie zur Operation auf die chirurgische Abteilung verlegen müssen. „Ja, das kommt vor", war das einzige, was er sagte, allerdings mit einem Seitenblick auf mich. Sehr merkwürdig aber war die Lösung, ich schäme mich, sagen zu müssen, glückliche Lösung dieses mehr als peinlichen Ereignisses. Ich gebe die Szene so, wie sie sich abspielte.

Es mußte wohl etwas von unserer „verfrühten" Cholera-diagnose bekannt geworden sein, denn als ich am nächsten Morgen den Sektionssaal betrete, empfängt mich ein dort beschäftigter Kollege mit der Frage: „Nun, was macht Ihr Cholera-fall?" Sie war nicht harmlos gemeint, dies verriet seine Überraschung, als ich, auf eine vor uns liegende Leiche weisend, ruhig sagen kann: „Da liegt er!" — Da lag er in der Tat, unser Erretter: die Leiche eines wirklich echten Falles von Cholera asiatica, der in dieser gleichen Nacht auf unserer Klinik eingegangen und alsbald gestorben war. Die Sektion bestätigte diese Diagnose und — damit war soweit alles richtig, d. h. die Cholera wirklich in Berlin. Daß der vorgestellte „Cholerafall" ein Weib, der echte, an der Cholera Verstorbene ein Mann war, hat niemand beachtet, zu meiner nicht geringen Beruhigung!

Ebenso selbstverständlich, wie daß wir unseren Dienst auf Station zu seiner Zufriedenheit leisteten, war es, daß wir uns wissenschaftlich betätigten und tüchtige Arbeiten zutage brachten, was und wie, das war wieder ganz unsere Sache, Frerichs ließ uns gehen und machen wie und was wir wollten. Die einzige Gelegenheit, ihn zu sprechen, war unmittelbar vor Beginn der Klinik; nachdem alles für die Vorlesung abgemacht war, standen wir da in seinem kleinen Amtszimmer vor ihm. Dann ließ er uns gern über dieses und jenes wissenschaftliche Problem reden; er sprach auch von mancherlei anderem und in allem traf er oft mit seinen kurzen kritischen Bemerkungen den Nagel auf den Kopf — doch vermied er beinahe geflissent-

lich dabei alles Lehrhafte, und ein bestimmtes Thema hat er uns nie gestellt, wir haben auch nie darum gebeten. Belehrung oder Anerkennung gab es auch hier nicht, nur an der Art, wie er sich gab, war zu merken, ob unsere Leistungen ihn befriedigten und wie er von uns dachte. Wer seinen Ansprüchen nicht genügte und ihm keine Achtung abzunötigen wußte, merkte das bald. So taten wir im Stationsdienst unsere Pflicht, suchten uns unsere Arbeitsthemen selbst und arbeiteten wacker drauflos. Schultzen, Rieß und ich, wir sind in unserer Arbeitsrichtung nicht wenig vom Meister beeinflußt worden. So Schultzen in seiner Arbeit über die Vorstufen des Harnstoffes, ich in meinen Untersuchungen über die Chemie der Transsudate, Schultzen und Rieß in ihrer Arbeit über akute Leberatrophie und Phosphorvergiftung. Überall bekamen wir es mit Frerichs Lieblingskörpern, dem „Leuzin und Tyrosin", zu tun. Wie wäre mir bei meinen Eiteruntersuchungen damit gedient gewesen, wenn schon damals der Begriff der Autolyse faßbar gewesen wäre, er konnte erst unter dem Einfluß der Bakteriologie reifen.

Auch das besondere Interesse für Stoffwechselpathologie, das mich an Leber, Pankreas und Diabetes für meine ganze Arbeitszeit gefesselt hat, habe ich den in der Frerichsschen Klinik von ihm und von meinen Freunden erhaltenen Anregungen zu danken. Wie eine Erbschuld verfolgte mich die Verpflichtung, mit der Leberexstirpation zustande zu kommen, bis sie uns endlich in Königsberg an Vögeln gelang.

Die Arbeiten bekam Frerichs erst gedruckt zu sehen. Gelegentlich wünschte er wohl einmal eine stets nur kleine Untersuchung für seine persönlichen Zwecke. Wir machten sie gern und die Resultate erhielt er dann zur freien Verfügung.

Sehr groß war der Einfluß, den er uns bei der Auswahl des Nachfolgers einräumte. Ehe er seine Vorschläge beim Minister machte, sprach er wiederholt über die in Betracht kommenden Persönlichkeiten, hörte sehr aufmerksam auf unser

Urteil und ließ es sich gefallen, daß wir ihn unsere Wünsche merken ließen. Schließlich ist er ausnahmslos auf die Persönlichkeit eingegangen, die wir begünstigten. Einmal kam er uns mit einem eigenen Kandidaten, doch hörte er noch unser Urteil. Es gefiel ihm nicht, daß es ablehnend lautete, er fing wiederholt von seinem Günstling an, nannte ganz offen die Persönlichkeit — eine für ihn sehr maßgebende —, welche diesen Kandidaten bei ihm vertrat, um schließlich, ruhig und ohne jede Verstimmung, den zu wählen, den wir haben wollten und der ihm ganz fremd und nirgends weiter empfohlen war.

Irgendein persönliches Verhältnis hat er aber zu keinem seiner klinischen Assistenten gehabt. Er lud uns in der ersten Zeit allsemesterlich einmal zu einem Abendessen ein — später hörte das auf. Er fragte nicht nach uns, wir mochten leben oder sterben. So zog ich mir im Dienste bei einer Sektion eine schwere Leichenvergiftung zu. Ich verließ die Charité im übelsten Zustande und lag daheim bei meiner Mutter. Fünf Tage war mein Zustand derart, daß jedermann mich aufgab. Manche der Professoren, die mich in der Charité gesehen hatten, kamen nach mir fragen. Frerichs ließ nichts von sich hören. An dem Morgen, als ich zuerst fehlte, fragte er nach mir und erfuhr, was mit mir war. Dann hat er kaum noch einmal Teilnahme gezeigt. Als ich nach sechs Wochen mit einem amputierten Finger den Dienst wieder antrat, da hieß es: „Na, sind Sie wieder da!" Ich erinnere mich nicht, daß er mir dabei die Hand gereicht hätte. Es lag ihm völlig fern, sich für unser weiteres Fortkommen zu bemühen, wenn wir die Stellung bei ihm verlassen hatten. Zu Empfehlungen bei Berufungen ließ er sich nicht herbei und wenn er angefragt wurde, war er von vollkommenster Sachlichkeit und Neutralität. Ich lernte das kennen, als es sich um meine Berufung nach Dorpat handelte. Da hat man bei ihm angefragt und gerade sein vollkommen unparteiisches Urteil hat mir, wie ich später erfuhr, sehr genützt.

Frerichs war bis 1869 unverheiratet; in seinem Hause waltete während der ersten Jahre meiner Assistentenzeit „Frl. Sophie", seine angebliche Cousine, mit der er schon seit vielen Jahren zusammen lebte und Kinder haben sollte; Spuren solcher habe ich aber nie bemerkt. Eine höchst sympathische Erscheinung. Eine Schönheit von der nachdenklichen Lionardoschen Art, Ostfriesin, aber nicht blond. Eine Frau von tadellosen natürlichen Formen und Frerichs in unwandelbarer Verehrung ergeben. Ungefähr 1866 verschwand sie — man sagte, sie habe geheiratet.

Ich habe der Schilderung meines Lehrers und langjährigen Chefs viel Raum gegönnt. Er ist doch wohl diejenige Persönlichkeit, welche die größte Rolle in meiner Laufbahn gespielt hat. Nicht nur, daß die Assistenz bei ihm ein Sprungbrett in die akademische Laufbahn war, wie es damals kein besseres gab, er hat mich für den Beruf, der mein Leben in jedem Sinne ganz und gar ausfüllen sollte, begeistert und er hat mich in der tiefgehendsten Weise beeinflußt, und zwar positiv und negativ. Positiv in dem stolzen Selbstgefühl als bewußter Vertreter einer ernsten „Richtung", in dem Ablehnen des Banausentums und der Popularitätsjägerei, vielleicht auch, wenn auch nur äußerlich, in dem Verhältnis zum Kranken. Frerichs Verhältnis zu den Kranken, wie er es in der Klinik zur Geltung brachte, war ein sachliches. Ich gestehe, daß ich darin sein Schüler geworden bin, und noch heute gereut mich das nicht. Ob bei Frerichs die Sachlichkeit seines Verhältnisses zum Kranken der Ausdruck davon war, daß es ihm an Mitgefühl für den Kranken fehlte, das weiß ich nicht, bei mir jedenfalls fehlte solches Mitgefühl nicht! Im Gegenteil, es war so stark, daß es mich leicht in Gefahr brachte, die Ruhe zu verlieren, die dem Arzt unentbehrlich ist. Wenn ich meinem Mitgefühl hätte die Zügel schießen lassen, so konnte das leicht zum Schaden meiner Kranken gedeihen. Eine Kunst des beliebten Arztes ist, sich kühl zu halten bis ans Herz hinan und doch dem

Kranken das weitgehendste Mitgefühl zu zeigen. Ich habe Virtuosen in dieser Kunst kennengelernt. Ärzte, die von ihren Kranken gerade wegen des Mitgefühls, das sie ihnen schenkten, gepriesen und verehrt wurden, und ich war erstaunt, als ich merkte, daß ihnen ihre Kranken viel weniger am Herzen lagen, viel weniger Sorgen machten als mir, der den Kranken wohl oft kalt erschien. Ich hätte diese Kunst wohl auch erlernt, wenn ich ein Arzt in diesem Sinne hätte sein wollen. Der Kliniker aber soll nicht in erster Linie ein beliebter Arzt sein, sondern Lehrer, Lehrer der Studenten, aber auch Lehrer der Ärzte, wenn er zur Hilfe gerufen wird.

Ebenfalls in positivem Sinne hat Frerichs mich durch die Formvollendung seiner klinischen Vorträge beeinflußt. Für meine klinischen Vorlesungen ist mir sein Vorbild von Anfang an maßgebend gewesen — allerdings mit den bedeutsamen sachlichen Einschränkungen, von denen ich sogleich sprechen werde, eigentlich nur so weit, daß ich mich gut vorbereitete.

Nicht unbedeutsam aber ist für mich die negative Beeinflussung durch meinen Lehrer geworden. Ich habe schon davon gesprochen, daß er es in seinen Epikrisen nicht immer genau mit der Wirklichkeit nahm. Ähnliches kam auch sonst bei ihm in der Klinik vor; er färbte wohl einmal den Befund, den er bei der Untersuchung des Kranken erhob, etwas frei, so wie er ihn für die Begründung der Diagnose und für das Krankheitsbild brauchte. Das war mir frühzeitig sehr aufgefallen und hat dazu geführt, daß ich mir in solchen Dingen nie die mindeste Freiheit genommen habe. Eine Zeitlang ist es mir bei meinen klinischen Demonstrationen oft vorgekommen, daß ich in dem ängstlichen Bestreben, nirgends etwas hinzuzutun oder zu unterschlagen, in zu weit gehende kleinliche Genauigkeit verfiel.

Die Ausstattung der Kliniken war damals noch sehr dürftig. Das gilt auch für die Frerichssche. Bis zu der Vergrößerung der klinischen Abteilung, von der ich gelegentlich meiner Er-

nennung zum dirigierenden Arzt zu sprechen hatte, umfaßte sie drei Säle, jeder etwa zu fünfundzwanzig Betten, ein Weibersaal, zwei Männersäle. Auf jeder der beiden Abteilungen eine „Theküche" und ein Wärterzimmer. Ein ganz kleines Amtszimmer für Frerichs, das Auditorium und ein kleines Laboratorium. Die Wasserklosetts waren in kleinen Abschlägen auf den Sälen; gebadet wurde auf den Sälen hinter einem Bettschirm. Das Laboratorium war ein kleines Zimmerchen mit einem ganz kleinen dunkeln Vorraum, beides zusammen höchstens zwanzig Quadratmeter. Hier waltete Schultzen und außer ihm durfte nur ich dort arbeiten. Eine unglaubliche Enge und Beschränktheit! Ich habe dort meine „Bestandteile der Echinokokkenflüssigkeit" und meine „Chemie des Eiters und der Transsudate" und manches in sonstigen Arbeiten Erwähnte fertiggebracht. 1865 baute Reichert die „neue Anatomie" im Tierarzneischulgarten und auf Frerichs' Wunsch richtete er hier ein stattliches Laboratorium von drei schönen Räumen für die Klinik ein. Hier, in dem neuen klinischen Laboratorium begann nun ein reges wissenschaftliches Treiben. Den Stamm bildeten wir Frerichsche Assistenten, zunächst Schultzen und ich, bald kamen Rieß und Quincke hinzu. Andere gliederten sich an. Vorübergehend arbeitete Senator dort; ein ständiger Genosse wurde Hitzig, der hier in diesem Laboratorium seine epochemachenden Experimentaluntersuchungen über die Erregbarkeit der Großhirnrinde mit Fritsch ausführen sollte.

Auch Schüler fanden sich. Zwei muß ich nennen: Filehne, der bei Schultzen arbeitete, sich aber bald mit ihm überwarf, so daß er das Laboratorium verließ, und Marcell Nencki, der berühmt gewordene physiologische Chemiker von Bern und Petersburg. Es war 1864 oder 1865, als er sich bei uns einstellte. Er kam sozusagen aus der polnischen Insurrektion, aus den polnischen Wäldern, wo er für sein Vaterland gekämpft hatte. Ein achtzehnjähriger Jüngling, begabt, für Wissenschaft

begeistert und von einer sonnigen, fröhlichen Liebenswürdigkeit, wie man sie auch in diesem Alter nicht häufig findet. Er war nach Berlin gekommen, um Physik zu studieren und arbeitete bei dem Professor der Physik Magnus. Frerichs und dann Schultzen und meine Wenigkeit begeisterten ihn für Pathologie und er wandte sich der Chemie zu. Nun arbeitete er mit größtem Eifer in unserem Laboratorium, morgens der erste und abends der letzte. Wenn ich in das Laboratorium kam, fand ich ihn dort vor, längst in seine Arbeiten vertieft. So traf ich ihn auch eines Tages, als ich gegen zwölf Uhr in das Laboratorium trat, in gehobenster Stimmung: „Habe, Herr Doktor", so radebrechte er, „große Entdeckung gemacht. Habe Glyzerin mit rauchender Salpetersäure behandelt, gibt wunderbaren Syrup!" und glückstrahlend schwenkte er vor meinen Augen einen Glaskolben mit seinem „wunderbaren Syrup", wohl 250 bis 300 Kubikzentimeter. „Unglücksmensch!" rief ich, „Vorsicht! Das ist ja Nitroglyzerin! Stellen Sie es gleich auf Eis, schließen Sie die Türen ab, damit keiner sie zuwerfen kann, und jetzt warten wir auf Schultzen, der kennt das besser und wird gleich kommen." — Schultzen kam. Es war unzweifelhaft Nitroglyzerin und genug, um uns in die Luft zu sprengen. Also nimmt Nencki sehr betrübt seinen Kolben vorsichtig wieder in die Hand, und wir beide eskortieren ihn auf den Hof. Dort graben wir drei ein tiefes Loch, bis wir auf feuchten Sand kommen, dann stellen wir den Kolben hinein, kippen ihn um und schippen das Loch wieder zu, alles recht vorsichtig. Wir waren nicht wenig froh, als die Sache ohne Knall abgegangen war und rieten Nencki, in Zukunft mit rauchender Salpetersäure vorsichtig zu sein — sie mache nicht nur Löcher in die Kleider!

Ich liebe diese Jugenderinnerungen, weil in ihnen eines mit so großer Bestimmtheit hervortritt, das ist die Unbedenklichkeit, die auch der ernste Mann besitzt gegenüber den Forderungen des Berufes. Wir: Schultzen, Nencki, meine Wenig-

keit, waren keine Feiglinge, aber auch keine Helden, und doch hat keiner auch nur einen Gedanken für die Gefahr gehabt, die er bei diesem Nitroglyzerin-Begräbnis lief, und gleichwertiges kommt alle Tage vor. Saugt ja doch der chirurgische Assistent dem Kinde die diphtherischen Membranen aus der Luftröhre!

Ebenso unbedenklich, fast gleichgültig, waren wir gegenüber den Anforderungen an unseren Geldbeutel. Von den Angehörigen unseres Kreises waren wenigstens Schultzen und ich so ziemlich auf das angewiesen, was wir selbst erwarben, und die diagnostischen Kurse, die den Erwerb brachten, waren damals doch nur mäßig einträglich. Im Laboratorium bekamen wir aber nur die gebräuchlichen Reagentien geliefert; auch der Aufwand für Instrumente und Tiere war recht groß und wir mußten uns in anderen Dingen manche Beschränkung auferlegen, damit wir hier nicht zu sparen brauchten.

Sehr eigenartig war die Verfassung dieses Laboratoriums. In dem kleinen Loch in der Charité war selbstverständlich der Laboratoriumsassistent Alleinherrscher gewesen. Als aber Schultzen in dem neuen Laboratorium bei Reichert die Stellung des Chefs beanspruchte, fand er bald Widerstand, und es entwickelte sich ein Zustand vollkommener Verfassungslosigkeit, eine wirkliche Anarchie; es gab keinen verantwortlichen Leiter, keine „Vorschriften", nur eine Tradition, und selbstverständliche Rücksichten eines jeden auf die unerläßliche Ordnung und des einen auf den anderen. Es ging ganz gut so und im wichtigsten Punkte erscheint mir die Art, wie wir dort miteinander lebten und arbeiteten, noch heute vorbildlich: Jeder wußte, was der andere arbeitete und nahm teil daran. Jeder förderte wo er konnte; wenn der eine eine „Idee" hatte, die dem anderen nützen konnte, so gab er sie gern zum besten für jeden, der sie brauchen konnte. Wer dann der „Vater der Idee" war, darüber gab es manche Neckerei, auch wohl einen kleinen häuslichen Streit, aber niemals einen wirklichen Zwist. Rückhaltiges Wesen und Geheimtuerei war ausgeschlossen und begegnete

allgemeinem Hohne. Wer solches Wesen heimisch zu machen suchte, der hielt es nicht lange unter uns aus.

Wie töricht erscheint mir demgegenüber die Sorge, die ich später in so vielen Laboratorien gefunden habe, daß ein Laboratoriumsgenosse von den Ideen des anderen unberechtigten Gebrauch mache und ihn dadurch schädige. Wir damals haben alle nur Vorteil von diesem Zusammenarbeiten gehabt; welche Fülle von Anregung ergibt solcher Gedankenaustausch, und die Gefahr kann ich nicht für groß halten, wenn man, wie es jeder solcher Kreis junger Leute können sollte, sich schlechte Elemente vom Leibe zu halten weiß.

Meine ersten beiden Arbeiten, die ich noch als Student drucken ließ, sind Schülerarbeiten, und sehr schwache. Meine erste Äußerung wissenschaftlicher Produktivität stellt die „Entwicklung des Echinokokkus" — meine Doktordissertation — dar. An sie schlossen sich eine ganze Reihe von Arbeiten, deren eine die andere anregte. Der Entwicklung des Echinokokkus folgte die Züchtung der Taenia Echinococcus aus dem Echinococcus hominis, wodurch erst dessen Identität mit dem Echinokokkus der Tiere erwiesen wurde. Dann kam ich auf die Analyse der Echinokokkusflüssigkeit, in der ich, als höchst überraschenden und damals schwer zu erklärenden Bestandteil, Inosit fand. Die Untersuchung der Echinokokkusflüssigkeit brachte mich auf die Chemie der Transsudate und des Eiters, und schließlich führte mich der Echinokokkus zur Untersuchung der Leberkrebse. Es war der sogenannte multilokuläre Echinokokkus, der da die Brücke bildete. Damals herrschte die Lehre Virchows, der die Krebszellen von den Bindegewebszellen abstammen ließ. Nun waren mir, als wohlgeschultem Schüler Reicherts, Virchow's Abbildungen und Präparate nicht überzeugend geschienen, bei der Untersuchung von Echinococcus multilocularis fand ich Bilder, die gerade so deutlich den Übergang der proliferierenden Bindegewebszelle in kleinste Echinokokkenbläschen hätten zeigen können wie jene

Bilder den in Krebszellen. Danach hatten jene Bilder vom Übergang der Bindegewebszellen in Krebszellen für mich keine Beweiskraft und so machte ich mich daran, die Abstammung der Zellen der Krebsgeschwülste in der Leber zu erforschen. Ich fand bald, daß sie von den Epithelien der Gallengänge abstammen, und wurde so der erste, der den epithelialen Ursprung dieser Neubildungen für die Karzinome der inneren Organe nachwies. Thiersch' Arbeit, in der er den gleichen Ursprung für die Hautkankroide zeigte, erschien, nachdem ich mit meinen Untersuchungen bereits fertig war, er konnte mich also nicht beeinflussen. Auf meine Untersuchungen stützte sich dann, wie er auch angibt, Waldeyer in seiner Arbeit, die ihm den Ruhm der „Waldeyerschen Lehre" vom epithelialen Ursprung der Karzinome eintrug.

Von da ab ist es die klinische Tätigkeit auf dem Krankensaal, sind es dort sich mir aufdrängende Fragen gewesen, die mich beherrschten: Fieber, Ikterus, Magengärungen, Hirndruck, Diabetes, Gallensteine; fast immer aber spitzten sich diese Fragen mir auf das Laboratorium zu. Nur ein Beispiel, wohin dieses „Sichzuspitzen" klinischer Fragen ins Experimentelle führen konnte: Ich war gelegentlich der Behandlung von Magengärungen auf die gärungswidrige Eigenschaft des Benzols gekommen und hatte dieses bei solchen angewendet. Beiläufig bemerkt, die gärungswidrige Wirkung vieler Kohlenwasserstoffe war bis dahin ganz unbekannt. Da war mir die Frage gekommen: was wird aus dem Benzol im tierischen Organismus. Ich bekam bald heraus, daß der Mensch nach Benzoleinnahme Karbolsäure ausscheidet. Dieses merkwürdige Ergebnis regte dann die Frage an: was wird im Körper aus den dem Benzol nahestehenden Kohlenwasserstoffen, den methylierten Benzolen, dem Toluol, dem Xylol usw. Dazu reichte meine Chemie nicht, ich vereinigte mich also mit Schultzen und so entstand die Arbeit „Über das Verhalten der Kohlenwasserstoffe der Benzolreihe im tierischen Organismus".

Doch blieb dies ein ganz vereinzelter Fall, mir ist das nie wieder passiert; daß mich die experimentelle Arbeit nicht der Klinik entfremdete, hierfür war gesorgt, ich war meinen ganzen Interessen und Anlagen nach Kliniker, an die Kranken und den Krankensaal gewiesen, hier brachte ich von den zwölf bis vierzehn Arbeitsstunden des Tages den größten Teil zu, und hier holte ich mir meine Themata. Allerdings führten mich dann, wie ich schon sagte, meine Fragen oft aufs Experiment, und ich will nicht leugnen, daß hieraus eine mich lange beherrschende Abneigung hervorgegangen ist, andere Arbeiten als experimentelle zu veröffentlichen. Den Wert der einfachen klinischen Beobachtung kann ein rechter Kliniker nicht unterschätzen; sobald es ihm klar wird, daß die Nosographie seine Aufgabe ist, muß ihm die Pflege der Kasuistik am Herzen liegen. Aber wer sich daran gewöhnt hat, seine Resultate mit dem strengen Maßstabe experimenteller Arbeit zu messen, dem kann oft die Vieldeutigkeit klinischer Wahrnehmungen (am lebenden Menschen!) die Zuversicht stören, wenn es sich darum handelt, sie in der Öffentlichkeit zu vertreten. Sicher aber war es nicht zu rechtfertigen, daß ich mich darin so vollkommen zurückhielt: Ich kam als Kliniker nach Dorpat, fast ohne andere als experimentelle Arbeiten veröffentlicht zu haben.

Um mich nicht ungünstiger darzustellen, als ich es verdiene, darf ich aber eine sehr berechtigte Empfindung nicht unterdrücken, die bei mir mitspielte. Dem Anfänger ist alles neu, und wer noch nicht viel Erfahrung hat, der hält leicht seine Beobachtungen, weil ihm neu, auch der Veröffentlichung wert. Und nicht nur die eigene Erfahrung fehlt dem Anfänger, sondern auch die Kenntnis der Literatur. Ich las viel und kannte schließlich die Literatur meines Faches nicht schlecht, aber zu ihrer Beherrschung kommt man erst langsam, und zu den vorlauten Jünglingen, die die Welt durch Verkündung längst bekannter Dinge beglücken, wollte ich nicht gehören. Gilt dies schon allgemein für klinische Beobachtungen viel mehr

wie für Experimentelles, so gelten diese Bedenken in noch viel höherem Grade für therapeutische Fragen. Hier ist gewiß viel Erfahrung und Wissen unentbehrlich, also für den Anfänger große Zurückhaltung am Platze. So kann ich meine anfängliche Scheu vor kasuistischen und therapeutischen Veröffentlichungen kaum tadeln, doch hat sie mich um einen großen „Erfolg" gebracht; ich werde bald hiervon sprechen.

Vernachlässigt habe ich Kasuistik und Therapie keineswegs. Ich war auch auf diesen Gebieten eifrig tätig und es gab genug, was ich hätte veröffentlichen können. Ich habe auch oft eine Art schlechten Gewissens gehabt, wenn das nicht geschah, und so wählte ich den Ausweg, daß ich die Veröffentlichung den Unterärzten oder Studenten, die sich an den Arbeiten beteiligt hatten, oder Ärzten, welche die Klinik hörten, auch Ausländern, denen damit oft ein großer Gefallen geschah, überließ. Von werthvollen Veröffentlichungen jener Zeit aus der Frerichsschen Klinik kommen, soweit ich mich erinnere, so auf meine Rechnung: Dissertation von Perl über hyperpyretische Temperaturen, sie gründet sich in der Hauptsache auf Körpertemperaturmessungen vor und nach dem Tode, die ich durch ein Jahr an den auf der Klinik Sterbenden selbst durchgeführt hatte. Dissertation von Hattwich: Körpertemperatur und Wärmebildung bei Rekurrenskranken. Dissertation von Püngel: Idiopathische Herzhypertrophie. E. Cyon (der bekannte Physiolog, von dem ich im letzten Abschnitt rede): Endokarditis bei Chorea St. Viti. Schneider: Septische Endokarditis. Bormann: Einfluß der Gravidität auf den Verlauf von Infektionskrankheiten, speziell auf den des akuten Gelenkrheumatismus. Tophoff: Über die kritischen Tage bei der Pneumonie. Alle kasuistisch, einiges wertvolle Beiträge zu Themen, die damals noch neu, auch wohl noch gar nicht behandelt waren.

Und wieviel ist unveröffentlicht geblieben! Durch ein solches Versäumnis bin ich, wie ich schon sagte, bös für meinen Mangel an Strebsamkeit bestraft worden. Mein Gönner Wagener

hatte mir eine sehr schön arbeitende englische Magenpumpe geschenkt. Wir hatten uns mit ihr beschäftigt und waren darauf aus, sie anzuwenden. Das geschah durch meinen Mitassistenten und Freund L. Rieß im Frühjahr 1866 bei einer der damals häufigen schweren Phosphorvergiftungen. Die Kranke kam durch und so wurden seitdem in solchen Fällen Magenauspumpung und Ausspülung regelmäßig gemacht. Es war naheliegend, das Verfahren bei Magenektasie anzuwenden, und der Fall, bei dem das zuerst geschah, war eine solche durch Pylorusstenose nach Schwefelsäurevergiftung. Ich hatte bei der Kranken die Gärung im Magen durch Benzol zu unterdrücken vermeint. Jetzt, Frühjahr 1866, kam sie wieder mit gewaltiger Magenektasie und sehr starker Gärung, und das gärungswidrige Mittel, das Benzol, war jetzt erfolglos. Da kam mir der Gedanke, man solle doch, wenn man die Gärung unterdrücken wolle, den gärenden Behälter einmal reinigen. Ich spülte den Magen aus, gab wieder Benzol, und der Erfolg war vollkommen. Ich habe in der Schilderung, die ich von dieser ganzen Sache schon einmal gegeben habe (Berliner Schule vor 50 Jahren. Volkmanns klinische Vorträge, 1908), diesen ersten Fall nicht erwähnt, vielmehr als ersten einen Fall von Magenerweiterung durch Magenkarzinom aufgeführt, weil ich von jenem in Wahrheit erstem Falle die schriftlichen Aufzeichnungen nicht mehr besaß.

Seitdem hatten sich die Magenausspülungen, auch die bei Magenerweiterungen, bei uns eingebürgert, aber nur die mit der Magenpumpe, das Heberverfahren hat erst Leube viel später eingeführt. Frerichs stellte unsere Fälle in der klinischen Vorlesung vor und besprach die erzielten Erfolge, ohne viel Wesens davon zu machen. Auf meine Empfehlung hatte der Amanuensis der Klinik die Veröffentlichung in seiner Doktordissertation übernommen; Hr. Koeppel kam aber mit seiner Arbeit nicht voran und gab sie schließlich auf, um mit einer Dissertation über eine von ihm bei Dönitz untersuchte Doppel-

mißgeburt zu promovieren. Ich selber war mit anderen Dingen beschäftigt und so blieb die Angelegenheit liegen, bis im Herbst 1867 Kußmaul seinen berühmt gewordenen Vortrag auf der Naturforscherversammlung hielt. Ich selbst habe erst viel später etwas über diesen Gegenstand veröffentlicht. In einer Arbeit (Über Magengärungen, Deutsches Archiv f. klin. Medizin, 1883) habe ich gesagt, daß ich die Auspumpungen bei Magengärung schon seit 1866 angewendet habe. Dabei ließ ich es bewenden, da mir nichts ferner liegen mußte, wie Prioritätsansprüche geltend zu machen.

Wir waren damals eben nicht sehr auf das „Veröffentlichen" aus. So haben wir auch jede Arbeit nur zu einer Publikation benutzt, selbst das, was in einem Verein vorgetragen und in dessen Protokollen veröffentlicht war, galt für damit erledigt. So meine sehr wichtigen Untersuchungen an Hunden über Steigerung der Harnstoffausscheidung bei Fieber, das durch Einspritzung fauliger Substanzen erzeugt ist.

Unsere Beteiligung am medizinischen Vereinsleben Berlins war leider sehr gering. Wir gehörten der großen Berliner medizinischen Gesellschaft an, gingen aber selten hin und trugen noch seltener vor. Das lag zum großen Teil daran, daß Frerichs sich dem Berliner medizinischen Vereinsleben damals ganz fernhielt. Wie in vielen Dingen, so war auch hierin sein Verhalten durch persönliche Abneigungen und Gegnerschaften bestimmt. Dort herrschten damals Virchow, Traube, Langenbeck und also blieb er fort, erst Leyden hat ihn heranzuziehen gewußt. Sonst ließen wir Jünger des Frerichs-Reichertschen Kreises uns durch die Gegnerschaft der Chefs möglichst wenig bestimmen, wir verkehrten mit Virchows, Traubes, Langenbecks Assistenten durchaus freundschaftlich. Unter ihnen spielten Recklinghausen, Kühne, Klebs, L. Herrmann, Cohnheim, Lücke die erste Rolle, und ich habe das Glück gehabt, diesen allen nahezutreten. Doch durften wir nicht wagen, dem „Räsonnör", der damals weitbekannten Vereinigung des medi-

zinischen Jungberlin, beizutreten, wir würden hiermit das Vertrauen unseres Chefs verloren haben. Da wir aber einen Vereinigungspunkt nicht entbehren mochten, so gründeten wir uns den „Klinischen Donnerstagsverein".

Anfangs bestand er aus Schultzen, Rieß, Dönitz, Quincke, Trendelenburg, Schönborn, Wilh. Sander, Fritsch (der Anatom in Berlin) und mir, fast alles gute Freunde und meist Berliner[1]). So waren wir ganz unter uns und diese Intimität seiner Mitglieder war wohl die Ursache, daß unserem Verein ein „privater" Charakter verblieben ist; der „Räsonnör" wußte sich besser bemerkbar zu machen. Wir waren auch alle noch recht jung und wir hatten noch keine „Namen" aufzuweisen, wie dort, Recklinghausen, Kühne, die schon bekannt waren und von denen dieser letztgenannte auch als Lebemann gut repräsentierte, was die Pflege auswärtiger und internationaler Beziehungen verlangt. So blieben die Ausländer, an denen es bei Frerichs nicht fehlte, unserem Verein fern. Dafür schlossen sich uns an u. a. der spätere Generalarzt der sächsischen Armee Oberstabsarzt Roth, Albin Hoffmann, Hermann Munck, der Physiologe, und Eduard Hitzig.

Albin Hoffmann war der letzte unter Frerichs Assistenten, der Anschluß fand an den „Engern" der Frerichsschüler. Er wurde Schultzens Nachfolger in Dorpat, um nach Lebrecht Wagners Übertritt zur Klinik die Poliklinik in Leipzig zu übernehmen; am meisten bekannt gemacht hat ihn die „Schonungs- und Übungstherapie", die er zuerst vertreten hat. Doch war seine Begabung vielseitig. Nicht nur die Lehre vom Diabetes melitus hat er durch seine Arbeiten mit Böhm sehr gefördert, auch seine dichterische Begabung war nicht gering. Er war später einer von denen, die unser Theerbuder Idyll am empfänglichsten genossen haben.

Hitzig war nicht der, von dem wir geglaubt hätten, daß er bald von uns allen den bekanntesten Namen haben werde. Er hatte

[1]) Ich gebe hier ein Gruppenbild mit einigen der Mitglieder unserer Vereinigung.

1 B. Naunyn 2 H. Quincke 3 Trendelenburg 4 L. Rieß 5 O. Schultzen
6 Fritsch (Anatom) Berlin 7 E. Hitzig 8 Dönitz 9 Generalarzt Roth 10 Schönborn

ursprünglich unserem Kreise ganz fern gestanden und den Anschluß durch Vermittlung von Frerichs, dem er empfohlen war, gewonnen, gefiel wenig und fand keine große Wertschätzung. Er war auch kein liebenswürdiger Mensch und bedeutend erschien an ihm nur die Energie, mit der er mancherlei Hindernissen gegenüber sein Streben zu wissenschaftlicher Tätigkeit zur Geltung brachte; wenigstens machte er mir hierdurch Eindruck. Allmählich hat er sich mit mehreren von uns recht freundschaftlich gestellt, doch kam es auf beiden Seiten nicht zum Gefühl des Gebundensein und dies lag an ihm. Bei manchem wirkte schon seine, selbst das dem Berliner gewohnte Maß weit übersteigende, Lust an nicht immer gutmütigen Neckereien abstoßend, aber er konnte auch nicht sich harmlos geben und war dafür auch beim anderen unempfindlich. Er war einer von denen, die das Verhältnis immer in der Hand behalten.

Hitzig war nie Assistent. Zunächst suchte er Anschluß an die innere Medizin, dann kam er auf die Neurologie. Vielleicht waren hieran Beziehungen zu Romberg schuld, doch kann man ihn in keinem Sinne als Rombergs Schüler bezeichnen. Der Gedanke, daß im Großhirn lokalisierte Zentren für die motorische Innervation bestehen, hat ihn groß gemacht. Er ist ganz sein eigen. Ich kann das vertreten, denn er fragte damals zunächst mich, ob ich geneigt sei, die experimentelle Bearbeitung in Gemeinschaft mit ihm zu übernehmen und trug mir jenen, seinen Gedanken ausführlich und wohlbegründet vor. Mir fehlte es aber wohl zunächst am rechten Verständnis für diese Frage und ich hatte andere Fragen genug, die mich beschäftigten. So lehnte ich, nach recht langem Schwanken, ab. Als er dann in Fritsch einen geschickten Mitarbeiter gefunden hatte, mußte dessen Verdienst zurücktreten, da dieser wenig Interesse für Biologie hatte, wohingegen Hitzig die weitere Bearbeitung ihres großen Ergebnisses und die Sicherung und Geltendmachung des gewonnenen Standpunktes für die Pathologie zu seiner Lebensaufgabe machte. In der Tat füllt sie sein ganzes Leben aus.

Der Psychiatrie hat er sich erst spät zugewendet, so spät, daß er sich kaum noch in sie einleben konnte. Er war bereits über dreißig Jahre alt, als er zum ersten Male daran dachte, Psychiater zu werden. Auf seiner Entdeckung der psychomotorischen Hirnrindenzentren fußend, fühlte er sich berechtigt, das Ziel der akademischen Laufbahn zu erreichen, das war damals noch einzig die ordentliche Professur. Er hat lange eine interne Klinik angestrebt und fügte sich nicht leicht der ihm von mir nahegebrachten Einsicht, daß ihm die hierzu unentbehrliche Ausbildung fehle, und daß er hier keine Aussicht habe. Es gelang nicht leicht, ihm klarzumachen, daß ihm nur die Bahn blieb, die Griesinger soeben eröffnet hatte: eine ordentliche Professur für Neurologie und Psychiatrie. Und so entschloß er sich, Psychiater zu werden.

Der erste Präsident unseres Vereins wurde Schultzen. Er trat bald eine größere Reise an und ich wurde sein Nachfolger. Auf unseren Stiftungsfesten fanden die Musen durch Rieß und Trendelenburg die wirksamste Vertretung, aber auch H. Quincke ist dort unter die Dichter gegangen! So blühten die beiden Vereine eine ganze Reihe von Jahren nebeneinander. Wir mit den Mitgliedern des „Räsonnör" zusammen wären auch für einen Verein, der freundschaftlichem Verkehr dienen sollte, zuviel gewesen. Auf dem neutralen Boden eines Trarbach, Klette usw. trafen wir übrigens mit den „Räsonnörs" oft genug zusammen. Da bildeten die jüngeren Chemiker eine vermittelnde Gruppe, unter denen Graebe, Liebermann, v. Martius, dieser soeben mit A. W. Hoffmann, dem Chemiker, aus London nach Berlin übergesiedelt, Beziehungen nach beiden Seiten hatten.

Zur Schilderung meiner Lehrjahre und der Entwicklung meines Berufsmenschen gehören auch die Anfänge meiner Lehrtätigkeit. So groß die Befriedigung ist, mit der ich auf jene meine Lehrzeit zurückblicke, gerade in diesem wichtigen

Punkte habe ich mir nicht genug getan. Ich fing früh mit dem Lehren an. Ich war erst kurze Zeit bei Frerichs Assistent, da trat schon die Aufforderung an mich heran, Kurse in Auskultation und Perkussion für Staatsexamenkandidaten zu geben. Mir sind zwar von meinen damaligen Zuhörern ungünstige Urteile nicht zu Ohren gekommen, doch habe ich immer die Vorstellung gehabt, daß diese meine Kurse nicht viel wert gewesen sind. Und dies gilt ebenso auch für meine theoretischen Vorlesungen und öffentlichen Vorträge bis in die Mitte der Königsberger Zeit, wo ich wieder hiervon sprechen werde, während ich ebenso sicher bin, daß meine klinischen Vorlesungen von Anfang an gut waren. Ich hätte mich auf jene anderen Vorträge nicht nur inhaltlich sondern auch formal sehr gründlich vorbereiten müssen, aber hierfür fehlte mir zunächst noch das Interesse. Meine Tätigkeit auf den Krankensälen und im Laboratorium nahm mich sehr in Anspruch und auch am Arbeitstisch hatte ich so viel anderes, was mich mehr interessierte. Was hatte ich nicht alles zu lesen; ich las viel!

Darüber dachte ich wenig nach, daß ein Professor ein Lehrer sein soll und daß Reden und Lehren Künste sind, die geübt und erlernt werden müssen, und ich glaube, daß damals viele von uns diese Seite ihrer Ausbildung vernachlässigten. Wir hatten es auch mit der Habilitation als Privatdozent nicht eilig. Recklinghausen wurde nach Königsberg, Kühne nach Amsterdam berufen, ohne habilitiert zu sein. Ich habe mich erst Herbst 1867 habilitiert und Frühjahr 1869 kam schon meine Berufung nach Dorpat.

Ich habe in dieser Schilderung meiner Lehrjahre fast nur von dem Berufsmenschen gesprochen. Es war auch wenig anderes an mir übriggeblieben; ich war vollständig in meinem Beruf aufgegangen. Der Beruf kann die Religion des Mannes sein — in diesem Sinne bin ich ein frommer Mann. Aus dem Kreise, in dem ich aufgewachsen war, hatte ich mich gelöst, die

gesellschaftlichen Beziehungen, die mir das Elternhaus mitgegeben hatte, hatte ich aufgegeben, nur zwei Freundschaften waren aus meiner „vormedizinischen" Zeit geblieben. Die mit Hugo Kunheim war längst bewährt und unerschütterlich. Schon unsere Eltern waren befreundet und ich war dort wie ein zweiter Sohn. Der Vater war Jude, ein bereits damals recht wohlhabender Fabrikant (chemische Fabrik am Kreuzberg in der Bergmannsstraße, die lange Zeit, als jene Gegend bebaut zu werden begann, wegen der üblen Dünste, die sie verbreitete, schlecht beleumundet war). Ein ungewöhnlich stattlicher, ritterlicher Herr. Die Mutter, protestantische Pfarrerstochter, Enkelin des jüngeren Georg Forster, leider nach der Geburt meines Freundes an bösartigem chronischen Gelenksleiden (Arthritis deformans generalis) erkrankt und seit ihrem neunzehnten Lebensjahre an das Krankenlager gefesselt. Eine ungewöhnlich gebildete, kluge Frau mit hohem ernstem Interesse für ethische, religiöse und politische Fragen; offen, entschiedene Feindin von Kompromissen, unbeugsam liberal. Für mich ist sie sehr wertvoll geworden auch dadurch, daß sie es nicht litt, daß ich mich, im ausschließlichen Interesse für meine Medizin, jenen Fragen ganz entfremdete. Renan, Strauß hätte ich ohne sie wohl viel später kennengelernt.

Mein Freund Hugo Kunheim, ihr Sohn, war ebenfalls als junger Mensch von einem chronischen Gelenkleiden befallen, und wie auch er Jahre hindurch seinem Leiden tributpflichtig war, konnte ich ihm viel sein. Seine Krankheit brachte es mit sich, daß er frühzeitig die Schule verlassen mußte; durch guten, auf kein Examen zugespitzten Privatunterricht war er mir auf vielen Gebieten sehr voraus. Als zukünftigem Fabrikant lagen ihm Fragen der Nationalökonomie und Sozialwissenschaft nahe und das hat auch mich früh zu Adam Smith, Buckle usw. geführt.

Aus diesem Kunheimschen Kreise erwuchsen mir Beziehungen zur Familie Douglas. Aus ihr stammt Hugo (Scholto) Douglas.

Seine Mutter war eine Schwester meiner soeben gefeierten mütterlichen Freundin, und meine Freundschaft mit seinem Vetter Hugo Kunheim führte mich früh mit ihm viel zusammen. Der Vater, Bürgermeister in Aschersleben, hatte schöne Braunkohlengruben dort erschürft, sein Sohn Hugo war so für seine großartigen Erfolge im Bau auf Kalisalze prädestiniert. Er war ein interessantes Beispiel eines Mannes, der durch zielbewußte Arbeit Erfolge erzielt, die ihm nicht bestimmt schienen. Erfolge nicht nur im ökonomischen Sinne, auch seine Persönlichkeit ist mit jeder höheren Stufe, auf die ihn seine Arbeit und ein günstiges Geschick hoben, gewachsen. Er hat jahrelang dem Kaiser Wilhelm II. nahegestanden und es wohl verstanden, sich in den Kreisen, in die er nicht geboren war, heimisch zu machen. Und dies, ohne die freundschaftliche Fühlung mit jenen Kreisen zu verleugnen, in die seine Jugend ihn gestellt hatte.

Auch die Freundschaft mit Max Mollard hielt stand, mein einziger Erwerb aus der Zeit des Bonner Korpslebens. Eine jener, ich möchte sagen inhaltslosen, Freundschaften, von denen es mir immer merkwürdig erschienen ist, wie gut sie vorhalten können. Unsere Lebensanschauungen waren, wenn auch ohne Gegensätze, doch recht verschieden, wir gaben uns nichts gegenseitig; ich wenigstens steckte tief in meiner Arbeit und mein Bedürfnis nach Erholung mit Freunden fand im Umgang mit meinen Berufsgenossen reichliche Deckung. Wir achteten uns, hatten uns gern und hatten uns so aneinander gewöhnt, daß wir uns nicht missen mochten. Frühzeitig verheiratet und ein würdiger Pater familias, starb auch dieser mein Freund, noch nicht vierzig Jahre alt.

Auch meine Freundschaft mit Schultzen stammte aus der Studentenzeit, doch waren es schon Fachinteressen, die uns zusammenführten. Die Freundschaft mit Rieß, Quincke und Albin Hoffmann gehört den klinischen Lehrjahren an. Wir vier, Schultzen, Rieß, Quincke und ich, hielten als Assistenten gut

zusammen. Auch Rieß wieder aus einer alten, wohlhabenden, jüdischen Berliner Familie. Der Vater, ein namhafter Gelehrter, Physiker, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Die ganze Familie und das Haus von jener vornehmen höchsten Unabhängigkeit, mit einem Beigeschmack von Altväterisch, wie sie die heutige Generation kaum noch kennt und jedenfalls kaum mehr versteht. In seiner Empfindlichkeit für das, und seinem intransigenten Ablehnen des Modernen ist mein Freund Rieß mir noch heut ein rührendes und wertes Überbleibsel des alten Berlin.

Auch Quincke gehörte einer alten Berliner Familie an, einer von denen mit einem Einschlag von Franzosentum aus der französischen Kolonie. Seine Mutter war eine „Seiden-Gabain". Sein Vater ein sehr angesehener Arzt, Pflegesohn des bekannten Beuth, der sich mit Schinkel um die Entwicklung des Kunstgewerbes in Berlin hoch verdient gemacht hat. In all diesen guten Haushaltungen Alt-Berlins war der Geist jener klassischen Periode in der Zimmereinrichtung und den guten Stichen an der Wand erhalten.

Wir drei, Rieß, Quincke und ich, hatten unsre Familien in Berlin, und schon dies brachte es mit sich, daß unsre Lebensführung eine solide blieb. Während des Semesters waren wir freilich durch unsere Arbeit so in Anspruch genommen, daß für anderes kaum Zeit blieb. In den ersten zwei Jahren meiner Assistentenzeit vergingen Wochen, ohne daß ich, außer einem Abend bei meiner Mutter und einem Spaziergang mit Schultzen, die Charité verließ. Mit dem Eintritt von Rieß wurde auch ich geselliger.

Im ganzen waren wenigstens für mich diese Lehrjahre in der Berliner Charité eine Zeit so angestrengter Arbeit, daß die Ferien eine wirklich sehr notwendige Ergänzung des Semesters bildeten. Wir erhielten einmal im Jahre in den „großen Sommerferien" einen vierwöchentlichen Urlaub. Hatte ich

„kein Geld", so ging ich zu meinem guten Onkel Karl nach Litauen, hatte ich Geld, so machte ich eine Reise, selten allein, öfter mit Rieß oder Schultzen. Bereits 1865 haben wir, Rieß und ich, die heute so beliebten Dolomiten aufgesucht. Wir gingen damals von Neumarkt ins Grödener Tal. Dort, in St. Ulrichen oder St. Georgen, mußten, nach Bädekers Anleitung, die „weltberühmten" Bildschnitzereien besucht werden. Ich vergesse es nicht, wie wir in einer solchen in einen großen Saal traten, der angefüllt war mit lauter „Herrgöttlis" (etwa halb lebensgroße, in Holz geschnitzte Christuskörper zu Kruzifixen). Sie füllten, dicht bei dicht aneinander gelehnt, den halben Saal aus — ein merkwürdiger, unheimlicher Anblick! Dann ging es über die Berge, drei oder vier Tage. Wenn ich mich recht entsinne, erst in das Fassatal und von dort in das Ampezzo. Gasthäuser gab es auf dem ganzen Wege zwischen St. Georgen und dem Ampezzo keine. Die Nachtquartiere bei den „Herren Kuraten" waren ganz gut, wenigstens das Essen und Trinken. Abends saß man mit dem geistlichen Herrn und der Wirtschafterin beim Schoppen Wein zusammen. Dann fand sich wohl noch irgendein musikalischer Landsmann dazu und es gab ein hübsches Zitterspiel, auch mit Gesang.

Die schönste meiner Ferienreisen aber war der Feldzug von 1866! Ich habe erzählt, wie mich meine Kriegslust meine Stelle in der Charité gekostet hatte. Ich war zum ersten leichten Feldlazaret des zweiten Reservearmeekorps beordert; „steht hinter Leipzig", so besagte die Order; da, in Feindesland, durfte ich es also suchen. In Berlin spukte schon die Cholera und in der Nacht in Leipzig hatte ich einen kleinen Cholerineanfall zu überstehen, der mich aber weiter nicht störte. Am anderen Tage sagte man mir auf dem Etappenkommando, das zweite Reservearmeekorps stände bei Bayreuth, das Feldlazaret dort sei erst in der Bildung. Aber wie nach Bayreuth kommen? Bis Hof ging es ganz gut und hier blieb ich die Nacht, weiter galt die Eisenbahn für völlig demoliert.

Als ich aber am anderen Morgen im Hotel sorgenvoll meinen Kaffe trank, fand ich einen preußischen Offizier, einen stattlichen Ulanenleutnant, der mir vertrauenswürdig aussah. Ich sprach ihn an. „Das trifft sich ja großartig!“ rief er. „Ich bin der Adjudant vom Hauptmann Kr. dort; wir bringen Depeschen ins Hauptquartier des zweiten Reservearmeekorps, die Eisenbahn soll bis Marktschorgast schon passierbar sein; wir bekommen einen Extrazug, eben wollen wir zur Bahn, natürlich fahren Sie mit.“ — Ich war in fünf Minuten fertig und schnell auf dem Bahnhof. Richtig, da steigt mein Hauptmann Kr. mit dem Prachtmenschen von Adjudant in seinen Extrazug. Ich hatte gerade noch Zeit, mich beim Höchstkommandierenden zu melden, mir ein Coupé zu öffnen und fort ging es — wir drei allein im Zuge. Es ging recht langsam und vorsichtig, denn die Schienen wackelten noch an vielen Stellen, aber nach einigen Stunden waren wir wirklich in Marktschorgast.

Wir drei klettern heraus, der Bahnhofsvorsteher tritt an mit der Meldung, daß die Truppen bereits gestern nach Bayreuth abmarschiert, jetzt sei der Bahnhof ohne Besatzung. Der Herr Hauptmann versammelt seinen Stab um sich, den Adjudanten, den Bahnhofsvorsteher und mich, und befiehlt: „Ich muß ein Fuhrwerk haben, um schnell zur Armee zu kommen.“ — „Das gibt es nicht! Die haben gestern alles mitgenommen“, antwortet der Bahnhofsvorstand. — „So müssen wir sehen, eines aus dem Ort zu besorgen.“ — „Das wird schwer sein. Wer soll es requirieren? Auch glaube ich nicht, daß noch eins dort ist.“ — „Ach was, wir müssen es versuchen. Sie sehen, meine Herren (der Marktflecken lag etwa zehn Minuten entfernt vor uns), es führen zwei Straßen dahin. Ich werde mit dem Herrn Leutnant — dem Adjudanten — diesen Weg nehmen; Sie, Herr Doktor, gehen den anderen, wer von uns einen Wagen findet, nimmt ihn in Beschlag und bringt ihn her. Sie, Herr Bahnhofsvorsteher, halten die geheizte Maschine zum Rückzug bereit!“ — „Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Ich bummele meinen vorgeschriebenen Weg nach dem Ort Marktschorgast hinunter. Einige Leute, die mir begegnen, grüßen mich viel freundlicher, als ich hier in Feindesland erwartet hatte. So komme ich auf den Marktplatz und richtig, da steht ein hübscher offener Wagen mit zwei guten Pferden, ohne Kutscher. Ich setze mich hinauf und sogleich erscheint der Besitzer. Was ich wolle? — „Den Wagen!" — Zunächst großer Unwille und entschiedene Ablehnung. Als ich ihm aber ruhig auseinandersetze, daß wir Preußen auf dem Bahnhof draußen seien und den Wagen brauchen und, wenn nötig, Gewalt anwenden würden, begreift der Mann, daß mit mir nicht zu spaßen sei, und fährt mich, zu meinem eigenen höchsten Erstaunen, ganz freundlich und gehorsam, auf den Bahnhof.

Dort erwartete mich mein Hauptmann, der seinerseits seinen Requisitionszug nicht weit ausgedehnt zu haben schien, und natürlich ohne Gefährt. Er ist sehr befriedigt über das Ergebnis meiner Unternehmung und nun ereignet sich folgendes Unglaubliche: „Sind Sie bewaffnet, Herr Doktor?" fragt mich der Herr Hauptmann Kr. „Ich habe mein Seitengewehr" — beiläufig, ein kräftiger Kavalleriesäbel. „Keinen Revolver?" „Nein." „Dann kann ich Sie nicht mitnehmen. Ich führe Depeschen von der größten Wichtigkeit. Die Straße ist durch Marodöre unsicher, ich kann mich nicht mit einem Nichtkombattanten beladen." Vor Scham über meinen Vorgesetzten knirschend, drehe ich mich auf den Hacken um. Der Adjudant kommt mir nach und raunt mir zu: „Um Gottes willen, ist das ein Kerl! Ich schäme mich, als hätte ich Kartoffeln gestohlen! Ich kann ja nichts dafür, Herr Doktor!"

Da kommt ein einsamer preußischer Soldat die Straße entlang gewandert. „Grenadier!" winkt ihm der Hauptmann Kr., „wo kommen Sie her?" „Melde mich aus dem Lazaret in Leipzig entlassen, suche mein Regiment." „Haben Sie geladen?" „Was? Ich? Nee! Warum denn?" „Chargieren Sie sogleich!" „Det kann ich nich, die Patronen sind ja alle injenäht." „So

machen Sie ein Pack auf." So setzt sich der gute Junge auf den Grabenrand, trennt ein Patronenpäckchen mühsam auf und chargiert. Mittlerweile hatten sich denn doch so zirka zwanzig bis dreißig Leute um uns versammelt, das Laden des Gewehres gefiel ihnen gar nicht und ich dankte Gott, als der kluge Hauptmann mit seiner „Bedeckung" aufgestiegen und abgefahren war.

Nun stand ich da und fühlte mich weder stolz noch glücklich als alleinige Besatzung des Bahnhofs von Marktschorgast. Zu meiner Beruhigung sah ich einige Einheimische in der Bahnhofswirtschaft friedlich hinter ihrer Maß Bier — so ging ich auch hinein und tat das gleiche. Da stürzt ein Mann herein und ruft mir zu: „Die Feinde kommen!" Da der Mann offenbar ein Bayer war, so meinte ich, es seien seine Feinde, die Preußen, welche er meldete, aber nein, „Bayern" sagte er. Ich auf den Bahnsteig. Richtig, da rückt oben über den Berg ein Trupp Infanterie heran; die Bajonette blinken in der Sonne. Schon ist auch der Bahnhofsvorstand da und wir ziehen uns auf den „Extrazug", vor dem die Maschine drängend pfeift, zurück. Schon steigen wir ein, da ruft der Bahnhofsvorsteher hoch erfreut: „Herrgott, da ist ja eine Pickelhaube bei!" Richtig — also Preußen[1]).

Bald sind sie da, vierundzwanzig Landwehrmänner unter Führung eines Landwehr-Premier, eines würdigen, älteren Herrn. Meldung meinerseits und maßloses Erstaunen bis zur Ungläubigkeit seinerseits, als ich ihm erzähle, wie es mir eben mit dem Depeschen-Hauptmann ergangen. Die Armee sei in Bayreuth, das sei richtig, ihn habe man als Etappenbesatzung hier gelassen — die Gegend sei übrigens sehr friedfertig. Wie ich aber nach Bayreuth kommen wolle? Ein Wagen sei weit und breit nicht zu finden. Doch ja! Er habe ein Ochsenfuhrwerk, das seinen Landwehrleuten die Tornister nachgefahren habe, das könne er mir abtreten.

[1]) Die Bayern trugen damals noch „Raupenhelme".

„Natürlich, gern!“ Mein kleiner Koffer auf den Wagen, ich darauf, und vorwärts geht es, so langsam und sicher, wie eben ein Ochsengespann geht. Der Treiber, ein freundlicher, gesprächiger Mann, erzählt mir, daß die „Bayern“ seit drei Tagen fort seien; seinethalb brauchten sie nicht wiederzukommen. — Nicht zu vergessen, wir sind hier in dem protestantischen und vor 1806 preußischen Teil Frankens! — Wir haben schon ein gut Stück Wegs hinter uns, da kreuzen meinen Weg zwei kleine Wägelchen — Einspänner —, auf jedem ein preußischer Unteroffizier. Auf meinen Wink halten sie; der vorderste meldet vorschriftsmäßig: „Unteroffizier soundso von dem und dem Regiment kommandiert zur Requisition von Schanzzeug.“ Richtig, da liegen auf den Wagen allerhand Spaten, Hacken usw. Ich ordne an: „Das bißchen Schanzzeug geht ganz gut auf einen Wagen und Sie beide auch noch. Den zweiten Wagen geben Sie mir — ich habe Eile, nach Bayreuth zu kommen. Die Ochsen sind mir nicht schnell genug!“ „Zu Befehl!“ Bald sitze ich auf meinem Wägelchen allein und fort geht es in beschleunigtem Tempo.

In nicht langer Zeit bin ich in Berneck. Dort steht vor dem Gasthaus das Fuhrwerk meines Hauptmanns, die Pferde werden gerade vor einen anderen Wagen gespannt. So gehe ich hinein und höre, daß der Herr Hauptmann hier einen anderen Wagen verlangt habe, der erste sei ohne Federn und zu unbequem gewesen! Während ich noch vor meinem Schoppen Wein sitze, fährt jener „mit Bedeckung“ ab; ich lasse ihn ruhig fahren. Dann wieder auf mein leichtes Wägelchen; bald habe ich ihn eingeholt und, gebührend grüßend, fahre ich im schlanken Trabe vorbei. Der Adjudant, der Ulan, schien sich sichtlich zu freuen. Lange vor ihnen war ich in Bayreuth.

Hier fand ich endlich mein Armeekorps. Es hatte soeben das ruhmreiche Gefecht von Seybothenreuth geschlagen und die gesamte feindliche Armee — ein Bataillon Bayern — war

gefangen genommen. Dabei war es zu einer glänzenden Attacke der mecklenburgischen Dragoner gekommen und der Schwadronsarzt war der „erste im Karree" gewesen. Natürlich völlig unbewußt. Sein Gaul, ein riesiger alter Rappe, war mit ihm durchgegangen. Aber den Orden der wendischen Krone für Tapferkeit vor dem Feinde erhielt er am anderen Morgen vom Kommandeur des Korps, Sr. Königlichen Hoheit Friedrich Franz von Mecklenburg, höchstselbst vor versammeltem Kriegsvolk überreicht, zum allgemeinen Gaudium.

Von meinem ersten leichten Feldlazarett blieb ich einstweilen der einzige Bestandteil. So schloß ich mich dem mecklenburgischen Feldlazaret an und weiter ging es auf Nürnberg.

Es war eine sehr gemischte Gesellschaft, dieses zweite Reservearmeekorps: Mecklenburger, Braunschweiger, Anhalter und einige preußische Bataillone; diese bestanden aus alten Landwehrgreisen und jüngsten Kriegsfreiwilligen, Jüngelchen von achtzehn, neunzehn, auch siebzehn Jahren. Mancher konnte beim besten Willen nach zwei, drei Stunden des Marsches den schweren Tornister und das Zündnadelgewehr nicht mehr tragen; dann nahm der alte, bärtige Herr nebenan ihm das schwere Zeug ab und so zwangen sie es! Unsere Artillerie aber sah großartig aus. Es waren die vor kurzem den Hannoveranern bei Langensalza abgenommenen Geschütze; es war nicht leicht, sie durch die Schlucht von Pottenstein zu bringen. Am Abend des zweiten Tages waren wir in Nürnberg, wo uns reicher Lohn für überstandene Mühen und Gefahren winkte.

Nürnberg war damals wirklich noch die altertümliche Stadt — eine deutsche Großstadt des Mittelalters und wunderschön. Das Schönste, der Stadtwall, damals noch in ganzer Ausdehnung ununterbrochen erhalten. Die mächtigen runden Dürertürme, die die Tore schützten, das efeuübersponnene Mauerwerk mit seinen unzähligen Türmchen und den Galerien von einem Tor zum anderen, wunderbar malerische Bilder. Die

alte Burg, wie sie sich über die Stadt erhebt, und von ihren Balkonen der herrliche Blick weit, weit über das fränkische Land.

Die Nürnberger waren sehr freundliche Wirte. Sie hatten sich die Preußen ganz anders vorgestellt und waren angenehm überrascht, in ihnen ein leidlich ziviliſiertes Volk kennen zu lernen. Ich bekam ein ausgezeichnetes Offiziersquartier bei einem wohlhabenden Fabrikanten, Herrn Seitz. Zwei Zimmer, auf das beste eingerichtet, auf dem Tische eine Flasche — Schnaps. Es dauerte einige Tage, bis sie lautlos verschwand, um einer Flasche trefflichen Rotweins Platz zu machen. Unser Quartiergeber war der liebenswürdigste Wirt. Als nach vier Wochen zur Entlastung der bisherigen Quartiergeber Umquartierung angeordnet wurde und wir — es lag noch ein zweiter Arzt bei ihm im Quartier — ihn verlassen sollten, bat er uns, es uns auch ferner bei ihm gefallen zu lassen und wir blieben wirklich seine Gäste. Es entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen uns dreien, das lange vorgehalten hat.

Allmählich hatte sich auch unser viel besprochenes erstes leichtes Feldlazaret zusammengefunden. Wir waren beritten gemacht und an der großen Parade, die Se. Königliche Hoheit mit dem Korps abhielt, wurden auch wir beteiligt. Irgendwo vor den Toren Nürnbergs ein ungeheures Viereck, an dessen Bildung unser Lazaret mit allen berittenen Mannschaften mitwirkte. Wir stehen schön gerichtet da. Se. Königliche Hoheit erscheint und reitet mit seinem Stabe die Front ab. Da beginnen die Gäule zu drängen und schieben einen langen Keil in den Raum des Vierecks vor, an dessen äußerste Spitze gerade ich zu stehen komme. So muß die ganze glänzende Gesellschaft vor mir defilieren. Wie freute ich mich, als ich meinen alten Freund, den Depeschen-Hauptmann, in der Suite erkannte, gleich hinter dem Großherzog und mit einem großen, funkelnagelneuen mecklenburgischen Orden auf der Brust oder um den Hals.

Mit der Zeit aber lernte ich in dem schönen Nürnberg den Krieg auch von einer seiner bösen Seiten kennen. Unsere Mannschaften erfreuten sich in den guten Quartieren einer glänzenden Gesundheit, Verwundete, die wir etwa zu pflegen gehabt hätten, hatte unser erfolgreicher Feldzug nicht geliefert — wir hatten nichts zu tun, und ich begann mich jämmerlich zu langweilen. Endlich konnte ich Schultzens, der bei der böhmischen Armee gewesen war, habhaft werden. Bald kam er an. Ich nahm, da noch kein Friede war, einstweilen Urlaub und so reisten wir fröhlich in Feindesland hinein. Zunächst trieben wir uns vierzehn Tage im bayrischen Fichtelgebirge umher. Überall wurden wir sogleich als Norddeutsche erkannt; bald kam auch jedesmal zur Sprache, daß wir der feindlichen Armee angehörten und auf Urlaub reisten. Das trug uns aber lediglich achtungsvolle Behandlung ein. In München, in Schaffhausen, in Freiburg, überall war es das gleiche. Es war erstaunlich, wie die Stimmung umgeschlagen war. Überall fand man rückhaltlose Anerkennung der Kraft Preußens und viel Freude über die eigene Niederlage. Man atmete dort, in Feindesland, erleichtert auf unter dem Eindruck der preußischen Siege: War doch wieder eine starke Macht in Deutschland erstanden, Deutschland wieder einmal zu Kräften gekommen; man begegnete uns Preußen mit Achtung als denen, die gezeigt hatten, welche Kraft in Deutschland stecke. Ich hatte den Eindruck, daß schon damals Deutschland reif sei zur Einigung.

Von Freiburg gingen wir nach Straßburg und die zwei Tage dort haben uns sehr angeregt. Überall schimmerte noch durch den französischen Lack die gute deutsche Farbe hervor. Mein Freund Schultzen benutzte die Gelegenheit, um seiner Fantasie die Zügel schießen zu lassen. In seiner Weise verbreitete er sich über den Gegenstand: Flüsse seien keine natürliche Grenze zwischen zwei Völkern, nur Gebirge! Die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich seien die Vogesen

— daran sei nichts zu ändern und es werde auch nicht lange dauern, so wären wir so weit —! 1866!

Den Schluß der Reise sollte Baden-Baden bilden, dort aber ereilte uns unser Geschick! Sehr schön und lustig war es da! Vor dem Kurhause saßen viele Russen und Franzosen, Pariser, überwiegend weiblichen Geschlechts, in höchster Eleganz. Drinnen rollte der „Napoleon", aber auch der Gulden war gern gesehen, und leider auch die unseren! Wir verloren unsere gesamte Barschaft. Es gelang mir nur schwer, gegen Schultzens Leidenschaft so viel zurückzuhalten, daß wir unsere Rechnung im Hotel bezahlen konnten und nach Heidelberg kamen. Hier saßen wir dann noch fast vierzehn Tage in fröhlichem Kreise alter Bekannter, bis man uns aus Berlin auslöste.

Im Winter 1866/67 zog ich mir eine schwere Leichenvergiftung zu, deren ich bereits gedacht habe.

1. Oktober 1867 erfolgte ganz überraschend mein Austritt aus der Charité. Ich war Ende August wie gewöhnlich in meinen Ferienurlaub gegangen, hatte mit Rieß das bayrische Oberland und Tirol besucht und war am 30. September heimgekommen, sorgenlos und in der bestimmten Aussicht, meine Weiteranstellung als klinischer Assistent vollzogen vorzufinden. Statt dessen fand ich Quincke als meinen Nachfolger bestellt, und ich hatte also mein Quartier in der Charité so schleunig wie möglich zu räumen. Ich hatte nichts vorbereitet und stand ohne jede Erwerbsquelle da. Ich zog mich zu meinen Penaten zurück, d. h. ich ging zu meiner Mutter und Schwester. Die fand ich wenig in Sorgen um mich und meine Zukunft — sie freuten sich, mich wieder einmal bei sich zu haben.

Mir war es drückend genug, daß ich wieder meiner Mutter zur Last fiel, denn gerade in jener Zeit war sie in pekuniärer Bedrängnis. Mein Bruder war ein Jahr nach dem zweiten juristischen Examen an schwerer Lungentuberkulose erkrankt. Er war dann jahrelang in allen möglichen Badeorten und

transalpinen Winterkurorten gewesen und schließlich nach Malaga geraten, wo ihm das Klima am besten zusagte. Als es ihm dort ein wenig besser zu gehen anfing, erwachte der Tätigkeitsdrang und er faßte den Plan, ein kaufmännisches Geschäft zu gründen. Es war ein totgeborenes Kind, dieses Unternehmen, denn er war sehr schwer krank. Was half es, daß ich mich dagegen setzte, meine Mutter und Schwester waren nicht die Frauen, dem todkranken Sohn und Bruder den Wunsch, den er mit dem ganzen leidenschaftlichen Eifer eines Schwerlungenkranken vertrat, zu versagen, und am Ende mußte ich nachgeben. So hatte meine gute Mutter soeben noch den dritten Teil ihres bereits durch die dreijährigen Reisen unseres Kranken recht angegriffenen Vermögens zur Gründung des Exporthauses Naunyn, Elster u. Co. in Malaga herzugeben gehabt. Nach drei Jahren war mein Bruder tot, das Geschäft fallit und das Geld verloren.

Meine Lage war unerfreulich. Ich saß und wartete auf Praxis. Wie ich aber bisher ganz in meiner klinischen Arbeit aufgegangen war, so war ich in den Kreisen der Praktiker und auch im Publikum unbekannt beblieben. Niemand dachte an mich. Ich brachte ein Schild: „Dr. B. N., praktischer Arzt usw." an der Haustür an, das hatte nur den Erfolg, daß man nachts, in den frühen Morgenstunden, wo auch der Arzt schwer aus dem Bett zu bringen ist, wenn kein anderer kommen wollte, mich herausholte. Ich entsinne mich drei solcher Nächte. In der ersten mußte ich um 3 Uhr morgens heraus. Ein Vater, dessen Kind „sterben wollte". Es ging vom Askanischen Platz nach dem Kreuzberg zu, über allerhand Baustellen, endlich zu einem Neubau auf dem Hof, vier Treppen. Da lag ein leidlich gesund aussehender Bengel und schlief. Als ich ihn weckte, fuhr er auf und sah wüst um sich. „Ja, sehen Sie," sagte der Vater, „so hat er es vorhin auch gemacht. Er hat doch nicht die Krämpfe?" Ich konnte dem Vater meine Freude aussprechen, daß dem Jungen nichts fehle, und heimgehen. Die

zweite Nacht wieder um 3 Uhr ein ganz ähnliches Erlebnis; wieder völlig unbegründete Ängstlichkeit einer um ihr Kind besorgten Mutter. Als ich nun aber in der dritten Nacht wieder zwischen 3 und 4 Uhr heraus sollte, weil das Kind „innerliche Krämpfe" habe, folgte ich nicht sogleich. Ich würde, sobald ich aufstünde, kommen. Natürlich konnte ich nicht schlafen, sondern dachte an das kranke Kind, und als ich dann doch bald aufstand und hinging, fand ich das Kind tot. Seitdem habe ich es mir zur Regel gemacht, einer solchen Aufforderung zum ärztlichen Besuch, wenn ich sie einmal annahm, immer sogleich zu folgen.

Mein Sinn stand nicht nach der Praxis, und was man nicht ernstlich will, damit wird es nichts. Mein Sinn stand nach der klinischen Professur; aber noch war nirgends ein Anzeichen, daß man an mich dachte. Da fing denn wohl mein Mut an zu sinken und es gab Zeiten, wo ich den Glauben an meinen Stern verlor. Ich war jetzt bald dreißig Jahre alt, die Zeit war da, wo ich mir meine bürgerliche Stellung begründen mußte. Ich konnte meiner Mutter auf die Dauer nicht zur Last bleiben. Auf der Klinik hatte ich einige Amerikaner kennengelernt, die sich recht freundschaftlich zu mir gestellt hatten. Als ich einmal so trübe sprach, hieß es da: „Oho, Herr Dr. N.! Ein Mann wie Sie! Kommen Sie zu uns nach New York! Wir garantieren Ihnen in zwei Jahren eine gute Praxis — Sie sollen bald ein reicher Mann sein". Ich dachte ernstlich, sehr ernstlich daran — aber mein dreißigstes Jahr wollte ich noch ausdauern.

Es sollte nicht so lange dauern; die Zeit der Ratlosigkeit sollte schnell vorübergehen. Zunächst war ich froh, als die Tatenlosigkeit ein Ende hatte. An einem der letzten Tage des Januar 1868 ließ mich Esse schleunigst zu sich kommen. 1867 war ein Jahr argen Mißwachses für Ostpreußen gewesen; man sprach von Hungersnot in der ländlichen Bevölkerung dort.

Im Winter war von Rußland der „ansteckende Flecktyphus“ eingeschleppt und der „Hungertyphus“ hatte in der schlecht ernährten Bevölkerung der östlichen Kreise der Provinz schnell eine bedenkliche Verbreitung gefunden. Es hatte sich ein großer „Hilfsverein für Ostpreußen“ gebildet, an dessen Spitze der mir bekannte Herr v. Hoverbeck stand; auch die Vereine vom roten Kreuz (Vaterländischer Frauenverein) waren bereits dort tätig. Esse, der zum Vorstand dieser gehörte, hatte eine Depesche der Regierung aus Gumbinnen erhalten: Die Typhusepidemie im Kreise Stallupönen sei in bedenklichem Vordringen, fast sämtliche Ärzte des Kreises seien am Typhus krank oder ihm erlegen. Ob ich hin wolle? Zunächst handle es sich ja nur darum, als Arzt einzuspringen, aber wenn ich mich dort weiter nützlich machen wolle, werde sich ja wohl Gelegenheit finden. Die Sache reizte mich und da ich in Berlin außer einer wöchentlich einstündigen Vorlesung vor einem bis drei Studenten nichts aufzugeben hatte, so reiste ich noch denselben Abend. Als ich am anderen Vormittag mich beim Kreisphysikus in Stallupönen melden wollte, fand ich diesen schwer krank am Typhus darniederliegend, er starb zwei Tage danach. Zum Glück war der einzige, noch gesunde Arzt der Stadt und des Kreises, Dr. Arlart, mir aus meinem diagnostischen Kurse gut bekannt; er führte mich zum Landrat. Der behandelte die Angelegenheit und meine Person zunächst als wenig erheblich. Die Sache sei gar nicht so schlimm. „Ich habe Sie eigentlich bloß kommen lassen, damit doch ‚man ja nichts versäumt wird‘. Was ich also zu tun hätte? „Na, eigentlich ist nichts zu tun. — Sie können sich ja erst mal das Städtchen besehen.“ Das war alles ganz freundlich gemeint, paßte aber meiner etwas gespannten Erwartung nicht, so daß ich erklärte: So läge die Sache für mich nicht; ich hätte doch in Berlin mancherlei im Stich lassen müssen, und wenn hier nichts Dringendes für mich zu tun sei, würde ich es vorziehen, umgehend nach Berlin zurückzukehren. Das gab der Sache

Schwung. „Um Gottes willen! Heimreisen! Keine Rede! Gerade ist eine Meldung aus Enzuhnen gekommen, da lägen viele Typhuskranke. Der Gensdarm meinte zwar, es sei nicht so schlimm." Am Nachmittag fuhren wir zusammen nach Enzuhnen, ein Kirchdorf, etwa eine Stunde von Stallupönen. Da sah ich vier bis fünf Kranke, auch drei Leichen, alles anscheinend „Typhus". Jetzt wurde mein Landrat ernst und er zeigte sich nun als ein einsichtiger und tatkräftiger Mann. Vor dem Typhus, d. h. vor der Ansteckung, hatte er aber große Furcht, er bewunderte mich nicht wenig, daß ich all die Kranken und Leichen so unbedenklich anfaßte. Der arme Mann — in weniger als drei Wochen war auch er ein Opfer der Krankheit geworden! Nach Stallupönen zurückgekehrt, fanden wir neue Meldungen von verdächtigen Krankheitsfällen in Mehlkehmen, Pillupönen usw. Am anderen Morgen ging es dorthin. Überall Kranke und Todesfälle in Fülle und anscheinend alles Typhus; die Epidemie im ganzen Kreise in voller Blüte. Am Nachmittag, wieder in Stallupönen, machten wir drei, der Landrat Riemer, Dr. Arlart und ich, aus: es sollten drei kleine Typhuslazarette in Stallupönen, Mehlkehmen und Pillupönen errichtet werden. Auf ein Telegramm an Esse expedierte dieser als Vorstand des vaterländischen Frauenvereins (rotes Kreuz) noch in derselben Nacht die nötigen Utensilien und eine Schwester. Nach drei Tagen war das Lazarett in Stallupönen fertig und im Betrieb; ich überließ es Dr. Arlart. Vom großen Hilfsverein für Ostpreußen erhielt ich tausend Taler angewiesen. So konnte ich auch in Mehlkehmen und Pillupönen tatkräftig vorgehen. In Mehlkehmen machte sich die Sache leicht. Dort fand ich im Polizeiinspektor Schreiner und seiner Frau eifrige Mitarbeiter. In vierundzwanzig Stunden war ein Häuschen gemietet, die nötigen Lagerstätten und eine alte Frau als Krankenwärterin besorgt. In Pillupönen ging es nicht so glatt. Anfangs sträubte man sich gegen die Errichtung eines „Typhuslazarets". Als ich aber abends die Honoratioren des Ortes

zu einem Thee bei einer der maßgebenden Damen zusammen hatte, ließen sich zunächst die Frauen und dann auch die Männer zu meinem Plane bekehren und in Herrn Gutsbesitzer Klein erstand mir ein wackerer Helfer. Auch hier ward schnell ein geeignetes Häuschen gefunden und am folgenden Morgen war alles so weit in Gang gebracht, daß ich hoffen konnte, am Abend werde mein Lazaret „belegbar" sein. So fuhr ich getrost auf die Suche nach Typhuskranken. In jedem Dorfe der beiden Kirchspiele fand ich solche. Meist war die Häuslichkeit nicht derart, daß von Isolierung des Kranken in seiner Wohnung die Rede sein konnte und alle diese Fälle mußten in meine Lazarette nach Mehlkehmen oder Pillupönen. Abends um 6 Uhr kam ich nach beendeter Rundfahrt nach Pillupönen. Hier waren ungefähr dreißig Kranke eingetroffen. Die Wärterin hatte sie gebettet wie es ging und ihnen „was Gutes" gekocht: getrocknetes Obst mit Speck. Zuerst war ich über diese eigenartige Typhusdiät entsetzt, die Kranken aber waren sehr zufrieden, sie waren nicht nur krank, sondern ausgehungert, und geschadet hat es ihnen nichts. Nach einigen Stunden schwerer Arbeit war dann mein „Typhuslazarett Pillupönen" so weit in Ordnung, daß ich mit gutem Gewissen nach Mehlkehmen fahren konnte. Dahin hatte ich ebenfalls etwa fünfundzwanzig bis dreißig Kranke geschickt und Frau Schreiner hatte bereits Ordnung hergestellt. Ich nahm nun meine Wohnung in Mehlkehmen, bei Herrn Schreiner. Morgens mit Tagesgrauen besorgte ich zunächst mein Lazarett in Mehlkehmen, dann das in Pillupönen — beide Orte liegen etwa fünfzehn Kilometer voneinander entfernt. Dann ging es auf die Typhusjagd. Alle verdächtigen Fälle wurden mir gemeldet, ich mußte sie ansehen und über sie bestimmen. Damit war die kurze Zeit eines ostpreußischen Wintertages ausgefüllt und oft reichte er nicht, so daß ich meine Fahrten bis in die dunkle Nacht ausdehnen mußte. Und was für Fahrten! In diesen großen litauischen Dörfern pflegten die besitzlosen Tage-

löhner, unter denen sich die meisten meiner Kranken befanden, als sogenannte „Ausgebaute" außerhalb des Ortes zu wohnen. Kleine, elende Hütten, zu denen kaum eine Fahrstraße führte. Schon am hellen Tage war es nicht immer leicht, den Weg zu finden. Da ging es im Wagen oder Schlitten über Stock und Stein, über ganz, aber auch über halb zugefrorene Wasserläufe, und Einbrechen oder Umwerfen war nichts Unerhörtes. War endlich der Kranke gefunden, so stand ich wohl im Dunkel vor ihm, bis ein Nachbar mit Licht kam: ein kleines Öllämpchen mit gedrehtem Docht, auch noch einmal ein „Kienspan", bei dem ich nun meine Krankenschau hielt: Ein niedriger Raum, ungedielt und ungepflastert, die Wände und Decke mit Frostreif bedeckt; von der Decke tropft das Schmelzwasser auf den aufgeweichten Lehmboden und in die Lagerstatt. Diese ein Kasten auf dem Fußboden. Darin liegt, in einzelnen Fällen wirklich auf faulem Stroh, die ganze Familie: Mann, Frau, halberwachsene und kleine Kinder, fünf, sechs, Kranke und Gesunde durcheinander, alle ausgehungert. Solche Schreckensbilder waren in den Bauerndörfern nicht gar so selten und auch auf einzelnen großen Gütern habe ich sie gefunden. — 1867.

War ich mit meinen Landfahrten fertig, so ging es wieder nach Pillupönen, um dort die Abendvisite zu machen und schließlich heim nach Mehlkehmen. Das war keine lange Fahrt, aber bei „richtigem" Schneetreiben sind fünfzehn Kilometer mehr wie genug. Einmal fuhren wir bei solchem Wetter heim, Herr Schreiner machte selbst den Kutscher. Wir fuhren und fuhren, aber wir kamen nicht an. Es begann zu dunkeln und schon dauerte die Fahrt verdächtig lange. Wir waren von der Straße abgekommen und in der Irre. Als endlich den Pferden die Zügel freigegeben wurden, dauerte es noch eine bange Stunde, da stand der Schlitten still. Die Pferde hatten uns richtig auf ein Gehöft in Mehlkehmen gebracht, wir aber sahen erst, wo wir waren, als wir aus dem Schlitten kletterten und — vor der Haustür standen. Es will

erlebt sein ein solches winterliches Schneetreiben und eine solche Fahrt.

Ich sollte es später einmal noch besser kennen lernen! Das war auf einer Konsultationsfahrt von Königsberg nach Bischofsburg in Ostpreußen. Abends 10 Uhr kam ich Bahnhof Bischofsburg an. Der Schlitten, der mich erwartete, war geräumig genug, so daß ich noch drei Personen mitnehmen konnte. Vom Bahnhof führt eine breite Chaussee mit Graben und Bäumen nach der Stadt, sieben Kilometer. Stockdunkle Nacht, fünfundzwanzig Grad Kälte und starker Sturm mit Schneetreiben. Es dauerte nicht lange, so hatte der Kutscher den Weg verloren, der Schlitten warf um, jede Orientierung unmöglich. Versuche, den Weg wieder zu finden, mußten bald aufgegeben werden. War man in dem tiefen Schnee mühsam einige Schritte vorgedrungen, so kam man zu Fall, man verlor die Richtung und war bald zufrieden, wenn man sich wieder zum Schlitten zurückgefunden hatte. Die Pferde versagten jede Mitwirkung und es dauerte nicht lange, so saßen wir selbfünf auf und unter unserem Schlitten zusammengekauert und harrten unseres Geschickes. Schon stellte sich die bekannte verhängnisvolle Müdigkeit ein, doch noch einmal nehmen wir uns zusammen. Es gelingt uns, das Heulen des Sturmes zu überschreien und nicht hundert Schritt vor uns öffnet sich eine helle Tür — das rettende Obdach.

Meine Lazarete hatten sich mittlerweile ganz hübsch entwickelt. Ein Johanniter war eingetroffen, der mich wacker unterstützte. Für jedes der Lazarete zwei Schwestern. Alles ging in Friede und Freundschaft, bis endlich die Regierung in Gumbinnen sich bemerkbar machte. Man hatte mich ruhig schalten und walten lassen, da ich ohne die hohe Behörde auskam. Jetzt aber, da die Sache hübsch im Gange und in Ordnung war, verlangte man „Berichte". Durchaus begreiflich und berechtigt. Ich aber hatte wirklich nicht viel Zeit für solche

Berichte übrig und blieb wenig ausgiebig. Ich kann es den Herren dort nicht verdenken, daß sie dann ihrerseits sich mir nicht mit dem Danke für das, was ich geleistet, aufgedrängt haben. Ich konnte mit dem, was erreicht war, zufrieden sein. Wir hatten in dieser kurzen Zeit die Ausbreitung der Typhusepidemie in unserem Kreise gehemmt. Der Kreis war von zahlreichen Infektionsherden gesäubert, neue Erkrankungen wurden selten und schon während meines Dortseins kamen schließlich nur noch ganz wenige vor.

Mehr wie vier Wochen hatte ich die Strapazen gut ertragen. Jetzt begannen meine Kräfte nachzulassen, der Appetit verlor sich und ich wurde leicht fieberhaft. Ich mußte damit rechnen, daß ich schon angesteckt sei oder in diesem Zustande verringerter Widerstandsfähigkeit angesteckt werden würde. Von den in der Epidemie thätigen Ärzten waren die meisten ihrem Schicksal erlegen. Meine Kräfte reichten nicht weiter, zur Heimreise nach Berlin reichten sie aber auch nicht mehr. So ging ich wieder einmal nach dem nur zwei Eisenbahnstunden von Stallupönen entfernten Sommerau. Dort wurde ich mit offenen Armen aufgenommen, legte mich ins Bett und habe mich wohl einige Tage ausgeschlafen — dann war ich gesund! Doch spielte sich dabei ein recht peinlicher Zwischenfall ab. Ich hatte meiner Mutter nicht geschrieben, daß ich mich unwohl fühle, und meine Tätigkeit abbrechen müsse. Man mag sich also deren Schrecken denken, als sie einen Brief an mich aus Mehlkehmen als unbestellbar zurückerhält und auf ihre telegraphische Anfrage die Nachricht: ich sei krank abgereist.

Wie es dann nach meiner Rückkehr in Berlin mit mir weiterging, davon habe ich schon einiges vorweggenommen. Die Fortsetzung der vergeblichen Bemühungen um Praxis, die mich schwer deprimiert hatten, wurde mir erspart. Es dauerte nicht lange, so verschaffte mir Esse die Stellung eines

Direktionsarztes bei der Lebensversicherungsgesellschaft Friedrich Wilhelm. Dann kam meine Ernennung zum dirigierenden Arzt an der Charité, und so hatte ich allen Grund, zufrieden zu sein. Ich war noch jung genug, um warten zu können. Doch „Warten" war nie meine Sache, unter meinen vielen unpraktischen Eigenschaften ist diese Ungeduld eine der bösesten! Nach dem Gange, den meine Entwicklung genommen hatte, stand allerdings mein Glück zunächst auf einer Karte. Bekam ich keine klinische Professur, so war meine Laufbahn freilich gescheitert, aber ich war doch schon dirigierender Arzt an der Charité, wenn auch dies durch mein Verhältnis zur Frerichsschen Klinik vielleicht etwas entwertet war.

Meine Aussichten in der akademischen Laufbahn waren nicht leicht abzuschätzen. Die Frerichssche Schule hatte noch nicht das Ansehen wie später; tüchtige Arbeiten hatte ich genug veröffentlicht, aber fast nur experimentelle, von eigentlich klinischen lag wenig von mir vor. Wer mir wohlwollte, brauchte sich hieran nicht zu stoßen, meine langjährige Tätigkeit als Assistent der Berliner medizinischen Klinik verbürgte meine gute klinische Ausbildung. Aber wollte man mir wohl? Den größten Einfluß in der deutschen medizinischen Welt, auch bei klinischen Berufungen, hatte Virchow, und Virchow war mir nicht wohlgesinnt. Als Assistent der Frerichsschen Klinik hatte ich das Unglück gehabt, mich bei einer Gelegenheit gegen seine nichtberechtigten boshaften Bemerkungen verteidigen zu müssen, und mir hierbei sein Mißfallen zugezogen. Auch pflegte Virchow seine eigenen Kandidaten zu haben, die sich gelegentlich in den Kreisen der Kliniker minderer Anerkennung erfreuten.

November 1868 verlautbarte, daß eine der beiden Professuren für innere Klinik in Dorpat durch Weyrichs Übertritt in die Professur für Staatsarzneikunde frei werde. Dorpat war damals noch eine sehr angesehene Universität deutscher

Sprache, und auf die bedeutenderen Lehrstühle wurden häufig gute deutsche Kräfte berufen. Meine Aussichten schienen nicht schlecht, denn Reichert hatte dort noch viel Verbindungen, und auf ihn konnte ich unbedingt zählen. So war ich etwas enttäuscht und sehr betrübt, als fast gleichzeitig mit jener Nachricht für bestimmt erzählt wurde, daß für Weyrich's Stelle bereits Nothnagel in Aussicht genommen sei. Der in Dorpat sehr einflußreiche Professor der Ophthalmologie Gore von Oettingen war vor kurzer Zeit in Berlin gewesen. Hier hatte er sich auch auf der Frerichsschen Klinik sehen lassen. Frerichs war aber gerade mißlaunig gewesen und hatte ihn kaum angehört, und auch wir Assistenten hatten uns nicht viel um ihn bekümmern können. Dann hatte er bei Traube, Virchow und in dem „Räsonör" längere Zeit verkehrt, und hier sollte die Sache mit Nothnagel abgemacht sein. Um so größer war meine Freude, als bald danach aus Dorpat ein Brief an Frerichs kam, in dem er um ein vergleichendes Urteil über Westphal, Nothnagel und mich gebeten wurde. Frerichs gab sein Urteil in seiner kühlen Art unparteiisch ab, und dies war mir sehr nützlich. Wie man mir später in Dorpat mitteilte, hatte seine unparteiische Äußerung im Gegensatz zu Virchow und Traube, die in übermäßigem Lob höchst parteiisch für Nothnagel eingetreten waren, sehr günstig gewirkt. Von Westphal hatte man bald festgestellt, daß er kein Interner, sondern Psychiater sei.

So kam denn nicht lange danach von dem mir persönlich nicht bekannten anderen Professor der medizinischen Klinik in Dorpat, Alfred Vogel, ein Brief an mich, in dem er mir mitteilte, daß ich unter denen sei, die man dort als Kandidaten ins Auge gefaßt habe, und mir empfahl, eine Bewerbung bei der Dorpater medizinischen Fakultät einzureichen. Dies schien mir aber nicht gebräuchlich und nicht wohl anständig, und ich schrieb ihm, daß ich mich dazu nicht entschließen könne. Ich würde sehr gern kommen, müsse es ihm aber anheimgeben, für

mich einzutreten. Ich glaube, daß ich darin sehr zweckmäßig gehandelt habe, denn in Dorpat war man, wie ich später kennen lernte, in solch äußerlichem Ehrenpunkte empfindlich. Vogel war ein Münchener. Schließlich hat sich meine Berufung zu einem Streit zwischen den beiden Parteien, welche damals unter den Dorpater Professoren bestanden, zugespitzt, den Eingeborenen und den Ausländern. Oettingen, den ich schon nannte, war der Führer der Eingeborenen. Er hatte sich in diesem Falle, ohne bevollmächtigt zu sein, zu weitgehend für Nothnagel eingesetzt und so sich eine Blöße gegeben. L. Stieda, der, obgleich selbst Rigenser, einer der eifrigsten von der Partei der Ausländer war, ist der gewesen, der meine Kandidatur am nachdrücklichsten betrieben hat. Im März wurde ich von der Fakultät und bald danach „einstimmig" von dem „Konseil" der Universität erwählt und noch im April hatte ich meine vom Minister „für Volksaufklärung" vollzogene Berufung als Professor der „therapeutischen Klinik" an die Kaiserlich russische Universität Dorpat in Händen.

Nun war Freude im Lande: Das Ziel war erreicht! Es war ein fernes, unbekanntes Land, in das ich gehen sollte, aber keinen Augenblick habe ich etwas anderes auch nur gedacht, wie daß mir das höchste Glück wiederfahren sei. Professor der medizinischen Klinik! Mit welchem demütigen Stolze erfüllte mich das! Dorpat erschien mir als die vornehmste Stätte deutscher Kultur im fernen Osten, das lockendste Feld für begeisterte wissenschaftliche Arbeit — so stand es nach den Schilderungen Reicherts und dem, was ich von den Balten kennen gelernt hatte, vor mir!

Für meine gute Mutter und Schwester war es schwer genug, den einen Sohn und Bruder in Spanien todkrank zu wissen, nun ging der zweite in den fernen Osten, nach Rußland. Schon damals war mit dem Gedanken an Rußland der an den russischen Nihilismus verbunden; dieser hatte bereits seine Kraft gezeigt und schon waren Gewalttaten von beiden Seiten an

der Tagesordnung. Keiner von uns hat jemals die mir gewordene Berufung unter diesem Lichte angesehen. Ich hatte die erste sichere Stufe der Laufbahn erreicht, der mein Leben galt, ich ging meinem neuen Wirkungskreis entgegen in der frohen Zuversicht, daß ich dem mir geschenkten Vertrauen entsprechen und daß ich eine mich befriedigende Tätigkeit finden werde. Und wie ich gern ging, so ließ man mich ziehen, ohne mir den Abschied zu erschweren. Ein feierliches Abschiedssessen, das mir meine Freunde und einige mir bis dahin in dieser Eigenschaft kaum nahegetretene „Verehrer" gaben, verlief höchst fröhlich und ohne jede Rührung.

Dorpat 1869–1871

und

Bern 1871–1872

Hat man die Lehrjahre hinter sich, so soll sich zeigen, ob man sein Handwerk versteht, und wer was Rechtes gelernt und guten Willen hat, und Glück dazu, dem wird's nicht fehlen. Wenn dann die Leute mit ihm zufrieden sind, was will, einstweilen, der junge Meister mehr?

Mitte August trat ich die Reise nach Dorpat an. Ehe ich Deutschland verließ, zog es mich wieder nach Sommerau. Von dort bis zur Grenze gab mir Cousine Anna, die zu Verwandten fuhr, das Geleit, jetzt ein liebes, fröhliches Mädchen von 16 Jahren. Das beste Omen!

In Eydtkuhnen lernte ich zum ersten Male die langweilige Umständlichkeit eines russischen Grenzamtes kennen. Ich hatte einen „Auslandspaß", der war so groß, daß ich mich dahinter verstecken konnte; das muß den Leuten verdächtig gewesen sein. Zum Unglück stand auch darin, daß ich einen Revolver bei mir führe, es gab eine recht umständliche Untersuchung, bis sich endlich ein jüdischer Herr, der Spediteur für die Dorpater Universität, meiner annahm.

Völlig unbekannt mit russischen Zuständen, benutzte ich zur Weiterfahrt die zweite Klasse. Die Nacht in dem vollgestopften Coupé war nicht schön. Zehn Menschen, und darunter recht unreinliche und übelriechende, mit Juchtenstiefeln und langen Bärten, fast alle mit Kissen, auch Federbetten, unendlicher Tabaksqualm und viel Gemütlichkeit. Mein Nachbar bot mir sogleich von seiner Wurst an, doch war sie mir zu stark geknoblaucht.

Am Morgen saß mir gegenüber ein junger Deutscher, noch einige Jahre jünger wie ich, ein lebhafter Mensch mit einer Brille und ein Paar hellen, gescheiten Augen dahinter. Es war Dr. Wilmanns, auch Berliner, der, wie ich, einem Rufe nach Dorpat folgte, er als „Dozent" für alte Geschichte. Am Nachmittag waren wir in Pleskau (Pskow), wo sich der Weg nach Dorpat (per Dampfschiff) abzweigte.

Es war zum ersten Male, daß ich über deutsches Sprachgebiet hinauskam, und hier dies Rußland, so völlig fremdartig! Die Armseligkeit der Stadt, der Häuser, des ganzen Landes. Das Hotel, in dem ich die Nacht zubrachte, ist mir fast ganz aus der Erinnerung geschwunden; es muß also keine besondern Schrecknisse geboten haben. Am andern Morgen ging es über den Peipussee. Hier, auf dem Dampfer, fühlte ich mich wieder heimischer; das Deck der ersten Klasse war fast nur mit deutschredenden Dorpatern, zumeist aus den Ferien heimkehrenden Professoren, besetzt, die Fahrt nicht uninteressant. Sechs Stunden über den See, die längste Zeit kein Land zu sehen. Dann ging es noch etwa zwei Stunden auf dem Embachfluß hin, bis wir neben der „Steinernen Brücke" in Dorpat landeten.

Hier erwarteten mich mein Spezialkollege Alfred Vogel mit einigen Fakultätskollegen und der Astronom Schwarz mit seiner Frau. Schwarzens kannte ich aus Berlin, wo sie ein Jahr gewohnt hatten, er, um astronomische, sie, um Kunststudien zu treiben; sie war eine tüchtige Malerin. Schwarzens nahmen mich gastlich auf, ein Hotel, wo ich hätte wohnen können, gab es damals in Dorpat nicht. Als dann meine Möbel und der sonstige Hausrat, mit dem mich meine gute Mutter recht hübsch ausgestattet hatte, angekommen waren, konnte ich mich häuslich einrichten.

Das geschah in einem Haus am „Postberg", gerade über der Post: Ein Holzhaus, wie damals noch fast das ganze Dorpat, außer den ältesten Straßen. Große Räume, nur die Eingangstür des Vorraums abgeschlossen, weiter alle Türen offen stehend, an den Fenstern keinerlei Vorhänge.

So ungewohnt mir dies zunächst war, ich gewöhnte mich bald daran, und empfand die Helligkeit, die Luftigkeit, die das freie Fenster dem Zimmer gibt, angenehm. Licht, Luft und Wärme! Auch für die Wärme war gut vorgesorgt; die mächtigen russischen Öfen, die ich hier zuerst kennen lernte, machten einen sehr zuverlässigen Eindruck. Wahre Kolosse, bis zur Decke reichend, jeder versorgte zwei, auch drei, selbst vier Zimmer, dementsprechend waren sie in die Wände eingebaut. Sie wurden mit meterlangen Holzkloben geheizt. Dabei wurden sie nie, auch bei starker Heizung nicht, sehr warm, hielten aber ihre Wärme zwei, auch drei Tage, und gaben so eine angenehme, gleichmäßige Temperatur.

Die Strenge des Klimas macht für den Winter besondere Vorrichtungen nötig. Dann werden die Doppelfenster eingesetzt, sorgsam verdichtet und verklebt; nur hier und da ein Guckfenster („Was ist das" hießen sie) zum Öffnen. Zwischen den Doppelfenstern ein sauber hergestelltes Polster von Watte, darauf Tüten mit Salz oder offene Gefäße mit konzentrierter Schwefelsäure, zum Trockenhalten der Luft, damit die Fenster nicht bei Kälte beschlagen und befrieren. Zum Schmuck kleine Schnippselchen bunter Wolle oder auch künstliche Blumen auf die weißen Wattepolster gestreut.

Schon das Fehlen aller Fenstervorhänge ließ Eleganz nirgends aufkommen, und auch im übrigen waren die Wohnungseinrichtungen einfach. Die Möbel, selbst in Neueinrichtungen wohlhabender Kollegen, häufig von Birkenholz. Auch die Lebensführung erschien mir einfach. Außer bei Festen mit geladenen Gästen trank man Bier oder abends mehr oder minder steifen Kognakgrog, und alles trug das Gepräge der Mäßigkeit, das Menü, die Weine, die in mir recht klein erscheinenden Gläsern gereicht wurden. Doch waren wir auskömmlich gestellt, ängstliche Einschränkung habe ich nie bemerkt, innerhalb der gesteckten Grenzen lebte man bequem und anständig. Die meisten der Kollegen bewohnten ein Haus für

sich, und meist zu eigen. Falls ein Miethshaus, so pflegte dies auf einem geräumigen Hofe frei mit einigen anderen seinesgleichen zu stehen, wie ich das auch später in den echt russischen Städten oft fand. Diese Höfe allerdings nicht immer gut gehalten, bei schlechtem Wetter oft recht schmutzig und hier und da für den Eintretenden unbequem durch frei umherlaufende, nicht immer harmlos erscheinende große Hunde. Ich war nie in Konstantinopel und kann also nicht mitreden, immerhin, soviel Hunde und schlecht erzogene Hunde wie in Dorpat habe ich auch in kleinen deutschen Universitätsstädten nirgends gefunden.

Die Kollegen gaben sich recht verschieden. Die meisten der aus Deutschland berufenen waren Süddeutsche oder Mitteldeutsche. Ganz anders die Balten: Jeder ein Baron! Es waren gute Adelsfamilien unter uns vertreten, so die Oettingen, aber das machte wenig aus, auch die ohne Stammbaum trugen das Selbstgefühl, aber auch die offene freie Liebenswürdigkeit, das gebildete interessierte Wesen, die dem Balten so gut anstehen.

Die Scheidung zwischen Balten und „Ausländern" machte sich bei ernsten Gelegenheiten gern geltend, in der „Fakultät" und im „Konseil". In Berufungsangelegenheiten aber hat sich der Partikularismus zur Parole „Dorpat den Balten" damals nicht verstiegen. Ich habe es nicht erlebt, daß die Balten einen untüchtigen Landsmann gegen einen tüchtigen Ausländer durchzusetzen versucht hätten, eher gingen die Ausländer zu weit in der Bevorzugung ausländischer Kräfte; das Zusammenhalten der Balten galt in erster Linie der Politik. Aber auch hierin waren sie uns Ausländern gegenüber billig denkend. Diesen trugen sie den etwaigen Mangel an Interesse für ihre vaterländischen Bestrebungen nicht nach. Wohl aber verziehen sie solchen Mangel ihren Landsleuten nicht. Solche „Abtrünnigen" von der Sache des „Deutschtums" in den baltischen Provinzen waren Gegenstand eines bitteren, fast unversöhnlichen Hasses.

Meine Berufung war gegen den Einfluß der Oettingen durch die Ausländer erfolgt. Meine kollegialen Beziehungen zu dem älteren medizinischen Kliniker Alfred Vogel, führten mich den deutschen Kreisen, die echt baltische Familie Schwarz denen der Balten zu. Tüchtige Gelehrte, interessante Leute waren, wie überall an Universitäten, auf beiden Seiten zu finden, doch gaben schon Männer wie der alte Karl Ernst v. Baer, Karl Schmidt dem Kreise der Balten einen besonderen Schmuck und Reiz. Diese Männer, deren Namen ich nie ohne Andacht ausgesprochen hatte, kamen mir auf das herzlichste entgegen, und im Verkehr mit ihnen habe ich zuerst den Stolz kennengelernt, der Gelehrtenwelt anzugehören.

Karl Schmidt war dem Kliniker gut bekannt als einer der wenigen anerkannten Chemiker, die sich damals mit Fragen der pathologischen Chemie abgaben. Ein sprühender Geist, lebhaft bis zur Überstürzung, wenigstens äußerlich. Man sagte ihm, wie schon Wilh. Ostwald erzählt, nach, daß er „Limonade gazeuse" oder, wie ich von ihm hörte, „kohlensaures Eisenoxydoxydul" in einer Silbe ausspräche. Noch immer der fleißige, zuverlässige Arbeiter, wie er aus seiner „Cholera asiatica" bekannt war. Er beschäftigte sich damals mit Untersuchungen zur Wasserversorgung Dorpats und hatte das Wasser so ungefähr aller Brunnen der Stadt quantitativ chemisch analysiert. Eine unbefangene fröhliche Natur und der liebenswürdigste Gesellschafter.

Bidder, der Physiologe: Ein auffallend stattlicher Herr, wohlwollend verbindlich, etwas gravitätisch, selbstbewußt; ein wenig „steifleinen", gab er sich wenig. Er ging übrigens nach einem Semester ab, sein Nachfolger wurde Alexander Schmidt.

Der Berühmteste und Anziehendste: Karl Ernst von Baer. Ein freimütiger, offener, alter Herr. Mir kam er sehr freundlich entgegen. Gleich bei der ersten Begegnung erzählte er, daß er — wie er es auch in seinen Lebenserinnerungen hat drucken lassen — ursprünglich habe Arzt werden wollen, aber die erste klinische Vorlesung, ich glaube, es war bei dem blinden

Markus in Würzburg, habe ihn abgeschreckt: „Der Mann redete lauter Naturphilosophie! Ja, wenn wir damals solche Kliniker gehabt hätten wie heute! Wer weiß ob ich nicht bei der innern Medizin geblieben wäre!“ Er zog mich bald zu seinen Theeabenden heran, und das waren lehrreiche und genußreiche Stunden. Wenn der alte Herr von seinen Reisen erzählte, dann fand sich immer noch einer und der andere, der auch ein- oder zweimal durch ganz Sibirien bis an die Amurmündung gegangen war. Da war der Astronom Schwarz, von dem ich schon gesprochen habe, Herr v. Middendorpf, Graf Czapski, der die Reise als politischer Sträfling hatte machen dürfen, um schließlich zur Internierung in Dorpat begnadigt zu werden. Solche Reise war damals nicht so bequem wie heute, zwei Monate brauchte man, um bei ununterbrochener Fahrt Tag und Nacht in der Telegge (dem kleinen russischen Postwagen) oder dem Schlitten von Jekaterinsburg bis nach Wladiwostok zu gelangen. Auch den Kurator, den letzten deutschen Kurator der Universität Dorpat, Graf Keyserlingk, traf man dort. Ein feiner Kopf und ein feingebildeter Hofmann, selbst ein Gelehrter und ein weitgereister Mann. Der Verkehr war der denkbar freimütigste. Ging man in diesen baltischen Kreisen auch nicht soweit wie bei den Russen, daß man jeden nur bei seinem Vornamen nannte, so enthielt man sich doch aller Titel.

Der alte treffliche Herr v. Baer! Nach einiger Zeit fing er an zu kränkeln. Er konnte nicht mehr mit den Beinen fort, mußte seine gewohnten und unentbehrlichen Spaziergänge aufgeben, verlor die Eßlust, und der Schlaf wurde schlechter. Der alte Herr kam sichtlich herunter, und wir alle begannen uns um ihn zu sorgen. „Altersschwäche“, sagte er und wollte sich nicht untersuchen lassen. Eines Abends aber bekam er böse Schmerzen in seinen Füßen und schickte nach meiner Klinik. Ich war leider nicht dort, und mein Assistent ging sogleich zu ihm. Nun ließ er endlich einmal seine „halbgelähmten Beine“

besehen, und da fand Dr. Schröder etwas gar Seltsames. Der alte Herr, der übrigens durchaus sauber war und aussah, hatte offenbar bei dem Beschneiden seiner Fußnägel Schwierigkeiten gefunden und das Beschneiden des Nagels der großen Zehe beiderseits ganz unterlassen. Nun waren im Laufe der Zeit beide zur dicken Kralle herangewachsen, die sich jederseits nach außen über die vier anderen Zehen gelegt und diese zusammengepreßt hatte. Es war merkwürdig genug, daß kein größeres Unheil passiert war. Mein Assistent konnte mit der Uhrfedersäge die beiden Ungeheuer von Nägeln amputieren, und damit war die Sache in Ordnung und erledigt. Der alte Herr konnte wieder seine Spaziergänge machen, aß und schlief wie vordem und war und blieb gesund.

Auch die ritterliche Art der Männer und die lebhafte interessierte Weise der Frauen zog mich mehr nach der baltischen Seite, und wenn ich auch in den Häusern der Eingewanderten, bei Vogel, Schwabe, Stieda, der, obgleich Balte, ganz zu jenen hielt, freundschaftlich verkehrte, so waren es doch fast durchweg Balten, zu denen ich in engeres Freundschaftsverhältnis trat, so Schmiedeberg, Gaethgens, Alex. Schmidt. Dies führte denn auch dazu, daß ich bald lebhaftes Interesse für den Kampf des Baltentums um die Bewahrung seiner nationalen Eigenart gegen das andrängende Russentum gewann. Vielleicht war es auch umgekehrt, nämlich so, daß das lebhafte Interesse für diese ihre patriotischen Bestrebungen mich den Balten näher brachte, als das sonst geschehen wäre. Als sie sahen, daß ich es als Pflicht des Dorpater Professor anzuerkennen bereit sei, mich mit allen Kräften an der Verteidigung der deutschen Art dieser Universität zu beteiligen, kamen sie mir mit größter Wärme und Offenheit entgegen. Ich durfte den politischen Konventikeln der engeren baltischen Partei unter den Professoren beiwohnen, und ich habe mich mit allem Eifer an den Beratungen dort beteiligt. Leider mußte ich die Hoffnungslosigkeit dieses Kampfes bald erkennen.

Ich mußte den Kampf jener kleinen Adelsgemeinschaften an der Ostseeküste gegen das andrängende Russentum an und für sich für fast aussichtslos halten, denn die Russen konnten und können die Meeresküste, die jene ihnen sperrten, nicht entbehren, und Wille und Kraft, sich geltend zu machen, fehlt ihnen nicht. So wird man es bald erleben, daß auch Finnland ihrem Andrange unterliegt[1]). Aber Finnland hat doch für das russische Reich bei weitem nicht die Wichtigkeit wie die „deutschen Ostseeprovinzen" Kurland, Livland, Estland. Und außerdem war die Widerstandsfähigkeit dieser von vornherein viel geringer. In Finnland haben sich die erobernden Schweden mit den Eingeborenen amalgiert, hier liegt ein wirkliches Volkstum mit einem kräftigen Bürger- und Bauernstand vor. Dem Deutschtum dort in den deutschen Ostseeprovinzen fehlen die Wurzeln. Es sind die einstigen Eroberer, die deutschen Herren, heute die adligen Großgrundbesitzer, die es vertreten, ein einiger Bürgerstand fehlt. Die deutschen Geistlichen, Lehrer, Ärzte und Gelehrten — sie wurden unter dem Namen der „Literaten" zusammengefaßt — sind doch nur ein Anhang jenes Adels. Die Großkaufleute waren deutsch, hingegen die Kleinkrämer und viele Handwerker, die Bauern und die Dienstleute waren lettisch oder estnisch. Bewußt und geflissentlich haben jene deutschen Kreise jahrhundertelang jede Gemeinschaft mit diesen Einheimischen abgelehnt. Noch als ich dort war, galt es für unschicklich, für unerlaubt, mit ihnen deutsch zu sprechen! Selbst mit den vertrauten einheimischen Dienern des Hauses sprachen die Balten allesamt nur lettisch oder estnisch.

In letzter Zeit waren wohl Versuche gemacht worden, das eingeborene Volkstum, die Letten und Esten, dem Deutschtum zu nähern. Ich habe ein Unternehmen derart kennengelernt, das war der Dorpater Handwerkerverein. Er umfaßte die Deutschen und einen allerdings wohl nur kleinen Teil der ein-

[1]) Geschrieben 1908!

gebornen Handwerkerschaft. Die Lehrerschaft der Gymnasien und der Universität gehörte dem Vereine an und gab ihm durch populäre Vorträge den Inhalt. Ich habe mich dort auch in dieser Weise nützlich gemacht. Seiner eigentlichen Aufgabe, dem Verkehr zwischen den deutschen und den besseren estnischen und lettischen Elementen zu dienen, wurde er nur in sehr unvollkommener Weise gerecht.

Es war gerade in jener Zeit, die ich in Dorpat durchlebte, daß, angeregt durch Katkow, den bekannten Moskauer Professor und Journalisten, das russische Nationalgefühl sich zum ersten Male mit einer sehr bestimmten und gefährlichen Spitze gegen die Deutschrussen, gegen das Baltentum verlautbarte. Der Kampf, den dieses nun gegen die Russifizierungsbestrebungen der mächtigen Katkowschen Partei zu führen hatte, entsprach durchaus der Art des Baltentums: Volkskräfte, die man hätte aufbieten können, fehlten. Zwar richtete die hereinbrechende Russifizierung sich, wie selbstverständlich, von vornherein und mit größtem Nachdruck auch gegen die kirchliche Sonderstellung der baltischen Provinzen, den protestantischen Glauben, und dieser wenigstens war den Letten und Esten mit den Deutschen gemeinsam, aber das Band versagte. Das religiöse Interesse zeigte sich nicht stark genug, um die bedrohten Volksgenossenschaften in ihrem Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind zu einen. So blieben den Balten nur die Waffen, in deren Gebrauch sie längst geschult waren: es galt das Ohr des Zaren zu gewinnen. Alexander II. war, seit dem schrecklichen Peter dem Großen, der erste russische Herrscher, der sich wieder der Aufgabe bewußt ward, dem russischen Staate eine Entwicklung zu geben. Die bisherige Staatsform, Despotismus und Adelswirtschaft, hatte zu einer unerträglichen Sterilität geführt; die nationale Fahne, die Katkow aufsteckte, schien wohl dazu angetan, die im russischen Volkstum schlummernden Kräfte um sich zu sammeln. Dieser Einsicht verschloß sich der Zar nicht; er wandte ihr seine Gunst zu; die

Minister nationalrussischer Tendenz, die er berief, waren eifrigst darangegangen, dem verhaßten Deutschtum den Garaus zu machen. Als aber aus Katkows nationalen Bestrebungen das Panslawistentum erwuchs, wurde denen um den Kaiser, die nur die Verjüngung Rußlands wollten, bange. Auch ohnehin konnte man sich auf die Dauer den Überlegungen nicht verschließen, welche dagegen sprachen, das deutsche Baltentum völlig aus der Reihe der Kräfte zu streichen, deren der russische Staat für die überaus schwierige Regierung seines Völkergemisches bedurfte. Diese „deutschen" Provinzen hatten dem Reiche einen großen und vielleicht den in vielen Beziehungen zuverlässigsten Teil seines Beamtentums geliefert. So waren unter den Männern, auf die der Kaiser hörte, wenn auch keine Balten mehr, immer noch einige, die bei Sr. Majestät die Erinnerung an das, was diese baltischen Provinzen seinen Vorfahren und auch ihm an Diensten geleistet hatten, wach erhielten. Als solchen Gönner unserer Provinzen hörte ich immer wieder Peter Schuwaloff nennen. Ihm hatten wir noch den letzten deutschen Kurator unserer Universität zu danken, den Grafen Kayserlingk.

Damals war der Lehrkörper und das ganze Wesen der Universität noch rein deutsch. Sämtliche Vorlesungen außer denen über russisches Recht, russisches Kirchenrecht und russische Literatur wurden in deutscher Sprache gelesen, und wer keine von diesen dreien zu lesen oder zu hören hatte, konnte die Universität durchmachen, ohne eine Wort russisch zu sprechen oder zu hören. Selbst die Verhandlungen der Universitätsbehörden mit den Reichsbehörden in St. Petersburg waren bisher in deutscher Sprache geführt worden; der erste Schritt auf dem Wege der Russifizierung war ein kaiserlicher Ukas, welcher verfügte, daß allen Eingaben an die Zentralbehörden eine Abschrift in russischer Sprache beizufügen sei; doch waren noch lange Verhandlungen darüber möglich, ob diese russische Übersetzung auch vom Rektor oder Dekan unterschrieben werden

müsse! Solange Alexander II. lebte, war das Tempo, in dem man vorging, ein gemäßigtes; erst nach seiner Ermordung setzte mit Alexander III. die rücksichtslose Russifizierung der baltischen Provinzen ein. Dann ging es schnell vorwärts. Als ich kaum zehn Jahre später erfuhr, daß jeder neu anzustellende Professor verpflichtet sei, in russischer Sprache zu lesen, und als dann gar das altehrwürdige „Derpt" oder Dorpat in „Jurjew" umgetauft wurde, ist mir das nahe genug gegangen.

Ein Werkzeug dieser Russifizierung der Universität Dorpat wurde bereits der Nachfolger Kayserlingks, Gervay. Er hielt seinen Einzug, kurz ehe ich Dorpat verließ, von den Studierenden mit einer solennen Katzenmusik empfangen. Denn ebenso „deutsch" wie der Lehrkörper und die Universitätsbehörden gebärdete sich die Studentenschaft. Dorpat zählte damals 2000 Studenten, darunter 700 Mediziner, fast nur protestantische Deutsche, d. h. Deutschrussen. Esten und Letten brachten es wohl zu Elementarlehrern, unter die „Literaten" aber, auf die Universität, kamen nur ganz wenige und nur solche, deren Eltern bereits in das Lager der Balten übergegangen waren. Dann gab es noch verhältnismäßig viel Juden aus allen Teilen Rußlands, die es ganz mit den Balten hielten, und eine Anzahl Polen, die sich wenig bemerklich machten. Die „Deutschen" stammten meist aus den baltischen Provinzen, aber auch aus „deutsch"-gebliebenen Familien baltischer oder „reichsdeutscher" Abstammung in den verschiedensten Provinzen des großen russischen Reiches; selbst aus dem östlichen Sibirien kamen sie. Für diese „deutschen" Familien war es Ehrensache, daß die Söhne ihr Studium in „Derpt" absolvierten. Die Familien, deren Söhne ihre akademischen Jahre auf einer „russischen" Universität oder in Peterburg (sic! nicht Petersburg) verlebten, galten mit Recht für „verrußt". Oft bekam ich später, gelegentlich meiner Konsultationsreisen von Königsberg aus, von Kollegen mit Nachdruck zu hören: „Ich habe in Dorpat studiert." Das sollte heißen: Ich bin kein „Russe".

Die Verfassung der Studentenschaft war noch eine streng „landsmannschaftliche", wie sie es ja einst auch bei uns in Deutschland gewesen ist. Es gab vier seitens der Behörden anerkannte Landsmannschaften: Kurländer, Livländer, Estländer, Rigenser. Jede 100 aktive Mitglieder oder mehr stark. Die Gemeinschaft dieser vier Landsmannschaften vertrat die Studentenschaft überall, und wer als Student nicht geradezu rechtlos sein wollte, mußte, falls er nicht Mitglied einer Landsmannschaft wurde, bei einer solchen als Schutzbefohlener eingeschrieben sein. Diese trat dann für ihn ein bei Ehrenhändeln, aber auch z. B. beim Todesfall; dann bekam er ein feierliches Begräbnis mit allen studentischen Ehren wie ein Mitglied der Landsmannschaft.

Von dem innern Leben dieser Landsmannschaften habe ich nicht viel kennen gelernt. Der Fechtkomment war nicht der der deutschen Korps. Bestimmzettelmensuren gab es nicht, auch wurde nicht wie bei den deutschen Korps von den Mitgliedern das Auftreten in Waffen als unerläßliche Betätigung studentischen Geistes gefordert, und da „Mensuren" nicht gesucht zu werden brauchten, fehlte jede Veranlassung der gekünstelten Feindseligkeiten der Verbindungen gegeneinander, die eine so häßliche Seite des deutschen Studentenlebens bilden. Die Ehrenhändel wurden fast nie mit Pistolen oder Säbeln, sondern so gut wie ausschließlich mit den gebräuchlichen Schlägern ausgefochten. Das waren aber schwere Glockenschläger, und da die Mensuren stets „glacé", d. h. ohne nennenswerte Schutzdecke und in ganz freier — nicht in verhängter — Auslage gefochten wurden, eine gefährliche Waffe. Todesfälle, meist durch Brusthiebe, Pleura-, Lungen-, auch Herzbeutel- oder Herzverletzung, waren nichts Unerhörtes.

Es war ein munteres, selbstbewußtes Völkchen, diese Dorpater Studenten. Sie nahmen diese Jahre im deutschen Dorpat und ihre studentische Freiheit mit der Inbrunst wahr, die das Bewußtsein von dem eingab, was ihnen das

Philisterium in Rußland bringen werde. Ihre Stellung zu den Professoren war eine durchaus angenehme; von ihrem Fleiße werde ich noch sprechen.

Die beliebteren Professoren wurden gern zu den Kommersen eingeladen, und da machten die Studenten die Wirte in ritterlichster Weise. Der Neuling durfte sich vorsehen! Das Symbolum freundschaftlicher Ergebenheit bei solchen studentischen Gelegenheiten, der „Ganze" oder „Halbe" „aufs Spezielle", verlangt doch immer eine, wenn auch beschränkte Erwiderung, und die „Bowle", in der das hier zu geschehen hatte, war eigenartig: ein Drittel Kognak, ein Drittel angeblicher Rheinwein und ein Drittel ebenso vorgeblicher Portwein; so bedurfte man schon der zwei offiziellen Schutzengel, die dem Ehrengaste zugeteilt wurden. Sie wichen ihm nicht von der Seite und hielten ihm Aufdringlichkeiten jeder Art vom Leibe, hatten sich deshalb durchaus nüchtern zu halten und taten dies musterhaft. Mich brachten sie noch in leidlicher Verfassung heim. Von einem befreundeten, gleichzeitig mit mir nach Dorpat gekommenen jüngeren Kollegen aber erfuhr ich, daß bei dem ersten Kommerse zwei Männer reichlich zu tun gehabt hätten, um ihn vor Schaden zu behüten. Es ging auf diesen großen Kommersen dort in Dorpat viel lustiger her wie bei uns in Deutschland. Wohlgelungene Musikaufführungen, Theateraufführungen, Maskenscherze und ähnliches sorgten für Unterhaltung. Wo bleiben all diese Talente, all diese Kraft und all dies jugendliche Feuer, der süße Wahn von Schön und Edel, der die Jugend so erfreulich und glücklich macht? O Welt! O Philisterium! Diese Frage lag hier in Rußland besonders nahe.

Vom Verhalten des Studierenden in den Vorlesungen werde ich noch sprechen. Hier nur dies, daß sie überall auf ein „honoriges Betragen" hielten, von ihrer Seite, aber auch von der des Lehrers; sie verlangten eine durchaus höfliche Behandlung seitens der Lehrer. In diesem Punkte mußte

man sehr vorsichtig sein, die Herren waren sehr empfindlich! Es war mehrfach vorgekommen, daß ein Lehrer, der sich einer nach ihrer Ansicht unangemessenen Äußerung gegen einen Hörer bedient hatte, vor ihren Delegierten hatte deprezieren müssen. Sie hielten aber, noch weiter gehend, darauf, daß sich die Lehrer im Privatleben keine Ungebührlichkeiten zuschulden kommen ließen. Ein indirekter Vorgänger von mir, ein Herr Kr. aus Berlin, hatte sich eines gar geringen Eifers für seine klinische Tätigkeit befleißigt, dagegen eines Lebenswandels mit Frauenzimmern, der öffentliches Ärgernis erregte. Schließlich waren es die Studenten gewesen, die ihn genötigt hatten, seinen Abschied zu nehmen. Auf den Straßen betrugen sie sich tadellos. Das auffällige und oft lästige Treiben unserer Studierenden auf den Straßen in kleinen Universitätsstädten, im „Couleurbummel" gipfelnd, war ganz unbekannt. Sie traten gegen jede Straßenroheit energisch auf, besonders im Schutz der Frauen. Bei Nacht wie bei Tage genügte tatsächlich der Ruf einer oder eines Bedrängten, „Bursche heraus!", um sie im Augenblick zur Stelle zu schaffen.

Politisch waren die Studierenden ohne Interesse für die sich bereits damals in Rußland sehr bemerkbar machende Bewegung unter Führung des Nihilismus und Terrorismus. Es gab wohl einige russische Studenten, die der Teilnahme an dieser Bewegung verdächtig waren, und so blieb auch Dorpat von der gefürchteten Tätigkeit der „zweiten (politischen) Abteilung Sr. Majestät geheimer Kanzlei" nicht verschont. Es kam während meiner Zeit dort vor, daß ein hoffnungsvoller junger Balte, Sohn eines mir gut befreundeten Professors, der mit einem „politisch Verdächtigen" umging, nach einem nächtlichen Besuch der Polizei im Hause — verschwand, um nie wieder etwas von sich hören zu lassen. Niemand wußte, wo er geblieben sei, doch jedermann war der Ansicht, daß er in Peter-Paul (der Kasematte für „Politische" in Kronstadt) am Typhus gestorben sei. Man schwieg solch entsetzliche Vorkommnisse tot.

Hingegen interessierte sich die Studentenschaft lebhaft für den Kampf um die Sonderstellung der deutschen baltischen Provinzen, und es kam zu Manifestationen gegen den Nachfolger des Kurators Kayserlingk, den Russen Gervay, mit dem die Russifizierungsbestrebungen auf dem Gebiet des Unterrichtes ihren Einzug hielten. Ich habe hiervon schon gesprochen.

Am 2. September 1869, das war gerade an meinem 30. Geburtstage, hielt ich meine feierliche Antrittsrede. Ich brachte mein Glaubensbekenntnis: Nur in der Wissenschaft liegt das Heil der Medizin. Das Experiment betonte ich etwas zu stark. Hiervon abgesehen hätte ich die Rede auch bei meinem Abschied von meiner Lehrtätigkeit, 35 Jahre später, halten können: Volle Selbständigkeit der Klinik gegenüber den Lehren der Pathologie, auf eigener kritischer Arbeit begründet. Die Therapie soll nicht kritiklos auf die Lehren der Pathologie und Pharmakologie begründet werden, sondern auf Empirie, aber ernste, klinische Erfahrung, vorbereitet und geläutert durch die Kenntnis einerseits der krankhaften Lebensvorgänge, andererseits der Wirkungsweise der therapeutischen Mittel und Encheiresen.

Ich war nach Dorpat berufen als Professor der „therapeutischen Klinik", das war die innere Klinik, und zwar als außerordentlicher Professor, der außerordentliche Professor unterschied sich aber dort vom ordentlichen nur durch die Höhe des Gehaltes und dadurch, daß er nicht Rektor werden konnte, er saß mit allen sonstigen Rechten des Ordinarius in der Fakultät und im „Konseil". Auch hatte man mir baldige Beförderung zum Ordinarius zugesagt, wenn ich auch nicht erwartet hatte, daß diese, so wie es geschah, schon nach einem Monat stattfinden werde. Von größerer Bedeutung war es, daß es zwei Professoren für die innere Klinik, aber nur eine Klinik gab, diese wechselte damals also im jährlichen Turnus zwischen jenen beiden, der andere hatte dann die Poliklinik und die theoretische Vorlesung.

Für das erste Semester fiel auf mich die Poliklinik. Dies war nicht angenehm, denn gerade in der Poliklinik wird man nicht in kurzer Zeit warm. Auch setzt das poliklinische Material eine Schulung voraus, wie ich sie nicht besaß. Da spielen die Hautkrankheiten und die Syphilis eine große Rolle, und von beiden wußte ich wenig und hatte ich wenig gesehen; auf der innern Klinik in der Charité war beides kaum vorgekommen. Es ist mir noch heute recht merkwürdig, wie ich da mit Ehren bestanden habe! Wichtig wurde, daß unter den ersten Fällen ein Fall schwerer Lebererkrankung war, in dem ich eine recht gewagte Diagnose gestellt hatte. Der Fall kam zur Sektion, ich hatte recht, und damit war mein Ruf begründet. Mein Eifer und meine Lebhaftigkeit taten auch das ihre, und so ging alles gut. Ich war herzlich froh, als ich mir das sagen konnte, denn ein wenig ängstlich konnte mir schon zumute werden. Ich fand mich einer Hörerschaft gegenüber, die ganz anders geartet war als unsere in Deutschland. Die jungen Leute in Rußland kamen später von den Gymnasien, vor allem aber sie studierten sehr viel länger als bei uns in Deutschland. Auch ohne zu „verbummeln", blieben sie 15 Semester, ja 20 Semester auf der Universität. Diese bemoosten Häupter sammelten sich gerade in der medizinischen Poliklinik, und so hatte ich hier eine nicht ganz geringe Anzahl von Hörern, die nicht nur an Jahren, auch an Semestern, kaum jünger waren als ich, denn ich war nur eben 30 Jahre alt und zählte nicht mehr als 23 Semester. Alte ernste Herren mit langen Bärten — ich, der ich stets viel jünger ausgesehen habe, als ich war, stand ihnen als recht jugendlicher Lehrer gegenüber. Ich konnte stolz darauf sein und wurde es auch bald, daß sich gerade mein Verhältnis zu diesen gereiften Männern auf das erfreulichste gestaltete.

In meiner Dorpater Poliklinik spielte, wie sich das für jede rechtschaffene Poliklinik gehört, die Behandlung der Kranken in der Stadt, in ihrer Behausung, eine große Rolle. Es ist die besondere Aufgabe der Poliklinik, daß der Lehrer, der Professor selbst die Studenten auf diesen Besuchen bei den Kranken be-

gleitet, nur so kann die Poliklinik ihre Aufgabe erfüllen, den zukünftigen Arzt in die Praxis einzuführen. So zogen wir denn miteinander in den poliklinischen Revieren umher, und unter der Führung jener alten Herren lernte ich Dorpat kennen, sie waren meine treuen Begleiter, unermüdlich, bei Tag und bei Nacht waren sie auf dem Platz.

Dorpat, damals eine Stadt von ungefähr 15000 Einwohnern, liegt am Embach. Das Flußtal, wenig tief eingeschnitten, steigt auf dem nördlichen Ufer sehr allmählich zur Höhe der umgebenden Ebene hinan, der südliche Talrand ist der steile. Der Hauptteil, die alte Stadt, liegt auf eben diesem südlichen, rechten, Flußufer; ungefähr in ihrer Mitte der Markt, quer gegen den Fluß gestellt, reicht vom Fluß bis nahe an den südlichen Steilrand. An seinem südlichen Ende schneidet ihn die Hauptstraße, die, talaufwärts und talabwärts verlaufend, mit wenigen unbedeutenden Querstraßen die Stadt in der Hauptsache darstellte. Von dem nördlichen an den Embach stoßenden Ende des Marktes führt über den Fluß eine alte steinerne Brücke mit stattlichen Portalen, ähnlich der alten Neckarbrücke in Heidelberg. Die westliche Langseite des Marktes stellt eine stattliche Häuserreihe dar, nach Osten öffnet er sich auf einen weiten Platz, der dem Handels- und Schiffahrtsverkehr dient, äußerst schmutzig, in seiner Mitte ein richtiger orientalischer Basar, ein geräumiges einstöckiges Gebäude, schlecht gehalten; in ihm nur Händler niederen Ranges. In jenen stattlichen Häusern am Markt die Apotheke, einige höhere Beamte, auch der Herr Kurator. An die südwestliche Ecke des Marktes schließt sich ein kleiner Platz mit dem Kollegienhaus; eines jener unglaublich langweilig dreinschauenden russischen Staatsgebäude aus der Zeit Alexanders I.: grünes flaches Dach, einst patiniertes Kupfer, jetzt längst grüngestrichenes Eisenblech, Erdgeschoß mit einem niedrigen Oberstockwerk; einige Mansarden. Zur Wirkung gelangt nur das breit ausladende

Erdgeschoß mit hohen Fenstern und Räumen und einem breiten von sechs Holzsäulen getragenen flachgiebligem Vorbau, zu dem eine fast seine ganze Breite einnehmende hölzerne Freitreppe von etwa vier bis sechs Stufen hinaufführt; alles Holz, Blech, Gips. Außerst kennzeichnend diese Bauart für russische Bauten aus der Zeit Alexanders I. Als ich später einmal in Oldenburg war, fiel mir das dortige Krankenhaus auf wegen seiner Ähnlichkeit mit ihnen, und in der Tat, es war von einem russischen Großfürsten, einem der zahlreichen „Peter von Oldenburg" erbaut.

Das akademische Leben, jedenfalls das der medizinischen Fakultät, spielte sich auf „dem Dome" ab, dort lagen sämtliche Institute der medizinischen Fakultät und die meisten sonstigen Universitätsinstitute. Der Domberg, kurzweg der „Dom" genannt, ist ein durch einen wohl natürlichen tiefen, grabenartigen Einschnitt abgetrennter Vorberg des (südlichen) Steilrandes des Embachtales. Er trägt seinen Namen von einer auf ihm befindlichen schönen Ruine eines alten, mächtigen Ziegeldomes. Der Chor der Ruine ist zur Universitätsbibliothek ausgebaut.

Dieser Domberg bot Platz genug für die allerdings bescheidenen, aber ziemlich vollzähligen Institute unserer Fakultät: Anatomie, pathologische Anatomie, Physiologie und Pharmakologie waren zusammen in einem Gebäude untergebracht; geburtshilfliche Klinik in einem besonderen Gebäude, innere und chirurgische Klinik damals unter einem Dach. Es blieb noch genug Platz für hübsche Anlagen und Promenaden, auf die man sehr stolz war, und auf denen die Schönen von Dorpats ganzer und halber Welt ihr Wesen trieben.

Meine poliklinischen Kranken wohnten in der Peripherie der Stadt, in schmutzigen, zum Teil ungepflasterten Querstraßen, zum großen Teil im „Jenseits", auch die „überflüssige Seite" genannt, d. h. in dem Stadtteile jenseits des Embach. Dorthin gelangte man vom Markte aus über die schon erwähnte schöne steinerne Brücke. Hatte man sie hinter sich, so begann in der Tat

eine andere Welt. Schon der Platz jenseits, auf den die Brücke führte! Er war gepflastert. Da aber der Schmutz 20 bis 30 Zentimeter dick auf dem Pflaster lag, war davon wenig zu erkennen. Es waren die häufigen Überschwemmungen, denen dieser jenseitige Stadtteil ausgesetzt war, welche diese Anhäufung von Affluvien bewirkten. So half man sich, in den tiefgelegenen Straßen gegen beides, den Schmutz und die Überschwemmungen, durch Bohlenstege längs der Häuser. Sehr gut! aber wehe dir, wenn du den nichtüberbrückten Fahrdamm zu überschreiten hattest! Auch war dieser Bohlengang meist nur auf einer Seite der Straße vorgesehen! Meine poliklinischen Praktikanten erschienen deshalb in hohen Stulpstiefeln; unter ihrer Führung lernte ich dieses ärmste Dorpat kennen und mit ihm Rußland. Was ich hier sah, habe ich später auf meinen russischen Konsultationsreisen von Königsberg aus wiedergefunden, diesen unglaublichen Schmutz der Straßen, der Höfe, aber auch der Treppen und Korridore in den Häusern.

So eifrig ich mich in der Poliklinik mit meinen Studenten umhertrieb, es blieb mir Zeit genug für eigne Arbeiten. Die Klinik hatte ein ganz leidlich eingerichtetes Laboratorium, das mir zur Verfügung gestanden hätte, doch hatte ich keinen Laboratoriumsassistenten, auch keinen geschulten Diener, auch arbeitete sonst niemand dort und bei experimenteller Arbeit braucht man Unterstützung. Ich war also Schmiedeberg, mit dem ich freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte, sehr dankbar, daß er mich in sein Institut aufnahm. Hier brachte ich einen großen Teil meines Tages zu. Ich habe hier die Untersuchungen über die Steigerung der Harnstoffausscheidung in der Periode des „latenten Fiebers" ausgeführt und begann in Gemeinschaft mit Gaethgens Untersuchungen über die Alkalität des Blutes, gemessen an seinem Kohlensäuregehalt, im Fieber. Diese Arbeit kam nicht vom Fleck, weil uns in Dorpat ein Glasbläser fehlte, der die Blutgaspumpe reparieren konnte, wenn ich sie zerbrach, wie das leider häufig vorkam. Bei

meinem Fortgang von Dorpat blieb die Arbeit liegen, und erst Minkowski hat sie später in Königsberg zum Abschluß gebracht.

Auch Studenten, die bei mir arbeiten wollten, konnte ich in Schmiedebergs Institut beschäftigen. So hat hier Francken seine Untersuchungen über experimentell erzeugte Blutgerinnung im lebenden Körper ausgeführt, die sich an eine Berliner Arbeit von mir anschlossen.

Mit Alexander Schmidt, dem Physiologen, Nachfolger Bidders, und mit Böttcher, dem pathologischen Anatom, waren wir in stetem, lebhaftem Verkehr. Alexander Schmidt, ein geistreicher lebhafter Mann mit offenen Sinnen und warmem Herzen. Böttcher, ein ernster, gewissenhafter Arbeiter, zuverlässig, aber mißtrauisch.

In Rußland hat das Studienjahr eine andere Semestereinrichtung wie bei uns, es geht von Januar bis Januar, das Herbstsemester von Mitte August bis Weihnachten, das Wintersemester beginnt mit dem Januar und dauert bis Mai, so übernahm ich die Klinik Januar 1870. Die innere Klinik war, wie ich schon gesagt habe, in einem Hause mit der chirurgischen untergebracht, der chirurgische Kliniker war Adelmann. Bergmann lebte noch in erster Ehe als Schwiegersohn Adelmanns, war Dozent für Chirurgie, Vorstand der chirurgischen Poliklinik und bereits als Nachfolger Adelmanns für dessen bevorstehenden Abgang designiert. Adelmann, ein stattlicher, ritterlicher Herr, war als Mensch sehr beliebt, als Chirurg aber wenig angesehen; in der chirurgischen Praxis spielte bereits Bergmann die erste Rolle.

Unser Verhältnis zu den Chirurgen war tadellos, damals war es noch nicht schwierig, mit ihnen auszukommen. Bergmann trat ich recht nahe, auch er interessierte sich für experimentelle Pathologie. Ein lebhafter Mann, ein echter Balte, mit guten Formen und vielem Geschick, Menschen zu behandeln und ihnen zu imponieren. Er lebte damals noch ganz in den Interessen seiner Heimat und beteiligte sich eifrig an dem Kampfe für

das Baltentum. Als Lücke nach Straßburg berufen wurde, hätte er dessen Nachfolger in Bern werden können, doch schrieb er mir auf meine Anfrage, daß er wenig Neigung habe, sein Vaterland zu verlassen. So war ich überrascht, als ich erfuhr, wie er kurz vorher dem ihm nahekommenden Ruf nach Königsberg zu folgen geneigt gewesen sei. Erst mit Würzburg, wohin er dann bald ging, ist er zur vollen Geltung gekommen. Nicht zum wenigsten war es seine Persönlichkeit, die ihm das Ansehen gegeben hat, das er mit Recht in allen Kreisen genossen hat. Er war ein vortrefflicher Redner und wirkte im öffentlichen Auftreten sehr glücklich durch die vornehme wissenschaftliche Haltung, die er überall zu wahren wußte.

Meine innere Abteilung umfaßte mehrere geräumige Säle mit im ganzen einigen 40 Betten, die aber selten vollständig belegt werden konnten, denn die Stadt Dorpat schickte ihre Kranken nicht in die Klinik, sondern in das Kreishospital, wo sie billiger verpflegt wurden; dort hielt damals der Professor der Staatsarzneikunde (gerichtliche Medizin) eine sogenannte „Hospitalklinik", die aber wenig beliebt war und fast nichts im Unterrichte leistete. Zahlende Kranke kamen kaum in die Klinik, die Einrichtungen waren auch nicht danach. So waren wir auf die Kranken beschränkt, die ich auf Kosten des klinischen Fonds aufnehmen konnte, und dieser reichte nicht weit. Die Kranken waren meist Esten, seltener Letten oder Deutsche, selten ein Russe vom Peipus.

Der Betrieb des Unterrichtes auf der „therapeutischen Klinik", das war ihr offizieller Name, war so intensiv, als dies bei dem geringen Krankenmaterial möglich war. Da ich 70 Praktikanten hatte, konnte jeder höchstens zwei Fälle im Semester erhalten. Jeder Fall wurde alsbald nach der Aufnahme einem Praktikanten zugeteilt, und dieser hatte ihn sogleich zu untersuchen, so daß er bei der später erfolgenden klinischen Besprechung bereits gut über ihn Bescheid wußte. Die Praktikanten nahmen sich ihrer Fälle eifrig und gründlich an. Das

Auditorium hielt selbst darauf; wenn der Praktikant bei der Vorstellung nicht gut um seinen Fall Bescheid wußte, so tat es dem Pflichtvergessenen seinen Unwillen deutlich kund. Außer der klinischen Vorlesung hatte der klinische Professor die Abendvisite abzuhalten, an der alle Hörer der Klinik teilnehmen konnten, und die Praktikanten, welche Kranke auf den Sälen hatten, teilnehmen sollten. Dem Eifer und dem Betragen meiner Dorpater Zuhörer kann ich das höchste Lob erteilen. Auch ihrer Nachsicht! Sie haben mich über Verdienst wert gehalten. Es war doch mein erstes Semester als klinischer Lehrer, und der Kliniker hat viel zu lernen. Mein Eifer, meine Lebhaftigkeit, meine Ehrlichkeit, mein frisches, jugendliches Selbstvertrauen machte mir die Jugend geneigt. Mein streng wissenschaftlicher Sinn, auch meine Kenntnisse haben ihnen wohl auch imponiert.

Die Vorlesung über spezielle Pathologie und Therapie hielt jedesmal derjenige der beiden klinischen Professoren, der die Poliklinik führte. Als ich also Januar 1871 wieder auf die Poliklinik übertrat, traf mich auch wieder diese Verpflichtung, und einem mir ausgesprochenen Wunsche folgend ließ ich mich dazu herbei, „Geisteskrankheiten" zu lesen. Ich schäme mich dieses Unterfangen noch heute! Mir fehlte jede Schulung in diesem Fache. Vielleicht aber wäre das Resultat meiner Bemühungen doch ein besseres gewesen, wenn nicht diese Bemühungen selbst durch die Aufregungen des Kriegsjahres (Winter 1870/71) gestört worden wären. Genügt habe ich entschieden nicht, doch ging es noch so ab. Ich war bereits der beliebte Kliniker, und dem sieht man viel nach.

Privatpraxis, natürlich nur in Sprechstunden und ärztlichen Konsultationen, habe ich zwar nicht zurückgewiesen, aber auch nicht gesucht, und deshalb nur sehr wenig gehabt. Ich hatte an meinem Gehalt und den übrigens in Dorpat verständigerweise nur sehr geringen Kollegienhonoraren reichlich zu leben, und arbeitete lieber auf der Klinik und im Laboratorium, und es gilt auch von der Konsiliarpraxis das gleiche, was von jeder

ärztlichen Praxis gilt: sie will „betrieben“ und „ersessen“ sein. Ich erinnere mich nur zweier Konsultationen, die mir etwas Neues brachten. Die eine fand bei einem älteren baltischen Herren, einem pensionierten hohen „Krons“-, d. h. Staatsbeamten statt. Da waren nicht weniger als 12 Ärzte zur Beratung zusammengebracht, darunter alles, was sich an „Autoritäten“ an der Universität Dorpat auftreiben ließ. Der Herr hatte hierauf bestanden: In Rußland mache man das ganz gewöhnlich so, und er habe schon einmal für seine Gesundheit ein ausgezeichnetes Resultat von einem solchen „Massenkonsilium“ gehabt. Auch diesmal hat es ihm nichts geschadet.

Die zweite interessante Konsultation ging weit über Land zu dem bekannten Sibirienreisenden Herrn v. Middendorpf, den ich beim alten Baer kennen gelernt hatte: Eine lange Schlittenfahrt durch die einsame Schneewüste. Der Arzt, der mich hinführte, ein alter baltischer Herr, hatte in der Wagentasche zwei mächtige Kavalleriepistolen stecken — gegen die Wölfe. Zum ersten Male lernte ich hier eine solche echt russische Schlittenfahrt kennen. Es ging in eine abgelegene Gegend und auf sogenannten Winterwegen, das sind Fahrstraßen, die nur für die Winterszeit, solange Schnee und Eis das gestatten, entstehen, in möglichst gerader Verbindungslinie über Flüsse und Seen, Stock und Stein, Büsche und Zäune. Es sind die Bauern mit ihren kleinen einspännigen Schlitten, die diese Winterwege einfahren, deshalb haben sie nur einen Hufschlag und können nur von Einspännern befahren werden. Will man sie mit einem schwereren Schlitten benutzen — wir fuhren der Kälte wegen in einem Verdeckschlitten —, so braucht man mehrere Pferde, wir hatten drei, und diese müssen dann das eine vor das andere gespannt werden, nach Art eines „Tandem“. Das Lenken der beiden vorderen Pferde ist eine schwierige Sache; sie müssen sehr gut eingefahren sein, sonst ist an jeder Wegecke, sobald der Weg annähernd senkrecht wendet, die Gefahr, umzuwerfen, sehr groß. Die Geschicklichkeit

von Kutscher und Pferden bei solcher Wendung machte mir viel Eindruck.

Wir sind keinen Wölfen begegnet, und der Kollege gab mir auch zu, daß das „jetzt" nicht mehr so schlimm sei als nach der letzten polnischen Revolution, noch vor fünf Jahren. Doch habe ich selbst einiges in Dorpat erlebt, was mich Hochachtung vor den russischen Wölfen, den „Herren des Waldes", so nannte sie der Este und Lette, gelehrt hat. Auf der chirurgischen Klinik sah ich eine furchtbare Verletzung durch einen Wolf. Der Mann, ein Waldwärter, hatte einen ganz jungen Wolf gefangen. Kaum aber hat er ihn auf dem Arm, so springt die alte Wölfin aus dem Dickicht auf ihn zu und reißt ihm mit einem gewaltigen Biß den größten Teil des Gesichtes mit Nase, einem guten Teil des Ober- und Unterkiefers fort. Es war ein furchtbarer Anblick und eine schöne Leistung Bergmanns, der ihm durch einige plastische Operationen wieder zu einem leidlichen Antlitz verhalf.

Das zweite Erlebnis nahm keinen guten Ausgang: In dem gleichen Winter fährt eine Bauersfrau mit einem kleinen Kinde in ihrem kleinen, niedrigen Schlitten auf solchem Winterweg über Land. Bald sind drei Wölfe hinter ihr. Das kleine, elende Pferdchen gibt bald das Rennen auf und trottet, in sein Geschick ergeben, vor den Unholden her. Weil es aber heller Tag ist, und weil es auch nur drei waren, so meinten die Sachverständigen, wagen sie keinen ernsten Angriff. Sie bleiben hinter dem Schlitten, wie das dann ihre Art ist, werden allmählich dreister, schnappen auf den Schlitten, schließlich entreißt einer der Wölfe der vor Angst fast besinnungslosen Mutter das Kind, und fort sind sie. So kommt die Arme heim. Wie der Mann hört, daß sie sich das Kind von Wölfen hat entreißen lassen, packt ihn ein solcher Ingrimm, daß er die Frau mit der Axt erschlägt. Zu sich gekommen, macht er einen Selbstmordversuch, der ihn auf die chirurgische Klinik führt.

Der gesellige Verkehr nahm mich nur in der ersten Zeit stark in Anspruch. Gastfreie Leute, wie die Balten sind, ließ es sich kaum einer von den Kollegen nehmen, den neu eingetroffenen Kliniker gastlich zu empfangen. Das gab jedesmal eine Rede und eine Gegenrede, und daß ich bei all diesen Gelegenheiten, die sich bald in Bern und in Königsberg wiederholen sollten, kein Tischredner geworden bin, ist sicher ein Beweis vollkommenster Talentlosigkeit. Als diese Einführungsakte überwunden waren, zog ich mich zwar recht zurück, doch blieb immer noch genug Verkehr übrig. Dreier Häuser möchte ich gedenken. Stieda hatte sich besonders für meine Berufung nach Dorpat interessiert. Er und seine Frau, eine lebhafte Süddeutsche aus Gießen, waren herzliche, angenehme Wirte, ich sollte später in Königsberg wieder mit ihnen zusammentreffen. Unter seinen Landsleuten hatte er viel Gegner. Obgleich geborener Rigenser, zeigte er wenig Interesse und Eifer für das deutsche Baltentum. Dann der Astronom Schwarz. Ich war bereits in Berlin mit ihm bekannt geworden und hatte dort in seinem Hause verkehrt. Beide Schwarz Balten der besten Art, von vornehmer Gesinnung. Er einer von den Weitgereisten; ich sprach schon von ihm, als ich vom alten Baer erzählte, ein ernster, zuverlässiger Gelehrter. Seine Frau, eine talentvolle Malerin und eifrig in ihrer Kunst tätig, dabei eine liebenswürdige Gesellschafterin. Nur verstand sie keinen Scherz — sonst wäre sie keine Baltin gewesen!

Sehr freundlich wurde ich im Hause des Rektors der Universität, des Ophthalmologen Gore v. Oettingen, aufgenommen. Seine Frau, Tochter des Dr. v. Seidlitz, früher Arzt in St. Petersburg und „Leibarzt" Kaiser Nikolaus' I. Frau v. Oettingen ungefähr dreißig, lebhaft und anregend, vielleicht etwas mehr, als ihrem Gemahl lieb war. Wir beide, der junge Wilmanns, dessen ich schon gedachte, und meine Wenigkeit, waren schnell von ihr begeistert. Ich trat bald in den Hinter-

grund, ich hatte manches andere im Kopf und blieb ruhig. Nicht ohne Sorge aber sah ich, daß Wilmanns sich rückhaltslos dem ihm noch unbekannten Zauber des intimen Verkehrs mit einer solchen Frau hingab. Ich habe ihn rechtzeitig gewarnt. Weder er noch Frau v. Oettingen waren von der Art, daß ein Skandal zu fürchten war, so war vorauszusehen, was kommen werde. Schon als wir in das Haus kamen, sprach man davon, daß das Verhältnis der beiden Eheleute nicht das wünschenswerte sei. Als ich dann Dorpat verlassen hatte, erfuhr ich bald, daß Wilmanns mit der Frau v. Oettingen sehr intim geworden sei, und als 1872 Wilmanns nach Straßburg berufen wurde, verließ Frau v. Oettingen Dorpat und siedelte mit ihren Kindern nach Achern in Baden über. Sie wurde von ihrem Manne geschieden, der bald wieder heiratete. Wilmanns blieb unverheiratet und ihr und ihren Kindern ein treuer Freund bis zu seinem leider früh erfolgten Tode. In der tückischen Blinddarmentzündung, der er erlag, hat Frau v. Oettingen ihn aufopfernd gepflegt. Er hatte es um sie verdient, er ist in diesem platonischen Verhältnis aufgegangen.

Echt russische Familien gab es in unserm akademischen Kreise nur zwei. Der Lehrer der russischen Theologie Alexejeff und der der russischen Literatur Kotljarewski. Alexejeff, ein richtiger russischer Pope, einfältig und völlig unergiebig, doch wenigstens nicht unreinlich, und harmlos. Kotljarewski, ein lebhafter, sprühender, gescheiter Mann mit einer sehr hübschen, sehr verwöhnten Frau, der Tochter eines reichen Moskauer Theehändler. Ich behandelte ihn, und wir kamen gut miteinander aus. Da er an Lungenkatarrh auf tuberkulöser Grundlage litt, mußte er sich warm kleiden. Als ich verordnete, daß er statt der leichten Lacklederschuhe und dünnen baumwollnen Strümpfe warme Schuhe und wollene Strümpfe trage, gab das schon zu lachen. Noch mehr aber, als ich die Frau dafür verantwortlich machte, daß das geschehe. Diese Zumutung war neu! Doch war sie gehorsam und ging wollene Strümpfe kaufen, fand aber keine

andern, als ganz dicke Bauernstrümpfe. Da Kotljarewski die gleiche Fußgröße hatte wie ich, gab ich ein Paar aus meinem Vorrat. Die gefielen ihr, und als sie hörte, daß diese Strümpfe mir von meiner Schwester gestrickt seien und als ich ihr nun anheim gab, ihrem Manne auch solche zu stricken, mußte sie zu ihrer Schande gestehen, daß sie das nicht verstehe. In Bern aber erhielt ich eine Sendung von ihrer Hand, darin ein Paar schöner rotseidener Strümpfe, die sie eigenhändig fertiggebracht hatte!

Dort, bei Kotljarewski, habe ich auch russische Geselligkeit kennen gelernt. Es war eine Zusammenkunft wie auch anderwärts, ein großstädtischer Stehabend. Höchst angenehm die Zwanglosigkeit des Verkehrs. Schon die Art der Vorstellung des eintretenden Gastes. Als ich kam, mußte ich Kotljarewski den Vornamen meines Vaters nennen, dann hieß es: Bernhard Franzowitsch Na-un-jin. Niemand wurde anders eingeführt, nirgends ein Titel oder irgendein Prädikat, auch kein Adelsprädikat; nur als ein Fürst kam, hieß es „Knjäs Woronzoff". Das Beste aber, was mich das Haus Kotljarewski von russischer Geselligkeit gelehrt hat, war ein „Blinj"-Essen in der Fastenzeit. Blinj, ein dicker kaum tellergroßer Eierkuchen aus Buchweizenmehl mit feinstem warmen Öl und viel gutem kalten Kaviar.

Da ich hier einmal von der russischen Art rede: Außer den Genannten habe ich Russen nur noch in der Poliklinik und Klinik kennen gelernt, das waren Bauern und Fischer aus dem benachbarten Gouvernement Pskow und vom Peipussee, die Kranke brachten. Große kräftige Leute. Eintretend, eine tiefe Verbeugung bis fast zur Erde, ein Kuß auf den Rockärmel, wohl auch auf den Rockschoß. Dann aber steht der Mann aufrecht und ohne jede Scheu und Ängstlichkeit dir gegenüber und spricht bei aller Untertänigkeit mit dir so frei und unbefangen wie mit seinesgleichen. Von Befangenheit war da so wenig zu merken wie von proletarischem Klassengegensatz. Noch ein anderes, was mir ebenso auffiel, war die

Reinlichkeit dieser Leute auf ihrem Körper, wohl die Folge des häufigen Gebrauchs der „Badestube“; nicht in ihren Kleidern!

Man spricht viel von der Schönheit des nordischen Winters. Gewiß, ein unvergleichlicher Zauber liegt über dem stillen Wald, wenn der Rauhreif jeden Zweig mit silbernem Hauch überzieht und die linde Wintersonne in einziger Klarheit durch die Stämme scheint. Gedämpft, lautlos alles, nur hier und da stäubt mit leichtem Aufschlag der Schnee vom schwerhängenden Tannenzweig zur Erde nieder. Der kennt nicht die Poesie der Einsamkeit, der nicht am Wintertag allein im tiefen Forst gestanden ist — so still der weiße Wald, und ganz tot, zwitscherten nicht die kleinen Meisen von Baum zu Baum, von Ast zu Ast, so fröhlich, so munter wie zur Sommerszeit. Der kennt nicht das wohlige Gefühl des Geborgenseins vor den feindlichen Elementen, der nicht hinaussah aus dem warmen Haus in das weite kalte weiße Land. Nur Schnee und Schnee. Nichts Lebendes als zwei oder drei Krähen, die mit ihrem Geschrei um irgend etwas streiten. Wenn aber die schönen Eisblumen am Fenster gar nicht weichen wollen und Tag für Tag und Woche für Woche und Monat für Monat die Sonne blendend über die öde, weiße Fläche strahlt, wenn dann der März eingezogen ist und statt der Lerchen, die fern in der Heimat längst hoch am Himmel jubilieren, immer noch Krähen und nur Krähen durch die Lüfte krächzen, dann kommt die Ungeduld, und mit Sehnsucht harrt man des Tages, wo endlich das siegende Licht mit dem Winter und seiner Gefolgschaft ein Ende machen wird. Doch nur langsam weicht er. Schon werden die Tage länger und lang, und noch immer scheint die Sonne, schon die warme Aprilsonne, auf das kalte kahle Feld, auf die langen weißen Schneerücken, die der Wintersturm zusammengefegt, auf die glitzernden baumdicken Eiszapfen, die baumlang von den Dächern hängen, als hätten Sonne und Schnee und Eis sich gar vertragen und könnten

sich ferner nichts anhaben. Da hieß es längst: O Winter, schlimmer Winter, wann wird wieder das Leben erwachen! Schon kam der Mai mit langen Tagen und hellen Nächten und immer noch kein Lenz! Endlich aber kamen die Ferien, und hinaus ging es, dem Sommer entgegen.

Ich ging, nach kurzem Aufenthalt in Sommerau, zunächst nach Berlin. Hier sah ich meine alten Freunde und meine alten Gönner wieder. Mit jenen war alles unverändert, diesen aber, wie anders stand ich ihnen gegenüber, da ich nichts mehr von ihnen zu wollen hatte, ein freier Mann! Von Berlin ging es nach Ilmenau, wo meine Mutter und Schwester in der Sommerfrische waren.

Es war Ende Juni 1870. Nie habe ich friedlichere Wochen verlebt wie dort in der thüringischen Waldeinsamkeit, der Friede der Weltentrücktheit lag damals noch über dem Städtchen. Doch hatte es eine Konditorei, und dahin ging ich täglich, meine Zeitung lesen. Da fällt mir die Rede Gramonts vom 6. Juli im Corps législatif über die spanische Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern in die Hände. In Wahrheit ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Als dann die Nachrichten über die Begegnung König Wilhelms mit Benedetti und schließlich die berühmte Depesche in Bismarcks Redaktion folgten, loderte ingrimmige Begeisterung auf in ihrer elementaren Gewalt. Bald kam die Mobilmachung und die Kriegserklärung, und so begann auch ich zu rüsten.

Als ich nach Dorpat übersiedelt war, hatte ich mit meinem Urlaub die ausdrückliche Befreiung von der freiwilligen Gestellung im Falle einer Mobilmachung erhalten. Ich hätte abwarten können, bis die Einberufungsorder an mich gekommen wäre. Doch wer wollte damals nicht „mit“! So schnürte ich mein Bündel, um mich in Berlin zu gestellen. Bis Weimar ging es mit der Post, die Nacht hindurch. Mir gegenüber in der dunkeln Postkutsche saß eine ältere Frau. Bald hatte sie festgestellt, daß ich mich in Berlin gestellen wolle, um als Arzt mitzugehen, auch sie ging dorthin, um von ihrem Sohne, einem 18jährigen

Fähnrich in der Garde, Abschied zu nehmen. Sie legte mir den jungen Mann ans Herz, es könnte doch sein, daß er in meine Hände käme. Ich glaube mich zu erinnern, daß ich nach Gravelotte seinen Namen unter den Gefallenen fand.

In Berlin meldete ich mich vorschriftsmäßig beim Korpsgeneralarzt und bat um meine Order. Der aber beschied mich völlig ablehnend: „Sie sind in Dorpat Professor, und wenn ich Sie einstelle, müssen Sie das dorthin melden. Dann werden Sie von dort reklamiert und der Reklamation wird unzweifelhaft Folge gegeben, denn wir stehen mit Rußland sehr freundschaftlich. Sie müssen dann natürlich, wenn Sie nicht Ihre Stelle in Dorpat verlieren wollen, über kurz oder lang dorthin, und so hätten wir Ihnen nur die Equipierungsgelder gezahlt. Bezähmen Sie Ihren Kriegsmut und lassen Sie mich in Frieden; warten Sie ruhig ab, bis wir Sie einberufen." Ich bezähmte aber meinen Furor nicht sogleich, sondern versuchte noch, bei der Garde mitzukommen, auch vergeblich. Überall erhielt ich den gleichen Bescheid wie bei meinem Generalarzt.

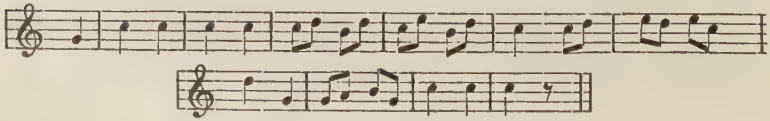
So blieb ich denn in Berlin. Meine Freunde in Berlin fand ich alle noch ruhig daheim. Dazu Bergmann, der als Chirurg sich in Dorpat beurlaubt hatte und eine Stellung in den deutschen Lazareten suchte. Es waren aufregende Wochen. Wir hatten erwartet, Berlin im Kriegslärm, in Waffen starrend zu finden, statt dessen eine unheimliche Ruhe. Auf den Straßen war es viel stiller als sonst, Militär sah man wenig. Nichts schien sich bei uns zu rühren, und täglich kamen aufregende Nachrichten: Die französische Armee stehe fertig an der Grenze, zum Einmarsch bereit. Das dauerte so etwa 10 Tage nach der Mobilmachung, dann kam mit einem Schlage Leben in die Sache. Ich hatte mich mit Bergmann in der Wohnung meiner Mutter am Askanischen Platz, nicht fern vom Anhaltischen und vom Potsdamer Bahnhof, untergebracht, jetzt verging Tag und Nacht keine halbe Stunde, ohne daß die Marschmusik der ausrückenden Regimenter, das schrille Pfeifen der

Maschine mit begleitendem Hurra der abgehenden Mannschaft und bald das dumpfe Rollen des Zuges über die Kanalbrücke einen abgehenden Militärtransport verkündete.

Viele gute Bekannte, Freunde und Verwandte gingen da mit hinaus. Darunter zwei Vettern aus Sommerau und mein Freund Leopold Rieß. Ich kam gerade hinzu, als Rieß sich zum Ausmarsch fertig machte. Ich lege ihm seinen Militärmantel um, da fällt aus der Manteltasche ein altes Zigarrenetui heraus, das wir als mir gehörig erkennen. Ich hatte ja in Rieß' Mantel den Feldzug von 1866 mitgemacht, und da war es steckengeblieben. Ich nahm es an mich und ließ ihn ziehen. Als ich dann zwei Tage später meinen Vetter Bernhard Haebler auf seinem Durchmarsch verabschiedete, gab ich es ihm und darin einen Siegestaler von 1866. Es hat ihm nichts geholfen. Als Sieger zwar ist er heimgekehrt, als Offizier und mit dem eisernen Kreuz, aber mit einer schweren Oberschenkelschußfraktur von Noisseville, an der er starb.

Nun waren die Braven fort. Es dauerte noch einige Tage, bis sie von sich hören ließen. Schon begannen die albernen französischen Bulletins von Saarbrücken uns aufzuregen, da kamen Weißenburg, Spichern, Wörth.

Der Mittelpunkt des patriotischen Treibens, des patriotischen Lärmens war der zoologische Garten, der bereits seit einigen Jahren auf moderne Höhe gebracht war. Allabendlich Militärkonzert und eine aufgeregte Menschenmenge. Plötzlich schweigt die Musik, der Kapellmeister — ich glaube es war der bekannte Wipprecht — tritt an die Rampe und verkündet das neueste Siegestelegramm. Unendliche Hurras, Tusch; Kapelle und Publikum stimmen „die Wacht am Rhein" an, und schließlich folgt der lustige „Pariser Einzugsmarsch" von 1814!



Bergmann, mit dem ich diese schöne Zeit gemeinsam verlebte, kam bald ins Feld. Eines Morgens holte uns eine Ordonnanz in aller Frühe aus den Betten, sie brachte ihm den Befehl zur sofortigen Abreise, leider nur ihm, es war das erste-, nicht das letztemal, daß ich den Chirurgen beneidete. Dann lief auch ein Schreiben an mich vom Kriegsministerium ein, daß ich von Dorpat aus reklamiert sei, daß der Reklamation Folge gegeben sei, und daß ich nach dort zurückkehren könne. So waren diese seltsamen Ferien zu Ende, und ich machte mich auf die Reise nach Osten statt nach Westen.

Es war selbstverständlich, daß ich in Sommerau vorsprach. Dort fand ich große Unruhe. Soeben waren die Nachrichten vom ersten der drei blutigen Tage vor Metz (Colombey—Nouilly) eingetroffen. Das 44. (ostpreußische) Regiment, bei dem mein Vetter Bernhard Haebler, der Lieblingsbruder Annas, stand, hatte entsetzlich gelitten, 600 Mann tot und verwundet, und der Verlust traf fast ganz das Bataillon, dem er angehörte. Alle weiteren Nachrichten, auch die fällige Postkarte von ihm, fehlten. Es waren böse Tage der Angst und Sorge. Zwei-, dreimal des Tages ritt ich zur Post nach Szillen, und der Jubel war groß, als ich endlich mit der Karte heimkehrte, auf der die wenigen Worte standen: „15. Abend, heil und gesund, Bernhard." — So konnte ich einstweilen beruhigt meine Straße ziehen.

In Dorpat fand ich die Stimmung wie daheim. Die Balten waren wie die Reichsdeutschen mit ganzem Herzen im deutschen Feldlager. Man hatte auch dort in Dorpat wenig Sinn für andere Dinge, und so ist mir für diesen zweiten Dorpater Winter 1870/71 die Erinnerung an die Berufsarbeit fast verloren gegangen. Nur die an jene elende Vorlesung über Geisteskrankheiten ist mir (zur Strafe aller meiner Sünden) geblieben.

Mein Haus in Dorpat wurde der Mittelpunkt des deutsch-patriotischen Treiben unter uns Professoren. Wir, fünf jüngere unverheiratete Professoren, hatten uns zu gemein-

schaftlichem Mittagsessen zusammengetan: Ullmann (Historiker, kam bald nach Greifswald), Laspeyres (Nationalökonom, später Gießen), Gaethgens (physiologischer Chemiker, später Pharmakolog in Gießen), der schon mehrfach genannte Wilmanns und meine Wenigkeit. Da ich gut eingerichtet war und eine gute Köchin hatte, fand die Tafelrunde bei mir statt. Wir aßen um 6 Uhr und blieben dann oft auch abends zusammen. So fanden es befreundete Kollegen bald anziehend, sich als Nachtischgäste zu uns zu gesellen. Wenn es eine neue Siegesnachricht gab, fand sich hier ein begeisterter Kreis zusammen. Einer von den Wärmsten war Alexander Schmidt, damals noch unverheiratet.

Es war eine große Zeit! Der größte Tag war der 3. September. Schon am 2. ging das Gerücht von einem neuen großen Sieg, doch war ich am 3. morgens noch ahnungslos in meine Vorlesung gegangen. Danach besuche ich Ullmann. Ich sehe ihn noch, wie er mir auf der Treppe aus seiner Tür entgegentrat, ein Extrablatt in der Hand; leichenblaß vor Aufregung reichte er es mir: Napoleon mit der ganzen Armee gefangen; mich schwindelte es bei der unglaublichen Nachricht, ich mußte mich am Treppengeländer halten. Als dann aber statt des baldigen Friedens die endlose Belagerung von Paris und immer wieder neue Kämpfe gegen die wie Häupter der Hydra erwachsenden Heere der Republik folgten, kam allmählich die Sorge wieder auf. In ängstlicher Spannung erwarteten wir von Tag zu Tag die Nachricht der Einnahme von Paris. In baldiger Erwartung des ersehnten Tages hatte ich schon vor Weihnachten die gesamte Dorpater Professorenschaft auf den Abend des Tages, an dem die Nachricht eintreffen werde, zu einer solennen Feier in meiner Behausung eingeladen. Endlich kam die ersehnte Depesche und am Abende fanden sie sich vollzählig, gegen 50 Professoren und Dozenten, bei mir ein. Es war ein unvergeßlicher Abend, der würdig gekrönt wurde durch eine sehr ergiebige Sammlung, die der

Rektor für die Verwundeten der deutschen Armee in Gang setzte.

Mit diesem schönen Abend schließt meine Erinnerung an die Dorpater Zeit. Ende Januar hatte ich von Bern die Anfrage erhalten, ob ich geneigt sein würde, einem Ruf dorthin als medizinischer Kliniker zu folgen; ich ging darauf ein und am 1. März war meine Berufung zum 1. Mai erfolgt.

Ich war gern nach Dorpat gegangen und ich hatte dort keine Enttäuschung erlebt. Die Dankbarkeit gegen die Fakultät für das mir geschenkte Vertrauen habe ich bis heute bewahrt, damals war sie wahrlich noch frisch lebendig. Die Menschen dort und ihre Art waren mir sympathisch. Ich hatte sie achten gelernt und hatte unter ihnen Freundschaft gefunden, die für die Zeit meines Lebens vorgehalten hat. Und doch wurde mir der Abschied nicht schwer. Das Entscheidende war, daß mich die Berufstätigkeit nicht befriedigte, denn ich hing an der Klinik. Die Poliklinik, die jedes zweite Jahr brachte, war eine Störung.

Dazu ein zweites: Dorpat liegt in Rußland, und in Rußland kann sich unsereiner nicht wohl fühlen. Die Dorpater sagten oft: „Nirgends lebt man freier wie in Rußland", aber doch sehr mit Unrecht. Es ist ja richtig, man zahlte keine Steuern, von der Polizei hörte man nichts und sah man wenig, Standesunterschiede zu markieren fiel in unsern Kreisen niemand ein, im Gegenteil, wie Titel und Orden, so wurden auch sie mit bewußter Mißachtung behandelt. So lebte man in einer Atmosphäre, die man für liberal halten konnte, solange man sich auf den engen Kreis, dem man angehörte, beschränkte, und solange man hübsch daheim blieb. Sobald man aber nach dem eigentlichen Rußland hinüberschaute, sobald man an die Zukunft des Landes dachte, sobald man an die eigene Zukunft dachte, kam das bedrückende Gefühl, daß man hier nie eine Heimat finden könne, daß man wieder fortmüsse, also — je eher je besser.

Nicht zum wenigsten drückte auch Klima und Landschaft. Den einzigen Sommer meiner Dorpater Zeit hatte ich in Deutschland zugebracht, so kannte ich Dorpat nur in Kälte, Regen und Schnee, Nebel und Schmutz. Und die Landschaft! Und wäre sie noch so schön gewesen, man konnte nicht hinaus, wir hatten tatsächlich nur einen Spaziergang auf der Chaussee, Embach aufwärts und abwärts. Wie lockte da die Schweiz mit ihrer herrlichen Natur, mit ihrem Leben und ihrer Freiheit.

Die Dorpater, als sie meinen Entschluß erfuhren, sie so bald wieder zu verlassen, waren wohl zuerst etwas verschnupft, doch fanden sie sich, und wenigstens unter den Männern hat mir ihn keiner verdacht. Ich bin in aller Freundschaft von ihnen geschieden — ich sollte sogar noch schnell Staatsrat werden, da das aber 300 Rubel gekostet hätte, so hielt auf meine Bitte der Rektor das Dekret zurück, bis ich fort war.

Und so wie ich die Dorpater, so haben sie mich in gutem Andenken behalten. Das wurde mir nach etwa 15 Jahren herzlich bezeugt. Ich war damals lange schon in Königsberg und ein Mann, mit dem man sich in jener Provinz beschäftigte. Es traf sich, daß in dem Eisenbahnabteil, in dem meine Frau unerkannt mitreiste, eine Dame sich über Königsberger Ärzte unterhielt. Bald kamen sie auf meine Wenigkeit. In der Ecke saß ein Herr, anscheinend in sein Buch vertieft. Als aber die Sprecherin sich als mir entschieden abgeneigt entpuppte, wurde er aufmerksam, und als sie sich dazu versteigt, mich einen „Charlatan" zu heißen, legt er sein Buch fort und spricht im reinsten Baltischdeutsch: „Gnädige Frau, ich habe vor 15 Jahren die Ehre gehabt, Herrn Professor Naunyn in Dorpat meinen Lehrer zu nennen. Ich bitte Sie, in Ihren Äußerungen über diesen Mann vorsichtiger zu sein, er müßte sich sehr verändert haben. Damals war er kein Charlatan, und ich halte es für völlig ausgeschlossen, daß er einer geworden sei." Leider mochte meine Frau sich nicht zu erkennen geben.

Bern

Am 10. April 1871 stand morgens der Postwagen vor der Thür, der mich nach Riga führen sollte. Ich reiste, mit einem mir bekannten Gymnasiallehrer, wie dort selbstverständlich, Extrapost. Es wurde eine böse Fahrt. Nachdem bereits wirksames Tauwetter geherrscht hatte, war seit einigen Tagen wieder strenger Frost eingetreten, und der Zustand, in dem russische Poststraßen sich dann befinden, will erlebt sein. Während des weichen Wetters sind tiefe Geleise eingeschnitten und tiefe Löcher ausgefahren, und nun ist dies alles festgefroren. Man fuhr wie über gefrornen Sturzacker. Und dies in der Telegge! Das ist nämlich ein fester Holzkasten auf zwei Achsen und vier Rädern, mit einer Deichsel daran, ohne alle Federn und Gefäße. Auch die stärksten Federn wären solchen Wegen nicht gewachsen. An Stelle des Sitzes steht der Reisekoffer, auf den man sich setzen darf. Ein mitleidiger Kutscher wirft wohl etwas Stroh hinauf. Der Kutscher sitzt vorn auf einem schmalen Brett, die Füße auf der Deichsel. Das Ganze so eng, daß kaum Raum für die eigenen Beine bleibt, die Nase pflegt beim Einnicken auf des Postillions breitem Rücken zu ruhen. Gangart Galopp, bergab durch jedes Dorf und vor allem beim Vorfahren vor jedem Stationsgebäude ventre à terre! Da heißt es festsitzen und feste Knochen! Nach einigen Stunden Fahrt war ich wie gerädert. Zum Glück kam eine Strecke, wo noch Schnee lag, so daß wir den Schlitten benutzen konnten, ein wahres Labsal.

Bald aber ging es wieder in der Telegge weiter, und wieder die alte Qual. Dann kam die Nacht und eine fast unwiderstehliche Müdigkeit. Wie gut aber, daß das Schütteln und Stoßen festes Schlafen unmöglich machte, wir wären sonst bald über Bord gegangen.

Wir reisten mit „Poderoschne", das war ein Dokument, in dem die hohe Obrigkeit bescheinigte, daß Inhaber in wichtigen „Kronsgeschäften" reist, und das die Posthalter „unausweichlich" anweist, den Reisenden ohne Aufenthalt zu befördern. Erfahrne Dorpater hatten uns vor der Poderoschne gewarnt, und wie sich zeigte mit Recht. Der Reisende mit Poderoschne bekommt nämlich die Postpferde etwas billiger, und der Erfolg davon ist der, daß die Herren Posthalter für solche Reisenden „leider" keine Pferde mehr haben. „Durchaus kein einziges", sie sind leider alle stets unterwegs. Es dauerte gleich das erstemal unendlich lange Zeit, bis ein Gespann von der nächsten Station „herantelegraphiert" war. Nachdem wir so die Vorzüge der Poderbschne kennengelernt hatten, haben wir fürder keinen Gebrauch von ihr gemacht, und nun ging es recht schnell weiter. Immerhin dauerte die Fahrt 32 Stunden, und als wir in Riga ankamen, war ich in einem Zustand von Jämmerlichkeit, wie ich ihn nicht zum zweiten Male kennen gelernt habe. Das Reisen in Rußland wollte damals gelernt sein, vor allem das auf Telegge.

Von Riga habe ich wenig gesehen, es schien mir Ähnlichkeit mit Danzig zu haben. Mit Hilfe eines Fünfrubelscheines hatte ich bald meinen „Passeport", und fort ging es über die Grenze. Ich dachte nicht, daß so bald die Zeit wiederkommen werde, wo ich sie häufig zu passieren haben sollte.

In Sommerau fand ich meine Lieben in großer Trübsal. Vetter Bernhard, von dem ich schon sprach, hatte 14 Tage, nachdem er aus dem Gemetzel bei Colombier heil davongekommen war, am 30. August in der Schlacht von Noisseville eine schwere Oberschenkelschußfraktur davongetragen und lag,

bereits fast hoffnungslos, im Barackenlazaret auf dem Kreuzberg in Berlin. Es war das erstemal, daß ich Kusine Anna, seit sie der Kindheit entwachsen war, wieder daheim fand. Wir waren uns schon herzlich gut, und ich habe sie nie wieder vergessen; doch ging bei mir die Neigung noch unter der Flagge der verwandtschaftlichen Freundschaft. Daß sie in vier Jahren die Meine sein würde, daran habe ich damals nicht gedacht.

In Berlin hatte ich zunächst Ärger in meinen Militärangelegenheiten. Ich war nach Rußland beurlaubt und mußte mich nun nach Bern beurlauben lassen, und da mein Armeekorps (das dritte) noch als Besatzungstruppe in Frankreich stand, so konnte mir der Bezirkskommandeur, die zunächst zuständige Behörde, einen bösen Streich spielen, indem er mir den Urlaub nach der Schweiz verweigerte und mich nach Frankreich zur Armee schickte. Meine Papiere waren indessen in bester Ordnung, und ich habe ernstlich an so etwas nicht gedacht. Zum Unglück war der Bezirkskommandeur ein Herr v. d. Marwitz, wahrscheinlich ein Nachkomme jenes bösen Marwitz, der mir später aus seinen Lebenserinnerungen bekannt geworden ist. Er konnte an meinen Papieren nichts bemängeln und mußte anerkennen, daß ich gar nichts anderes hätte tun können, wie ruhig in Dorpat bleiben. Doch entrüstete sich sein kriegerisches Gemüt, daß ich „keine Schlacht mitgemacht habe", und in der Tat, er verweigerte mir zunächst den Urlaub nach der Schweiz und zeigte nicht übel Lust, mich noch jetzt zur Truppe einzustellen. Ich mußte wirklich, um mit dem Rauhbein fertig zu werden, Zeugen dafür beibringen, daß ich damals, bei der Mobilmachung, es nicht an mir hatte fehlen lassen.

Mutter und Schwester waren froh, daß ich aus Rußland fort kam. Meinen Vetter Bernhard fand ich im Barackenlazaret auf dem Kreuzberg. Die Kameraden waren fast alle schon auf dem Wege der Heilung, und es war eine fröhliche, in ihrer anspruchslosen Ergebenheit rührende Gesellschaft,

aber ein Jammer anzusehen diese jungen Männer, von denen nur wenige nicht bleibende schwere Verstümmelung oder Leiden mitnahmen: der eine erblindet, der andre an den Beinen gelähmt, und wieder einer eine schwere Neuralgie. Meinem armen Vetter ging es nicht gut. Die Chassepotkugel hatte ihm den Oberschenkelknochen böse zertrümmert, immer noch kamen große Knochensplitter zur Wunde heraus, und schon machte sich das Nierenleiden, die Folge der schweren Wundeiterung, bemerkbar, dem er noch im Laufe des Sommers erliegen sollte. Ich saß viel bei ihm, und auch bei ihm hat mir wieder die rührende Ergebung der Besten unter den Opfern des Krieges tiefen Eindruck gemacht.

In der letzten Woche des April ging es dann weiter. In Basel traf ich W. Kühne, der mittlerweile Professor der Physiologie in Antwerpen geworden war. Kühne übernahm es, mich in spezifisch schweizerische Genüsse einzuführen, und bestand darauf, daß wir „Glacier" tränken. Dieser wird, wie mein Mentor erklärte, so gewonnen, daß ein Ivorne zum Gefrieren gebracht wird, natürlich auf einem Gletscher! Die nach dem Ausfrieren zurückbleibende Mutterlauge, das ist der „Glacier", stellt ein wenig angenehmes, aber sehr starkes Getränk dar, von dem eine Flasche zu einem bösen Katzenjammer für uns beide genügte.

Bern hat es mir vom ersten Tage ab angetan. Nur wer das alte Bern gekannt hat und wer wie ich aus Nebelheim an einem der schönsten Frühjahrstage dort eingezogen ist, kann verstehn, wie entzückt ich war. Bern war damals noch die fast unberührte mittelalterliche Stadt, nur einige neue Häuser am Hirschengraben, die Hotels und der prächtige Bundespalast auf der „Bundesterrasse" vertraten nicht schlecht die Neuzeit. Die Stadt war noch auf den Raum der Aareschlinge beschränkt. Nordwärts hörte sie beim Hirschengraben auf, dem alten Festungsgraben mit Wall und Bastionen, deren hervortretendste die kleine Schanze, nicht zu verwechseln

mit dem „Schänzli", dieses auf dem jenseitigen östlichen Aareufer oberhalb der Stadt. Die alte Stadt bestand in der Hauptsache aus einer langen Straße mit zahlreichen kleinsten Quergäßchen und auf jeder Seite einer unvollkommen entwickelten Parallelstraße. Die Hauptstraße, wie wohl noch heut, an zwei Stellen durch Erweiterung zu kleinen Plätzen und durch Tore mit hohem Turm unterbrochen. Die Erdgeschosse der Häuser in der ganzen ununterbrochenen Länge dieser Hauptstraße und in vielen andern Straßen zu Lauben ausgebaut, so daß gedeckte Gänge durch die ganze Stadt führen. Am südlichen Ende der Stadt, das ist genau der Gipfelpunkt der Aareschlinge, spannt die Niedeckbrücke ihren kühnen Bogen hoch über den grünen Strom. Der obere, von der Niedeckbrücke aus gesehen linke, Schenkel der Aareschlinge stellt eine mehr als 80 Meter tiefe steil eingeschnittene Schlucht dar, in der tief unten auf dem jenseitigen Ufer aus dem 18. Jahrhundert stammende Sommerhäuser der Berner Patrizier, in deren einem eine bekannte Novelle Paul Heyses spielt. Auch rechts gegen Westen fällt die Stadt steil gegen die Aare ab, doch öffnet sich die enge Aareschlucht hier bald zu der damals noch nicht bebauten blumigen Aue des Kirchfeldes mit dem „Schwellenmätteli" usw.

Ich fand meine Wohnung in einem der neugebauten Häuser „am Hirschengraben", neben dem „Maulbeerbaum": Vor mir die kleine Schanze mit ihren alten Ulmen und Linden, dahinter links die Bundesterrasse mit dem „Bundespalast". Halb rechts das Kirchfeld, allmählich zum Gurten ansteigend. Hinter ihm ragt die Stockhornkette auf, deren nach links abschließender Vorberg, die schöne Pyramide des Niesen, den Mittelgrund beherrscht. Im Hintergrunde als abschließende Kulisse, in allen Einzelheiten klar, die Riesen des Berner Oberlandes von den Wetterhörnern bis zur Blümlisalp.

Ich hatte in Dorpat eigenen Hausstand geführt, aber beim Abschied meine ganze Einrichtung verkauft. Ich hatte durch den Transport von Berlin nach Dorpat erfahren, wieviel

hierbei zugrunde geht, und nun gar die Reise von Dorpat nach Bern! Ich hatte also nur meine Bücher usw. mitgenommen und wohnte „möbliertes Zimmer". Aber eine hübsche, geräumige Wohnung mit schönen Balkonen, von denen jene herrliche Aussicht, und eigne Bedienung. So dankbar ich an Dorpat hing, dahin zurückgebangt habe ich mich nicht. Zunächst mußte ich mich freilich etwas einschränken. In Dorpat hatte ich 3000 Rubel Gehalt, dazu das Kollegiengeld gehabt, das war bei der dortigen Lebensweise und der Billigkeit aller Nahrungsmittel (z. B. das Pfund Fleisch wenige Kopeken) sehr reichlich auskömmlich. Hier, wo das Leben viel teurer war, hatte ich nur 4000 Franken Gehalt.

Meine kollegialen und beruflichen Verhältnisse gestalteten sich auch in Bern schnell sehr erfreulich. Die Kollegen, darunter prächtige Menschen, kamen mir herzlich entgegen. Im Unterricht mit den Studenten ging es wieder von Anfang an sehr gut. Ich hatte wieder Glück! Ich war, wie ich schon erzählt habe, erst spät in Bern eingetroffen, das Semester war schon im Gang, so mußte ich, an einem Abend angelangt, bereits am übernächsten Tage mit der klinischen Vorlesung beginnen. Während des Interregnums seit dem Tode meines Vorgängers (Prof. Philipp Munck) war die Klinik vom ersten Assistenten Dr. K. geführt. Ich ließ mir von ihm für die erste Vorlesung einen Fall von Typhus zeigen. An dem Falle fiel mir wohl einiges auf, was nicht recht zum Typhus paßte, da aber Dr. K. ein offenbar erfahrener und zuverlässiger Arzt war, nahm ich seine Diagnose in der Eile auf Treu und Glauben an und ging in der klinischen Vorlesung an die Vorstellung in der Meinung, einen Typhus vor mir zu haben. Bei der genauen Untersuchung kam aber heraus, daß es sich anstatt um Typhus um eine Hirnhautentzündung handle, und zwar um die „epidemische Form", die einem Typhus sehr ähnlich sein kann. Diese so von mir gestellte

Diagnose machte bei den Studenten großes Aufsehen. Es war unter ihnen bekannt, daß der bei ihnen mit Recht sehr geschätzte Dr. K. den Fall länger wie acht Tage als Typhus behandelt hatte, auch hatten sie merken müssen, daß ich selbst an den Fall gegangen war in dem Glauben, einen Typhus vor mir zu haben, und als ich schließlich gar hervorhob, daß hier die epidemische Form der Krankheit vorliege, und daß man also darauf gefaßt sein müsse, daß diesem ersten Falle weitere folgen würden, wurde die Sache durchaus ernst, und es war nur natürlich, daß man meiner Diagnose mißtraute. Als dann aber der Kranke starb und meine Diagnose durch die Sektion, die der Professor der pathologischen Anatomie ausführte, vollkommen bestätigt wurde, und als dann wirklich noch einige weitere Fälle der gleichen Krankheit aus der gleichen Stadtgegend kamen, stand mein Ruf fest, und wie ich schon einmal sagte, der Kliniker, der als Diagnost geachtet ist, hat es leicht.

Ich hatte die Klinik und die Poliklinik. In der Poliklinik fehlte es an ausreichender Assistenz und auch ohnehin konnte keine Rede davon sein, sie so intensiv zu betreiben wie in Dorpat; mein Interesse und meine Zeit gehörte in erster Linie der Klinik. Immerhin habe ich mich auch hier ziemlich viel mit den Studenten in den poliklinischen Revieren umhergetrieben, und auch hier habe ich wieder die Erfahrung gemacht, daß einer und der andere meiner fleißigen poliklinischen Praktikanten sich nach vielen Jahren gern dieser seiner Tätigkeit erinnerte und betonte, wieviel er für die Praxis gerade in der Poliklinik gelernt habe. Ich führe das an, weil heutzutage die Bedeutung der poliklinischen Tätigkeit in den Revieren für die Ausbildung der Studenten unterschätzt wird.

Die Studierenden der Medizin waren in Bern damals noch so gut wie ausschließlich männlichen Geschlechtes. Von den später dort so zahlreichen Studentinnen habe ich nur eine Vorläuferin in Gestalt einer Russin kennengelernt. Sie betrug

sich durchaus angemessen und gab zu Ärgernis keine Veranlassung. Von den Studenten waren ungefähr die Hälfte Deutschschweizer, die andere Hälfte „Welsche", meist aus dem Waadtland. Der Vergleich beider Rassen fiel sehr zugunsten der Germanen aus. Die größere Lebhaftigkeit der Romanen, ihre Freude an lauten Huldigungen waren geeignet, sie mir zunächst als den angenehmeren Teil meiner Zuhörerschaft zu empfehlen, auch in Regelmäßigkeit im Besuch der Vorlesungen ließen sie es nicht an sich fehlen, wie sehr aber wurden sie von den Deutschschweizern überragt! Nicht nur körperlich, da traten allerdings die kleinen Gestalten der Waadtländer gegen die langen und schon frühzeitig recht kräftigen Berner, Solothurner, Aargauer, Thurgauer sehr zurück. Diese: alle von hohem Selbstgefühl, gelassen und ernst, fast feierlich, kritisch und vorsichtig, aber gründlich, gewissenhaft und zuverlässig; langsame, aber tiefe und oft recht helle Geister, im Handeln überlegt und nicht ohne ernstes Abwägen der praktischen Seiten der Dinge, aber sehr selten Streber, sondern von ernstgemeinten Idealen getragen, und von hohem Pflichtgefühl. Jene: Philister, die als Studenten ihr ganzes Interesse zwischen Sorge für Examen und Vergnügen teilten. In der Studentenschaft spielten die „Welschen" bei keiner Gelegenheit eine Rolle, trotz allem Gelärme.

In der Klinik waren sie alle eifrig und fleißig, die einen wie die andern, sie hörten mich gern, ich riß sie mit und regte sie an. Die Minderbegabten hatten es wohl schon damals bei mir schwerer, als sie gewohnt waren, denn immer habe ich vorausgesetzt, daß die Zuhörer das in der Klinik Gesehene und Gehörte daheim in irgendeiner Form rekapitulierten, daß sie etwas nacharbeiteten. Am Ende des ersten Semesters kam sogar einmal Breisky, der Dekan war, zu mir, um mich halbamtlich darauf aufmerksam zu machen, daß ich doch vielleicht für einen Teil meiner Zuhörer zuviel voraussetze usw. Ich konnte ihm bereits sagen, das könnten nur die Unbegabten und Unfleißigen

sein, daß mich meine Zuhörerschaft nicht nur eifrig, sondern auch gern höre und gern habe, das sei zu meiner größten Befriedigung bereits sicher. Er möge es nur gehen lassen, auch die andern würden sich schon an mich gewöhnen.

Und sie haben sich in der kurzen Zeit, daß ich dort lehrte, an mich gewöhnt und mir lange ein gutes Andenken bewahrt, so wie ich ihnen. Es waren wackre Burschen, voraus, um es noch einmal zu sagen, die Deutschschweizer. Ich denke gern an sie und meine Klinik dort zurück, und ihnen zu Ehren mag eine klinische Szene erzählt sein: Ich hatte in der Klinik einen frisch eingebrachten Fall von schwerer Kohlenoxyd- (Ofendunst-) Vergiftung vorgestellt. Es waren damals die bei dieser Krankheit wirklich erfolgreichen Transfusionen von Menschenblut empfohlen, und ich wollte hier eine solche ausführen. Wer sollte das Blut hergeben? Die Assistenten boten sich gern an, das schlug ich aus und ließ einen Dienstmann holen, einen jungen, kräftigen, gesunden Menschen. Dem setzte ich die Sache auseinander. Ob er sich einen Aderlaß wolle machen lassen? Ob ich, dies war seine Gegenfrage, für jeden Schaden aufkäme? Das mußte ich ablehnen. Ich wußte ja, daß ich, wenn er wirklich Schaden nähme, dafür würde aufzukommen haben, aber ihm mußte ich auseinandersetzen, wie gering die Gefahr sei, und ihm sagen, für jeden Schaden einstehen könne ich deshalb nicht, weil er selbst durch unverständiges Verhalten und mangelhafte Besorgung der kleinen Wunde alles verderben könne. Er solle seinen Preis machen und bis zur völligen Verheilung der kleinen Wunde täglich zum Verband nach der Klinik kommen. Als der Mann das ablehnt, wirft einer der Zuhörer, es war der Sohn des damals amtierenden Bundespräsidenten, Schenk, den jedermann in Bern kannte, seinen Rock ab, streift den Hemdärmel zurück zum Aderlaß: „Ach was, Herr Professor, warum wollt Ihr denn nicht das Blut von einem von uns — ich geb's gleich gern." Nun wurde mein Dienstmann eifersüchtig: „Ja, wisset Ihr, wenn es der Herr

Schenk will mache lasse, dann kann ich es auch erdulde." So gab er einen halben Liter Blut, machte seinen Preis, ganze 10 Franken, und in zwei Tagen war die kleine Wunde völlig geheilt. Ob viele mein Verfahren billigen? Ich würde es heut geradeso machen. Es scheint mir ein Autoritätsmißbrauch, in solchem Falle das Opfer von Studenten, Assistenzärzten, Wärtern anzunehmen, ich halte es für richtiger, solche Dinge möglichst geschäftlich zu behandeln, wobei man dann freilich die ganze Verantwortung selbst zu tragen hat.

Außer der Klinik las ich eine Vorlesung aus der speziellen Pathologie und Therapie, die auch hier wieder keine bedeutende Leistung wurde. Hingegen fand ich viel Anklang mit meinem klinischen Seminar, das ich wohl als erster unter den deutschen Klinikern bereits im Winter 1871/72 in Bern abgehalten habe; ich widmete ihm wöchentlich einen Abend und fand reichliche Beteiligung. Die Studenten sollten sich über Fälle, die sie in der Klinik als Praktikanten gehabt hatten, in schriftlichen Auslassungen verbreiten, und zwar unter Benutzung der Literatur. Die Absicht war, sie daran zu gewöhnen, daß sie über ihre Fälle nachdächten, und — vor allem — daß sie nachlesen lernten. Ich habe nicht den Eindruck gewonnen, daß dieser Zweck außer bei wenigen besonders Begabten erreicht wurde. Es schien mir vielmehr die Sache darauf hinauszukommen, daß sie lernten, sich nach dem, was sie aus den Vorlesungen her wußten, über medizinische Dinge auszudrücken, und dies leider in mehr schwunghafter wie gründlich durchdachter Weise, wie das ja bei Anfängern selbstverständlich ist, wenn keine Bücher benutzt werden. Das war nicht das, was ich wollte, und so habe ich dies klinische Seminar bald ohne rechte Befriedigung geführt und habe es nach etwa sechs Jahren in Königsberg aufgegeben.

Das Leben in der Professorenschaft war von dem in Dorpat völlig verschieden. Es fehlte jeder Zusammenhang zwischen

den Fakultäten. Ein Generalkonzil, auch einen Senat, der wenigstens Glieder der verschiedenen Fakultäten zusammengeführt hätte, gab es nicht, das „Kollegienhaus" war damals noch so ungenügend, daß es möglichst wenig benutzt wurde. Wir Mediziner kamen außer zu den Fakultätssitzungen das ganze Jahr kaum dorthin. Die Professoren der verschiedenen Fakultäten verkehrten kaum, man machte nicht einmal beim Eintritt Besuche außerhalb der Fakultät. In der Fakultät saßen ebenso wie in Dorpat auch die Extraordinarien und angeblich gleichberechtigt. Während sie aber in Dorpat Vertreter gleichberechtigter Lehrfächer waren, waren es in Bern fast alle Berner Eingeborene oder Eingesessene, die es nicht weiter gebracht hatten und mit kleinen Lehraufträgen versorgt waren. Zu ihrer Ehre sei es gesagt, daß sie sich äußerst diskret verhielten, sie machten sich beim Beraten so wenig lästig wie beim Abstimmen. Vielleicht war dies die Folge der Einsicht, daß die Regierung keinen Wert auf sie legte, sie hielt sich ganz an uns Ordinarien. Dies waren: Physiologie der alte Valentin, Chirurgie Lücke, Gynäkologie und Geburtshilfe Breisky ein Österreicher, innere Medizin meine Wenigkeit, Ophthalmologie Dor ein Waadtländer, pathologische Anatomie und allgemeine Pathologie Klebs. Das wichtigste Fakultätsmitglied war der Anatom Aeby, ein Basler, er hatte im Verein mit dem Regierungsrat für das Unterrichtswesen, dem trefflichen Kummer, und im offenen Kampfe gegen den Partikularismus des alteingesessenen Bernertums die neue medizinische Fakultät geschaffen. Aeby, ein kluger, energischer Mann voll Begeisterung für seine Aufgabe, als welche er sich die Entwicklung der Berner Hochschule und vor allem ihrer medizinischen Fakultät gestellt hatte. Das brachte ihn in unablässigen Kampf mit den zahlreichen und zum Teil recht einflußreichen Vertretern des „Bern den Bernern", der mit einer mir bis dahin noch nicht vorgekommenen Leidenschaftlichkeit und in nicht immer höflichen

Formen geführt wurde. Die Szenen, die sich da ereigneten, spielten sich nur unter den Schweizern ab, aber am liebsten am Schlusse gemeinsamer Festmähler. Aeby fand ich dabei wohl entrüstet, erbittert und sehr scharf, aber nie derb oder gar haltlos. Dies — seine Feinheit — machte ihn jenen groben Patronen noch mehr verhaßt. Er hatte viele Feinde und war gefürchtet, und das mit Recht, denn es fehlte ihm, wie vielen Schweizern, nicht die intrigante Ader, er war, wenn er wollte, ein geschickter Intrigant, doch immer sachlich. Sein Eintreten für die Ausländer, von solchen kamen nur die Deutschen in Betracht, war rein sachlich bedingt, von Deutschtumsvelleitäten war seine Seele durchaus frei. In dieser Beziehung war er, der aus Basel stammte, längst zum richtigen Berner geworden, doch machte es ihm ersichtlich Freude, dem Berner Krähwinkeltum seine Mißachtung zu zeigen, und dieses rächte sich dafür, wie es konnte.

Aeby stand auch im Mittelpunkte unseres Verkehrs. Er bewohnte eine freundliche Villa im „Rappenthal", so hieß der östliche (jenseitige) Abhang des oberen, östlichen Schenkels der Berner Aareschlinge, gerade unter dem „Schänzli", mit wundervollem Blick auf das gegenübergelegene alte Bern und darüber fort auf die Alpen. Frau Aeby ließ es in keiner Weise an sich fehlen: Eine natürliche amüsante Frau, und eine tüchtige Hausfrau, was Aeby, der eine starke Ader für Gastfreundschaft und keine für Sparsamkeit hatte, sehr gut brauchen konnte; es war das Haus, in dem ich am liebsten verkehrte. In allen ernsten Fragen stets in Übereinstimmung mit dem Hausherrn, in vielen Scherzen und Necken mit der munteren Frau und dem verwöhnten Prinzeßchen, dem Töchterlein. Es war ein herzerfreuendes Kleeblatt, diese mit ihrem vierbeinigen Liebling: die „Frau Professor", das „Dorli" und der kleine Bologneserpudel „Blänkeli".

Ein sehr anziehendes und gesuchtes Haus war das von Lücke. Lücke, wohlhabend, selbstbewußt, lebensfroh und Lebemann,

witzig und von nicht gewöhnlicher, dichterischer Begabung. In Berlin war er mit Kühne eine der führenden Persönlichkeiten im „Räsonnör" gewesen; durch seine wissenschaftlichen Leistungen und glänzenden klinischen Vortrag stand er jetzt unbestritten in erster Reihe unter den deutschen Chirurgen. Seine Frau stammte aus einer alten deutschen Musikerfamilie (Methfessel), war aber in Bern geboren; eine schöne und sehr verbindliche Frau. Schon damals zierten Lückes Haus liebliche Kinder. Frische muntere Knaben und zierliche Mädchen. Alle schienen hochbegabt. Wir Deutschen sahen mit Stolz auf das Haus Lücke.

Zwischen Klebs und mir entwickelte sich ein recht intimes Verhältnis. Auch er hatte eine Tochter des Landes heimgeführt; als „Rose des Emmenthals" war sie wegen ihrer Schönheit gefeiert worden. Ihr fehlte leider die Heiterkeit und Elastizität, um an der Seite eines so heftigen, impulsiven Mannes die rechte Stelle zu finden.

Klebs war ein hochbegabter Morpholog, unter den „pathologischen Anatomen" (oder Pathologen, wie sie sich bald lieber nannten) jener Generation und morphologischer Observanz stand er mit Recklinghausen durchaus an erster Stelle. Die ersten Bände seiner leider nie vollendeten „pathologischen Anatomie" sind das beste, was damals seit Rokitanski auf diesem Gebiet geschrieben war. Es war sehr zu bedauern, daß er der Morphologie abwendig wurde und sich der Bakteriologie zuwandte, denn für experimentelle Arbeit und insonderheit für experimentelle Bakteriologie fehlte ihm nicht nur die Schulung, sondern auch die Begabung. Solange es sich um das bloße Auge handelte, war er der ruhige Forscher, unter dem Mikroskop aber wurde schon seine Intuition den Bakterien gegenüber von seiner Phantasie beherrscht, und dem Experiment stand er wenig kritisch gegenüber. Immerhin ist er derjenige, der durch ein Jahrzehnt im Kampfe für die bakterielle Natur der Infektionskrankheiten die Fahne getragen hat. Durch Einführung der festen Nährböden für Bakterienkulturen hat

er sich ein großes Verdienst erworben, aber Entdeckungen von bleibendem Werte hat er hier nicht gemacht. Mit wirklichem Schmerze habe ich es miterlebt, wie er mehr und mehr sich selbst verlor und wie seine Laufbahn nach glänzendem Anfang mehr und mehr in die Irre ging. Klebs war eine warmherzige und anziehende Persönlichkeit, seine sich gelegentlich bis zur Haltlosigkeit steigernde Heftigkeit brachte es aber leider mit sich, daß der Weg zur Freundschaft mit ihm durch das Purgatorium stürmischer Zusammenstöße ging. Doch kam es bald und gar nicht schwer dazu, daß er den, der ihm bestimmt entgegentrat, achtete. Wir sind uns freundschaftlich recht nahegetreten; ein leider früh verstorbener Sohn wurde mein Patenkind, und es gehört zu meinen traurigen Erinnerungen, wie das unstete Wesen dieses bedeutend und gut angelegten Freundes auch das freundschaftliche Band zwischen uns mehr und mehr lockerte.

Schließlich Breisky und seine Frau. Breisky, ein sehr tüchtiger Kliniker, solide in jeder Beziehung, ein zuverlässiger, angenehmer Kollege. Seine Frau, mit wunderbarem Prager Dialekt, gänzlich in der Erziehung und Pflege ihres einzigen Sprößlings, eins pausbäckigen Buben von 8 Jahren aufgehend.

Dies war die Fakultät, dazu kam noch der „Herr Trachsler", „Bundessekretär", d. h. Bureauvorstand irgendeiner Abteilung des Bundespräsidiums, als Anhängsel der Familie Aeby, ein für allerhand Bedürfnisse sehr brauchbares anspruchsloses Fakultätsfaktotum.

Der Verkehr unter uns war so munter und fröhlich, wie unser Alter, das schöne Land, der gute Wein und nicht am wenigsten unsere gehobene Stimmung dies mit sich brachte. Eine Gesellschaft so jugendlicher, von der vollen Begeisterung für ihren Beruf und dem frohen Bewußtsein vom Werte der durch eigene Kraft erworbenen Stellung getragener Männer müßte ganz von Gott verlassen sein, wenn es bei ihr an der „Stimmung" mangeln sollte. Dazu jene Zeit, die über alles,

was sich deutsch fühlte, ein Gefühl von Befriedigung, von Glück verbreitete, wie es in Jahrhunderten einer Nation nur einmal geschenkt wird. Wir waren genug Deutsche beieinander, um uns nicht einsam zu fühlen. Die Berner fühlten freilich nicht wie wir, und wir waren klug genug, nicht von ihnen zu verlangen, daß sie in unseren Jubel einstimmten, es mußte uns genug sein und war uns genug, daß sie neidlos das neue Deutschland und unsere Gefühle achteten. Und das taten sie. Nirgends hat man uns unser Nationalgefühl gekränkt. Die Regierung kam uns mit vollkommenem Vertrauen und größter Achtung entgegen, und auch im Inselspital haben wir von den Scherereien, mit denen die Vorstände solcher Stiftungen den dort untergebrachten Kliniken gern das Leben schwer machen, nie zu leiden gehabt.

„Die Insel ein Spital", wie über der Eingangspforte geschrieben stand, das Inselspital, stand damals noch an der alten Stelle in der Inselstraße auf einer Terrasse mit steilem Abfall nach der Aare, nur durch das noch zu besprechende „Kasino" von der Bundesterrasse mit dem jüngst erbauten prächtigen Bundespalast getrennt. Ein altes, aber ausreichend helles und luftiges Gebäude, aus dem schönen grünen Sandstein gebaut, aus dem damals ganz Bern bestand. Innere Medizin und Chirurgie mit je einer klinischen und einer nichtklinischen Abteilung teilten sich in das Gebäude, ohne Abgrenzung nach Stockwerken. Wenn auch Nebenräume: Auditorium, Laboratorium, Isolierzimmer, Tages- und Baderäume, fehlten oder wie die Klosetts unzweckmäßig waren, so war das doch damals noch fast überall so, und die Krankensäle waren geräumig und hell. Die Schwestern waren teils gemietete Wärterinnen, teils Diakonissen aus Basel. Alle gut.

Das Krankenmaterial war sehr gut. Die „Insel" ist Kantonsspital, die Kranken aus der Stadt, wenigstens die Bern-Burger (sic: u, nicht ü) gingen in ihr Burgerspital, das

der Universität verschlossen war, zu uns kamen die Nichtbürger aus der Stadt und Kranke aus dem Kanton. Was nicht eilig war, mußte den „Schausaal" passieren. Der fand zweimal wöchentlich statt. Die Chefs der Abteilungen sollten anwesend sein und ich fehlte selten. Es wurden da die eingegangenen Kranken gemeinsam untersucht, und die Kliniker nahmen sich, was sie wünschten. Eine mir recht sympathische Einrichtung. Die Abteilungsvorstände traten miteinander in Berührung und lernten sich kennen.

Das Inselspital war eine Stiftung unter ziemlich selbständiger Verwaltung. Der Direktor ein würdiger alter „Herr Oberst Scherz", durchaus gutwillig und leicht zu behandeln. Als er einmal, ich weiß nicht mehr in welcher Angelegenheit, sich der besseren Einsicht verschloß, war er bald auf den rechten Weg gebracht: „So werde ich vor den Studenten sagen müssen, daß das Nötige nicht geschehen könne, weil der Herr Direktor mir die erforderliche Einrichtung nicht bewilligt." Dies genügte, denn der Student war keine „quantité négligeable".

Vorstand der nichtklinischen innern Abteilung des Spitals war Dr. Schnyder, einer der sympathischesten Männer, denen ich begegnet bin. Es dauerte einige Zeit, bis ich ihm näher kam; das lag an der Frau Doktor. Die Schweizer Frauen fand ich ganz allgemein viel mißtrauischer und zurückhaltender wie die Männer, und leider Frau Schnyder ganz besonders. Eine einfache, aber gebührend selbstbewußte würdige alte Dame mit Rüschenhaube und breiten Bändern daran und — in der Häuslichkeit — mit einer großen Schürze. Sie stammte aus „Neuenburg" (Neufchatel) und hatte den Putsch des dortigen Adels und den drohenden Konflikt mit Preußen miterlebt. So begegnete sie dem „Prussien" mit erheblichem Mißtrauen, das sie erst allmählich aufgab, als sie erkennen mußte, wie sehr ich ihren Gemahl schätzte. Das war ein merkwürdiger alter Herr, und ich darf etwas mehr von ihm erzählen, es gab damals manche solcher Männer dort in der Schweiz. Ein freundlicher alter Arzt, mittelgroß, hager, mit klaren klugen

Augen hinter den Brillengläsern. Einfach, anspruchslos, nahm er sich seiner Abteilung ernst an, respektierte unser, der jüngeren Kliniker, größeres Wissen und ließ sich jede Anregung und Belehrung gern gedeihen; niemand sah dem einfachen alten Herrn an, welch reiches Leben hinter ihm lag. Er war als junger Arzt in einen üblen Teil des Kantons Bern geraten. Dort, unterhalb der Stadt Bern, macht die Aare, ehe sie sich über Solothurn, Olten, Aarburg dem Rhein zuwendet, einen weiten Bogen nach Westen, so daß sie nahe an den Bieler See tritt. Unterhalb des Sees durchströmt sie dann ein flaches, wenig abhängiges Gebiet, das alljährlich den bösesten Überschwemmungen ausgesetzt und dadurch allmählich in großem Umfang versandet und versumpft war. Man hatte sich dort lange mit der „Aarekorrektion" abgequält und sie schließlich als undurchführbar aufgegeben. Schnyder nahm sie wieder auf und in Jahrzehnte dauernder eifriger Agitation und Arbeit wußte er sie durchzusetzen. Nach seinem Plane sollte die Aare durch den Bieler See geleitet werden, so daß dieser als Staubecken die Hochflut der Aare abfangen und unschädlich machen konnte.

Damals hatte Schnyder, der ein leidenschaftlicher Raucher gewesen war, sich verschworen, keine Zigarre anzurühren, „ehe nicht die Aare in den Bieler See flösse". Als ich ihn dann in Bern kennen lernte, arbeitete man noch an dem Werk und Schnyder war „Nichtraucher". Nachdem ich Bern verlassen, dauerte es noch lange, bis ich in der Zeitung las, daß man die Aarekorrektion vollendet habe, und daß nun die Aare durch den Bieler See flösse. Ich sandte ein Kistchen schöner Zigarren. Sie kamen zu spät, aber ich durfte mich trösten, als mir der alte Herr in einem herzlichen Brief berichtete, wie schön der Augenblick gewesen sei, da er von seinem Ehrenplatz, umjubelt von seinen Freunden und dem dankbaren Volk, das Einbrechen des brausenden Stromes in den ruhigen See habe schauen dürfen. Als man ihm aber die wohlverdiente auserlesene Havanna dargebracht habe, „da", so schrieb er,

„hatte ich nach dreißigjähriger Abstinenz gar keine Freude mehr daran. Ich lerne das Rauchen nicht wieder."

Der Chef der Unterrichtsabteilung in der Kantonsregierung war Regierungsrat Kummer, ursprünglich evangelischer Pfarrer; auch dieser ein seltener Mann. Er hatte die Universität direkt unter sich, und die medizinische Fakultät war sein Lieblingskind und sein Stolz. Ein Mann von bestem Willen und klarem Verstande, begeistert für Wissenschaft, vor allem Naturwissenschaft, und ohne kleinliche Vorurteile. Ein so warmer Patriot er war, bei den Berufungen waren ihm die Ausländer, von diesen kamen nur Deutsche in Frage, gerade so recht wie die Schweizer und die Berner, und wie er sich bald überzeugt hatte, daß auch wir es ehrlich sachlich meinten, war er vom weitgehendsten Vertrauen zu uns. Meinen Wünschen auf Einrichtung eines Laboratoriums für die Klinik kam er auf das bereitwilligste entgegen. Klebs trat mir ein Zimmer in seinem geräumigen Institute ab, wo ich mich einrichten konnte, und, was die Hauptsache war, als Laboratoriumsassistent bewilligte Kummer mir Nencki. Die Anstellung Nenckis erfolgte zunächst als Dozent mit Lehrauftrag für pathologische Chemie.

Kummer war ein ehrlicher Demokrat, doch nicht radikal, und als noch kurz vor meinem Abgang von Bern eine radikalere Strömung die Oberhand gewann, mußte er das Feld räumen. An seine Stelle trat Bodenheimer, der später lange Zeit im Elsaß das zweisprachige Journal d'Alsace-Lorraine redigierte. Kummer wurde Vorstand des eidgenössischen statistischen Bureaus und hat diese Stellung zur allgemeinen Anerkennung ausgefüllt. Als dann die Schweizer als die ersten Nachfolger Deutschlands zur staatlichen Invaliditäts- und Unfallversicherung übergingen, wurde Kummer berufen, dieses schwierige Unternehmen in Gang zu bringen. Er hat diese Aufgabe glücklich erfüllt, obgleich er bereits nahe an 70 Jahre war, und als er dann, fast 80 Jahre alt, endlich sich vom Staatsdienst zurückzog, schrieb er

den Lebenslauf seines Freundes Schenck, des weiland Bundespräsidenten. Dabei war er kränklich. Schon 1872 habe ich ihn an nicht unbedenklicher (tuberkulöser) Lungenerkrankung behandelt.

In schweizerischen Familien verkehrte ich außer bei Aeby, Schnyder, Kummer noch bei dem Regierungsrat der innern Abteilung der Kantonsregierung Kilian und dem Präsidenten der Gotthardbahndirektion Weber. Überall fand ich freundliche Aufnahme und gescheite, unterrichtete Männer. Die Verkehrssprache in diesen Kreisen war Hochdeutsch, doch fielen die Frauen leicht ins „Schwyzerdütsch"; dann mußte ich jedesmal erklären, daß ich kein Sterbenswort von der interessanten Unterhaltung verstände, worauf sie es ließen. Auch sonst gaben sich all diese Männer als „deutsch", wenn auch nicht als „Deutsche". Es ist etwas sehr Merkwürdiges, wie diese Deutschschweizer das schweizerische Staats- und Volksbewußtsein mit dem Bewußtsein und Gefühl der deutschen Stammeszugehörigkeit zu vereinen wissen. Ihre Kultur, ihre Bildung, ihre Lebensanschauung, ihre Sprache ist die deutsche, das wissen sie und daran halten sie mit Stolz fest, so fremd sie sich staatlich dem Deutschen Reiche fühlen. Im politischen Verkehr und Treiben besteht keinerlei Gegensatz zwischen den „welschen" und den deutschen Kantonen, wenigstens nicht seitens der Deutschschweizer, im Gegenteil, wie es dem Stärkeren geziemt, sehen sie den Welschen es nach, wenn diese ihre Stammeseigentümlichkeiten stärker geltend machen, als nötig wäre. Aber sie halten an ihrer deutschen Stammeszugehörigkeit fest, vor allem in der Sprache. Während in Tirol die Sprachgrenze zwischen Welsch und Deutsch sich fortdauernd zuungunsten der Deutschen verschiebt, bleibt sie in der Schweiz seit Jahrhunderten fast ungeändert, wenn nicht sogar hier und da das deutsche Sprachgebiet vorschreitet, natürlich von größeren Städten abgesehen. Der Verkehr mit jenen Schweizern gehört zu meinen erfreulichen Lebenserinnerungen: Ein unerschütterlicher Optimismus

im Glauben an die Vernunft und den guten Willen ihres Volkes und eine unentwegte Hingabe an sein Wohl.

Das ärztliche Vereinsleben war, wie das in der Schweiz selbstverständlich ist, ausreichend entwickelt. Es gab einen Verein der Stadtberner Ärzte, der aber geselligen Zwecken diente, und an dem wir ausländischen Professoren nicht beteiligt waren. Dann gab es einen Mittelbernischen Bezirksverein, der etwa allmonatlich in Bern zusammentrat, und den sogenannten Oltener Ärztlichen Verein, der fast die gesamte Schweiz umfaßte und zweimal jährlich in Olten tagte. An diesen beiden letzten habe ich mich nach meinen Kräften beteiligt, auch mit Vorträgen, doch ohne rechtes Interesse und deshalb auch ohne rechten Erfolg. Ich steckte noch sehr im Experimentellen, und es war von vornherein viel von diesen praktischen Ärzten verlangt, wenn ich ihnen mit Versuchen an Hunden über die „Periode des latenten Fiebers" und ähnlichem kam. Auch schien es mir damals überflüssig, den Zuhörern meine Entdeckungen durch Geltendmachung praktischer Gesichtspunkte und geeignete formale Behandlung anziehend zu machen. Ich freute mich der neuen Tatsachen, die ich bringen konnte, verlangte von den Zuhörern, daß sie sich mitfreuten, und war doch etwas entrüstet, wenn sie das nur in beschränktem Maße taten. Meinem Ansehen tat das keinen Eintrag, ich war der beliebte und geachtete Kliniker, und als Forscher ließ man mich auch nach diesen meinen Leistungen gelten. Man verstand mich aber wohl ganz richtig, wenn man darin einen Hinweis darauf fand, daß ich für ärztliche Praxis kein großes Interesse hätte. Schon deshalb habe ich also keine große ärztliche Praxis gehabt. Die braucht auch, wie ich schon einmal sagte, zur Entwicklung längere Zeit.

Doch hatte ich genug Reisekonsultationen, immerdas erste, was dem Kliniker zufällt, und die Reisen durch das schöne Land haben mir viel Freude gemacht. Die Honorare waren, an heutigen Ansprüchen gemessen, nicht gerade hoch, eine Fahrt nach Burgsdorf, die einen Nachmittag

kostete, zu einem der Reichsten dort trug 50 Franken, und es waren keineswegs nur die Reichen, die nach dem Berner Professor verlangtem: Einmal war es sein Knecht, zu dem mich ein wohlhabender Bauer in der Gegend von Thun zur Konsultation kommen ließ. Eine Freude aber war es mir, als einmal einer der Kollegen aus Solothurn mich bat, gratis dorthin zu kommen: Der Fall interessiere ihn, vor allem aber, er mache ihm schwere ärztliche Sorgen, und er, der Kollege, fühle deshalb das dringende Verlangen nach meinem Rate. Freilich, es sei ein „Angestellter", der von seinem Verdienst eben nur lebe, und ein Honorar, das man mir bieten dürfe, könne man mir überhaupt nicht zahlen.

Noch von einer andern Seite trat mir in Bern die Gelegenheit entgegen, meine individuelle Auffassung der Aufgaben des klinischen Lehrers zur Geltung zu bringen. An vornehmer Stelle wünschte man, mich zur Konsultation mit dem Hausarzte, der ein erklärter Homöopath war. Ich war nicht mehr erstaunt über diese Zumutung als diese Herrschaften über meine Ablehnung dieser Kollegialität.

Mein Freundeskreis hatte schon durch Nenckis Berufung eine schöne Bereicherung erfahren. Dazu kam noch Prof. Samuely, ein Jurist, mit dem ich in intime und dauernde Freundschaftsbeziehungen trat. Ein Österreicher, genauer ungarischer Jude. Ein gleichaltriger, warmherziger, lebensfroher, hochgebildeter Mann, dabei ein klarer, scharfer Verstand, bei seinen Kollegen als Kritiker gefürchtet. Er konnte im Scherz und Ernst, wo es angebracht war, eine Offenheit der Meinung und des Urteils zur Geltung bringen, die niederschmetternd wirkte. Samuely heiratete nach meinem Abschied von Bern, starb aber früh. Seine zwei Söhne sind zu tüchtigen Männern herangewachsen, der eine leider 1912 gestorben.

Es war ein frohes Leben, das wir dort führten. Wir arbeiteten tüchtig, hatten wir doch hier noch einen besonderen Antrieb: es

galt unsere Berner medizinische Fakultät in die Höhe zu bringen. Die Zahl unserer Studenten war immer noch geringer als die der Züricher und Baseler Schwesterfakultäten; wie stolz waren wir, daß mit jedem Semester der Abstand geringer wurde. Der Lebensgenuß kam nicht zu kurz. Wenn ich morgens auf dem Balkon unter den herrlichen alten Platanen des Hirschengrabens meinen Kaffee trank, hatte ich die alte Stadt vor mir mit ihren Türmen und Bastionen, dahinter die lachende Landschaft und darüber hinaus die ragenden Gletscher des Oberlandes. Im Spital wieder aus jedem Fenster die herrlichste Aussicht. Jeder Gang durch die Stadt ein Genuß. Die Laubenstraßen, die alten Bauten, die interessanten stattlichen Volkstypen! War der Vormittag der Arbeit geweiht, so schien eine Tasse Kaffe „in der Enge" erlaubt. Oft wurde daraus ein Spaziergang in dem herrlichen Bremmgartenwald, an den Ufern hoch über der grünen Aare, der dann wohl bis zum Abend dauerte. Jeder Sonntag und Feiertag brachte einen Ausflug mit Freunden, auch einmal allein. Erst das Gefühl des Heimischseins bringt den vollen Genuß. Ein schöner Samstagsommerabend: Schnell die Bücher in die Ecke und auf die Bahn! In $^3/_4$ Stunden ist der Zug in Thun, und bald rolle ich auf leichtem Wägelchen längs des herrlichen Sees. In Merligen gefällt es mir. Ein treffliches Wirtshaus, eine gute Nacht, und welcher Morgen! Nur wer jene herrliche Landschaft so sich aneignen konnte, hat sie genossen.

Unser Standquartier in Bern war das „Kasino", wo „Mutter Böhlen" mit Weisheit und Milde herrschte. Ein gutes altbernisches Restaurant mit einfachen Räumen und ausgezeichneter Verpflegung und Bedienung durch zwei muntere „Saaltöchter". Das wirklich opulente und sehr schmackhafte Mittagsessen kostete 1,80 oder 2,20 Franken — ich entsinne mich nicht mehr genau — mit Wein. Es bestand ein festes Verhältnis zwischen der medizinischen Fakultät und dem Kasino. Dies lag auf der Bundesterrasse zwischen Bundespalast und dem

Inselspital, mit dem gleichen wunderbaren Ausblick über das Berner Land bis zum Oberland. Außer uns Medizinern verkehrten dort nur eingesessene Schweizer, besonders viel Waadtländer und Genfer, außerdem als regelmäßiger Mittagsgast der „Chancelier" der französischen Gesandtschaft. Der Ton war ein tadellos anständiger und höflicher, und in Fragen nationaler Empfindlichkeit begegnete man uns ausnahmslos mit größter Rücksicht.

Nur jenem „Chancelier" gelang es nicht immer, seinen überquellenden Patriotismus zurückzuhalten, und das gab zu einer eindrucksvollen Szene Veranlassung. Eines Tages, als das Mittagsessen schon begonnen, erscheint er mit der Gazette d'Alsace-Lorraine in der Hand, um uns das bekannte unangenehme Vorkommnis bei der Eröffnung der Straßburger Universität daraus vorzutragen. Durch ein nur durch den aufgeregten Zustand einiger Festgäste erklärliches Mißverständnis war Herr von Auffeß, der bekannte Begründer des Germanischen Museums, der als geladener Gast dem Festakt beiwohnte, der Gegenstand nicht unbedenklicher Insulte geworden, die übrigens dem alten, würdigen Herrn keinen bleibenden Schaden brachten. Die Sache war sehr häßlich, und für uns Deutsche fing dieses Auftreten des Herrn „Chancelier de l'ambassade française", in dieser immerhin nach Nationalitäten gemischten Gesellschaft gerade an peinlich zu werden. Als der Herr aber mit den vernichtenden Worten schloß: „Voilà ces héros allemands, ils tuent les vieillards sur l'autel de leur patriotisme!", da nahm die Angelegenheit ein uns vollkommen befriedigendes Ende, nämlich mit einem schallenden Gelächter, das dem albernen Poseur lohnte und an dem sich nicht nur die Gäste aller Nationen, sondern sogar Frau Böhlen, Lisli und Luis', die alle der feierliche interessante Vortrag herangelockt hatte, auf das nachdrücklichste beteiligten. „Franzosen darf man in solchen Dingen nie ernst nehmen", rief mir begütigend der Nachbar des Herrn Chancelier (ein waadtländischer Major) laut über die ganze Tafel zu.

Waren wir schon im Semester recht flügge, so lockten uns die Berge in den Ferien noch stärker. Von besonderem Reiz waren die Pfingstausflüge und die im Herbste, wenn der Schwarm der Reisenden noch oder schon fern war und man im alleinigen Besitze all dieser Herrlichkeiten schwelgen konnte — für den Winter waren die Berge noch vollkommen verschlossen.

Zu Pfingsten trafen auch wohl schon Fremde aus Deutschland ein, unter ihnen 1872 Schmiedeberg, der mittlerweile nach Straßburg berufen war. Auf einem Ausfluge nach Grindelwald kam zwischen uns die Gründung einer Zeitschrift für experimentelle Pathologie und Pharmakologie zur Sprache. Nach Bern zurückgekehrt, setzte ich mich mit Klebs in Verbindung, und noch im Herbst des gleichen Jahres konnte das erste Heft des Archivs für experimentelle Pathologie usw. erscheinen. Sie ist lange Zeit der einzige Vertreter dieser beiden Disziplinen in Deutschland gewesen und blüht noch heute, nachdem mittlerweile Ziegler und auch Kraus und andere, selbständige Organe für die experimentelle Pathologie geschaffen haben.

Man hat oft Traube als den Begründer der experimentellen Pathologie bezeichnet. Nichts ist weniger berechtigt. Pathologische Fragen sind experimentell behandelt worden, solange man überhaupt das Experiment an Tieren geübt hat. Auch Virchow hat vor Traube gelegentlich seiner Embolieарbeit an Tieren experimentiert. Traube hat wenig experimentell gearbeitet. Er hatte offenbar keine Neigung hierzu, sonst hätte er sich z. B. nicht entgehen lassen, die Herzhypertrophie bei Nierenkrankheiten, mit der er sich soviel beschäftigt hat, experimentell zu behandeln.

Man mag bei jenem Ausspruch an Traubes Versuche an Tieren über Digitaliswirkung denken, dann wäre er der Begründer der experimentellen Pharmakologie. Will man aber die Begründung einer solchen Spezialdisziplin in dem ersten bewußten und erfolgreichen Schritte sehen, sie selbständig zu machen, so ist die Gründung unseres Archivs dieser

erste Schritt. Mir aber lag nichts ferner, wie damit einer neuen Disziplin ihre Existenzberechtigung erkämpfen zu wollen. Ich hätte meiner neuzubegründenden Zeitschrift lieber einen anderen Namen gegeben, etwa „Zeitschrift" oder, da diese Bezeichnung damals sehr beliebt war, „Archiv für experimentelle Arbeiten der deutschen Kliniken". Damit wäre dem, was ich wollte, viel besser Ausdruck gegeben gewesen, nämlich experimentelle Arbeit zur Entscheidung pathologischer Fragen auf den Kliniken einzubürgern und der Klinik die Aufgabe zu wahren, diese Fragen in selbsteigner Arbeit zu entscheiden. Die experimentelle Arbeit drängt sich dem Kliniker geradezu auf, der Krankensaal ist die fruchtbarste Quelle für Themen der normalen und pathologischen Physiologie. Gescheite Physiologen wissen sehr wohl, welche Anregung sie beim Kliniker finden können. Ich bin seinerzeit bei Carl Ludwig in Leipzig gelegentlich ein- und ausgegangen und konnte mich dem Eindruck nicht verschließen, daß Ludwig mir eine über meine Ansprüche hinausgehende achtungsvolle Behandlung zuteil werden ließ, so daß ich ihn eines Tages fragte, welchem Umstande ich dies verdanke. Da hörte ich es denn zum ersten Male: „Es ist auch für uns Physiologen ein großer Unterschied zwischen Klinikern und Klinikern. Solche wie Sie sind für uns Physiologen wertvoll, sie regen an, sie vermitteln uns oft sehr brauchbare Themata."

Die Bearbeitung der pathologischen Fragen, welche sich am Krankenbette aufdrängen, kann der Kliniker keinem andern überlassen. Wenn er auch die Hilfe der Physiologen, Pharmakologen, „Pathologen" und Bakteriologen nicht entbehren kann, denn von ihnen entlehnt er Arbeitsmethoden, so muß er doch, wie Frerichs sagte, Herr im eigenen Hause sein. Jene alle machen sich von den praktischen Bedürfnissen des Krankensaals unabhängig, das ist ihr Recht und ihre Stärke, und längst ist der Kliniker der einzige, der die Krankheiten nicht nur vom Hörensagen kennt, denn hierzu gehören Kranke. Der

Kranke ist es, der ihn, auch in seinen Studien, an der Krankheit festhält, ihn lehrt, ob er nicht mit seiner Forschung ab- und in die Irre treibt. Es gibt nur ganz wenige Krankheiten, deren Studium von der Klinik losgelöst werden kann, das sind die Infektionskrankheiten als Mikrobeninfekte. Aber auch hier geht das nicht weit, meist ist der Kranke, als der einzige wirkliche Krankheitsträger, bald wieder unentbehrlich, und damit tritt dann die Klinik wieder in ihr souveränes Recht. Auch unter den andern Krankheiten sind viele, für deren Erforschung experimentelle Arbeit nicht entbehrt werden kann. Ihre Erforschung aber gedeiht überhaupt nur in der Hand des Klinikers. Was war aus der Diabetesforschung geworden, solange sich Physiologen wie Külz die Führung anmaßten?

Die Verbindung mit der Pharmakologie wäre wohl nicht zustande gekommen ohne die Freundschaft zwischen Schmiedeberg und mir, die alte Gemeinschaft zwischen Doktor und Apotheker war es nicht, die sich in ihr geltend machte, denn unsere modernen Pharmakologen wollen beileibe keine Apotheker sein und sind es auch nicht, sie sind Physiologen, von dem Flügel, der nach der Pathologie hin steht, sonst hätte unser Zusammenarbeiten nicht die reichen Früchte getragen. Ich brauchte eine Unterstützung von anderer Seite, bei den Klinikern, den gleichaltrigen wie den älteren, fand ich sie zunächst nicht. Erst die folgende Generation der F. Müller, Minkowski, Krehl, Dietr. Gerhardt, Weintraud, Umber, Kraus, His usw. hat die experimentelle Arbeit unter die klinischen Arbeitsmethoden aufgenommen und unsere Bemühungen um deren Einbürgerung anerkannt. Zu meiner Zeit hat man sich noch vielfach vor dem Worte „experimentell" gefürchtet, als ob von dem „Experimentieren an Kranken" die Rede sei. Ich selbst bin ein schlagender Beleg dafür, daß das Wort „experimentelle Pathologie" nicht so gemeint ist. Ich glaube, daß es keinen Kliniker gegeben hat, der dem Experimentieren an Kranken mit allerhand gewagten Mitteln und Encheiresen

entschiedener entgegengetreten ist wie ich, und keine Klinik, wo solches weniger statthatte wie auf der meinigen.

Mein Eintreten für die experimentelle Pathologie hat sich als zeitgemäß erwiesen. Die Beteiligung der Kliniker an der experimentell-pathologischen Forschung ist stetig gewachsen, längst besitzt jede Klinik, selbst jedes moderne große Krankenhaus, wenigstens bei uns in Deutschland, ein für solche Arbeit gut vorgesehenes Laboratorium. Stoffwechselkrankheiten können längst ohne solche Arbeit nicht mehr behandelt werden, und auch durch sie erhält die medizinische Praxis bereits ihr wissenschaftliches Gepräge.

Die Schaffung unseres Archivs wurde mir übrigens bald sehr nützlich, als es sich bei meiner Berufung nach Königsberg darum handelte, hier ein meinen Ansprüchen genügendes klinisches Laboratorium durchzusetzen. Es war dies das erste solche an einer medizinischen Klinik und seine Schaffung ein folgenreicher Schritt.

Aeby war ein großer Bergsteiger, auch ohne ihn aber wäre meine Lust, es mit diesem Sport zu versuchen, angesichts all der Berge wohl rege geworden. Aeby als der Erfahrene war übrigens in seinen Anregungen mir gegenüber sehr zurückhaltend, er mag mir wohl, dann leider mit Recht, nicht viel zugetraut haben, und es war Klebs, der mich fragte, ob ich mit ihm auf das Wetterhorn wolle. Es war dreist, daß ich „ja" sagte, denn ich war bisher nur auf gebahnten Straßen gewandert und hatte von Bergklettern keine Ahnung, das Wetterhorn aber war damals eine ernste Besteigung. Es war bereits der 8. September 1872, also für damalige Zeit die Saison bereits zu Ende und in Grindelwald keine Nachfrage mehr nach Führern, so daß wir die drei ersten oberländischen Bergführer Peter Michel, Peter Egger und Hans Baumann bekamen. Die Besteigung ging damals vom Grindelwaldtal oberhalb des obern Grindelwaldgletschers aus. Es ging am

ersten Nachmittag zunächst auf schmalen Rasenbändern an der Wand des Wetterhorns entlang, links die steile Wand und rechts der steile Absturz in die Tiefe. Das ging ganz schön, solange diese Bänder wenigstens noch einige Breite hatten. Als aber, an der „Enge", so nannten die Führer die häßliche Stelle, sich das Band zu einigen wenigen Felsvorsprüngen, auf denen man eben noch gut stehen konnte, reduzierte, und als ich, ohne angeseilt zu sein, beim Übertreten von einem solchen Vorsprung auf einen andern zwischen meinen Beinen senkrecht in die Tiefe sah, wurde mir doch flau. Die Nacht blieben wir in der damals noch sehr primitiven Glöcksteinhütte, und am andern Morgen ging es noch in voller Dunkelheit weiter. Die Führer schlugen leeren Flaschen den Boden ab, um den umgekehrten Flaschenhals als Windlicht zu führen. Mein besonderer Führer war der gute Egger. Ich war wirklich erschüttert, als ich einige Jahre später las, daß der treffliche Mensch gerade bei eben dieser Gelegenheit und ebenfalls bei einer Wetterhornbesteigung sich die Pulsader an der Hand (Radialarterie) mit dem scharfen Glas zerschnitten habe und in der Gletscherhütte elend verblutet sei.

Damals ging alles gut ab. Wir bekamen in einem Kamin eine der Steinlawinen, wegen deren die Wetterhornbesteigung berüchtigt war, so ein leidliches Kartätschfeuer von Steinen verschiedener Größe, das Klebs bald gefährlich geworden wäre; sonst kam nichts Besonderes vor. Doch waren meine Kräfte etwas erschöpft, so daß wir uns beim Abstieg verspäteten und erst im Dunkel jene böse Stelle, die „Enge", wieder passierten. Wie mein Egger mich dort hinübergebracht, weiß ich nicht, nur entsinne ich mich, daß er mir meine Füße mit seiner Hand dahin stellte, wo sie hingehörten, also muß doch wohl an der scheinbar senkrechten Wand für ihn noch irgendwo neben mir Platz gewesen sein.

Was mich am meisten an der ganzen Besteigung wunderte, war, daß Egger aufs bestimmteste versicherte, ich hätte meine

Sache gut gemacht, und er wäre bereit, „übermorgen" mit mir die Besteigung der Jungfrau zu unternehmen. Ich könne immer essen, und nur mit den Leuten wolle er nichts zu tun haben, die beim Steigen die Eßlust verlieren. Es sind eben nicht nur sehr geschickte und zuverlässige Männer, diese Bergführer, sondern auch höfliche Menschen.

Denn Bergklettern war nicht unter meinen Anlagen. Vielleicht hätte ich es mittels methodischer Erziehung lernen können, aber nun hatte ich es mir durch die völlig unvorbereitete, meine Leistungsfähigkeit weit übersteigende Unternehmung auf das Wetterhorn sehr verdorben. Ähnlich wie ich bei den Dragonern das Reiten verlernte, kam ich vom Wetterhorn sehr schwindlig, d. h. zum Schwindligwerden geneigt, herunter, und ich bin diese unangenehme Neigung nie wieder losgeworden. Sie wurde vielmehr allmählich stärker, so daß ich schließlich selbst auf ganz gewöhnlichen Spaziergängen in den Bergen durch sie gestört worden bin.

So arg wurde es erst mit den Jahren, und in den folgenden großen Ferien 1872 habe ich doch wieder mit meinem Freunde L. Rieß Bergwanderungen unternommen. Wir gingen von Engelberg aus über die „Grassen" nach dem Sustenenpaß. Eine ganz ungefährliche, doch nicht ganz leichte Tour, so daß wir zwei Führer brauchten. Es ging alles ganz gut, doch fiel mir beim Abstieg nach dem Sustenenpaß auf, daß die Führer sehr eilten, bis wir schließlich ein kleines Schneefeld überschreiten mußten, das, mäßig steil geneigt, einen Kamin überbrückte. Ungefähr ein Dreieck, mit zwei Seiten am Felsen anliegend, die dritte Seite gegen die freie Luft. Die Führer prüften die Schneebrücke auf ihre Haltbarkeit, und ich bemerkte, daß sie die Schneeschicht mit dem Pickel durchstechen konnten. Es ging vorsichtig hinüber; dann war alle Eile vorbei, und wir durften frühstücken. „Was war denn das?" fragte ich meinen Führer, „Sie haben dem Schnee nicht getraut?" „Ja, wissen Sie, Herr," antwortete der, „es ist heute ein warmer Tag, und

die Herren haben es ein wenig spät werden lassen; da trifft die Sonne schon warm auf den Fels; dann schmilzt wohl der Schnee am Fels zu arg ab, und dann kann das ganze Feld talab gehen, vier Männer sind schwer genug dazu, wenn sie darauf treten. Es ist mir einmal gerade hier so geschehen, da waren wir auch vier, so wie heute, und wir gingen alle vier mit hinab und blieben doch alle am Leben, nur einer hatte ein Bein gebrochen. Ich kam dort unten an," dabei zeigte er auf einen grünen Rasenfleck, etwa hundert Meter in der Tiefe. — Die Schneebrücke hatte sie im Gleiten getragen und schließlich beim Aufschlagen geschützt.

Auf dieser gleichen Reise hatten wir noch ein anderes erinnernswertes Erlebnis. Am 18. September 1872 wanderten wir, mein Freund Rieß und ich, das Kandersteigtal aufwärts nach Bad Leuk, diesmal ohne jede Begleitung. Wir hofften noch den gleichen Abend die Gemmi überschreiten zu können, als wir aber nach Schmarenbach kamen, war es zu spät geworden und wir mußten dort bleiben. Schmarenbach bestand damals nur aus einem uralten Gasthaus, das in dem öden Tal unter all den Bergstürzen und all dem Geröll wenig einladend aussah. Der Wirt, ein unheimlicher Kerl, ein „lauernder Kunde". Wir waren die einzigen Gäste und hatten die Auswahl, doch war uns die Sache ungemütlich, und wir entschlossen uns, das einzige Mal auf all unsern gemeinschaftlichen Reisen, freiwillig, lieber zusammen in einem Zimmer zu schlafen. Keine Tür verschließbar — so stellten wir Stühle, auch eine Kommode davor und schliefen dann, wie sich's gebührt. Am Morgen war unser Wirt nicht freundlicher geworden, und das ganze Haus wirkte wieder so unheimlich wie am Abend vorher.

Wir zogen weiter und kamen bald auf die Gemmi. Da war ein Ziegenbock, so groß, wie ich noch keinen gesehen, und ganz schwarz. Der ist uns lange Zeit nachgelaufen und hat immer an mir geschnuppert. Endlich fiel es uns bei, was das Ganze besagen wollte: Schmarenbach?! Das war ja das Schmarenbach, in

dem Müllners greuliche Tragödie „Der 24. Februar", so, denke ich, heißt sie, spielt: Ein spätabends in diesem einsamen Wirtshaus einkehrender Wanderer wird nächtlicherweile von dem Wirt ermordet. Wie sich dann herausstellt, der Sohn vom eigenen Vater. Ein „stilvolles Erlebnis", das unsre, so scherzten wir. Als wir aber etwa eine Woche später in der Zeitung lasen, daß tatsächlich in jenem Wirtshaus zu Schmarenbach in der zweiten Nacht nach der, die wir dort zugebracht, ein spätabends eingekehrter Tourist ermordet und beraubt sei, wurde uns doch eigen zumute, und wir stellten fest, daß wir auch das nächste Mal dort beide in gemeinsamem Zimmer schlafen wollten.

Auch der Ziegenbock klärte sich auf. Ich erzählte viele Jahre danach dieses Gemmiabenteuer mit dem schwarzen Kerl einem Engadiner Bergführer. „Ja, wisset Ihr, Herr, das kennen wir. Das sind so Zugböck, die allein gehalten werden. Und all die Ziegen, noch mehr die Böck, lieben unmäßig den Tabak. Der hat ‚geschmeckt' (gerochen), daß Sie Zigarren ‚im Sack' hatten. Wenn Sie so einem Tabak vorhalten, dann läuft er Ihnen nach wie ein Hund."

Frühjahr 1872 ging Lücke nach Straßburg, und fast gleichzeitig wurde Klebs nach Würzburg berufen. Die Studenten brachten ihnen einen schönen Fackelzug, ganz wie bei uns. Lückes Nachfolger wurde Kocher, der von Klebs Langhans. Langhans, ein freundlicher anspruchsloser Herr, reihte sich gern unter uns ein. Mit Kocher erlebten wir keine Freude; er ist mir völlig fremd geblieben. Sein enormer Fleiß und sein ausschließlich auf seine Berufsarbeit konzentriertes Interesse hat ihm große Erfolge gebracht. Doch hat er sich mir von mehreren Seiten so gezeigt, daß eine Annäherung ausgeschlossen blieb.

Viel mehr hat es mich betrübt, als die alte Freundschaft zwischen Nencki und mir einen dauernden Riß bekam.

Bei der Jugend ist es bekanntlich die Liebe, welche das meiste Unheil anrichtet. Unter 30 Jahren die Liebe, über

30 Jahre das Geld, pflegte mein verehrter Vorgesetzter Horn, der ärztliche Charitédirektor, zu sagen, und Nencki war noch nicht 30 Jahre alt.

Als Nencki Herbst 1871 nach Bern kam, war er glücklich, hier einen so schönen Wirkungskreis zu erhalten, und noch ganz der alte, wie ich ihn in Berlin gekannt hatte. Ich freute mich seiner und nahm ihn in meine Wohnung auf. So waren wir fast den ganzen Tag zusammen. Schon morgens beim Frühstück, dann im Laboratorium und abends auf den schönen Spaziergängen im Bremgarter Wald. Es waren schöne Monate. Im Verlauf des Sommers fing er an, sich ganz zu verändern. Er wurde mißlaunisch, unzufrieden, krakeelig. Plötzlich verreiste er, um nach einigen Tagen, glückstrahlend heimgekehrt, mich mit der Mitteilung zu überraschen, er habe sich mit der Gräfin Brockenburg verlobt. Das war, wie man sich erinnern wird, die Schwester meines Freundes Schultzen Marie, deren fürstlicher Gemahl mittlerweile gestorben war. Die gute Gräfin war noch sehr schön, aber doch ungefähr 8 Jahre älter als Nencki, und nicht des Geistes, dessen die Lebensgefährtin dieses lebhaften, geistvollen und leider auch, wie sich zeigte, haltlosen jungen Mannes bedurfte; sie war prosaisch und nüchtern. Ich verstand ihn irrtümlicherweise so, als wolle er sich erst verloben, und gab meinem Schreck mit den völlig unangebrachten Worten Ausdruck: „Um Gottes willen, Nencki, mit der Gans!“ Es war nur natürlich, daß hiermit unsere Freundschaft aus war. Zuerst wollte er mich vor die Pistole fordern und „unbedingt totschießen“. Das gab er freilich auf, als er sah, wie nahe mir die Sache ging und wie herzlich ich es bedauerte, ihn gekränkt zu haben, aber mit unserer Freundschaft war es aus. Es war auch aus mit dem alten Nencki. Aus dem zartfühlenden feinen jungen Mann wurde mit der Zeit ein zynisches Rauhbein. Am schlimmsten gedieh die Wandlung der armen Gräfin. Für sie ist wenig Freude aus ihrem übereilten Schritt erwachsen. Seiner

Wissenschaft blieb Nencki nach wie vor treu; ein rastloser Forscher, hat er Bedeutendes geleistet. Leider starb er jung, erst 54 Jahre alt. Es ist doch kein gutes Zeichen für den Reichtum der polnischen Nation an bedeutenden Männern, daß nun die Polen aus ihm eine Größe ersten Ranges machten. Sein Begräbnis in Warschau wurde zu einem nationalen Trauerakt gestempelt. Seine Frau wurde zur Feier nach Warschau entboten. Sie war mittlerweile eine würdige Matrone geworden und hat sicher auch hier ihren Platz entsprechend ausgefüllt.

Schon Ende April, also nicht mehr wie ein Jahr nach meinem Amtsantritt in Bern, hatte ich von Königsberg die vertrauliche Anfrage erhalten, wie ich mich zu einer etwa an mich ergehenden Berufung dorthin als Leydens Nachfolger stellen würde. Ich hatte geantwortet, daß ich dem Rufe, wenn die Bedingungen nicht zu ungünstig wären, wahrscheinlich folgen würde. Ende des Sommersemesters war dann die Sache so weit gediehen, daß die Berner Zeitungen sich mit ihr zu beschäftigen begannen. Alsbald bekam ich ein Anschreiben des Regierungsrates, mittlerweile Bodenheimer, in dem dieser mich fragte, ob er hoffen könne, mich durch entgegenkommende Schritte festzuhalten. Ich antwortete der Wahrheit gemäß. In seiner Antwort bedauerte der Regierungsrat des Kantons Bern meinen Entschluß, verdankte meine geleisteten „hervorragenden Verdienste" und bewilligte mir eine vom 1. April 1872, also ein halbes Jahr zurück, geltende Zulage von 1000 Franken in besonderer Anerkennung meiner „ausgezeichneten Leistungen". Da sage man noch etwas Übles von den Berner Regierungsräten! Ich bin nirgends sonst so anständig behandelt worden: jede Aussicht, mich zu halten, hatte ich ihnen ja benommen.

Die Berufung nach Königsberg wurde im August fertig. Die Studenten waren also schon fort, aber eine sehr schöne, warme Adresse haben sie mir doch geschickt.

Der Entschluß, Bern so bald wieder zu verlassen, ist mir schwer geworden. Ich hatte aber das Junggesellenleben, so lustig es in Bern war, satt. An die, welche der Himmel als meine zukünftige Lebensgefährtin dort im fernen Litauen erwachsen ließ, dachte ich noch nicht. Leichten Herzens ging ich nicht. Nicht nur das herrliche Land, das frohe Leben, die zahlreichen Freunde hielten mich. Wie ein Gefühl der Undankbarkeit lastete es wieder auf mir, daß ich wieder der Freundschaft und Anerkennung, die mir diese kurze Zeit gebracht, so bald den Rücken kehren wollte. Der einfache Berner Bauer, der mich auf einer Halbtagereise zu seinem Knechte kommen ließ, weil er „den rechtschaffenen Mann nicht so hinsiechen sehen mochte" und mir das Honorar zahlte, gerade als habe er selbst mich konsultiert, hatte mir schon zu denken gegeben. Und dann kamen noch manche Erlebnisse, die mich durch die schöne Menschlichkeit dieser Leute gepackt haben.

Ich will nur eins erzählen: Ein armer Holzschnitzer aus Brienz brachte sein Kind, ein bildhübsches, freundliches, anscheinend sonst gesundes Mädchen von 6 Jahren in die Insel auf meine Abteilung wegen Lähmung eines Armes. Ich hielt die Erkrankung für eine gutartige und stellte danach meine Prognose. Erst in der Klinik stellten sich weitere Zeichen einer Tuberkelgeschwulst im Hirn heraus. Die Sache ging schlecht, es trat tuberkulöse Hirnhautentzündung hinzu, und meine gute Vorausſage wurde böse zuschanden. Das Kind war schon bewußtlos und am Sterben, als der Vater kam, um es nach Hause zu holen. Ich riet ihm davon ab, das Kind werde leicht möglicherweise auf der Reise sterben. Das wolle er auch nicht, sagte er und ging traurig fort. Doch bald kam er wieder. Er habe sich die Sache durchdacht. Wenn ich doch glaube, daß das Kind auf alle Fälle stürbe, und da es doch gar nichts fühle und leide, so wolle er es lieber mitnehmen, wenn ich es nicht durchaus verböte. Stürbe es auf der Reise, so sei das Gottes Fügung, und dann könne es doch in der

Heimat begraben werden. Stürbe es hier in Bern, den Leichentransport nach Brienz könne er nicht bezahlen. Ich ließ ihn in Gottes Namen mit seiner lieben Last ziehen.

Nach drei Tagen kam ein Brief, in dem er berichtete, wie zunächst alles gut gegangen sei: das Kind habe ruhig dagelegen, als ob es schliefe, noch auf der Dampferfahrt über den Brienzer See. Da, auf dem Schiff, kurz vor der Ankunft in Brienz, habe es die „Gichtern" (allgemeine Konvulsionen) bekommen und sei auch gleich tot gewesen. So sei es doch angesichts der Heimat gestorben und ruhe in heimischer Erde. Mir danke er für meine Sorgfalt usw. — Jetzt, ungefähr ein halbes Jahr hiernach, als mein Abgang in den Blättern besprochen wurde, erschien dieser selbe Holzschnitzer bei mir. Er habe in der Brienzer Zeitung gelesen, daß ich fortgehe, und da sei er noch einmal gekommen, um mir zu danken. Ich habe sorgfältig nachgeforscht, ob etwa Geschäfte ihn nach Bern geführt. Aber nein, er war wirklich und wahrhaftig gekommen, nur um Abschied von mir zu nehmen.

Da ich einmal dabei bin, von meinen lieben Bernern Geschichten zu erzählen, soll noch eine hierher, die sie von einer andern Seite zeigt. Sie ist zum Glück ganz ohne trüben Beigeschmack. Auf einer Bahnfahrt fiel mir im gleichen Abteil zweiter Klasse ein Bauer auf: ein Hüne und ein prächtiger Charakterkopf. Ein offenbar vermögender Mann von etwa 50 Jahren von Summiswald im Emmenthal, wo die stärksten Männer der Schweiz, die Sieger auf den Schwingfesten, herkommen, und die schönen Emmenthaler Käse, groß wie die Postwagenräder und mit den schönen großen Blasen. Der Schaffner verlangt das Billet. Mein Mann findet's nicht; in allen Taschen nicht. Er möge sich nur Zeit lassen, er, der Schaffner, werde nach einiger Zeit wiederkommen. Er kommt, aber das Billet findet sich nicht. „Ja," sagt nun der Schaffner, „da werdet Ihr ein neues lösen müssen, ich will's Euch gern besorgen." „O, da ist nichts zu besorgen. Ich hab' mein Billet

gelöst. Ein zweites brauch' ich nicht und werd' ich nicht lösen. Oder glaubt Ihr mir vielleicht nicht? Dann fragt daheim in Summiswald nach, ob der Huber Fritz lügt." Der Schaffner: „A bah! Ich glaube Euch gewiß, doch Ihr müßt mir Euer Billet vorweisen, und wenn Ihr keines habt, so müsset Ihr eines lösen." „Ei, das wäre! Ich hab' mein Billet bezahlt, mehr braucht's nit." „Aber, Alter, seid doch gescheit! Auf der nächsten Station hält der Zug fünf Minuten, da habt Ihr alle Zeit. Ich komm' dann wieder." Der Schaffner kommt; das Billet ist nicht gelöst. Dem Schaffner wird die Sache ernst. „Habt Ihr vielleicht kein Geld?" Da springt mein Mann auf, rot im Gesicht schlägt er auf die Tasche: „Da hab' ich mehr Geld im Sack als Ihr." „Na, wisset Ihr," entscheidet endlich der Schaffner, „wenn Ihr also kein Billet lösen wollt, dann müßt Ihr hinaus." Noch einmal Ruhe bis zur nächsten Station, dann wieder: „Habt Ihr kein Billet?" „Nein, ich lös' kein zweites." „So bitte, verlassen Sie den Wagen!" „Ich geh' nicht!" „Dann wird man Sie hinausführen." Da richtet sich mein Mann aus Summiswald auf, und so groß gewachsen und stramm der Schaffner vor ihm stand, er überragte ihn weit, als er sagte: „Den möcht' ich sehen, der mich hinausführt." Der Schaffner geht; gleich ist er wieder da mit zwei Kollegen, alle drei große, starke, kräftige Burschen. „Bitte, verlassen Sie jetzt den Wagen, mein Herr!" Mein Summiswalder sieht sich die drei Männer von Kopf zu Fuß mit in der Abschätzung von Männerkraft geübtem Blick an, und da er die Übermacht anerkennen muß, steht er auf und geht stolz an ihnen vorüber, hinaus, auf den Bahnsteig. Dort sah er uns gelassen nach, als endlich der Zug die Station verließ. Die Szene spielte in einem großen Abteil, das den ganzen Wagen einnahm. Alle interessierten sich, aber keiner mischte sich ein oder ließ Zeichen der Parteinahme merken.

Ich sage es gern nochmals: Es waren ganze Kerle, diese Berner, und ich habe damals eine herzliche Sympathie für die

Deutschschweizer mitgebracht. Ein ernstes, nachdenkliches, kräftiges Volk. Ernstes Selbstgefühl in allen Ständen. Viel weniger Standesvorurteile und Standesgegensätze als bei uns. Achtung vor Erwerb und Besitz, aber ebensolche bewußte Achtung vor den geistigen Mächten, vor allem vor der Wissenschaft als einem der Träger alles sicheren Fortschrittes.

Ich habe die Berner in jener Zeit auch an der politischen Arbeit gesehen. Es handelte sich um strammere Zentralisierung in Sachen des eidgenössischen Heerwesens. Der Eifer der bernischen Jugend, mit dem sie für ihre Sache ins Feuer ging, war groß. Bei dieser Gelegenheit aber wie noch bei einigen andern, die ich dort erlebte, ist es mir klar geworden, wieviel leichter die Behandlung aller innerpolitischen Fragen dort ist, weil privilegierte Stände dort beseitigt sind.

Es war mir gut, sehr gut gegangen in Bern, wie in Dorpat, ich nahm warme Dankbarkeit mit, als ich nun in meine Heimat zurückkehrte. Dort, in Königsberg, sollte es mir nicht sogleich wieder so gut werden. Es kamen Zeiten von Hader, Mißstimmung und Ärger. Da habe ich denn meinem Verdruß wohl lauter, als nötig war, Ausdruck gegeben, auch in Äußerungen des Lobes jener beiden ersten Stätten meiner Wirksamkeit als Kliniker. Es hat mir das ein hübsches Epigramm eingetragen, das Felix Dahn bei einem fröhlichen Zusammensein in Königsberg zum besten gab:

„Wer ist der Schlachtenlärmer,
Man hört ihn schon von fern,
Der sonderbare Schwärmer
Von Dorpat und von Bern?“ usw.

Königsberg

1872–1888

Das Bewußtsein, seine Stelle gut auszufüllen, allein befriedigt auf die Dauer nicht. Man soll sich auch durchsetzen. Wer eine Richtung vertritt, soll sie zur Geltung bringen. Und wenn dies nicht leicht geht, soll sich ein ehrlicher Mann nicht wundern. Wenn ihm dann, hinterher, die Frage kommt, ob das nicht leichter, gescheiter zu machen gewesen sei, so mag er sich damit trösten, daß, in solchen Dingen, gescheit sein nicht jedes ehrlichen Mannes Sache ist.

Die Unterhandlungen über meine Berufung nach Königsberg hatten anfangs April 1872 begonnen. Ein Brief von meinem Freunde Schönborn, der seit einem Jahre dort chirurgischer Kliniker war, unterrichtete mich von der Sachlage: Als Leyden seine Berufung nach Straßburg erhielt, hatte die Königsberger Fakultät sich unter seinem Einfluß auf Nothnagel (Leydens Schüler) als seinen Nachfolger geeinigt; doch war Nothnagel an zweiter Stelle vorgeschlagen. An erster Stelle hatte man Biermer, damals in Zürich, genannt, von dem man vermutete, daß er ablehnen werde. Leyden verließ dann Königsberg, sein Einfluß fiel fort, und nun fand sich, daß die Mehrzahl in der Fakultät Nothnagel nicht wünsche. Man hatte das Ministerium hiervon verständigt, und als jener Scheinvorschlag an erster Stelle zu einer Ablehnung geführt hatte, wurde nicht Nothnagel berufen, sondern es wurde die Fakultät zu neuen Vorschlägen aufgefordert. Nun hatte man mich vorgeschlagen, aber nur für die Klinik; die Majorität der Fakultät wünschte die Poliklinik abzutrennen, um diese dem Professor Heinrich Jacobson (in Königsberg) zu übertragen.

Ich hatte Schönborn geantwortet, daß ich einem an mich gelangenden Ruf nicht ablehnend gegenüberstehen werde. Ich würde auch daran keinen Anstoß nehmen, wenn mir vom Minister die Klinik ohne Poliklinik angeboten werden sollte. Wenn ich aber darüber gefragt werden sollte, ob ich die Trennung für sachlich zweckmäßig hielte, so würde ich das verneinen müssen. So hatten denn die Verhandlungen des Ministeriums mit mir begonnen.

Der „Dezernent" im Preußischen Kultusministerium, mit dem ich zunächst zu tun hatte, Geheimrat Olshausen, der Vater des späteren Berliner Gynäkologen, war, ehe er in das Ministerium berufen wurde, selbst Universitätsprofessor gewesen; in seinen Briefen war er klar und bündig. Das machte die Verhandlungen mit ihm leicht. Ich hatte diesmal meine wohlüberlegten Bedingungen zu stellen. Das Gehalt, so gering es war, 1500 Reichstaler gleich 4500 Mark, nahm ich an, hingegen forderte ich die bestimmte Zusage 1. des Baues eines neuen klinischen Instituts, mit dem, sobald es die unumgänglichen Vorbereitungen gestatteten, zu beginnen wäre; 2. sofortige Einrichtung eines für experimentelle Arbeiten genügenden Laboratoriums, und 3. Bewilligung größerer Betriebsmittel für Klinik und für das Laboratorium, nach den Ansprüchen der experimentell pathologischen Arbeiten, für die es bestimmt sei. Ich stellte mit dieser Forderung die experimentelle Pathologie in den Vordergrund, neben die Klinik, weil ich es bei dieser Gelegenheit vom preußischen Ministerium anerkannt haben wollte, daß ihre Bearbeitung der Klinik zustehe, eine, wie sich später zeigte, sehr angebrachte Vorsicht.

Ich fand ein geneigtes Ohr und erhielt bald vom Minister, es war Falck, die förmliche Zusage, daß er die Berechtigung meiner Forderungen anerkenne und bedacht sein werde, meinen von Königsberg aus zu stellenden genaueren Anträgen gerecht zu werden. Mittlerweile hatte Olshausen auch die Frage der Poliklinik mir gegenüber zur Erörterung gebracht, ohne daß ich

sie angeregt hatte. Er hatte mir Mitteilung gemacht, daß die Fakultät ihre Abtrennung von der Klinik wünsche. Indessen wolle der Herr Minister darauf nicht eingehen, weil, wenigstens bis zur Fertigstellung einer neuen Klinik, das geringe Krankenmaterial der Klinik den Unterrichtsansprüchen nicht genügen dürfte. Olshausen bezog sich von vornherein selbst darauf, daß eben aus diesem Grunde seinerzeit bei Leydens Berufung die Poliklinik in die Hand der Kliniker gegeben sei. Da ich hierauf hatte erwidern müssen, daß ich mich der Richtigkeit dieser vom Herrn Minister angeregten Bedenken nicht verschließen könne und danach wünschen müsse, daß einstweilen die Poliklinik mit der Klinik unter meiner Leitung verbunden bleibe, hatte sich der Minister bereits in einem Schreiben hiermit einverstanden erklärt.

Hierauf sagte ich zu und erhielt unter dem 9. August meine „Königliche Bestallung" zum ersten Oktober als ordentlicher Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Königsberg. Ich blieb mit kurzen Unterbrechungen die großen Ferien in Bern. Es war ein herrlicher Sommer und die Trennung wurde mir schwer genug. Der Oktober kam nur zu schnell heran und die Abschiedsstunde schlug. Meine Freunde Aeby, Breisky, Samuely, Langhans, der Nachfolger von Klebs, aber auch Klebs selber, der gerade bei seinem Schwager im Emmental weilte, und Trachsler, gaben mir das Geleit bis Langental. Hier gab es ein traurig-fröhliches Abschiedsmahl, und fort ging es der Heimat zu.

Ich war in einer sonderbar weichen Stimmung! War es der Abschied von dem schönen Bern oder war es die Freude, dem Vaterlande wiedergegeben zu sein, was mich so weich machte, als ich nun wieder deutsche Erde betrat. Mir selbst war dies leichte Anklingen auf jede Gemütserregung sehr ungewohnt und befremdend. Ich blieb einen Tag in Heidelberg; wahrscheinlich brachte mich Samuely, der dort seine zweite Heimat hatte, dorthin, und wohnte einer Vorstellung des Tannhäuser

in Mannheim bei. Als da im Beginn der zweiten Szene der Hirtenknabe am Fuße der Wartburg sein Lied zur Schalmei anstimmte und als in hellem Jubel es erscholl: „Der Mai, der liebe Mai ist da", packte mich eine tiefe Rührung und ich brach in Tränen aus. Das war mir gar verwunderlich und ich schämte mich sehr. Denn Weinen im Theater war mir bisher als ein Zeichen großer Schwäche erschienen. Ich war also sicher in guter Stimmung für Königsberg, jedenfalls in keiner kriegerischen. Nichts lag mir ferner als der Gedanke an solche Jahre des Kampfes und Streites, besser des Zankes, wie sie mir leider dort bevorstanden.

In Berlin blieb ich nur kurze Zeit. Ich stellte mich Olshausen und dem Minister Falck vor. Olshausen, ein etwas steifleinener alter Herr, vorsichtig und zuverlässig, sachlich, wohlwollend, gut orientiert, aber für unsere medizinischen Dinge nur mäßig interessiert. Er schied wenige Wochen später aus dem Amte. Ich kam ihm in meiner etwas stürmischen Art sichtlich noch recht jung, um nicht zu sagen „grün" vor. Doch blieb er sehr höflich und gab sich alle Mühe, das nicht merken zu lassen.

Mein Bruder in Malaga war mittlerweile gestorben, und damit war der dritte Teil unseres Vermögens verlorengegangen. Dies focht meine Mutter wenig an. Die „Genialität in Geldsachen", die mir einmal ein hoher Vorgesetzter zu meiner Entrüstung vorrückte, haben wir Kinder von ihr geerbt. Es war auch noch so viel übrig, daß sie sorgenlos und einigermaßen bequem leben konnte, wohlgeborgen in der Fürsorge meiner Schwester, ihrer liebevollen und treuen Pflegerin bis an den Tod. Leider aber fand ich sie in schlechter gesundheitlicher Verfassung. Zeichen einer höchst seltenen Krankheit, jener merkwürdigen Form der Paralysis agitans (Zitterlähmung), ohne Zittern, der ausgesprochenste Fall der Art, den ich je gesehen, und vielleicht der erste, der (durch mich) als solcher diagnostiziert worden ist. Meine Mutter, die früher ungewöhnlich leicht und

schnell die Feder geführt hatte, konnte damals bereits nicht mehr schreiben, auch das Sprechen wurde ihr schwer, und sie war sehr schwer beweglich. Geistig war sie vollkommen unberührt. Sie war noch immer der Mittelpunkt eines großen Kreises junger und alter Frauen, Mädchen und verheirateter, die alle zärtlich an ihr hingen. Ihre Herzensgüte, Freundlichkeit und Anspruchslosigkeit bei vollem Selbstgefühl schuf um sie eine Atmosphäre von Herzlichkeit und Wärme, in der alle gern weilten. Ihr warmes Interesse für Menschen und alles, was gute Menschen freut und anficht, ließ jeden mit seinen Freuden und Sorgen Teilnahme bei ihr finden. Ein unbestechlicher ehrlicher Sinn und klarer Blick gab ihr Urteile ein, die in ihrer treffenden Sicherheit und in der Kürze, zu der die Schwierigkeit beim Sprechen sie zwang, etwas Orakelhaftes hatten. Oft haben wir sie im Scherz mit der Pythia verglichen, wenn sie, in der jener Krankheit eigenen steifen Haltung, um sich in der lebhaften Unterhaltung Geltung zu verschaffen, die stets neben ihr stehende Glocke ertönen ließ und in wenigen kurzen Worten die Sache entschied, meist richtig und im Gegensatz zu ihrer delphischen Kollegin, stets ganz eindeutig.

Etwa am 17. Oktober traf ich in Königsberg ein. Freund Schönborn teilte mir mit, daß übermorgen eine Fakultätssitzung in Sachen der Poliklinik angesetzt sei, die mich also sehr nahe anging. Man, d. h. die Herren, die diese Angelegenheit betrieben, habe mich dazu noch nicht erwartet, um so mehr sei es gut, daß ich da sei. Ich eilte, meine Besuche bei den Kollegen noch vor dieser Sitzung zu machen. Bei mehreren fiel mir auf, daß die Herren frostig, verlegen waren. Endlich stellte sich heraus, daß man entschieden wünsche, diese poliklinische Angelegenheit ohne mich weiter zu führen. Man sah voraus, daß ich der beabsichtigten Regelung entgegen sein werde, und hatte beschlossen, mich zu dieser Fakultätssitzung nicht einzuladen. Der Dekan Hildebrandt teilte mir dies mit

und stützte sich mir gegenüber darauf, daß ich noch nicht durch den Rektor eingeführt sei. Da ich aber meine Bestallung, die auf den 1. Oktober lautete, in der Tasche hatte und da mich diese Bestallung ausdrücklich verpflichtete, mich an den Fakultätsgeschäften zu beteiligen, und da ich nirgends die Notwendigkeit einer solchen „Einführung" erfuhr, mußte ich schon uneingeladen in jene Sitzung gehen. Die Sache war die: Ich habe schon erzählt, daß die Majorität der Fakultät schon vor meiner Berufung den Wunsch gehabt hatte, die Poliklinik von der Klinik zu trennen, um sie als selbständige ordentliche Professur dem bisherigen Extraordinarius Heinrich Jacobson zu übertragen, und daß der Minister, nachdem er mich darüber gefragt, entschieden, daß vorläufig die Poliklinik mit der Klinik unter meiner Leitung vereinigt bleiben solle. Jetzt, hier in Königsberg, sah ich, wie durchaus nötig das sei: Die Klinik hatte dreiundzwanzig (sic) Betten. Wegen der Geringfügigkeit dieses Krankenmaterials war ich für die klinischen Vorlesungen auf poliklinisches Material angewiesen. Auch erhielt ich mein klinisches Material zum großen Teil durch die Poliklinik, diese wies es der Klinik zu. Ich hätte mir die Quelle meines Materials völlig abgraben lassen, wenn ich geduldet hätte, daß die Poliklinik mir genommen würde. Hätte ich jetzt die Sache sich so, wie die Fakultät wollte, ohne meine Beteiligung entwickeln lassen, so war das aber nicht ungefährlich, denn Olshausen wußte, daß ich bereits in Königsberg eingetroffen sei, und mußte voraussetzen, daß ich an den Fakultätsgeschäften teilnehme, und wenn ein solcher Antrag der Fakultät zugunsten Jacobsons eingegangen wäre, ohne Widerspruch meinerseits, so hätte er annehmen können, daß ich nicht mehr dagegen sei.

Man wird begreifen, daß ich durch den Versuch der Fakultät, mich von ihrer Sitzung auszuschließen, etwas gereizt war, und die Behandlung des Gegenstandes in dieser Sitzung zeigte sich nicht geeignet, mich zu beruhigen. Ich hatte geglaubt, daß man zunächst suchen werde, sich mit mir zu verständigen. Statt

dessen mußte ich erleben, daß man einfach den Antrag zur Beratung stellte, beim Herrn Minister noch einmal dahin vorstellig zu werden, daß die Poliklinik von der Klinik getrennt und als ordentliche Professur Heinrich Jacobson übertragen werde. Vergebens legte ich den Erlaß des Ministers an mich vor, in dem dieser entschied, daß die Poliklinik mit der Klinik verbunden bleibe und die Leitung beider mir übertragen werde, vergebens machte ich darauf aufmerksam, daß, wenn jetzt die Fakultät mit ihrem Antrage an den Minister vorgehe, sie damit mir, ihrem neuberufenen Mitgliede, den Stuhl vor die Tür setze. Vergebens kam ich ihr, soweit ich irgend konnte, entgegen. Ich bat sie, mir Zeit zu lassen, bis ich mich in Königsberg eingelebt hätte. Falls ich sähe, daß ich ohne die Poliklinik auskommen könne und jedenfalls, wenn die mir zugesagte Vergrößerung meiner Klinik zustande gekommen wäre, würde ich ihren heutigen Antrag gern zu dem meinigen machen. Nur müsse, da ich auch die Poliklinik bei meiner Berufung erhalten habe, ein solcher Antrag jetzt von mir kommen. Alles vergeblich! Nicht nur, daß man den Antrag beriet und annahm, man ging so weit, daß man in der Begründung dem Minister aussprach: Ursprünglich sei es die Absicht der Fakultät gewesen, H. Jacobson für Klinik und Poliklinik vorzuschlagen, so müsse man ihn wenigstens durch die Poliklinik entschädigen. Das war einfach unrichtig. Wie ich aus den Akten der Fakultät ersehen konnte hatten Müller und Wittich Jacobson genannt, aber die Fakultät hatte ihn nie zu ihrem Kandidaten für die Klinik gemacht. Als ich darauf aufmerksam machte, daß diese Angabe nicht der Wirklichkeit entspräche, sagte Müller ganz naiv: Ich würde ja doch ein dissentierendes Votum abgeben, da könne ich doch nicht der Fakultät verbieten wollen, daß sie „sage, was sie wolle". Darin hatte der Gute recht, daß ich ein dissentierendes Votum abgeben mußte. Nur Schönborn trat auf meine Seite, indem er sich meinem Sondervotum gegen die Fakultätsmajorität anschloß.

Es war ein übler Anfang und wie die Sache begonnen hatte, so ging sie weiter. Der Minister trat unserm Sondervotum bei und beschied die Fakultät abschlägig. Diese aber beruhigte sich keineswegs hierbei, sondern ging unentwegt ihn immer wieder mit dem gleichen Antrag an, den ich immer wieder mit dem gleichen widersprechenden Sondervotum zu begleiten hatte und der noch einmal eine abschlägige, dann aber überhaupt keine Antwort mehr erhielt. Dieser Kriegszustand, das ewige Gezänk, hatte mich bereits im höchsten Maße verstimmt; dazu kam nun noch, daß gerade in dieser Zeit meines Freundes Schultzen Krankheit zum Ausbruch kam.

Das Unglück, das damit über ihn und seine junge Familie hereinbrach, mußte mich aufs tiefste erschüttern. Schultzen war mein Nachfolger in Dorpat geworden und hatte dort sehr gut gefallen. Als es dann in Bern an die Berufung meines Nachfolgers ging, war sogleich wieder Schultzen von der Fakultät ins Auge gefaßt worden. Da kamen mir Gerüchte zu Ohren von seinem höchst auffallenden Auftreten, das den Verdacht beginnender Krankheit erweckt hatte. Schultzen hatte in Berlin in der Deutschen chemischen Gesellschaft, dann in Leipzig und in Marburg in ärztlichen Vereinen Vorträge gehalten, die durch die mitgeteilten Tatsachen das größte Aufsehen erregten, aber wissenschaftliche Kurzschlüsse zutage brachten, die mir bei ihm sehr befremdend waren, denn bisher war er in wissenschaftlichen Veröffentlichungen, auch in Vorträgen, stets vorsichtig und kritisch gewesen. Was da jetzt verlautete, ließ wohl an Kritikdefekte denken, in Schultzens Briefen aber war von solchen verdächtigen Äußerungen nichts vorgekommen, und da auch eine kurze Begegnung, die ich in dieser Zeit, ich weiß nicht mehr wo, mit ihm hatte, mir nichts Auffälliges ergab, so bin ich in der Fakultätssitzung in Bern, die meiner Nachfolge galt, mit gutem Gewissen dafür eingetreten, daß er nicht krank sei. Er war dann auch berufen worden und jetzt, im November, nachdem ich etwa drei Wochen in Königsberg war, traf er mit

seiner jungen Frau auf der Durchreise von Dorpat nach Bern hier ein. Seine Frau, Anna von Asten, eine lebhafte und lebensfrohe Wienerin, war anscheinend guten Mutes und bester Stimmung, so daß wir drei noch einige leidliche Tage miteinander verlebten. Als dann aber die Frau nach Berlin vorausgereist war und ich ihn für mich allein hatte, ward sein Zustand offenbar: Eine schwere melancholische Depression. Er war jetzt ganz klar auch über das, was ihm bevorstand, hatte sich vollständig aufgegeben und ging offenbar mit Selbstmordgedanken um. Da die Zeit drängte, daß er in Bern wenigstens sein Amt antrat, so mußte er nach ungefähr acht Tagen reisen. Ich konnte ihn nicht begleiten und glaubte seinem Ehrenwort, daß er auf der Reise bis Berlin nichts „unternehmen" werde, trauen zu dürfen. Er gelangte auch wohlbehalten nach Berlin, wo er seine Frau treffen sollte, um die weitere Reise in ihrer Begleitung zu machen. Statt dessen ließ man ihn allein weiter reisen. Er kam in Bern nicht an und erst nach einigen angstvollen Tagen traf die Nachricht ein, daß er auf einer österreichischen Eisenbahnstrecke bewußtlos in einem Wagenabteil gefunden sei, nach längerer Bewußtlosigkeit kam er wieder zu sich.

Seine Stelle in Bern hat er nie antreten können. Er ging zunächst mit seiner Frau zu deren Verwandten nach Bari. Frühjahr 1873 sah ich ihn noch in leidlichem Zustande in Bologna. Er sprach von der letzten Publikation vor dem Ausbruch seiner Krankheit, war jetzt selbst überzeugt, daß ihm bei seinen Analysen Versehen untergelaufen seien, und bat mich, eine Nachprüfung vorzunehmen. Als ich dann später dazu kam, fand ich wirklich schwere methodische Fehler. Doch sind seine letzten Arbeiten hierdurch nicht völlig entwertet, sie haben anregend gewirkt.

Nach der Begegnung in Bologna ging es schnell bergab mit ihm. Schon im Herbst 1873 mußte er der Heilanstalt in Neustadt-Eberswalde übergeben werden, wo er zwei Jahre später gestorben ist.

So wurde dies erste Semester in Königsberg recht traurig. Dazu der ewige Regen und Schmutz, bis endlich Schnee und Eis in ihre Rechte traten. Anfang Februar 1873 wurde ich krank. Eine fieberhafte Infektionskrankheit leichter Art, die mich aber doch gewaltig angriff. Ich lag drei Wochen daheim, dann reiste ich zu meiner Mutter, die diesen Winter in Gries bei Bozen weilte. Hier kam ich bei Liegen in der Sonne und Genuß unglaublicher Mengen von gutem „Kalterer Roten" bald wieder auf die Beine. Anfang April siedelten wir drei, die Mutter, Schwester und ich, nach Burg Gandeck, im Eppan, über. Ein altes Schloß an dem gewaltigen Bergsturz gelegen, den der Name Gand-eck andeutet. Leidlich frisch kam ich Ende April nach Königsberg zurück.

Aber auch weiter habe ich dann an diese erste Königsberger Zeit keine gute Erinnerung. Das heitere ungebundene Leben in schöner Landschaft entbehrte ich sehr, meine Berner Freunde, mein freundliches Kasino, alles fehlte mir und war hier so nicht zu finden, und den Ersatz, den ich hätte haben können, fand ich nicht, weil ich ihn nicht suchte. In der Kneiphöfischen Langgasse blühte noch das alte großväterliche Geschäft unter meinem Onkel Fritz Haebler, Witwer, ein trefflicher, herzensguter Mann, von natürlichem Verstande, doch still und in sich gekehrt, unergiebig. Sein Sohn und dessen Familie lebensfroh und leicht befriedigt, hatten andere Interessen und anderen Verkehr, wie ich brauchen konnte. Mein Sommerauer Onkel hatte soeben sein Gut verkauft und sich nach Königsberg zurückgezogen. Dort, in seiner Familie fühlte ich mich sogleich wieder heimisch und wohl — aber ich hatte meine Gründe, weshalb ich mich hier nicht gehen ließ, und so grollte ich mich hinein.

Am meisten verkehrte ich bei meinem Freund Schönborn, der, seit zwei Jahren glücklich verheiratet, eine sehr angenehme, belebte Häuslichkeit bot. Familienverkehr hatte ich außer bei ihm wenig. Ein Junggesellenkreis von Professoren, zu dem außer Graebe (Chemiker), von dem ich noch zu schreiben

haben werde, Philipps (Jurist), Krüger (Jurist, später in Bonn), Kißner (moderne Sprachen), Jaffe (Pharmakologie), Schipper (später in Wien) und leider nur für kurze Zeit Wilmanns (später Generaldirektor der großen Berliner Bibliothek) gehörten, versammelte sich allabendlich in einem unerfreulichen Bierlokal. Graebe und Wilmanns trat ich näher. Außerdem gab es noch eine Vereinigung von Professoren, die sich Sonnabends in einem Weinlokal zusammenfanden. Hier war mehr Leben. Außer den schon Genannten, Maurenbrecher der Historiker, später in Bonn, Jordan der Archäologe, dem ich befreundet wurde, v. Aufseß, — kein Professor —, der Sohn des Begründers des germanischen Museums in Nürnberg, Felix Dahn, alles lebhafte, interessante Leute. Dahn war recht entgegenkommend und mancherlei brachte uns näher; dann aber wurde mir, nicht zum ersten oder letzten Male als Hindernis von Annäherung, das Künstlertum störend: das Bedürfnis und die Kultur gegenseitiger Bewunderung. Wir waren doch wohl auch sonst zu verschiedene Naturen. Er galt damals viel und durch hübsche öffentliche Vorträge und allerhand poetische Leistungen machte er sich vorteilhaft bemerkbar.

Wenn ich mich in Königsberg so unbehaglich fühlte und den Ort so ungastlich empfand, so war ich selbst daran nicht unschuldig. Heftig und reizbar, ich habe immer auf jede vermeintliche Ungerechtigkeit stark reagiert und sah ich solche wohl auch da, wo keine vorlag. Den Handschuh, den mir die Fakultät hinwarf, mußte ich aufnehmen und zwischen uns war Fehde, daran war ich unschuldig und daran hätte ich kaum etwas ändern können. An anderen Stellen aber hätte ich schon „sanftere Saiten aufziehen" sollen. So im Verkehr mit den Behörden; ganz sicher unserm guten Kurator Horn gegenüber. Daß meine Klinik unzureichend sei, war bei meiner Berufung anerkannt und der versprochene Neubau war dringend. Am Ende war es aber doch selbstverständlich, daß die vorgesetzten

Behörden meine Anträge nicht mit dem gleichen Eifer entgegennahmen, wie ich sie brachte, und es war nicht nötig oder auch nur berechtigt, daß ich in der kühlen, vielleicht nicht verbindlichen Art, mit der Horn mir und meinen Anträgen begegnete, bösen Willen sah und in seinem ruhig abwägenden Urteil eine Unbilligkeit. In Dorpat und in Bern hatte man meine jugendlich stürmische Art freundwillig gelten lassen, hier fand ich die selbstbewußte preußische Beamtenschaft, an die ich mich als alter Preuße wohl schneller hätte wieder gewöhnen können. Ich war verwöhnt und gab dem Unwillen über die vermeintlichen Kränkungen in jeder Weise Ausdruck, war auch in den geselligen Beziehungen nachlässig und es kam mir nicht darauf an, anzustoßen. So gleich im ersten Winter. Ein großes abendliches Fest bei Horn. Ich ging hin, fand es aber wenig unterhaltend und drückte mich, wie ich hoffte unbemerkt, sehr bald, um, es war gerade ein Sonnabend, mein Abendessen in unserer Sonnabendvereinigung einzunehmen. Einige Stunden später langt Graebe an, auch von dem Feste beim Kurator kommend: „Unglücksmensch! Man hat Sie beim Kurator lange gesucht. Sie sollten eine von den Spitzen zu Tisch führen!“ Also schreibe ich am folgenden Tage Sr. Exzellenz, um mich zu entschuldigen, daß ich eines Unwohlseins wegen sein Fest vor dem Abendessen hätte verlassen müssen. Einige Tage später mache ich Frau v. Horn meinen Besuch, um nochmals auszusprechen, wie sehr ich bedauere, daß mein Unwohlsein bei ihrem letzten Feste usw. usw. Worauf die Dame mir freundlich erwiedert: „Zum Glück haben Sie sich ja schnell wieder erholt. Professor Graebe, der soeben hier war, hat uns gerade erzählt, wie vergnügt er noch nach unserem Ball mit Ihnen bei Skibbe (so hieß das Restaurant, in dem wir uns Sonnabends trafen) gewesen.“ Graebe war ein „enfant terrible“, und dies eines der wenigen Male in meinem Leben, wo ich „beschämt geschwiegen habe“. Beschämt um so mehr, als die Geselligkeit bei Herrn v. Horn keinerlei Veranlassung zum Mißvergnügen

bot. Die ganze Aufmachung war tadellos. Im Hause des Oberpräsidenten begegnete man interessanten und kennenswerten Leuten aus allen guten Kreisen der Stadt und der Provinz, Zivil und Militär. Einen stattlichen, noch jungen Husarenoffizier habe ich dort kennengelernt, v. Mackensen, den späteren Besieger Rußlands im großen Kriege. Er führte bald die Tochter des Herrn v. Horn heim.

Ich hätte allen Grund gehabt, mich größerer Rücksicht gegen den Herrn Kurator zu befleißigen, denn ich sollte sehr viel mit ihm zu tun bekommen; auch war er ein trefflicher Mann, eigentlich ganz mir nach dem Herzen: Liberal, von größter Achtung vor der Wissenschaft und vor uns als ihren Dienern, von bestem Willen, uns zu fördern, streng sachlich und ohne viele Förmlichkeit. Der Neubau einer Klinik war mir, wie ich schon gesagt, bei meiner Berufung zugesagt und wirklich war das Geld auch schon bewilligt und lag bereit. Doch war Schönborn mit Recht mit seiner erst vor wenigen Jahren von seinem Vorgänger Wagner neu erbauten Chirurgischen Klinik ganz unzufrieden und wünschte dringend eine neue. Es hatten sich dort schon vor Schönborn die Wundinfektionskrankheiten eingenistet und der Chirurg war in jener vorantiseptischen Zeit ihnen gegenüber machtlos. Der alte Horn, der eine Schwäche für Chirurgie hatte (jener Wagner war sein Vetter gewesen), hatte sich auch schon bereit erklärt, falls ich damit einverstanden sei, zu befürworten, daß der Neubau der chirurgischen Klinik zugewendet werde, während ich aus der alten inneren Klinik und alten chirurgischen Klinik ein neues Institut, eine neue medizinische Klinik schaffen sollte. Die Zumutung meines Freundes Schönborn kam mir zunächst etwas stark vor, doch mußte ich einsehen, daß er in dem verseuchten Gebäude unerträglich schlecht daran sei, während für mich als Internen dies geringere Bedenken hätte. Ich fühlte wohl auch mich der Aufgabe, eine neue Klinik zu bauen, noch nicht ganz gewachsen, wenigstens nicht geneigt, so wie es hätte sein müssen, dieser Aufgabe eine Reihe von

Jahren zu widmen. So erklärte ich mich denn schließlich einverstanden.

Vielleicht aber hatte ich mir doch nicht klargemacht, daß ich damit in eine Vertagung meines Neubaues auf ungefähr ein Jahrzehnt willige. Denn zuerst mußte der Minister seine Genehmigung zu diesem Abkommen geben, und daß er das nicht ohne Bedenken tun würde, war klar, war doch die chirurgische Klinik, die jetzt für unbrauchbar erklärt wurde, erst 1864 fertiggestellt worden. Dann mußten erst alle Vorbereitungen für den Neubau der chirurgischen Klinik getroffen werden, es dauerte fast fünf Jahre, ehe man mit diesem beginnen konnte. Je länger aber, desto empfindlicher wurde mir die Unzulänglichkeit meiner Klinik, und um so größer wurde meine Ungeduld. Bei der Schwierigkeit, mit dreiundzwanzig Betten das Material für befriedigende klinische Vorlesungen zu stellen, verlangte ich reichliche Geldmittel, um Kranke nach dem klinischen Bedarf ohne Rücksicht auf ihre Zahlungsfähigkeit aufnehmen zu können. Wenn dann der Herr Kurator meine Anträge nicht gleich so lebhaft aufnahm, wie ich sie stellte, und von Sparsamkeit redete, so entrüstete mich dieser „Mangel an billiger Einsicht" aufs tiefste. Wie ich schon gereizt war, konnten auch ernstere Konflikte nicht ausbleiben. Ich erzähle diese Streitigkeiten nicht. Sie hatten eine gute Seite, sie zeigten schließlich klar, ein wie vornehmer Charakter dem alten Horn eigen war. Er hat mir nichts nachgetragen, sondern hat unermüdlich meine Bemühungen für meine Klinik und für den Unterricht unterstützt und gefördert. Schließlich wurden wir doch auch die besten Freunde.

Auch in der Welt der praktischen Medizin Königsbergs und Ostpreußens lebte ich mich nicht leicht ein. Mir trat hier der Name von Schönborns Vorgänger, Albrecht Wagner, als eines medizinischen Heros entgegen. Das hohe Ansehen Königsbergs unter den deutschen Universitäten galt längst auch für dessen medizinische Fakultät. Hatte ihr doch K. E. v. Baer, Rathke, Helmholtz angehört und auch Leydens Bedeutung war, schon durch seine

Berufung nach Straßburg, anerkannt, ich hatte allen Grund, mich mit einigem Stolz seinen Nachfolger nennen zu dürfen. So war ich doch betroffen, anstatt dieser Namen hier überall dem Wagners zu begegnen. Wagner war erst vor kurzem gestorben und hatte hier an der Universität und in der Welt der praktischen Ärzte eine ganz hervorragende Stellung gehabt. Ich überzeugte mich bald von seinen großen Verdiensten, aber wenn ich immer wieder erlebte, wie z. B. Leydens Andenken ihm gegenüber ganz in den Hintergrund geschoben wurde, so konnte ich doch mein Urteil nicht immer zurückhalten; auch als Autorität auf meinem Gebiet wurde er mir entgegengebracht, war er doch auch der gesuchteste Konsiliarius für innere Krankheiten gewesen. Überall begegnete ich der Trauer über Wagners Verlust, bei den Ärzten, im Publikum, bei den Behörden. In der Fakultät, im Concilium generale, überall hatte er die leitende Rolle gespielt. Sein Andenken war auch durch sein Ende mit einem Ruhmesschein umgeben. Zwei Jahre vor seinem Tode hatte er sich durch Verletzung bei einer Operation einen chronischen Infekt zugezogen, an dem er lange krank war. Kaum genesen, war er in den Krieg gegen Frankreich gegangen und hier war er im Frühjahr 1871 am Typhus gestorben. Sein ganz besonderes Ansehen in Königsberg war schon hieraus verständlich, auch war er hier der erste und jahrelang der einzige Vertreter der modernen Heilkunde auf einem klinischen Lehrstuhl gewesen.

Die Zustände in der Königsberger medizinischen Fakultät scheinen, was die klinische Seite anlangt, 1858, als Wagner eintrat, ganz ungeheuerliche gewesen zu sein. Wagners Vorgänger war Sehrich. Von diesem wußte Julius Jacobson, der Ophthalmologe, die unglaublichsten Geschichten zu erzählen: Wie er betrunken aufs Katheder stieg und, wenn er das Wort nicht fand, sinnlos auf die Zuhörerschaft schimpfte, oder wie er in gleichem Zustande Operationen unternahm und auf das schändlichste verdarb oder unvollendet ließ. Innerer Kliniker

war damals bis zu Leydens Eintritt Hirsch gewesen. Ich habe ihn noch vorgefunden als alten Herrn von achtzig Jahren. Als Kliniker war er wohl nie ernst zu nehmen; er war ein Buchgelehrter, von naturphilosophischen Anschauungen, in denen er aufgewachsen war, beherrscht. Was er sich angeeignet hatte, reichte nicht hin, um auch nur eine Aussprache mit ihm zu ermöglichen. Moderne Untersuchungsmethoden hatte er nicht erlernen können, weil er seit ziemlich früh fast blind und außerdem von einer körperlichen Unbehilflichkeit war, die ihm jede Krankenuntersuchung höchst schwierig machte. Dabei spielte er sich gern als auf der Höhe der Zeit stehend auf und so war seine Klinik lange Jahre der Spott der Studenten und leider auch der eigenen Assistenten gewesen, die sich mit dem blinden und törichten alten Herrn üble Späße erlaubt hatten. Ich selbst habe mit dem alten Herrn am Krankenbette unglaubliche Szenen erlebt; er betrieb noch zu meiner Zeit Praxis.

Neben Hirsch als Kliniker, hatte Möller die Poliklinik gehabt, bis dann beim Abgang von Hirsch Leyden beide, Klinik und Poliklinik, übernahm, nachdem Möller wegen „politischer Agitation" aus dem Amte entlassen worden war. Möller war ein tüchtiger Mann. Er hat wenig Medizinisches hinterlassen, doch einiges von bleibendem Wert. Bei den Ärzten Ostpreußens war er sehr beliebt und angesehen, und das mit vollem Recht. Zu der Zeit, als der völlig unzulängliche Hirsch die Klinik vertrat, war er der einzige in Königsberg, bei dem man innere Medizin lernen konnte. Möller war ein überaus gewissenhafter Mann und ein begeisterter Lehrer. Tag und Nacht war er auf dem Posten gewesen und mit den Studenten in den poliklinischen Revieren herumgezogen. Zu einem Teil wurde freilich jetzt seine Popularität bei Ärzten und Laien von seinem politischen Martyrium getragen. Er war einer der Führer der Fortschrittspartei in Ostpreußen gewesen. Nachdem er den Vorsitz in einer politischen Versammlung in Königsberg geführt hatte, in der ein Protest gegen das budgetlose Regiment

Bismarcks beschlossen worden war, wurde er durch Disziplinarverfahren seines Amtes entsetzt. Möller war verbittert und mißtrauisch und mir dadurch anfangs wenig sympathisch, doch war er ein tüchtiger und ehrlicher Mann und schließlich sind auch wir gute Freunde geworden.

Man kann verstehen, wie solche Folie von Sehrig und Hirsch wirken mußte, als dann Wagner, ein Schüler Langenbecks, ein Glied der in Berlin blühenden Müllerschen Schule, ein Vollbürger der modernen wissenschaftlichen Heilkunde, vor die Königsberger Ärzte trat. Mir aber wurde Wagners Geist wie zu einem Geschick. Überall traf ich seine Spur da, wo ich Hemmung, Ärgernis, Streit fand und es fehlte wenig daran, daß in mir ein Gefühl des Gegensatzes erwuchs gegen den tüchtigen Mann, über das ich freilich selbst lachen mußte. Schon in der Angelegenheit meines projektierten Neubaues spielte er eine Rolle: es war doch die Tatsache, daß seine erst neu gebaute Klinik unserem gegenwärtigen Chirurgen nicht genügte, die mich veranlaßte, meinen Neubau auf ein Jahrzehnt zu vertagen. Auch dem Kurator gegenüber hätte ich mich wohl weniger mißtrauisch verhalten, wenn nicht der alte Herr — ich sagte schon, daß Wagner ein Vetter von ihm gewesen war — bei jeder Gelegenheit die Erinnerung an „diesen großen Mann" so hätte bemerkbar werden lassen, daß es mich in meinem kritischen Gemüte zum Widerspruch anregen mußte.

Überall bekam ich es mit seinem Andenken zu tun: Das Verhalten der Königsberger Ärzte mir gegenüber war anfangs sehr zurückhaltend. Ich fing gerade an darüber nachzudenken, als ein, mir von früher her näherstehender Kollege, sozusagen im Auftrage der Ärzteschaft mich darauf aufmerksam machte, daß diese von mir nicht Kenntnis nehmen könne, wenn ich nicht den Herren mich in persönlichem Besuche vorstelle. Man denke! 1873! Ein so weitgehendes kollegiales Gebaren der Kliniker wurde damals nirgends verlangt und ich wies die „Zumutung" mit gewohnter Schneidigkeit ab. Da wurde mir kundgetan, daß

selbst ein so berühmter und untadelhafter Mann wie Wagner es nicht verschmäht habe, sich so einzuführen, welche Mitteilung mich nicht anderen Sinnes machte, um so weniger, als ich nicht in der Lage war, ihre Richtigkeit und ihre Tragweite festzustellen.

Männer, die mir und meinem Freunde Schönborn in der Fakultät das Leben schwer machten, standen vielfach in Zusammenhang mit Wagner. Der Führer der Fakultätsmajorität war der Physiologe v. Wittich. Er hatte durch eine Reihe von Jahren in einem wahren Triumvirat mit Wagner und noch einem Dritten, der nicht hierher gehört, nicht nur in der Fakultät, auch im Generalkonzil geherrscht und schließlich: ebenso wie man mich mit der Poliklinik elendete, machte man Schönborn durch Dr. Schneider das Leben sauer: Privatdozent der Chirurgie und intimer Schüler Wagners; er sollte durchaus Prof. extraordinarius werden. Ein guter Mensch, aber ohne Talent und Streben. Und neben Schneider war da weiter ein Privatdozent, später Professor Berthold; man wolle ihn nicht mit meinem Freunde Max Berthold verwechseln. Jener Professor Berthold hier erfreute sich der besonderen Gunst der Fakultätsmajorität, auch er ein Vermächtnis Wagners. Er sollte durchaus untergebracht werden! Zuerst versuchte man ihn gegen Julius Jacobson auszuspielen, der längst an maßgebender Stelle für die Professur der Ophthalmologie designiert war und sie auch bald bekam. Berthold war ihm nicht entfernt gewachsen. Dann, als es mit der Ophthalmologie nichts wurde, sollte für Berthold eine Professur für Laryngo-Oto-Rhinologie geschaffen werden. Daß dieser Mann, der sich heute für Ophthalmologie, morgen für Laryngologie usw. befähigt hielt, nicht ernst zu nehmen war, ist klar.

Derjenige, der keinen Frieden in der Fakultät aufkommen ließ, war v. Wittich. Ich habe schon erzählt, wie ergebnislos sich dies Gezänk hinschleppte. Es hörte erst auf, als Heinrich Jacobson, übrigens ein sehr tüchtiger Forscher und angenehmer Kollege, sich als Extraordinarius nach Berlin versetzen ließ.

Der Mitkämpfer Wittichs war Aug. Müller, der Anatom, ebenso wie Wittich schon bejahrt. Er hatte einst in Berlin bei seinem großen Namensvetter Joh. Müller eine schöne Arbeit über die Neunaugen gemacht mit der Entdeckung, daß Amozoetes nicht, wie man bisher geglaubt, eine besondere Spezies, sondern der Jugendzustand von Petromyzon sei. Dann hatte er Vorbereitungskurse für das medizinische Staatsexamen gehalten, was ihm den Namen „Paukmüller" eingetragen hatte. Er hatte viel Beifall gefunden, und seine Verehrer hatten ihn zu einem verkannten Genie gestempelt. Reichert hatte als Nachfolger von Joh. Müller viel Ärger mit ihm und schließlich war man froh, als man durch seine Berufung nach Königsberg Ruhe schaffen konnte. Hier hatte er dann den Beweis geliefert, wie wenig oft solch ein Ruf als Lehrer, wie er ihn genoß, zu bedeuten hat. Der anatomische Unterricht der Studenten war in Königsberg sehr mangelhaft. Ich fand sie, im Staatsexamen, schwächer in der Anatomie als irgendwo.

Müller war, was man so „einen guten Kerl" nennt und von vornherein sehr geneigt, aufstrebende Kräfte zu fördern, sie mochten so unfähig sein wie sie wollten. Mich nahm er für einen lästigen Krakeeler und Friedenstörer. Er lebte ganz für sich und machte sich in seiner Weltabgeschiedenheit sehr eigenartig bemerkbar. Er liebte es, sich mit allerhand Tieren zu umgeben, damals einmal lange Zeit ein erwachsener Wolf. Müller behauptete: „Och Jott doch! des is ja so'n zahmes Tierchen", und war nicht dazu zu bewegen, ihn an die Kette zu legen, so oft das böse Vieh auch die Besucher der Anatomie erschreckte. Erst nachdem sich „das gute Tier" durch Erwürgen vieler Hunde, Kaninchen und Hühner in der Nachbarschaft sehr lästig gemacht hatte, entschloß Müller sich, ihn zu beseitigen.

Ende des Jahres 1873 erhielt die Fakultät einen sehr erfreulichen Zuwachs durch die Berufung von Julius Jacobson, Bruder meines unfreiwilligen Gegners Heinrich Jacobson, als ordentlicher Professor für Ophthalmologie. Julius Jacobson

hatte eine bewegte Vergangenheit. Ein hochbegabter Mann, ungewöhnlich musikalisch veranlagt, bis in sein hohes Alter ein glänzender Klavierspieler. Das Studium der Medizin hatte ihn als Student wenig befriedigt und er hatte, seinen künstlerischen Neigungen nachgebend, sich mehr in Künstlerkreisen, insonderheit den Theaterkreisen, mit der Jeunesse dorée der Provinz bewegt, als in medizinischen Hörsälen. Dieses Leben hatte ihm aber schließlich zwei sehr wichtige und gute Dinge eingetragen, die Beziehungen zu den maßgebenden Kreisen der Provinz, die ihm später, als er seine Medizin ernst nahm, sehr zustatten kamen, und eine vortreffliche Frau. Diese eine Haller, ich werde noch von ihr erzählen — war eine sehr begabte und beliebte Theatersängerin gewesen und hatte ihn, wie jedermann in Königsberg wußte, zu einem soliden Staatsbürger gemacht, hatte ihn angehalten, daß er arbeitete und seine Examina bestand.

Jacobson hatte sich der Ophthalmologie zugewendet, als Schüler des damals als Stern allererster Größe in Berlin glänzenden Albrecht von Graefe. Begeistert für sein Fach und seinen Lehrer, kam Jacobson nach Königsberg zurück und es wurde seine Lebensaufgabe, dem Ophthalmologen den Sitz in der medizinischen Fakultät unter den Ordinarien zu erkämpfen. Mit seiner glänzend begabten Feder hat er jahrelang dafür gestritten; das Ordinariat für Ophthalmologie, das erste in Preußen, war für ihn geschaffen worden. Er war damals nicht der Günstling der Fakultät, in jahrelangem Kampfe mit der von Wittich geführten Majorität hat er sein Ziel erreicht und so bildete er eine Verstärkung der Fakultätsminorität. Schon dies, daß wir in der Fakultät zusammenstanden, führte uns einander näher.

Jacobson war ein Mann, mit dem zu verkehren ein Genuß war, falls man nämlich das seltene Glück hatte, seinem Freundeskreise anzugehören. Das Interesse für Musik, das bei uns beiden bestand, und gemeinsame Beziehungen in Musikerkreisen wurde bald unserem Verkehr förderlich, so daß wir dem

Jacobsonschen Hause recht nahe gestanden haben. Dem Eintritt Jacobsons in die Fakultät folgte bald die Berufung Jaffes für Pharmakologie. Ein ebenso wissenschaftlich bedeutender wie rechtschaffen denkender und umgänglicher Mann. Wir waren schon aus Berlin her gut bekannt und traten uns allmählich freundschaftlich näher. Jaffe war lange Privatdozent in Königsberg gewesen und im Wittichschen Kreise heimisch, und wenn er auch die Rolle eines Vermittlers zu spielen nicht berufen war, so wirkte er in seiner ruhigen, liebevollen Art doch auf mich als ein heilsam empfundenes, dämpfendes Element.

In Königsberg führte schon damals, wie ja leider jetzt überall, die medizinische Fakultät ein von der übrigen Universität fast vollständig geschiedenes Dasein. Fast jeder von uns Medizinern arbeitete und lehrte in seinem Institut für sich. Ich war der einzige klinische Ordinarius, der in seinem Institut kein Auditorium besaß. Ich mußte meine Klinik auf den Krankensälen abhalten und las meine Vorlesung über spezielle Pathologie und Therapie in dem allgemeinen Kollegiengebäude. Mir war es sehr erwünscht, daß ich so wenigstens viermal wöchentlich Gelegenheit hatte, Kollegen aus anderen Fakultäten zu sehen. Ich habe jene Isolierung der Mediziner überall unangenehm empfunden und freute mich auch deshalb, daß hier in Königsberg ein Generalkonzil bestand, wie ich es in Dorpat schätzen gelernt und in Bern und später in Straßburg sehr vermißt habe.

Das „Concilium generale" der Königsberger Universität bestand aus den Ordinarien der vier Fakultäten. Es tagte unter dem Vorsitz des Rektors und hatte den Verkehr mit den vorgesetzten Behörden — außer in Berufungs- und Institutsangelegenheiten — und die Vermögens- und allgemeinen Angelegenheiten der Universität zu erledigen, auch lag ihm die Wahl der Universitätsbeamten und des Rektor ob. Die Behandlung solcher geschäftlicher Dinge in gemeinsamer Sitzung von mehr als vierzig Professoren führt zu vielem unnützem Gerede und zu arger Zeitvergeudung, doch hat sie

großen Wert: ein solches Generalkonzil wird und ist der Vertreter einer Tradition, des Geistes der Universität. Solche Tradition bestimmt und kräftigt die Haltung der Universität auch nach außen, den Behörden gegenüber. Außerdem ist das Zusammentagen der Fakultäten dadurch wichtig, daß es Gelegenheit gibt, die Kollegen der anderen Fakultäten nach ihrem Charakter kennen zu lernen. Die Eiferer und die Indifferenten, die Lehrhaften, die ängstlichen Gemüter, die Mantelträger und Streber, die Prinzipienreiter und Parteimänner, die Patrioten und Ehrenmänner von Beruf, die Unzufriedenen und Nörgler, die Wahrer der Tradition und die Neuerer — sie alle lernt man würdigen. Man lernt die Kameradschaften und Cliquen kennen und nimmt zu ihnen wie zu den einzelnen Kollegen Stellung.

Wir saßen in schönem Sitzungssaale um einen gewaltigen ovalen Tisch und berieten, redeten und beschlossen. Mir gegenüber an der Wand ein vortrefflicher Marmorkopf Kants, von Schadow. Zu seiner Rechten der Marmor einer alten Königsberger Größe: Hagen, Professor der Botanik, Chemie auch der Medizin, und Hofapotheker, vor nun mehr als hundert Jahren und Gründer einer großen Familie, aus der viele bedeutende Leute hervorgegangen sind: Der Kunst-Hagen, ein prächtiger, alter Herr, der damals noch unter uns wirkte und von dem ich noch erzählen werde, der Berliner Stadtkämmerer Hagen, der seinerzeit durch den „Hagensche Antrag" den Konflikt des Preußischen Abgeordnetenhauses mit Bismarck in Gang brachte, der Berliner Akademiker Hagen, eine hochberühmte Autorität allerersten Ranges in Sachen des Wasserbaues um die Mitte des 19. Jahrhunderts und schließlich führt noch heute ein Nachkomme jenes alten Herrn mit bestem Erfolge die „Hagensche Hofapotheke" in Königsberg. Auf Kants anderer Seite stand — Albrecht Wagner, bis sich ein Rektor fand, der die beiden weniger berühmten Herren in respektvolle Entfernung von jener ersten Größe brachte.

Die Fakultäten saßen geschlossen beieinander, uns gegenüber

die Theologen. Eine Sammlung merkwürdig unbedeutender Männer; nur einer von ihnen machte einen bedeutenderen Eindruck, dies war Grau. Der aber war ein arger Eiferer, glaubte an den leibhaftigen Teufel und hatte auch einmal eine persönliche Begegnung mit ihm gehabt. Es lag vielleicht an der Minderwertigkeit ihrer Glieder, daß diese „erste" Fakultät als minderwertig behandelt wurde: für die Rektorwahl kam sie nicht in Betracht. Seit Menschengedenken war kein Theologe Rektor gewesen — die Theologie sei überhaupt keine Wissenschaft, hieß es. Es steht mir gewiß sonderbar an, aber ich muß mich dessen rühmen, daß ich der gewesen bin, der diesen Bann gebrochen hat, und da es nicht aus Vorliebe für die offizielle Gottesgelahrtheit oder einen ihrer Königsberger Vertreter geschah, muß es wohl mein Billigkeitsgefühl gewesen sein, das mich bewegte. Jedenfalls habe ich nach fast sechzehn Jahren (sic!) es erreicht, daß Grau Rektor wurde. Er war ein guter Redner und hat sein Rektorat ohne Anfechtung erledigt.

Zwischen den Theologen und den Medizinern saßen die Juristen. Sie redeten am meisten und wußten es oft so einzurichten, daß sie mit ihren rechtlichen und formalen Bedenken die Diskussion erdrückten. Unter ihnen Dahn, der sich wenig als Jurist geltend und sich nicht lästig machte, ein verträgliches und verständiges Mitglied des Generalkonzils.

Von altersher war die philosophische Fakultät die maßgebende. Jetzt war sie es auch der Zahl nach: philologische, historische und naturwissenschaftlich-mathematische Fächer waren noch in ihr vereint und außerdem waren ihr eine ganze Anzahl von Professoren der landwirtschaftlichen Hochschule zugeteilt. Sie zählte noch genug bedeutende Männer: Rosenkranz, Lehrs, Richelot, und vor allen Franz Neumann, der Physiker, lehrten noch, doch hatten sich alle diese alten Herren von den Geschäften des Generalkonzils zurückgezogen, sie kamen nie in das Generalkonzil. Rosenkranz und Richelot waren krank und

starben bald; auch Lehrs habe ich nur noch einige Male gesehen, doch nicht im Konzil. Er war ein feiner, vornehmer, alter Herr. Besser ging es mir mit Franz Neumann. Freundschaftliche Beziehungen, die zwischen seiner Tochter Louise — dieselbe, von der die anziehende Lebensbeschreibung ihres Vaters herrührt — und Frauen unserer Familie bestanden, brachten mich dem Hause näher, und die Verehrung, die mir der alte Herr einflößte, tat das übrige. Freilich bei dem Antrittsbesuche, den ich der Frau Geheimrat machte, schnitt ich nicht gut ab. Diese, seine zweite Frau, eine Hagen aus jener alten Königsberger Familie, war gelähmt. Sie empfing mich, in einem Rollstuhl sitzend, und musterte mich sehr nachdrücklich. Als dann die nötigen Erhebungen stattgehabt hatten, gab sie mir kühl zu wissen, daß sie ein Vorurteil habe gegen so junge Ordinarien wie ich. Insonderheit gefiel es ihr nicht, daß ich eigentlich nicht Extraordinarius gewesen. Solchen fehle die richtige Erziehung für das Leben im Lehrkörper der Universität. Und nun gar dies häufige Wechseln! Das sei gar nicht gut. Ein Professor müsse mit seiner Universität verwachsen usf. Sie ließ mich recht deutlich merken, daß sie geneigt sei, Leute, die so oft wechselten, für Streber zu halten. Ich wurde recht klein, denn sie hatte unzweifelhaft in vielem recht, nur nicht, wie ich hoffe, mit diesem letzten bösen Verdacht.

Mit dem alten Herrn kam ich sehr gut aus. Ein stattlicher Herr. Haltung und Schnitt des Bartes wie bei einem alten Militär. Er hatte als junger Bursch von sechzehn oder siebzehn Jahren den Feldzug von 1815 als freiwilliger Jäger mitgemacht. Es war verzeihlich, daß mir das nicht gegenwärtig war, als ich im Jahre 1875 bei einem Diner des Oberpräsidenten ihm gegenüber saß. Ich erkundige mich nach seinem Befinden. Es ginge ihm gut, war die Antwort, nur die dummen Zähne machten ihm immer viel zu schaffen. „Oh! Ihre Zähne!? Was ist denn mit denen?!“ „Nun, seitdem ich den Schuß bekommen habe.“ „Haben Sie Unglück gehabt? Bei einem Experiment etwa?“ „Ach nein,

damals bei Ligny." Wie ich ihn nun genau ansah, da fielen mir auf beiden Wangen die halb im Bart versteckten Narben eines Schusses auf, der quer durch das Gesicht gegangen war, die Kiefer zertrümmert und viele Zähne herausgerissen hatte. — „Damals, 1815, bei Ligny!" Der alte Herr ist weit über 90 Jahre geworden.

Noch einem von den alten Herren aus der philosophischen Fakultät war es mir vergönnt näherzutreten. Das war der alte „Kunst-Hagen", von dem ich schon sprach, auch er schon über siebzig alt. Keiner von den Heroen, aber ein trefflicher und freundlicher alter Herr, mir bekannt durch zwei höchst lesenswerte Künstlernovellen: die „Norika" und die „Chronik von Florenz". Er war Vorstand des Kupferstichkabinetts, und als ich nach einigen Jahren mich für Kupferstiche zu interessieren und zu sammeln begann, führte uns das zusammen. Wir kamen gut miteinander aus. Da hat er mir denn erzählt, wie ihm seine „Chronik von Florenz" zu einer Begegnung mit Goethe verholfen hat, die aber nicht freundlich verlief.

Hagen hatte es für gut befunden, seinem reizenden kleinen Büchlein, einem recht frei erfundenen Florentiner Künstler-roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert, ein historisches Mäntelchen umzuhängen. Er sagt in der Vorrede: er bringe die freie Übersetzung eines Manuskriptes von Ghiberti, das er auf der Königsberger Bibliothek gefunden habe. Er hatte wohl nicht damit gerechnet, wie gut es ihm gelungen sei, den Ton jener Zeit zu treffen und war nun höchst peinlich überrascht, als er in einer Besprechung des Büchleins fand, daß Goethe seinen kleinen Kunstgriff nicht richtig verstanden und sich auf jene „Chronik von Florenz" als auf eine authentische Quelle bezogen habe. Hagen schrieb sogleich an Se. Exzellenz und klärte ihn auf. Aber der hohe Herr war schwer erzürnt und nicht zu besänftigen. „Es sei ganz und gar unerlaubt," so hat er geantwortet, „in solcher Weise, durch Vorspiegelung falscher Tatsachen, dem eigenen Machwerk vermehrtes Interesse zu gewinnen!"

Da ich hier von den interessanten Persönlichkeiten Königsbergs rede, möchte ich drei nicht vergessen, die freilich nicht zur Universität gehören: den bekannten Politiker Johann Jacoby, Dr. Arnoldt und Dr. Samuelson. Johann Jacoby war durch seine „Vier Fragen" einer der bekanntesten Männer der Zeit von vor 1848. Ich fand ihn als Arzt in Königsberg und traf einige Male auf Konsultationen mit ihm zusammen. Ich war nicht wenig überrascht, in diesem verrufenen „roten Demokraten" einen liebenswürdigen, etwas reservierten Herrn von feiner gesellschaftlicher Haltung zu finden, mit dem zu verkehren ein Vergnügen war.

Arnoldt war eines der ostpreußischen Originale; für mich höchst anziehend durch seinen intransigenten Idealismus und seine naive Anspruchslosigkeit. Er war Dozent an der Universität gewesen, bis auch er wegen politischen Hervortretens, wie damals so manche Ostpreußen, gemaßregelt worden war. So lebte er, der hervorragende Philosoph und einer der besten Kantkenner, in einfachsten Verhältnissen von Vorträgen hauptsächlich in Frauenzirkeln und von Privatunterricht. Durch einen meiner Schüler erfuhr er von Studien, die ich über die „Aphasie" betrieb. Das interessierte ihn und führte ihn zu mir. Hensel erzählt in seinem „Leben des Oberlehrer Witt" ein Geschichtchen von ihm: Man sprach darüber, ob Witt nicht besser getan hätte, seine Stellung als Gymnasiallehrer aufzugeben und sich der Politik zu widmen, und als einer der Unterredner bemerkte, das habe doch Bedenken gehabt, denn Witt sei ganz vermögenslos gewesen, sagte Arnoldt: „Oh, dem wäre wohl leicht abgeholfen worden, unter Witts Freunden waren viel wohlhabende Leute, die gern gezahlt hätten. Da war doch mancher, der wohl tausend Taler jährlich hatte." Der Sohn eben dieses Hensel, Professor Hensel, ein werter Freund aus der Straßburger Zeit, erzählte mir später, wie er leider mit Arnoldt auseinander gekommen sei. Infolge irgendeiner Äußerung, die Hensel getan, habe Arnoldt an ihn geschrieben: Er verlange von ihm die unzweideutige Erklärung, daß die Annexion des Elsaß im Jahre 1871

eine „verbrecherische Schandtat“ gewesen sei. Und als Hensel darauf ausweichend geantwortet, erfolgte die kurze Absage: „Bei einem so vollständigen Auseinandergehen wichtiger Grundanschauungen sei ein weiterer herzlicher Verkehr unmöglich.“ Nur wer diesen milden, sanften, fast schüchternen Arnoldt gekannt hat, weiß das zu würdigen! Das war etwa 1890 geschehen.

Der dritte, Dr. Samuelson. Ich hatte nur als Arzt mit ihm zu thun gehabt, und ihn als solchen schätzen und manches von ihm gelernt. Mir imponierte sein entschiedenes Vorgehn in Verfolgung wissenschaftlicher Ziele. Ein vornehmer Patient von ihm aus Rußland, bei dem er mich und Frerichs aus Berlin konsultiert hatte, war gestorben. Da die Diagnose trotz allem ganz unsicher geblieben war, lag uns sehr viel an der Sektion. Aber seine Begleiter — keine dazu berechtigten Verwandten — wollten sie verhindern. Samuelson bat uns, den Professor der pathologischen Anatomie Perls und mich, die Sektion mit ihm zu machen. Dies geschah im Leichenhause des jüdischen Friedhofes umtobt von einer mit Gewaltthat drohenden aufgeregten Menge. Wir nahmen keinen Schaden und Samuelson beruhigte die nicht ohne Grund ungehaltene jüdische Gemeinde durch eine gelehrte Abhandlung, in der er an der Hand des Talmud zeigte, daß hier die Sektion „zur Rettung anderer Menschenleben“ geboten gewesen sei.

Als sechzigjähriger Mann ließ sich Samuelson durch einen selbst beobachteten Fall anregen zu einer gründlichen experimentellen Arbeit über Störungen der Thätigkeit des Herzmuskels bei Unterbrechung des Blutstroms in ihm. Diese Arbeit, die er in Grünhagens Laboratorium ausführte, hat sehr interessante Ergebnisse geliefert und nimmt einen ersten Platz unter denen ein, welche die so wichtige Lehre von den Muskelerkrankungen des menschlichen Herzens experimentell begründet haben.

Hatte unsere Universität auch gegenwärtig keinen Kant aufzuweisen, so zählte sie doch tüchtige, selbst bedeutende

Männer genug, und sie hatte sich manche gute Tradition bewahrt. Auch in unserer medizinischen Fakultät fand ich manches von solchen Traditionen, was mich sehr angenehm berührte.

Im allgemeinen zeigten die deutschen Fakultäten damals bei der Erteilung der Doktorwürde einen recht geringen Ernst in der Zulassung von Elaboraten, für welche „höchste Minderwertigkeit" eine milde Bezeichnung wäre. Ich war hocherfreut, daß man hier in Königsberg eine würdige Strenge wahrte. Es wurden nur ernste wissenschaftliche Arbeiten angenommen. Die Königsberger Doktordissertationen aus jener Zeit verdienen diese Bezeichnung. Es kam damals dort vor, daß ein Mediziner, der das Staatsexamen bestanden hatte, sich nicht genügend begabt zeigte, um eine annehmbare Doktorarbeit fertig zu bringen. In zwei Fällen habe ich solchen Leuten, die sich bei mir selbst fast ein Jahr lang erfolglos abgequält hatten, geraten, mit der Arbeit, die bei uns angenommen zu werden keine Aussicht hatte, sich an einer anderen deutschen Universität zum Doktorexamen zu melden, und in beiden Fällen wurde ihre Arbeit dort vollkommen ausreichend befunden und nach kürzester Zeit kam der eine wie der andere als „Dr. med." heim. Der eine dieser beiden war ein jüdischer Herr, der bereits verheiratet war — Sarah hieß sie und war in einem Zustande, in dem Frauen geschont werden müssen. Die Depesche, in der der Gemahl dem Schwiegervater den glücklichen Ausfall des Examens meldete, lautete: „Sarah schonend vorbereiten! Examen gut bestanden! Doktor X., Dr. med." Die Geschichte ist bereits an anderer Stelle erzählt, aber hier liegt das Original vor.

Weder unsere Universität noch unsere Fakultät war also so beschaffen, daß mir das Bewußtsein leicht geworden wäre, ich würde hier nicht warm, ich käme hier nicht auf. In der Tat schien es aber zunächst so, ich blieb isoliert, verstimmt, unbefriedigt nach allen Seiten. Auch die Praxis wollte nicht in Gang kommen. Im ersten Jahre habe ich ungefähr 500 Mark aus meiner Privatpraxis eingenommen!

Eine sehr üble Folge meiner Verstimmung war, daß ich auch in meiner Arbeit nichts vor mich brachte. In meinen klinischen Vorlesungen ließ ich es nicht an mir fehlen, die habe ich so gut wie immer gehalten, aber meine wissenschaftliche Produktion jener ersten Königsberger Zeit hat nichts Neues und Bedeutendes gebracht. Je länger dieser Zustand dauerte, um so mehr klammerte ich mich an die Hoffnung, daß mich ein neuer Ruf aus dem quälenden Dasein befreien werde. Ein böser Zustand und nicht geeignet, mit der Lage zu versöhnen, wenn man auf jede freiwerdende Stelle lauert, um immer Enttäuschungen zu erleben. Man hat vielleicht gut getan, daß man mich einmal einige Zeit in Königsberg sitzen und warm werden ließ; ich aber sah in der Tatsache, daß kein neuer Ruf an mich kam, nur die Wirkung davon, daß die Männer, die mir hier das Leben schwer machten, mich an den anderen deutschen Fakultäten angeschwärzt, zu meinen Ungunsten berichtet hätten, was dann wieder meine Stimmung nicht besserte. Es schien wenig Aussicht, daß ich hier in Königsberg heimisch werden wollte. Verdrossen schleppte ich mich durch ein Semester nach dem andern. Waren die Vorlesungen geschlossen, so reiste ich am liebsten noch denselben Tag fort, um erst zum Beginn der Vorlesungen wieder heimzukommen. Verstimmt ging ich und verstimmt war ich bald, wenn ich wieder da war.

Meines Onkel Karl und seiner Tochter Anna habe ich schon oft gedacht. Es war das der Sommerauer Onkel, auf dessen schönem Landgute dort unten bei Tilsit ich immer so gern geweilt und manche fröhlichen Sommerferien als Schüler, Student und junger Doktor verlebt hatte. Jetzt hatte er sein schönes Gut zu unser aller Kummer verkauft und lebte mit seiner Familie in Königsberg. Anna kam mir mit alter Herzlichkeit entgegen und ich hatte sie immer gern gehabt. Ich war viel dort und wir waren schnell wieder die guten Freunde. Sie war ein gescheites, lebhaftes, warmherziges Mädchen

geworden. Mittelgroß, sehr gut gewachsen und gerade kräftig genug, um nicht „zart" zu erscheinen, anmutig in Haltung und Bewegung. Es wäre schneller mit uns gegangen, wenn ich nicht, wie schon angedeutet, als Mediziner unter dem sehr begründeten Vorurteil gegen Verwandtenehen gestanden hätte. So hielt ich mich bewußt zurück. Es hat lange gedauert, bis mir die Erleuchtung kam, meinen wissenschaftlichen Standpunkt aufzugeben und mein Glück, wie es da vor mir stand, zu ergreifen.

Wie Anna zu mir stände, dessen war ich freilich ganz unsicher, klar war mir aber, daß ich darüber nur dadurch Sicherheit erhalten könne, daß ich sie frage — also ließ ich nun den Dingen ihren Lauf, und die Sache entwickelte sich von selbst.

Der erste Akt entbehrte nicht des frohen Sinnes, der hier an der Stelle war. Es war Frühjahr. Zunächst blieb noch alles im alten Geleis. Als aber das Sommersemester da war und die Ferienpläne geschmiedet werden mußten, war ich sehr verwundert, daß mir die Neigung zur gewohnten Ferienreise fehle, und ich schrieb meiner Mutter, daß ich diesmal die Ferien in Ostpreußen bleiben wolle. Meine gute Mutter merkte sofort als wahren Grund, daß zwischen Anna und mir etwas im Werden sei, und dies war ihr unsympathisch; auch sie war gegen Verwandtenehen. Also beschloß sie, uns auseinanderzubringen und lud Anna zu sich in ihre Sommerfrische nach Blankenburg in Thüringen ein. Als aber sie mir das schrieb, änderte ich meinen Plan. Ich beschloß, meiner guten Mutter eine Freude zu machen und ging nach Blankenburg. Hier fand ich Anna vor und bereits in wärmster beiderseitiger Freundschaft mit Mutter und Schwester. Es wurden schöne Wochen, die wir dort miteinander verlebten.

Meine Mutter war durch ihre Krankheit sehr schwer beweglich, an Haus und Garten gefesselt, meine Schwester, ihre unzertrennliche Gefährtin und Pflegerin, dadurch auch gebunden. So taten wir beide, Anna und ich, uns zusammen, und ganze Tage streiften wir durch die Wälder und über

die Höhen des Thüringer Waldes, als gute Kameraden, nicht als Liebesleute! Zwar machten die Damen der Bekanntschaft nach gerade ein etwas bedenkliches Gesicht über das seltsam unzertrennliche Paar von Cousine und Vetter, uns beide ficht das nicht an. Die Neigung, gebahnte Wege zu meiden, die uns beiden nicht fremd war, ist damals schon zu ihrem Rechte gekommen, und wie wir bald den Wald gründlich kannten, so freundeten wir uns mit seinen Insassen, den Hirschen und den Wildschweinen, bestens an.

Den Abschluß des schönen Zusammenlebens bildete eine Fahrt, die wir drei, meine Schwester, Anna und ich, nach Weimar, Eisenach, der Wartburg usw. unternahmen. Anna war glücklich, sie kannte noch keines der deutschen Gebirge, und die sagenumwobene Wartburg hat es ihr ganz und gar angetan. Es war Mitte September, das Buchenlaub fing an sich zu färben, da war es allerdings ein selten schöner Blick vom Annatal auf den Burgberg und die Burg im goldigen Scheine der Abendsonne.

Zur Entscheidung kam es aber noch nicht. Und warum ich mich nicht zu der nun doch längst angezeigten Erklärung entschloß? Vielleicht Feigheit? Vielleicht aber auch, daß mir Anna leid tat, denn ich hatte keine hohe Vorstellung von meinem Beruf zum Ehemanne. Rücksichten ökonomischer Art spielten nicht mehr mit. Meine Lage hatte sich so gebessert, daß ich im letzten Jahre bereits 15 000 Mark Gesamteinnahme hatte, was mir damals sehr viel vorkam und auch sehr genügend war. Also — ich ließ den Herbst in stetem herzlichen Verkehr mit Anna vergehen, dann, um Weihnachten, kam das ins Spiel, was so oft zur Entscheidung treibt: Eifersucht, übrigens völlig unbegründete!

So hatte ich am 1. Januar meinen Entschluß gefaßt. Ich hatte wohl früher, wenn ich einmal von meiner „Zukünftigen" sprach, frecherweise gesagt, ich könne nur eine Frau brauchen, die, wenn ich sie frage, mir um den Hals fällt. Das ereignete sich hier

doch nicht, wenigstens nicht sogleich. Ich konnte zufrieden sein und war es auch sehr! Was sie mir Liebes mit ihrem Jawort sagte, war Wahrheit und bewußte, klar bewußte Sicherheit. Sie war von je die beste Tochter und beste Schwester und ist es geblieben bis heute, aber sie, ihr ganzes Leben hat von jenem Tage an mir gehört. Von jenem Tage an bis heute waren wir eins. Nie hat einer noch einen ernsten Schritt allein getan. Hand in Hand sind wir durch dies Leben gegangen, jeder dem anderen offen in jeder Falte seines Herzens und jeder des anderen Wille. Was Anna mir an Nachsicht und Güte geschenkt, war stets der warme Schein ihrer Liebe, einer Liebe, unerschütterlich und unabhängig von allem und jedem. Damals war sie ein junges, naives Mädchen, aufgewachsen wie die Blume auf dem Felde zu ihrer und aller Welt Freude. Heute ist sie längst eine kluge Frau, die viel erlebt hat, und es ist nicht nur ihre Warmherzigkeit und ihre Herzensgüte, die die Menschen anzieht. Für mich ist sie unverändert mein Sonnenschein.

Am 2. Januar reisten wir beide nach Berlin zu Mutter und Schwester. Beide hatten seit dem Blankenburger Zusammenleben Anna fest in ihr Herz geschlossen und waren glücklich, als ich sie ihnen nun zuführte. Es war alles so selbstverständlich zusammengehörig, als wäre es schon seit je so gewesen.

Dann folgte ein kurzer Brautstand, und in den Osterferien führte ich Anna heim. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin gingen wir nach Italien bis Rom. Es ging uns beiden eine neue Welt auf. Doch von unserer Hochzeitsreise will ich später erzählen. Ich müßte mir schweren Zwang antun, wollte ich hier nicht ausführlich von meiner Frau sprechen. Was mich an Gefühlen des Dankes an sie diese langen Jahre hindurch bewegt hat, ist keinem anderen kundzutun, doch könnte ich nicht ruhig sterben, wollte ich nicht hier sagen, wie ich sie geschaut und verstanden. Jedenfalls könnte ich nicht dies weiterschreiben. Ich denke zuweilen, daß ich diese ganzen „Erinnerungen" nur deshalb niedergeschrieben habe, um hier von ihr reden zu können.

Ich wußte längst und war dessen sicher, daß Anna an Seele und Körper gut und gesund beanlagt sei. Fürs geistige Leben und geistige Interesse hatte die Erziehung des väterlichen Hauses den Grund gelegt, doch von dem, was sie mir nun bot, mußte ich überrascht sein. Anna überragte mich und das in vielem, worin auch ich mich nicht schwach fühlte. Dies junge Menschenkind, das so gut wie nichts von der Welt gesehen, dessen Sinn und Anschauungen sich fast ausschließlich nur an dem hatten bilden können, was ihr das Elternhaus und der Freundeskreis, in dem sie lebte, boten, zeigte die offenste Empfänglichkeit für alles Schöne, aber viel mehr als das, eine unübertreffliche Schärfe der Auffassung, die an nichts Unwesentlichem haftete, bei naivster, größter Bescheidenheit und Zurückhaltung eine Unbestechlichkeit und Sicherheit des Urteils, die bei aller Subjektivität und Eigenart einem Erfahrenen Ehre gemacht hätte. In allem kam ihre besondere Stärke zur Geltung, das ist ihre Wahrhaftigkeit und der Ernst, mit der sie ihr dient. Unaufrichtigkeit, Unehrlichkeit, Verstellung, alles, dem auch nur ein Korn von Unwahrheit innewohnte — unmöglich, sich mit ihm zu vertragen. Eine empfindliche Scheu vor der Berührung mit dem Unwahren ebenso wie mit dem Häßlichen und dem im ernsten Sinne Schmutzigen. Und das überall und unter allen Umständen. Selbst mir gegenüber war sie da fest. Unserem Verhältnis drohte daraus keine Gefahr, denn die liberale Lebensanschauung und der kategorische Imperativ waren uns beiden unverbrüchlich fest. Die Schlimmen unter denen, die der Wahrheit nicht froh werden mögen, stieß oder lehnte sie ab, überraschend aber ist es, wie viele sehr anders Geartete ihr ungeschminktes Wesen vertrugen. Ihre echte Weiblichkeit war das Versöhnende, ihre Selbstlosigkeit, Warmherzigkeit und Freundlichkeit. Bis in ihr Alter hat sie sich eine fast anschmiegende Anmut bewahrt, die ihr noch heut einmal da, wo es am Platze ist, etwas Mädchenhaftes geben kann.

Ihre Ansprüche an Menschen, die gelten wollen, sind nicht gering, am größten die an sich selbst; den andern hat sie Schonung und Milde nur da versagt, wo es nötig war. So ist sie keine Freundin des Dilettantismus. Die mannigfachen Talente[1]), die sie besitzt, hat sie wenig gepflegt. Der Ausgestaltung ihres Gesamtwesens ist das vielleicht förderlich gewesen. Jedenfalls ist dadurch erleichtert worden, daß sie mit ihren Interessen mehr und mehr in Bahnen kam, die neben den meinen hergingen und sie überall trafen.

Vor jenem seltsamen Beieinander von hingebendster, selbstlosester Liebe und vollkommener, unerschütterlicher Festigkeit im eigenen Wesen, das Anna kennzeichnet, habe ich staunend gestanden, und mein Dank an sie ist noch heut von solchem Staunen nicht frei: Ein ganzes Leben, dessen eigener Wert ihr bewußt war, dem geliebten Manne geweiht, einem Manne, der nach seinem Temperament viel Schwächen, ja Bedenken bot, die so tief in seiner ganzen Art wurzelten, daß ihre Beseitigung ohne Schaden schwer möglich war. Übersehen konnte Anna sie nicht, doch würde ich ihr nicht gerecht werden, wenn ich sagen wollte, sie habe sie „ertragen". Sie gehörten zum Ganzen und dies Ganze hatte sie lieb, auf alle Fälle, wenn auch vielleicht einmal mit Schmerzen, die aber, wie ich hoffe, nie groß gewesen sind. Beeinflußt haben wir uns beide in vielem; in einem bin ich ihr ganz gefolgt, Annas Heimat, Ostpreußen, ist die meine geworden. Dort ist sie aufgewachsen, dort liegt der Schauplatz der Freuden, die uns unsere junge Ehe brachte, in jenem Lande habe ich mein Glück gefunden und deshalb ist es mir lieb und wert.

Ebenso steht es mit meinem Verhältnis zu dem Kreise, in dem Anna erwuchs; auch hier fesselt mich dankbare Verehrung, die ich all denen zolle, in deren Schirm und Schatten dies liebe Wesen aufgewachsen ist. So ist es zu

[1]) So verdanke ich ihr, obgleich sie sich vorher nie mit Ähnlichem beschäftigt, die meisten der vortrefflichen farbigen Abbildungen in meinen Gallensteinarbeiten.

verstehen, wenn ich jetzt noch ein weniges von jenem Erdenwinkel und von seinen Männern und Frauen reden will, sie geben mir den Hintergrund für ihr liebes Bild.

Sommerau (bei Szillen) ist ein uraltes Rittergut im preußischen Litauen, schon aus der Ordenszeit bekannt. Mein Schwiegervater, Onkel Karl Haebler, hatte es im Jahre 1840 von Herrn Sperber-Gerskullen gekauft, dessen mittlerweile geadelte Familie es jetzt wieder besitzt. Vor Sperber hatte es ein Herr von Soden innegehabt, der darauf zugrunde gegangen war. Es gingen noch manche alten Überlieferungen um über Herrn von Soden und die großartige Wirtschaft, die er geführt, und eine seiner Hinterlassenschaften war wirklich großartig, das waren die Gärten. Drei Gärten umgaben den Gutshof: ein kleinerer Blumengarten hinter dem Wohnhause und zwei große Parks, jeder von vielen Hektar: der „große Garten" und der „Kapellengarten". Dieser so genannt nach einer auf künstlich aufgeschüttetem Hügel erbauten Kapelle, dem Erbbegräbnis der Sodens, und seitdem nicht mehr benutzt. Über der Eingangstür mit Riesenlettern: „Bedenke das Ende."

Die Zufahrt ging an der malerischen Gutsschmiede vorbei, zwischen den beiden genannten großen Gärten hindurch. Auf dieser Einfahrt, mit uraltem, unglaublichem Pflaster, gelangte man auf den weiträumigen Gutshof. Auf zwei Seiten umgaben ihn Scheunen und Ställe. Auf der dritten Seite das einfache Herrenhaus: ein Stockwerk mit hohem, geräumigem, teilweise ausgebautem Dachgeschoß. Vor dem Hause Steinpfeiler, durch Ketten verbunden. Die vierte Seite des Hofes nahm der „große Garten" ein. Ein herrlicher Park mit schönen, alten Bäumen, unendlichen, schattigen Laubengängen und, wie für herrschaftliche Güter aus älterer Zeit selbstverständlich, einer „Einsiedelei" und einer „Bastei", von der ein weiter Blick ins Land hinaus.

Auf dem Hofe ein hübscher Teich mit alten Pyramidenpappeln; ein ebensolcher auf dem zweiten Gutshofe; ein

dritter im „kleinen Garten" hinter dem Hause. Das Gehöft lag an der niedrigsten Stelle des ganzen Gutsbezirkes und sehr Blitzschlägen ausgesetzt. Es machte mir, dem Stadtkind, großen Eindruck, wenn bei schwerem nächtlichem Gewitter das ganze Haus auf die Beine kam und alles für den Unglücksfall vorbereitet wurde. Im übrigen waren jene Teiche eine sehr angenehme Beigabe. Man konnte in Waschkübeln auf ihnen umhergondeln und sie enthielten viele Karauschen, ein ganz ausgezeichneter kleiner Fisch, der eine angenehme Bereicherung der Gutstafel abgab.

Hoch zu Roß und mit dem Jagdgewehr habe ich manchen Herbst die Gefilde Sommeraus unsicher gemacht. Ein großer Jäger oder Reitersmann bin ich aber nie gewesen; meine Reitkunst ging gerade so weit, daß ich mich auf diesen trefflichen litauischen Zuchtpferden, den Müttern der preußischen Kavallerie, oben hielt. Das waren wunderbare Gäule, Tiere, die nicht weniger durch ihre Sanftmut rührten, wie durch ihre Leistungen Achtung einflößten und auf ihnen durch die Welt zu streifen ein besonderer Genuß. Meine Jagdergebnisse waren nicht groß; zum Glück gab es verwilderte Katzen genug auf dem Felde.

Ich müßte schlechteres Blut gehabt haben, wenn ein so herrliches Leben mir dies Sommerau nicht lieb gemacht hätte, und seine Bewohner taten alles dazu. Der Onkel war mein Pate und mir sehr gewogen, und die gute Tante Adele unser aller „Lieblingstante". Der Onkel, eine Despotennatur, den „Starost" habe ich ihn später getauft: herrisch, eigenwillig, aber wirklich vornehm in Gesinnung und Handeln und dabei von großer Herzensgüte. Er hat lange Zeit eine Rolle in der „Provinziallandschaft" gespielt, er war einer der drei Generallandschaftsräte in der damals noch vereinigten Provinz Ost- und West-Preußen. Außerdem war er einer der Führer der liberalen Partei der Provinz und seit 1858 durch Dezennien Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses. Hier hat er

sich einen Namen gemacht als einer von den elf Abgeordneten, die nach ihrem Austritt aus der Fraktion Vincke die deutsche Fortschrittspartei gründeten, die Trägerin des Konfliktes mit Bismarck. Wegen der vielen „Litauer" unter ihren Gründern hat sie lange den Namen „Jung-Litauen" geführt.

Durch ihn habe ich in den Nachsitzungen der Fraktionsgenossen beim „schweren Wagner" oder bei „Schubert" viele der Männer kennengelernt, die damals in Vertretung der Sache des Liberalismus auch Ostpreußen zu Ehren brachten: Stavenhagen, den Stadtkämmerer Hagen, v. Saucken, Eugen Richter, Waldeck, alles Charakterköpfe, stattliche und eindrucksvolle Persönlichkeiten, aber, wie leicht begreiflich, nachdem sie sich soeben in der Fraktionssitzung gründlich ausgesprochen, hier lieber mit anderen Dingen wie mit Politicis beschäftigt. Der, den ich am besten kennenlernte, war Hoverbeck; mit ihm hatte mich schon die Typhusepidemie 1867 in Ostpreußen zusammengeführt und in Sommerau und bei den noch zu schildernden Käswurms war Gelegenheit genug zu Verkehr mit ihm. Auch ohnedies wäre er mir vielleicht der interessanteste von all jenen Männern gewesen. Aus einem uralten Adelsgeschlecht, mit dem selbstbewußten Äußern eines hochgeborenen Herrn. Ein Hüne von Gestalt, vornehme, reservierte Haltung, ernstes, kluges, etwas unzugängliches Gesicht. Durch eine Korneatrübung, die als weißer Fleck auffiel, war das linke Auge fast unbrauchbar, infolgedessen bei seiner großen Kurzsichtigkeit das rechte Auge meist mit eingeklemmtem Monokel bewaffnet, das ihm keineswegs etwas Geckenhaftes gab, hingegen seiner reservierten Haltung nachhalf. Liberal vom äußersten linken Flügel, eingestanden Republikaner und einer von jenen Optimisten, die diese Staatsform für nicht aussichtslos in Deutschland hielten. Ehrlicher Glaube an die Güte des gemeinen Mannes, des Volkes, und an die Entwicklung der Menschheit zum Guten, unter der Herrschaft der Vernunft. H. war einer von denen, die in politischen Dingen

vor der Konsequenz nicht leicht zurückschrecken. Wir kamen einst auf die republikanische Staatsform zu sprechen und ich, der ich, das mag bald 50 Jahre her sein, ihre Aussichtslosigkeit für Deutschland vertrat, fragte scherzend: „Wo wollen Sie mit den Königen hin? Den Kopf abschlagen, wie einstens, kann man ihnen doch heut nicht mehr.“ Das „Warum denn nicht?“, das er ruhig zur Antwort gab, klang nicht scherzhaft. Wenn man sachlich mit ihm zu tun hatte, war Hoverbeck, wie ich im ostpreußischen Notstand erfahren hatte, nicht immer bequem; er verlangte von jedermann das weitgehendste Aufgehen in die Sache und einen Anspruch auf Anerkennung daraus abzuleiten, war nicht seine Art. So konnte er schroff erscheinen; aber dieser strenge Mann und rücksichtslose Politiker war als Mensch, wenn auch überall der unbeugsame Vertreter von Vernunft, Wahrheit und Pflicht, der Zartesten und Rücksichtsvollsten einer. Hoverbeck war übrigens ein sehr tüchtiger Wirtschafter und in sehr guten Verhältnissen. Seine Besitzung, Nickelsdorf bei Allenstein, war als Musterwirtschaft bekannt. Eine Liebhaberei von ihm war Obstbau, er war eine Autorität in Pomologie.

Gute Wirtschafter waren leider nicht viele der Mitglieder jenes litauischen Kreises und dementsprechend lebten manche in Sorgen. Die älteren, die wie mein Schwiegervater und die Käswurms noch größere Besitzungen billig erstanden hatten, hielten durch, die Besitzer kleinerer Güter aber, und die, welche schon zu hohen Preisen gekauft hatten, gingen vielfach zugrunde. Unsere Familie zählte damals im ganzen sechs Gutsbesitzer mit mittelgroßem und großem Grundbesitz, außer meinem Schwiegervater sind sie alle wirtschaftlich zugrunde gegangen, und da ich bei einigen „interessiert“ war, habe ich oft Grund gehabt, über das damalige „Elend der Landwirtschaft“ nachzudenken und darüber, ob diese meine Vettern eine persönliche Schuld träfe. Immer habe ich mir sagen müssen, daß ihnen eigentlich nur recht geschah. Die Zeit, wo man den Leuten eine üppige

Lebensführung vorwerfen konnte, habe ich auch noch gekannt. Damals brachten die recht häufigen Fahrten nach der Stadt recht großen Aufwand, im Kartenspiel (nie Hasardspiel!) gingen nicht ganz geringe Summen drauf und der häusliche Verkehr war nicht anspruchslos. Das war nun seit den achtziger Jahren besser, man war solide geworden. Was aber diesen Leuten das Fortkommen von vornherein erschwerte und sie gegen jeden Unglücksfall widerstandslos machte, war, daß sie ihr Geschäft mit viel zu geringen Mitteln unternommen hatten. Ein Gut von 200 000 Mark mit einer Anzahlung aus eigenen Mitteln von 30 000 bis 40 000 Mark erwerben, war das Gewöhnliche und galt noch für solide. Sie waren mit Hypotheken überlastet und ohne jedes Betriebskapital. Außerdem waren es meist wenig begabte und wenig leistungsfähige Männer, ohne Initiative; sie schleppten die Wirtschaft nach gebräuchlichem Schema hin und erwarteten, daß sie ihnen das zum standesgemäßen Leben des Besitzers eines Gutes, von der Größe des ihren, Erforderliche bringe. Die Geschäfte, die meine Vettern da betrieben, waren eben keine ganz kleinen und einfachen und ihr Vermögen und ihre Begabung reichte nicht für sie. Heut dürfte es übrigens kaum verständlich erscheinen, daß, sosehr sie in Sorgen lebten, keiner von ihnen daran dachte, daß ihrer Not durch eine agrarische Gesetzgebung abzuhelfen sei.

Auch Sommerau war keine Musterwirtschaft. Zwar hatte mein guter Schwiegervater seinerzeit Landwirtschaft gelernt und schon die Notwendigkeit, anstandshalber den intelligenten Landwirt darzustellen, brachte es mit sich, daß er viel Geld für künstlichen Dünger usw. ausgab. Aber ein großer Landwirt ist er sicher nie gewesen. Auch brachte es seine politische Tätigkeit mit sich, daß er seit Dezennien die größte Zeit des Jahres in Königsberg und Berlin steckte; so wurde seine schöne große Besitzung von einem unverheirateten Inspektor besorgt, offenbar ganz im alten Stile und ohne jeden Schwung.

Das Leben im Hause war bei größter Gastlichkeit einfach. Gegessen wurde allerdings gut, oft und, wenn Gäste im Hause waren, viel. Getrunken wurde für gewöhnlich sehr mäßig. Zum „Schweinevesper", das war der ins Litauische übersetzte five o'clock tea, fing man wohl früher mit Grog an, bei dem man damals dann wohl auch blieb. Schon seit den sechziger Jahren aber hatte das Bier mehr und mehr Boden gewonnen und schließlich gab es fast nur noch unter den älteren Herren einige Grogtrinker. Trunkenheit war ausgeschlossen. Der ganze Umgangston, die Unterhaltung waren lebhaft fröhlich, auf einem guten geistigen Niveau, die Jagdgeschichten, wie ich sie später in anderen (vornehmeren!?) Kreisen des ostpreußischen Großgrundbesitzertums als Grundton geselliger Unterhaltung kennen lernte, waren hier unbekannt, vielleicht deshalb, weil alle maßgebenden Männer dieses Kreises nicht oder nur ganz nebenbei Jäger waren. Der Verkehrston war durchaus auf gemischte Gesellschaft, Frauen und Männer, gestimmt. Auch das Kartenspiel trat im ganzen mehr zurück, Hasard ist, um es nochmals zu sagen, nie gespielt worden.

Außer häufigen unangesagten Besuchen waren es besonders die Geburtstagsfeste der Hausfrau und des Hausherrn, welche die Nachbarschaft zusammenführten. Dann kamen die Gäste, je nach der Kopfzahl der Familie, in einem oder in zwei Wagen auf große Entfernungen, bis zu 30 Kilometer und mehr, angereist. Auch zu Weihnachten, Neujahr, Ostern, Pfingsten gab es solche uneingeladenen Zusammenkünfte. Große Familienereignisse, Hochzeiten usw. wurden noch nach altem Stil wohl in mehrtägigen Festen begangen.

Sehr maßgebend für den Ton in ihrem Hause war meine Schwiegermutter, die von uns allen geliebte „Tante Adele". Sorgte der Hausherr mit seinen hochstrebenden Interessen für den geistigen Inhalt, so verbreitete die sanfte, stillfreundliche, selbstlose Art, in der sie es jedem behaglich zu machen wußte,

über die ganze Häuslichkeit eine Wärme, in der sich jeder bei dem, was ihm geboten wurde, wohl und befriedigt fühlte. Jeder fühlte sich willkommen und gern gelitten, so voll das Haus auch war, und es war oft sehr voll, war keiner zu viel. Eines Abends, als es schon voller Nachtgäste war, brachten die in Königsberg studierenden ältesten Söhne, auf einer Spritze durch die Provinz begriffen, noch 6 Kameraden mit. Auch die fanden noch freundliche Aufnahme. Es waren die Frauen, die Hausfrau mit ihren Töchtern Anna und Marie, die dem Hause den besonderen Stempel gaben.

Die Familie, mit der die Sommerauer die festesten Beziehungen hatten, waren die Käswurms, der aus Puspern stammende Zweig. Die Käswurms sind von den Salzburgern, die Mitte des 18. Jahrhunderts von dort vertrieben sich in Ostpreußen ansiedelten. Hoverbeck gehörte durch seine Frau, eine Pusperer Käswurm, hierher. Ich habe an den trefflichen Bernhard Käswurm und seine Frau die beste Erinnerung. Sie saßen auf Kindschen als nächste Nachbern von Sommerau. Beide mit hohen geistigen Interessen. Der Mann durch seine phantasievolle optimistische Weltanschauung höchst anziehend.

Meine Anna war der Liebling dieser beiden „Kindscher" und es war ein alt ausgemachtes Versprechen, daß sie ihr den Polterabend ausrichten dürften — nun war es soweit. Da jetzt aber die Schwiegereltern in Königsberg wohnten, war das nicht einfach. Der Polterabend wurde schließlich dort in Kindschen bereits fünf Tage vor der Hochzeit gefeiert. Ich lernte am eigenen Leibe kennen, was es mit einem solchen Feste auf dem Lande auf sich hat. Es war des Jubel und Trubel reichlich und zuviel, ich war froh, als sich eine Gelegenheit fand, mich am folgenden Tage aus dem Staube zu machen. Ich folgte einer Aufforderung zur Konsultation nach Bialystock, von der ich dann erst am Tage vor der Hochzeit heimkam. Ein ziemlich starkes Stück von

mangelnder Rücksicht auf meine Braut, zwischen Polterabend und Hochzeit sich abwesend zu machen. Ich fand denn Anna auch etwas erregt und herunter. Sie hatte all die Aufregungen der letzten Tage vor einem solchen einschneidenden Ereignis allein abzumachen gehabt.

Die Hochzeit! Sie war wohl wie andere Hochzeiten auch und für die beiden Meistbeteiligten kein großes Vergnügen.

Nach zwei Tagen Aufenthalt bei meiner Mutter in Berlin ging es weiter über München nach Bozen. In Bozen verlebten wir drei herrliche Tage. Hier war es sonnig und warm und als am ersten Morgen die Zinnen des Rosengarten und die anderen Dolomiten uns beim Frühstück entgegenstrahlten, war das Entzücken groß. Noch heut lieben wir Bozen und fast stets, wenn wir über den Brenner gingen, haben wir in der alten, hübschen Stadt haltgemacht. Wer sollte auch Runkelstein und die Hasselburg, Siegmundskron und Eppan nicht lieben!

Auf italienischem Boden folgten wir zunächst Goethes Spuren. Es hätte mir keine Ruhe gelassen, wenn wir an Verona und Vicenza vorbeigegangen wären. Wir haben es auch nicht bedauert. Nur das „teatro olimpico" hat uns sehr kalt gelassen und Palladio leider auch ein wenig. Dann Venedig, Bologna, Florenz, Rom. Es war viel zuviel und alles zu flüchtig; wir hatten für Italien nur vier Wochen. In Rom waren wir 18 Tage. Hier wurde uns der Aufenthalt durch das Ausbleiben einer Geldsendung verdorben. Wir traten schließlich unsere Rückreise mit 5 Franken in der Tasche an, mit denen wir bis Livorno ausreichen mußten, dort wußten wir eine bekannte Familie, die wir anborgen konnten. Die Sache war recht ärgerlich und hier zum ersten Male zeigte sich bei mir eine Widerstandslosigkeit solchem kleinlichen Mißgeschick gegenüber, die mir noch viel zu schaffen machen sollte, und meine Frau hat gleich hier auf ihrer Hochzeitsreise Gelegenheit gehabt, mir ihre heitere Nachsicht zu bewähren.

Trotz jenes Mißgeschickes haben wir übrigens Rom schön genossen. Rom begann damals erst zu erwachen. Die bösen Entstellungen, die ihm das geeinte Italien antun mußte, machten sich noch wenig störend bemerkbar. Auf dem Forum waren die Ausgrabungen noch wenig vorgeschritten, der größte Teil lag noch unter dem Schutt begraben. Noch zog sich vom Kapitol bis zum Kolosseum am Fuße des Palatin entlang die uralte Ölbaumallee hin, und noch weideten dort die Kühe, um das Bild des alten Campo vaccino vollständig zu machen. Wir wohnten noch in der „Minerva" neben dem Pantheon, dem famosen Elephantenobelisk gegenüber; auf der Scala di Spagna lagen noch die Modelle, auf der Piazza di popolo noch die Campagnolen, und noch belebten Pifferari und Drehorgelspieler in Massen die Straßen. Und die Karossen mit den langgeschwänzten Rappen, in denen die blasierten Würdenträger! Auch dem „Bambino von Araceli" sind wir noch bei seiner Ausfahrt begegnet: das Jesuskindlein im Fond und zwei Prete respektvollst auf dem Rücksitz.

Was wir am besten genossen und uns angeeignet haben, war die Vatikanische Galerie und St. Peter. Vom Monte Pincio aus hatten wir die gewaltige Kuppel, wie sie das Stadtbild Roms beherrscht, gesehen. Als ich jetzt den großartigen Platz mit den Brunnen und den Säulengängen betrat, war ich befremdet: Es bleibt unbegreiflich, wie sich der Riese hinter seiner fast unbedeutenden Fassade versteckt. Auch innen habe ich den wahren Eindruck des herrlichen, unvergleichlichen Baues nicht sogleich gewonnen. Das Ganze ist zu groß, um leicht übersichtlich zu sein, und die Großartigkeit des Einzelnen kommt nur in der Harmonie des Ganzen zum Verständnis. Als ich aber die herrlichen Hallen immer wieder und wieder durchwandelt hatte und heimisch in ihnen geworden war, gab mir dieser Raum ein seltenes Wohlgefühl. Dieser herrliche weite Raum, hell bis in den letzten Winkel und überall das gleiche, wohltuende, sanfte Licht. Die gleiche Klarheit, ob

draußen die Sonne scheint oder dunkle Wolken den Himmel verhängen. Die unvergleichlich stolzen Gewölbe, wie sie sich zum Tragen der Kuppel zusammenschließen, majestätisch sicher auf den gewaltigen Pfeilern, deren jeder unerschütterlich dasteht, als könne er eine Welt tragen und doch nichts drückend: luftig, frei der ganze Bau, strahlend in seiner unvergleichlichen Pracht. Je länger je mehr hat dieser Dom es mir angetan und diesmal und später ist uns selten ein Tag in Rom vergangen, an dem wir ihn nicht besucht hätten.

Und die Vatikanische Galerie! War mir Schönheit zuerst an der antiken Statue aufgegangen, so war die Skulptur die meinem Sinn zugänglichste Offenbarung von Schönheit geblieben. Was ich in Berlin in Gips doch nur wie gestorben kannte, das sah ich hier im warmen Marmor auferstanden. Wie die unerreichte Fülle des Bracchio nuovo überwältigend auf mich wirkte, lebt unvergessen in mir, die Sixtinische Kapelle, die Raffaelischen Stanzen, die mich später begeisterten, haben mich bei jenem ersten Aufenthalte verhältnismäßig wenig interessiert.

Auf dem Rückweg berührten wir Florenz nur flüchtig. Wir waren müde und eilten, nach einigen Tagen in Bozen, heim. Wenn je, haben wir den schönen Frühling des Etschtals auf dieser Heimreise genossen. Fast während der ganzen Zeit seit Verona hatten wir ungünstiges Wetter gehabt. Zuerst kalt; noch in Venedig kamen wir gerade zeitig genug, um am 1. April den Schnee schmelzen zu sehen. Dann fast immer Regen, vom Frühjahr in Italien nichts zu merken, die uns gewohnten Frühjahrsverkünder fehlen ja dort. Nun, in Bozen, Frühling, wie wir Nordländer ihn lieben: Blühende Obstbäume, blühende Roßkastanien, Flieder, Goldregen, grüne Wiesen und warmer Sonnenschein!

In Königsberg freilich war es dann am 26. April wieder noch Winter. Vor acht Tagen, so erfuhren wir, war das Eis

auf dem Haff aufgegangen und die Schiffahrt hatte eröffnet werden können!

Meine Stellung und Tätigkeit in Königsberg hatte sich in den drei Jahren, die ich nun dort war, befestigt und sehr erweitert. In der Fakultät hatte ich mich durchgesetzt. Wittich wurde kränklich und schon deswegen trat sein Einfluß mehr und mehr zurück. Müller starb. Sein Nachfolger wurde Kupfer, der Seidlitz mitbrachte. Beide Balten, Seidlitz erheblich jünger. Ein freundlicher, offener Mann, mit mehr Interesse für Tierwelt und Landleben als für Wissenschaft; er gab auch bald seine Professur auf und wurde Landwirt. Kupfer mit den Formen eines livländischen Barons, aber keiner von den liebenswürdigen, und wenig ergiebig im Umgang; unerfreulich durch Männer, mit denen er sich umgab. Man sah ihn trotz seiner Tüchtigkeit als Forscher und Lehrer ohne Kummer scheiden. Ihm folgte Schwalbe, ein angenehmer, herzlicher Kollege, sehr angesehener Forscher und erfolgreicher Lehrer. Mit ihm war gut auszukommen; eine fröhliche, gesellige Frau. Leider entschwanden sie sehr bald nach Straßburg, wo wir sie später wiederfinden sollten. Schwalbe fand in Merkel einen ebenbürtigen Nachfolger. Merkel blieb endlich lange genug, um mit ihm warm zu werden. Er zeichnete sich vor vielen seiner Fachgenossen sehr vorteilhaft aus durch Verständnis und Interesse für Fragen der praktischen, auch der inneren Medizin und war hierdurch anregend und lehrreich.

Auch meine Beziehungen zu den Ärzten in der Praxis gestalteten sich ganz befriedigend. Der Kliniker kann die Privatpraxis nicht missen; sie bildet eine wichtige und unentbehrliche Ergänzung seiner klinischen Erfahrung, auch wird seine Stellung von dem Ansehen beeinflußt, das er als Arzt genießt, und dies spiegelt sich in seiner Praxis. Der Kliniker muß auch als Praktiker die erste Autorität in seiner Spezialität sein, hiervon hängt nicht nur sein Ruf im Publikum ab, auch die Achtung,

die ihm die Behörden, selbst die Fakultätskollegen entgegenbringen, wird dadurch weitgehend bestimmt. Der innere Kliniker soll auch ein populärer Mann sein. Nun ist solche Popularität leichter oder schwerer zu gewinnen, je nachdem er seine Aufgaben auffaßt. Meine Praxis ist immer eine Konsiliarpraxis geblieben; dauernde alleinige Behandlung von Kranken, auch in Hotels, Krankenpensionen, sogenannten Privatkliniken, habe ich wenig ausgeübt. Bei jener steht der behandelnde Arzt zwischen dem Consiliarius — dem Kliniker — und dem Kranken und das ist oft nicht das, was der Kranke wünscht. Die selteneren Besuche des Consiliarius genügen ihm nicht, er wünscht von dem Kliniker „behandelt" zu werden und nicht von dem dazwischenstehenden selbständigen Arzt. Das gestattet aber dem Kliniker seine Zeit nur für eine geringe Zahl von Kranken und der Erfolg ist der, daß seine Praxis sich mehr und mehr auf die Kreise beschränkt, die sich das leisten können. Diese tragen dann allerdings sein Ansehen auf das wirksamste. Meiner Ansicht nach ist es aber richtiger, daß der Kliniker auf solche Popularität verzichtet, die sich von oben senkt wie der Thau des Himmels, er kann auf die bauen, die seine Arbeit ohne Ansehen der Person ihm verschafft. Dann kommt es auch dahin, daß er nur für die Fälle gesucht wird, in denen er unentbehrlich ist.

Übrigens ist es selbstverständlich, daß es sich hier weniger um Fragen eines Prinzipes als um solche der Neigung, des Geschmackes handelt, und ebenso selbstverständlich, daß auch ich die Persönlichkeit meiner Kranken, wo sie danach war, gern gewürdigt und manche wertvolle Beziehungen und gute Freunde gewonnen habe. Doch blieben das vereinzelte Vorkommnisse, die für die Gestaltung meiner Praxis nicht entschieden, meine Praxis ist stets und namentlich in Königsberg eine sehr gemischte geblieben, ich war stolz darauf, wenn in meinem Wartezimmer in allem Gleichmut wartend neben einem russischen

Fürsten oder einer Fürstin und dem vornehmen Herrn aus der Provinz ein Dorfschulmeister, eine arme Näherin, ein Weichensteller und einige, leider oft nicht ganz saubere jüdische Handelsleute aus Polen saßen.

Die Einwohner der Stadt Königsberg spielten in meiner Praxis keineswegs die Hauptrolle. Viele meiner Kranken kamen aus der Provinz Ost- und Westpreußen und aus Rußland. Eine große Rolle spielten meine Konsultationsreisen nach Rußland, von denen ich noch erzählen werde, und auf jedem Gebiete meiner praktischen Tätigkeit spielten eine Hauptrolle die Juden. Das war auch später in Straßburg nicht viel anders, und ähnlich bedeutsam scheinen die Juden für die Praxis der Kliniker an vielen Orten zu sein. Der Jude geht durchaus dem wissenschaftlichen Rufe des Arztes nach, der führt ihn zum Professor, am liebsten zum klinischen Professor. Es ist erstaunlich, wie die Juden auch hier ihre Hochachtung vor der Wissenschaft zur Geltung bringen: daß ein echter Jude zum Kurpfuscher geht, dürfte kaum vorkommen.

Königsberg hatte von je einen lebhaften Getreidehandel; außer dem, was die fruchtbare Provinz selbst lieferte, verfrachtete ein großes Gebiet Rußlands seine Ernten über Königsberg. So das ganze Flußgebiet der Memel, aber auch die Weichsel brachte viel heran, über die Nogat und das Frische Haff. Die mächtigen hölzernen Kähne, Wittinnen, sind oft beschrieben, sie gehörten damals noch zum Bilde des Hafens, ebenso wie ihre Bemannung und die sie führenden jüdischen Händler zum Straßenbilde Königsbergs. Jene, die Dschimken, meist nicht große Gestalten mit langem, schwarzem Haar, höchst schmutzig. Hemden, Kittel aus gröbster Leinwand und ebensolche Hosen, an den Füßen Bastschuhe mit Bastgeflecht an den Unterschenkel befestigt — so zogen sie, von ihrem Juden geführt, durch die Stadt.

Damals, in den siebziger Jahren, bis zum Beginn der Schutzzollära, war wohl die beste Zeit für den Handel Königsbergs. In Rußland fehlten die Eisenbahnverbindungen noch sehr, hingegen hatte die ostpreußische Südbahn, Strußbergschen Angedenkens, frühzeitig eine gute Verbindung mit den südlichen fruchtbaren Provinzen Rußlands hergestellt. Exportöre von dort zogen es vielfach vor, ihre Ware über Königsberg statt über das Schwarze Meer zu verfrachten. Der Hafen unterhalb der „Grünen Brücke“ und im „Hundegatt“ lag voll von Wittinnen, die an den Bollwerken vor den altertümlichen hohen Speichern das Getreide ausluden, und von Dampfern, die es holten. So dicht lagen die Schiffe nebeneinander, daß man oft trocknen Fußes den Hafen hätte überschreiten können. Auf den Straßen war ein Treiben, wie es lebhafter schwer zu finden ist. Die Reihen der schweren vierspännigen Lastfuhrwerke, die das Getreide aus den Speichern zur Eisenbahn schafften, sperrten oft die Fahrstraße. Dieser Getreidehandel wurde zu einem großen Teil vermittelt durch jüdische Agenten, die in Königsberg ihren Wohnsitz hatten oder, wie jene Wittinnenführer, mit ihrer Ware aus Rußland kamen. Mit ihnen kamen zahlreiche Glaubensgenossen, um in Königsberg ärztlichen Rat zu suchen; tief aus dem Innern Rußlands, von Odessa und Astrachan. Typische Gestalten, diese russischen Urjuden, die damals die Straßen Königsbergs bevölkerten. Nicht selten schön gewachsene Männer. Haarfarbe schwarz, aber auch rotblond. Lange, spitz auf die Brust auslaufende Bärte und „Peisacks“, so heißt die an der Schläfe vor dem Ohr lang bis fast zur Schulter herabfallende, schön gedrehte Locke. Langer, bis auf die Stiefelschäfte reichender schwarzer Überrock, oft aus Alpakkastoff; die kurzen, weichen Stiefelschäfte, oft ungeschwärzt, über die Hosen gezogen; diese nicht selten lediglich schmutzige leinene Unterhosen, die von dem langen Rock vollständig verdeckt wurden. Ein oft verhältnismäßig neuer Zylinderhut oder eine große Mütze mit auffallend

breitem Schirm vervollständigten das recht eigenartige Aussehen. So kamen sie, um für sich oder für Weib und Kind im Auslande die Gesundheit zu suchen. Viel nervöse Männer und Frauen viel Interessantes und nicht nur medizinisch interessant.

Mir fielen unter den jungen Mädchen, die uns von den Eltern wegen allerhand oft recht geringer Beschwerden gebracht wurden, einzelne aus besserer Familie auf, die nur wider Willen als krank zu gelten schienen. Eine solche mußte, ich weiß nicht mehr weswegen, chloroformiert werden. In der Narkose begann sie allerhand höchstbedenkliches Zeug zu schwatzen, das auf Vorbereitungen zu einem Attentat gegen den Kaiser von Rußland gedeutet werden konnte. Wir machten ihr im Vertrauen Mitteilung hiervon und rieten ihr, sich in Rußland nicht chloroformieren zu lassen. Sie wurde verwirrt, faßte sich aber schnell und lachte — „solcher Unsinn!" Ich habe an diese Szene denken müssen, als ich etwa zwei Jahre später ihren Namen als den einer wegen Beteiligung an einem schweren Attentat gegen irgendeinen hohen Beamten Angeklagten las.

Außer diesen „Nervösen" aber kamen viele schwere und schwerste Fälle aus allerhand Gebieten der Pathologie. Von ihnen wurden viele in die Klinik aufgenommen; die leichteren Fälle passierten Königsberg schon mit der Absicht, nur die Diagnose stellen zu lassen und einen Badeort aufzusuchen. Russischem Brauch treu, liebten sie es, „Konzilien" zwischen Vertretern der verschiedenen Disziplinen zu veranstalten. Drei, auch vier von uns Universitätsprofessoren mußten zu einem solchen „Konzilium" zusammentreten. Es gab schon damals dort in Königsberg Leute, die mit der Vermittlung dieser Angelegenheiten ihr Brot verdienten, doch ging es dabei durchaus ehrlich zu. Jene Kranken kamen schon mit der Adresse des für sie geeigneten Professors an, der Einfluß jener „Schlepper" war in dieser Richtung sehr gering, und Bezahlung, Gratifikationen irgendwelcher Art haben sie von uns nie erhalten. Wir hielten im Bewußtsein der Gefahr, die

das mit sich bringen kann, darauf, daß wir absolut reine Hände behielten; die häßlichen Vorkommnisse später in Berlin haben gezeigt, wie angebracht das war. Wir sind damals gelegentlich zwei bis drei Stunden hintereinander aus einem der minderwertigen jüdischen Gasthäuser in der Vorstadt in das andere herumgezogen. Die Honorare für solche Konsultationen betrugen, als ich hin kam, und bis etwa 1876, sechs Mark für jeden Kranken und jeden der Konsiliare. Dann haben wir uns auf neun Mark und schließlich auf zehn Mark gesteigert. Es läßt sich darüber streiten, ob dieser ganze Geschäftsbetrieb „vornehm" war. Indessen ging es kaum anders — wir hätten, wenn wir diese Zugereisten hätten abweisen wollen, uns die reichste Quelle für unser Krankenmaterial der Klinik verschlossen, Stadt und Provinz lieferte damals noch zu wenig.

Auch in meiner Sprechstunde spielten diese russischen Zugereisten eine große Rolle. Im Sommer war der Zudrang enorm, so daß ich täglich Sprechstunden habe halten müssen, oft von 4 Uhr bis tatsächlich in die Nacht, das heißt bis 10 Uhr. Da war es schwer, Ordnung zu schaffen, und ich habe viel Arger damit gehabt. Ich wußte, welche Mißbräuche sich in solchen ärztlichen Sprechstunden einbürgern. Einer der angesehensten westdeutschen Kliniker zahlte, wie er mir selbst mitteilte, seinem Diener einen so geringen Lohn, daß der Diener auf die Sprechstundentrinkgelder angewiesen war. Ich habe mir immer Mühe gegeben, solchem Unwesen zu steuern, und habe es schließlich auch wohl einigermaßen erreicht, als ich den Diener abschaffte und die Bedienung in der Sprechstunde dem Stubenmädchen übergab.

Eine Zierde meines Sprechzimmers waren jene Fremdlinge nicht, von dem erstaunlich geringen Honorar, das ich als gebräuchlich vorfand (drei Mark!), ganz abgesehen. Sie waren umständlich, schwer zu verstehen und verstanden mich schlecht. Vor allem aber, sie waren unglaublich schmutzig. Ich hätte

ohne diese Erfahrung nie geglaubt, daß es noch so viel Ungeziefer in der Welt gibt. Ich war, anscheinend angeboren, mit besonderer Empfindlichkeit und Anziehungskraft für die hüpfenden Insekten begabt. Es war keine leichte Aufgabe, mit ihnen fertig zu werden, denn für mich war es ausgemacht, daß wir, ein Floh und ich, nicht in Frieden leben konnten. Endlich habe ich mich erinnert, daß die Parfüms in die Toilette der Damen eingeführt sind, um durch die starken Gerüche das in jenen früheren Zeiten allgemein sehr lästige Ungeziefer abzuhalten. Ich habe schließlich auch in dem reinen Oleum pini pumilionis (eine Art Terpentinöl aus der Latschenkiefer) ein Parfüm gefunden, dessen Geruch mir nicht antipathisch war und unter dessen Schutz ich mich fast sicher in jener gefährlichen Gesellschaft bewegen konnte.

Es ist mir nicht gelungen, jene russischen Kranken aus meinem Wartezimmer loszuwerden, und ich wundere mich, daß sie mir nicht alle anspruchsvolleren Elemente verdrängt haben. Denn da ich mich nie entschließen konnte eine Sonderung der Kranken nach ihrer sozialen Stellung, denn hierzu führt die nach ihrer „Sauberkeit", einzuführen, saß dort friedfertig alles miteinander.

Es war vielleicht die schwerste Arbeit, die ich in meinem Leben geleistet habe, diese Königsberger Sprechstunde. Ich sagte schon, daß ich, um den Ansprüchen, die sich mit Gewalt an mich herandrängten, gerecht zu werden, an allen Wochentagen Sprechstunde hielt. Da waren oft zwanzig neue Fälle, auch noch mehr, zu erledigen. Nur die, von denen ich sah, daß ich sie, um zur Klarheit zu kommen, mehrfach untersuchen müßte, wurden in die Klinik bestellt. Das waren nicht viel, oft genug habe ich zwanzig neue Fälle in den fünf bis sechs Stunden, welche die Sprechstunde dann dauerte, abgemacht, und gründlich abgemacht. Auch Kehlkopf- und Urinuntersuchung wurde, wo es irgend von Wert war, nicht unterlassen. Man kann in 15 bis 20 Minuten unglaublich viel hinter

sich bringen, nur verlangt das große geistige Anspannung. Allerdings habe ich mir hier in Königsberg Aufzeichnungen nur von den Fällen gemacht, die mich wissenschaftlich interessierten. Mein Gedächtnis war damals so getreu und zuverlässig, daß, wenn der Kranke wieder vor mir stand und ich die Verordnung einsehen konnte, die ich ihm gegeben hatte, mir alles genau wieder gegenwärtig war. Es ist mir das so mit Kranken gegangen, die ich nur einmal gesehen hatte und dann erst nach acht Jahren wieder sah. Bekam der Kranke keine schriftliche Vorschrift mit, so gab ich einen Zettel mit der Diagnose in zwei oder drei Worten, das genügte. Daß ich in solchen Sprechstunden dann schließlich kurz angebunden war, will ich gern zugeben. Eine vornehme Polin, der ich ein sehr freundschaftliches Andenken bewahre, sagte zu meiner Frau: „Ich finde Ihren Herrn Professor sehr freundlich, nur darf man nicht gerade ‚Nummer Zwanzig' haben." Das bezog sich auf eine Zeit, wo ich, um Ordnung zu schaffen, die Kranken nur nach der Nummer vorließ. Es wäre manches aus diesen meinen Königsberger Sprechstunden zu erzählen, Ernstes und Heiteres, und von einem Erlebnis möchte ich berichten.

Es war eines Sonnabends, eine ziemlich lange Sprechstunde ging zu Ende; es war ungefähr 8 Uhr. Ein schöner Juniabend. Ich hatte einen Wagen bestellt, um noch ins Freie zu fahren. Der letzte Kranke ist ein ostpreußischer Bauer. Ich verschreibe ihm eine Jodkalilösung, sage ihm Bescheid und lege das Rezept dicht vor ihn auf ein Tischchen, an dem er, rechts, seitlich von meinem großen Schreibtisch, sitzt. „Hier, davon nehmen Sie dreimal täglich einen Eßlöffel." Während er sich ankleidet, verschreibe ich mir eine 20prozentige Oxalsäurelösung, wie ich sie zum Reinigen meiner Finger von Tintenflecken zu brauchen pflegte, und lege diesen Zettel auf die linke Seite meines großen Schreibtisches, halb unter das Tintenfaß. Dann gehe ich, ehe der Kranke noch fertig angezogen ist, um meiner Frau zu sagen, sie möge sich zum Ausfahren bereit machen. Nach einer Minute

trete ich wieder ein, mein Bäuerlein ist fort, aber das Jodkaliumrezept hat er zu meiner Verwunderung liegen lassen. Meine Verwunderung verwandelt sich aber in eitel Schrecken, als ich sehe, daß dafür der Giftzettel mit der zwanzigprozentigen Oxalsäurelösung fehlt. Dreimal täglich ein Eßlöffel zwanzigprozentiger Oxalsäurelösung ist eine gefährliche Sache! Ich wußte den Namen des Mannes (Zantop) und daß er bei Insterburg daheim war, auch fehlte ihm, als besonderes Kennzeichen, ein Auge. Also fuhr ich zunächst anstatt ins Freie in meine Klinik, um meine Assistenten mobil zu machen. Zu jedem Zuge, der am Abend und in der folgenden Nacht in der Richtung nach Insterburg abging, war einer an der Bahn — vergebens, der Einäugige wurde nicht gefaßt. Ich selbst fuhr bei sämtlichen Apotheken der Stadt vor, um die etwaige Anfertigung der Oxalsäurelösung zu inhibieren. Dann meldete ich die Sache an die „grüne" und die „rote" Apotheke in Insterburg und an die Polizei dort und ging recht sorgenvoll schlafen.

Zunächst blieb alles ruhig. Am Dienstag aber trafen nacheinander drei Schreiben bei mir ein. Erstens von Herrn Zantop selbst. Sehr zerknirscht. Er sei sich nicht bewußt gewesen, etwas Unrechtes getan zu haben. Am Sonntag Mittag sei der Herr Gendarm gekommen, der habe ihn gefragt, ob er nicht etwa die Medizin schon genommen habe. Ja, er habe schon drei Eßlöffel genommen. Schlimm! das sei sehr schlimm, das sei ein böses Gift, da werde ich wohl dran glauben müssen. Mir ist aber ganz gut, mein Asthma ist sogar besser! — Zweitens von der Polizei in Insterburg. Man habe nach meiner Meldung am Sonntag früh sogleich allen Gendarmen des Kreises durch Ulanenordonnanzen den Vorfall zur Kenntnis gebracht zur sachgemäßen Erledigung; anbei erfolge die Meldung des Gendarm X. Diese besagte, daß der Gendarm sich zu meinem Freund Zantop begeben, ihm Mitteilung gemacht, und das Rezept und die Oxalsäurelösung fortgenommen habe. Dabei sprach der Gendarm seine Verwunderung

aus, daß Zantop anscheinend sich völlig wohl befunden habe. Die Aufklärung brachte Nummer 3, das Schreiben der „Grünen Apotheke" in Insterburg. Der Herr Apotheker hatte mein Schreiben zeitig genug erhalten, um Herrn Zantop statt der Oxalsäurelösung Jodkaliumlösung, wie ich sie in meinem Briefe angegeben hatte, anfertigen zu können. Er hatte ihn mit Jodkaliumlösung und dem richtigen Jodkaliumrezept entlassen, ohne ihm von der stattgehabten Verwechslung Mitteilung zu machen. Ich war, obgleich mich keine Schuld getroffen hätte, froh und sehr befriedigt von der verständigen Handlungsweise der Insterburger, des Apotheker und der Polizei.

In der Praxis des inneren Klinikers spielen die Reise-Konsultationen eine große Rolle. In die Provinz hatte ich nicht gar zu viel zu reisen. In Ostpreußen gab es damals in den Provinzialstädten nur wenig wohlhabende Leute. Memel, wo früher wohlhabende Schiffsreeder und Holzhändler daheim waren, war sehr heruntergekommen, und weiter gab es dort kaum eine wohlhabende Stadt. Westpreußen kämpfte damals um seine Loslösung von Ostpreußen als selbständige Provinz und hielt sich geflissentlich in allem von Königsberg fern. Die Königsberger Professoren waren dort wenig beliebt. Beim Großgrundbesitz Ostpreußens hatte Julius Jacobson, der Ophthalmologe, große Konsiliarpraxis für innere Krankheiten. Ich habe ihn nicht beneidet; er war fast Tag für Tag unterwegs und hat sich an der Unverträglichkeit einer solchen Tätigkeit mit seinen Aufgaben als Universitätslehrer aufgerieben. Nach Rußland hinüber eröffnete sich mir bald eine umfangreiche Reisepraxis. Meine Reisen führten mich bis nahe an Warschau, Moskau und Petersburg, wenn ich auch in diese Hauptstädte selbst nie gerufen worden bin. Diese Konsultationsreisen nach Rußland, die übrigens die einzige Form meiner praktischen Tätigkeit war, die, wenigstens für damalige Zeiten, ausreichend honoriert wurde, wurden mir bald zuviel.

Sie waren sehr anstrengend. Unmittelbar aus der klinischen Tätigkeit in den Eisenbahnwagen, dann mehrere, wohl vier, auch fünf Tage und Nächte unterwegs, im Eisenbahnkupee, auf Wagen und auf Schlitten, und wieder aus dem Eisenbahnwagen unmittelbar in die Tagesarbeit. Noch mehr aber als hierdurch waren mir diese langen Reisen lästig, durch die Unruhe und Störung, die sie brachten, so daß ich schon nach kaum acht Jahren sehr oft abzulehnen begann. Mein Freund und Schüler Schreiber trat gern für mich ein. Die Folge war bei seiner Tüchtigkeit, daß ich mir in ihm einen schweren Konkurrenten schuf — was aber unserer Freundschaft auch nicht den geringsten Abbruch getan hat.

Die Reisen durch das große russische Reich haben mich sehr interessiert. Es waren keineswegs nur größere Städte an der Eisenbahn, in die ich verlangt wurde. Nach kleinen Städten, weit von jeder Eisenbahnverbindung, ebenso wie auf die Landsitze der vornehmen Herren gab es oft eine lange Wagen- oder Schlittenfahrt. Für den, der an europäische Straßen gewöhnt ist, waren diese Fahrten merkwürdig genug. Zunächst nirgends Chausseen! Nur an zwei Stellen habe ich eine richtige Chaussee gefunden; die eine 20 Kilometer lange bei Riga, sie war von der livländischen Ritterschaft gebaut, und eine zweite bei Bjalystok. Diese erinnerte mich durch ihre auffallende Breite und die Bepflanzung mit Pyramidenpappeln an die alten Heerstraßen, wie man sie bis Mitte des vergangenen Jahrhunderts noch viel in Preußen fand. Und richtig, sie stammte aus der Zeit vor 1807, da Bjalystok preußisch war.

Also keine Chausseen. Und die Brücken! Über die großen Ströme wie die Memel und die Wilia bei Wilna noch vielfach Schiff- oder selbst Floßbrücken. Die kleineren Brücken der russischen Landstraße waren fast alle aus unbehauenen Stämmen gebaut, auch die Pfeiler. Von Pfeiler zu Pfeiler liegen auf jeder Seite der Brückenbahn zwei starke, runde, unbehauene

Stämme so übereinander, daß in dem Zwischenraum Querhölzer hineinpassen, die den Brückenbelag, die Fahrbahn der Brücke, bilden. Auch dies sind unbehauene runde Stämme, nicht weiter befestigt, sie drehen sich und rollen unter dem Fuhrwerk, und die Pferde dürfen sich vorsehen, daß sie nicht zwischen sie treten.

Die russischen Flüsse bilden meist recht tief eingeschnittene Täler, die eine Talwand, die an der der Fluß fließt, steil. Hier kommen wir herabgefahren, natürlich in vollem Galopp, wie bergab immer. Der Wagen fällt in ein tiefes Loch, der Rückprall schleudert uns auf die Brücke. Im Galopp geht es über die polternden, rollenden Stämme. Wieder ein tiefes Loch ist das Zeichen, daß wir glücklich hinüber sind. Oft fehlt die Brücke und der Übergang erfolgt auf einer Fähre, das sind einfache Flöße. Auf einem solchen ging es einmal über einen recht reißenden Nebenfluß der Memel. Mein Kutscher fuhr auf das Floß und blieb auf dem Wagen sitzen. „Nein, mein Sohn," begann der alte Fährmann zu ihm, „sträng' die Pferde ab und halte sie fest, denn, siehst du, wenn die Pferde unruhig werden, kann die Fähre leicht sinken. Heute vor drei Wochen, da war die Fähre ganz voll, ich meine, es werden wohl hundert Menschen gewesen sein. Ich hab's ihnen gesagt, sie möchten ruhig in der Mitte stehen bleiben, aber als das Wasser einmal ein wenig über den Rand kam, da liefen die dummen Teufel gleich auf die andere Seite, und nun kippte das Floß. Es fielen viele in den Fluß, viele mögen auch ertrunken sein. Ich bin auch hineingefallen, es war nicht das erstemal, ich kann gut schwimmen! Du muß h er recht ruhig stehen mit deinen Pferden, mein Sohn." Ich war sehr zufrieden, daß Kutscher und Pferde sich verständig betrugen.

Russische Kutscher und Pferde! Beides höchst achtbare Geschöpfe! Wann wäre ich je unzufrieden mit ihnen gewesen! Die Pferde, wenigstens die, mit denen man in der Regel befördert wurde, klein, wenig ansehnlich, aber von unglaublicher

Leistungsfähigkeit. Auf den großen Gütern findet man auch vornehme Rassepferde. Jene „echten Russen" waren mir lieber. Einst holte mich ein vornehmer Herr mit einem eleganten Viererzug selbst vom Bahnhof ab. Es war Frühjahr, der Untergrund noch gefroren, das gibt dann an den geeigneten Stellen gefährliche Löcher. Es dauerte auch nicht lange, so saßen wir in einem solchen fest. Nach einigen erfolglosen Versuchen wurden die Herren Gäule nervös, sie brachten uns nicht heraus, wir saßen fest. Da kommt ein „Teerjude" die Straße gefahren, zwei Pferdchen klein wie die Katzen, struppig und ruppig. „Komm," winkt ihm der Graf zu, „zieh uns heraus." „Nu? werd' ich können herausziehen den Herrn Grafen, wo seine vier Engländer es nicht können!" „Mach nur zu, Jankel, da hast du einen Rubel." Und so geschah es: die vier „Engländer" wurden abgespannt, die beiden kleinen Tierchen wurden vorgelegt und eifrig und geduldig krabbelten sie und zogen sie, bis wir auf dem Trocknen waren. „Wie bringst du das fertig?" fragte ich nun unsern „Jankel". „Wie ich das mache, fragt der Herr Professor? Das macht der Hafer! Sie dürfen fressen, wie sie wollen; laufen und ziehn tun sie, wie ich will."

Und die russischen Kutscher? Zuverlässig und nüchtern! „Merkwürdig," sagte ich einmal zu einem Gastfreunde dort, „daß Ihre Kutscher nie trinken; immer sind sie nüchtern wie der katholische Geistliche vor der Messe." „Waa—as? Doch, Sie haben recht, Herr Professor, solange sie auf dem Bock sitzen — ja! Gehen Sie aber jetzt einmal in den Stall, ich wette, Sie finden Ihren lieben Iwan, der Sie gestern hergefahren, noch völlig fertig unter der Krippe." Ich ging nicht hin, denn ich liebte Iwan wirklich. Ich hatte ihn in seiner ganzen Größe kennengelernt. Das war in einem frühen Frühjahr. Das Eis stand noch auf den Flüssen, doch fing das Wetter bereits an warm zu werden. Auf der Hinfahrt waren die 70 Werst hinter Memel ohne Aufenthalt erledigt, das Eis hielt noch überall. In den zwei Tagen, die ich auf dem Gute

geweilt hatte, war volles Tauwetter mit Regen eingetreten. Am dritten Nachmittag wollte ich heim. „Fahren Sie heut nicht," riet mir der Hausherr, „die Wili geht mit Eis und ist weit ausgetreten. Es wird Nacht, ehe Sie hinüberkommen." „Ich möchte morgen abend in Königsberg sein, ich habe einen Vortrag im ärztlichen Verein." „Also Sie wollen! Sie bekommen meinen besten Kutscher, und meinen Pächter dort am Flußübergang werde ich instruieren. Iwan soll anspannen!"

Der Herr hatte recht. Als ich an das Tal der Wili kam, lag es mehrere kilometer breit überschwemmt vor mir, eine Wasserfläche, auf der ich nichts unterschied. Schon fing es an zu dunkeln. „Wie wird es gehen?" frage ich den Pächter, der an den Wagen tritt. „Nun, wenn der Herr Professor Eile haben! Es mag ja gehen. Iwan kennt den Weg. Ich habe zwei Leute mit Laternen auf die Brücke geschickt." Richtig, da sah ich nun im Dämmerlichte mitten im Wasser zwei Laternen schimmern. „Wird's gehen, Iwan?" „Nach Gottes Willen, Herr!" „Vorwärts!" Wenige Minuten später waren wir im Wasser bis an die Achse. Iwan trabt ruhig und sicher mit seinem Viergespann, die vier Pferde breit, durch die Flut. Wie er den Weg fand, weiß ich nicht, denn eine solche russische Landstraße hat keine Bäume, keine Steine, keine Gräben, keinerlei Merkzeichen. Vor uns nur Wasser, in ziemlicher Entfernung die beiden Lichtchen. Da wird Iwan bedenklich; er hält an. Der Weg ist verloren. Iwan steigt vom Bock, die Wagenlaterne in der Hand, sucht er den Weg; weit über die Knie reicht ihm das Wasser. Die Pferde stehen regungslos, nur leise klingt einmal das zum guten russischen Anspann gehörige Glöckchen vorn an der Deichsel in das Rauschen der Flut. Bald ist Iwan wieder auf dem Bock. Vorsichtig kehrt er im Wasser um; schon ist die alte Zuversicht, offenbar auch der Weg wieder gewonnen, ruhig und sicher trabt er hin auf einer Straße, die niemand sehen kann, weil sie das Wasser deckt und weil es auch mittlerweile dunkel ist. Der Trab wird

zum Galopp, das Zeichen, daß die Brücke naht; zwischen den beiden Laternen des vorsorglichen Pächters geht es hindurch. Wild rauscht der Strom über die Planken. Das Wasser steigt in den Wagen. Schnell sind wir hinüber und einige hundert Schritt weiter auf dem Trocknen. Es war das nicht das einzige Mal, daß in Rußland mein gutes Glück vor mir auf dem Kutschbock saß. Sie haben allen Anspruch auf meine Anerkennung, diese trefflichen Rosselenker.

Auch anderswo, nicht nur in Rußland, kann man gute Kutscher gebrauchen. Ich habe erzählt, wie es mir in einem Schneegestöber in Ostpreußen erging, und den „Ritt über den Bodensee" kann man auch in Masuren erleben. In dunkler Winternacht führte mich ein leichter Schlitten einem Kranken zu; es war in Masuren, dem seenreichsten Teile Ostpreußens. Eine sehr angenehme Fahrt; fast die ganze Zeit war es auf glatter Bahn ganz eben dahingegangen. Am Ziel angelangt, finde ich große Überraschung, daß ich schon da sei, man habe mich eine Stunde später erwartet. Bald klärt es sich auf. Der Kutscher war gegen strenges Verbot „über den See" gefahren. „Er wußte ganz gut, daß das Eis heute unsicher ist, und bei dunkler Nacht! Aber der Weg ist eine Stunde näher. Na, es ist ja gut abgegangen", meinte der Hausherr. Doch zog ich rückwärts den weiteren Landweg vor.

Von der russischen Post habe ich schon gesprochen. Es war nun aber doch ein ander Ding, wenn ich jetzt ohne jede orts- und sprachkundige Begleitung mich dieser eigenartigen Verkehrseinrichtung anvertraute. Auch sie ist leistungsfähig, doch wirklich sehr eigenartig. Auf der letzten Eisenbahnstation angelangt, stehe ich ratlos da. Zu meinem Heil naht sich alsbald einer der nirgends fehlenden Hebräer. Ich winke ihn heran, daß er Deutsch spricht, darf ich voraussetzen, alle Juden sprechen dort Deutsch. „Ich bin der Professor N. aus Königsberg." „Gott soll hüten; was für ein Glück, zu sehen den berühmten

Herrn Professor!" „Ich brauche Post nach X." „Werd' ich sogleich führen den Herrn Professor nach der Post, es ist nicht weit." Wir sind bald dort. Mit Hilfe meines Dolmetschers ist die Sache schnell geregelt, und „die Telegge" fährt vor: ein hölzerner Kasten auf vier niedrigen Rädern, natürlich ohne Federn. Im langsamsten Trabe geht es los und die Gangart will sich nicht beschleunigen. Endlich besinne ich mich, daß ich das Wichtigste vergessen. Ein kräftiges „Pascholl!" mit ebensolchem Stoß mit der Faust dem dicht vor mir eingeklemmten Kutscher auf seinen breiten Rücken gibt ihm von meinem Wunsch, schneller zu fahren, Kenntnis und ein in die Hand gedrückter Rubelschein unterstützt diesen Wunsch. „Da! Da! Da! Gospodin!" (Ja, ja, Herr!) und im Galopp ventre à terre geht es los. Die Gangart bleibt schnell genug. Bald ihnen freundlich zuredend, bald ernsthaft scheltend, hält der Rosselenker die kleinen Pferdchen im Gange. Die Peitsche gebraucht er nie; nur als Symbol eines solchen Strafwerkzeuges führt er einen kaum einen halben Meter langen dünnen Stock, an dem ein nicht sehr dicker harmloser Bindfaden hängt. Beim Anblick der nächsten Station genügen einige ermunternde Worte, damit die kleinen Tierchen ihre Kräfte noch einmal zusammennehmen, und in sausendem Galopp geht es auf den Posthof. Ein lauter Pfiff, den mein Kutscher beim Sichtbarwerden des Stationsgebäudes ertönen ließ, war das Signal, daß ein zahlbarer Passagier naht; schon werden die Pferde herausgeführt, ein gleicher Marterkasten, wie er mich hergebracht, ist schnell gerüstet, und fort geht es, ohne Aufenthalt. So bin ich manche volle Nacht durch das fremde Land gejagt.

Hat mir der russische Kutscher eine durchaus sympathische Erinnerung hinterlassen, so kann ich dies von dem Zweitwichtigsten für den in Rußland Reisenden, von der russischen Polizei, nicht sagen. Wenn man in Wirballen einfährt, ist der erste Eindruck der: jetzt sei man gefangen. Der Bahnsteig auf jedem Ende durch einen Gendarm gesperrt, und ein russischer

Gendarm ist kein so harmloser Anblick wie ein deutscher: Große, im Gegensatz zum preußischen Gendarm hagere, fast immer ältere Leute mit starrem, hartem Gesichtsausdruck, in dem man die Jahrzehnte strengen Dienstes liest. Wie eine Bildsäule regungslos steht er da. Hohe, runde Pelzmütze mit rotem Deckel, langer, anliegender, grauer Wandrock bis auf die kurzen Stiefelschäfte reichend, Pistole am Gurt, der Säbel auf asiatische Art, mit der Konkavität nach vorn, eingehängt. Ein gleicher Gendarm empfängt dich beim Aussteigen aus dem Abteil. „Passeport, Gospodin!“ Man gibt seinen Paß ab und tritt in den Raum zur Gepäcksrevision, der wie andere auch. In der Mitte des Innenraumes ein Tisch, um den vier bis fünf Zollbeamte schwatzend und zigarettenrauchend stehen. Nach längerem Warten erscheinen die höheren Beamten, an der Spitze der blauuniformierte Gendarmerieoffizier, alle dem Deutschen auffallend durch ihren schleifenden Gang, sie stecken alle fast das ganze Jahr in Gummischuhen. Die Herren nehmen am Tische Platz und prüfen die Pässe unter Benutzung eines dicken Heftes, wohl das schwarze Buch mit den Namen der verdächtigen, anzuhaltenden Personen. Ist dies erledigt, so beginnt die Zollrevision. Den Paß in der Hand, schreitet ein Beamter in jenem unnachahmlichen blasierten Schritt des russischen Beamten längs der Kofferbank heran, von Zeit zu Zeit den Namen des betreffenden Passagiers ausrufend. „Gospodin Na—un—njin“, so hieß ich. Hat er ihn gefunden, so erfolgt nach einigen kurzen, auf russisch gestellten Fragen, die aber wohl auch artigerweise in Deutsch wiederholt werden, ein Wink an den ihn begleitenden Zollsergeanten. Dieser winkt dem begleitenden Gepäckträger und mit dessen Hilfe wird der Koffer geöffnet. Der Sergeant hebt die Einsätze und einzelne Gegenstände heraus, jener Beamte, den Paß in der Hand, beschränkt sich darauf, sie zu beaugenscheinigen, möglichst ohne einen Finger zu rühren. Ist alles in Ordnung befunden, so erhält man seinen Passeport mit einer höflichen Verbeugung

überreicht und dem Eintritt in das heilige russische Reich steht weiter nichts im Wege. Der allmächtige Mann an der Grenze war damals der „Blaue", der Gendarmerieoffizier (so genannt wegen seiner blauen Uniform). Verschmäht man es nicht, seine Bekanntschaft zu suchen, so geht man äußerst unangefochten hinüber und herüber. Für seine Dienstleistungen entschädigt er sich wohl einmal durch eine Konsultation, die man ihm selbst oder einem Verwandten oder Freunde gewähren muß. Es sind meist Herren mit Schliff, höflich und gefällig. Auf den kleineren Grenzorten tut man gut, einen Begleiter zu haben, außerdem aber immer den Paß in Ordnung, sonst geht der Anspruch an Gefälligkeiten wohl einmal weiter, als angenehm ist. Mit Geldbestechungen habe ich es nie zu tun bekommen.

Ich bin auch nur einmal ohne Paß gefahren; mit einem erfahrenen Begleiter ist das leicht. Wie wenig dieser ganze umständliche Apparat am Ende doch wert ist, das habe ich selbst kennen gelernt. Gerade 36 Stunden nach dem Attentat, dem Kaiser Alexander II. erlegen war, passierte ich, aus Rußland heimkehrend, die Grenze bei Jurborg (Georgenburg), ein Kaufmann aus benachbartem Grenzort begleitet mich. Stockdunkle Nacht. Ich bleibe, in meinem Pelz gehüllt, im Wagen unter dem Halbverdeck sitzen; mein Führer bringt bald einen Beamten heraus. Keine Laterne, nur ein schwacher Lichtschein fällt durch die geöffnete Tür auf mein Gefährt. „Professor N.?" „Ja." So erhalte ich meinen Paß zurück. Wer sonst etwa noch im Wagen saß, erschien dem Herrn wenig wichtig.

Die Beförderung auf der Bahn hat mich befriedigt. Wer etwas auf sich hält, fährt erster Klasse. Hier sind die Coupés sauber und gut versehen mit Heizung und Doppelfenstern, nie fand ich sie so überheizt wie früher bei uns häufig. Die Schaffner sehr sachlich und nicht offen um Trinkgeld bemüht. Der Verkehr gering und die Zahl der verkehrenden Züge dementsprechend: Auf den großen Strecken (Eydtkuhnen—Peters-

burg) in jeder Richtung zwei durchgehende Züge, auf den Seitenstrecken, z. B. Koschedary—Mitau—Riga; Landwarowo—Grodno—Brest; Dünaburg—Minsk—Smolensk, damals oft nur ein solcher in 24 Stunden. Verspätung gab es selten und nie Anschlußverfehlen. Die Fahrzeiten waren sehr reichlich bemessen, man fuhr sehr langsam. Zum Teil hing dies langsame Fahren vielleicht damit zusammen, daß die Lokomotiven fast überall in Rußland, soweit ich es befahren habe, mit Holz geheizt wurden. Ein dem Westeuropäer merkwürdiger Anblick: der riesige Tender mit seinem haushohen Holzstapel hinter der Maschine.

An allen großen Stationen gute Restaurationen und überall der Samovar. Eine hübsche, liebenswürdige, kulturell hochstehende Einrichtung, dieser russische Samovar, Spender des erfrischenden Thees, der in Rußland nirgends fehlt. Auf großen Stationen wahre Riesen diese unerschöpflichen Heißwasserquellen; aber auch auf den kleinen Haltestellen fehlt er selten. In Scharen strömen die weniger bemittelten Fahrgäste aus den Coupes hinzu, mit der eigenen Theekanne in der Hand, sich den wärmenden und belebenden Trank zu bereiten. Der Schaffner, Bremser, selbst der Lokomotivheizer nimmt Wasser zum Thee.

Die Russen, wie man sie besser auf den Seitenbahnen als in den internationalen Durchgangszügen der Hauptstrecken kennen lernt, waren durchaus angenehme Reisegefährten. Sie lasen viel und nicht nur Romane; sie waren gefällig und anspruchslos, durchaus nicht aufdringlich, mehr zurückhaltend. Untereinander gesprächig und im Gespräch interessiert, eifrig, dabei völlig unbefangen; selten die bei anderen Nationen häufige laute, das Abteil beherrschende, die Mitreisenden geflissentlich ignorierende Sprechweise. Nur durch eines waren sie störend, sie machen es sich gern bequem und führen deshalb viel Gepäck, nicht selten richtige Federbetten, mit sich. Man bedenke, daß es damals wenigstens auf diesen Seitenbahnen noch keine Schlafwagen gab und daß man noch nicht

gar zu weit in Rußland zu reisen brauchte, um einige Nächte im Coupé verbringen zu müssen. Mir war dies bald gewohnt, ich brachte die Nächte fast stets sitzend zu; ich schlief so ganz vortrefflich und doch nicht zu fest, sonst hätte ich wohl manchen Wagenwechsel verpaßt. Auch galt das Reisen — auf den wenig befahrenen Seitenstrecken für nicht ganz unbedenklich. Man hat mich oft vor Coupéräubern gewarnt, doch habe ich nichts Derartiges erlebt.

Dann die russischen Ärzte! Unter ihnen sehr viel Juden, nicht selten ein Balte, selten ein Pole. Mit Russen habe ich am seltensten zu tun gehabt und das, obgleich sich meine Reisen bis in das eigentliche Rußland hinein, weit hinter Smolensk, erstreckten.

Von der Vorliebe der Russen für Massenkonsultationen habe ich schon gesprochen. Wenn ich zum Kranken kam, fand ich meist hier eine ganze Anzahl von Ärzten versammelt. Jeder von ihnen und noch einige weitere, die sich dazu fanden, wünschten mich zu konsultieren. Das gab dann gelegentlich einen förmlichen Umzug. Bald bildete sich eine große Gefolgschaft, die mir auf Schritt und Tritt nachzog; ich im Wagen voran, mein Gefolge in Droschken hinter mir. Einmal in einem ganz kleinen Neste ging der Umzug zu Fuß. Hinter mir ein großer Trupp von Kranken und Krüppeln aller Art; Lahme und Blinde begleiteten mich stundenlang und flehten, daß ich sie heile. Doch wieviele waren da, und wie wenigen konnte ich helfen! Auch eine jüdische Frau war unter jenen, die zog auf einem Kinderwagen einen Mann mit sich herum, wie ein Blick lehrte, eine ganz alte Lähmung der Beine, die bereits kontrakt und verkrüppelt waren. Da konnte ich nichts mehr nutzen. Sie wich mir nicht von der Seite und ließ nicht ab, um meine Hilfe zu flehen. „Rühren Sie ihn an, vielleicht wird der Herr die Hilfe durch Sie schicken!“

Ein anderes Mal, es war in Bjalystok, kam ich nachts um 12 Uhr von solcher Arbeit ins Hotel. Vor meiner Türe

noch eine ganze Schar Kranker, doch ich war erschöpft und ließ mich auf nichts mehr ein. Unter denen, die da meiner geharrt, war mir eine Mutter mit dem Kinde auf dem Arm aufgefallen. Am anderen Morgen um halb fünf trete ich reisefertig aus meinem Zimmer, da sitzt diese Frau wieder auf der Schwelle, das Kind auf dem Schoß und fleht mich mit den gleichen Worten wie gestern abend an. Die ganze Nacht hatte sie still dort zugebracht. Hoffentlich hat mein Rat dem Kinde genutzt.

Bei diesen Konsultationen lernte ich auch die russische Unpünktlichkeit kennen. In dem wüsten Treiben eines solchen Tages war es mir oft unmöglich, die Stunde innezuhalten. Allmählich lernte ich, daß in Rußland niemand dies erwartet. Wenn ich zu einem solchen „Konzilium" eine Stunde, auch länger, nach der verabredeten Zeit aufbrach, so machte mir das keine Sorgen mehr, und wenn dann ein Kollege mich noch zwischenhinein zu einem „besonders wichtigen Fall" schleppte, ließ ich es auch in Ergebung über mich ergehen. Jedermann machte es so; man ließ die anderen warten oder wartete selber, wie es eben kam, und am Ende, das ist das Unglaubliche, kam man auch mit dieser Unpünktlichkeit zurecht. Auch die Eisenbahn schien mir zu warten, wenigstens bin ich nie zuspät gekommen.

Meine Reisekonsultationen in Rußland führten mich in recht vornehme Häuser. Fast alles Großgrundbesitzer. Hier herrschte mit wenigen Ausnehmen jene seltene Mischung von Luxus und Unkultur. In einem der besten fand ich mich glänzend aufgenommen und bewirtet. Jeden Abend ein wirklich gutes und gut serviertes Diner. Als ich aber morgens den Glockenzug suchte, um den Diener zu erlangen, fehlte ein solcher, und als ich mich dann auf das Klosett führen ließ, fand ich dieses in einem unglaublichen Zustande. Ich lernte erst später, daß der Diener ein für allemal vor der Türe sitzt und daß man nicht dorthin geht, sondern sich den Apparat auf das Zimmer bringen läßt.

Diesmal gebildete und gereiste Leute, in den Zimmern zahlreiche hübsche Andenken. Die großen, schönen Photographien mit groben Nägeln an die Wand geheftet. „Ja," sagte die alte Gräfin, „Ihnen kommt das hier recht merkwürdig vor. Aber wir lernen uns doch langsam an. Wir haben doch jetzt schon eine ordentliche Wirtschaft und sogar ein Rechnungsbuch und auch einen Geldschrank. Als ich ein Kind war, es mögen 40 bis 50 Jahre (also heute, 1924, etwa 90 bis 100 Jahre) her sein, da stand in meines Vaters Stube in der einen Ecke eine Tonne, darin lagen die Goldstücke, und wer Geld brauchte, der ging hin und nahm sich." Ich bin überzeugt, daß die Dame die Wahrheit sprach. Es war eine sehr vornehme polnische Familie. Sie waren in der letzten polnischen Revolution böse kompromittiert. Im Park eine wirklich schöne, stattliche gotische Kirche zum Andenken an einen Bruder der Dame, den Murawieff damals in Wilna hatte hängen lassen.

Ein andermal ging es zu einem wohl noch vornehmeren Großgrundbesitzer, dem Adelsmarschall des Gouvernements. Wir kamen zu zwei, der Ophthalmologe und ich. In Kowno, wo sich von der Hauptstrecke Eydtkuhnen—Petersburg unsere Seitenbahn abzweigte, empfing uns ein höherer Beamter des Herrn, der die weitere Führung übernahm. Nach einigen Stunden war die Bahnfahrt beendigt, und nun fanden wir zur Weiterbeförderung folgende Karawane vor: 1. Einspänniger Schlitten als Führer und Aufklärer, 2. Zweispänniger Schlitten mit zwei Mann und Schanzzeug zum Ausgraben, 3. Zweispänniger Schlitten mit zwei Beamten des Herrn v. K. zur Überwachung des Zuges, 4. Zweispänniger Verdeckschlitten mit uns beiden, 5. Zweispänniger Schlitten mit zwei Dienern, 6. Einspänniger Schlitten mit dem Schließer des Zuges. Summa: 10 Mann und 10 Pferde, einmal wurde umgespannt. Die Fahrt ging völlig glatt vonstatten, und außer unserm eigenen Gefährt hätten wir das Ganze entbehren können. Wir wohnten bei Herrn v. K. im Fremdenhause, 50 bis 100 Schritt dem Herren-

hause gegenüber. Am anderen Morgen erscheint der Sohn des Kranken und bittet uns hinüber. Ich will sogleich mit ihm gehen. „Pfui!“ (der bekannte russisch-deutsche Ausruf der Entrüstung) „Sie werden doch nicht gehen. Mein Schlitten kommt sogleich wieder.“ — In Rußland geht man nicht, wo man fahren kann.

Das interessanteste Erlebnis in diesem Kreise war eine Konsultation bei dem berühmten Totleben. Sie fand in Mentone statt. Da ich mit dem alten Herrn mehrfach zusammen war, hat er mir mancherlei erzählt und auch von seinen Kriegstaten; wirklich warm aber ist er nur einmal geworden. Das war, als er von den Armeelieferanten sprach und wie er einen solchen ertappt, so daß dieser 80 000 Rubel herauszahlen mußte. Er hielt dies offenbar für die schwierigste und verdienstlichste seiner Leistungen.

Der großen Rolle, welche auch in meiner Reisepraxis die Juden spielten, habe ich bereits gedacht. Die Juden Polens und Rußlands stammen aus dem alemannischen Süddeutschland, sie sind im 14. Jahrhundert unter toleranten polnischen Königen von dort eingewandert. Sie sprechen „Deutsch“, allerdings ein recht verdorbenes Deutsch mit rotwelschem Einschlag. In manchen Worten ist die alemannische Abstammung deutlich zu erkennen. So in dem „eppes“ für „etwas“, vor allem aber in dem so sehr charakteristischen, echt alemannischen „nächten“ als Bezeichnung für gestern nachmittag. Sie bilden einen Staat im Staate, es gibt genug kleine Städte, in denen sie nicht nur maßgebend, sondern fast „unter sich“ sind. Hier in diesen ganzen Distrikten Rußlands war der Jude keineswegs nur Kaufmann oder Kommissionär, sondern die meisten Handwerke wurden von ihnen besorgt. Fast alle Fuhrleute waren Juden. Maurer, Dachdecker, Bäcker, Schlächter, aber auch die Sackträger und Landarbeiter waren Juden. Hier war Palästina und ist es wohl noch, die Heimat, aus der das moderne Judentum des Westen sich ergänzt. Aus den

kleinen Städten Rußlands geht seit langem ein stetiger stiller Strom von Juden über die westlichen Grenzen, um sich in kleinen preußischen oder österreichischen Provinzialstädten anzusiedeln. Von da gehen sie in die größeren Städte, nach Königsberg, Krakau, Lemberg, oder auch gleich nach Berlin oder Wien, oder noch weiter, sogleich nach dem Westen. Hier angelangt, dauern sie, außer in bestimmten Provinzen, so ganz auffallend im nördlichen Elsaß und der bayrischen Rheinpfalz, meist nicht gar viele Generationen aus, sie werden schließlich abtrünnig. Das europäische Judentum würde heute bald verkümmern, wenn nicht jene seine Wurzeln im Osten ihm immer frisches Blut zuführten.

So erklärt sich auch die merkwürdige Tatsache, daß alle Juden, von Rußland und der Türkei bis nach England und Frankreich, mit Ausnahme der portugiesischen Juden — wie schon der böse Herr v. d. Marwitz bemerkt — Deutsch sprechen.

Ich habe viel Schmutz und Elend, aber auch manchen klugen und interessanten Urjuden in jenem russischen Palästina gefunden.

Auch einer der großen Wunderrabbiner hat mich konsultiert. Das war nicht weit von Smolensk, ein abgelegenes Dorf am Dnejpr, der bereits ein stattlicher Strom. Ein großes Gehöft mit Gaststallungen für 100 Pferde. Ein mir bekannter jüdischer Getreidehändler aus Königsberg führte mich dorthin. Von ihm erfuhr ich, wie weit sich die Wundertätigkeit jenes Mannes erstreckte. Vom Schwarzen Meer, aus Archangel, aus Sibirien kamen die Glaubensgenossen, um sich Rat zu holen: welchen Arzt sie in Deutschland konsultieren sollten, welcher Rechtsanwalt in Paris für sie der rechte war, wie sie es anzustellen hätten, um vom Militär frei zu kommen, wie sie sich aus der oder jener Angelegenheit, die sie mit dem Gesetz in Konflikt zu bringen drohte, ziehen könnten, und schließlich, wie diese oder jene Stelle des Talmud zu verstehen ist — alles das wußte der Gute. Ein würdiger Greis; in guter Haltung schritt er in echtem weißem Fuchspelz einher, stets mit großem Gefolge.

Ein anscheinend durchaus verständiger Mann. Aber alles an und um ihn von unglaublichem Schmutz. Ich habe manche böse Nacht auf meinen Konsultationsreisen verlebt, die bei ihm war die schlimmste.

Ein andermal fuhr ich zur Winterszeit nach vierundzwanzigstündiger Reise in ein kleines russisches Städtchen ein. Es wurde Abend. Man zündete soeben in den Häusern Licht an. Aus jedem Fenster um den großen weißen Marktplatz strahlte Lichterglanz wie bei uns am Weihnachtsabend. Es war Freitagabend, Sabbatanfang. Die Kranke, ein schwer tuberkulöses Mädchen in völlig verwahrlostem Zustande. Ich tat mein möglichstes. Als ich dann aber bei dem Vater der Kranken saß, war ich verstimmt und einsilbig. Nach einiger Zeit beginnt er: „Darf ich dem Herrn Professor etwas sagen? Ich bin ein alter Mann und habe manches erlebt und es tut mir ungut, daß der Herr Professor verstimmt ist, denn ich weiß, was er hat." „Nun, sagen Sie es nur." „Der Herr Professor ist gekommen und hat gemacht eine weite Reise. Jetzt hat er die Kranke schlecht gefunden und er hat sich versäumt und geplagt und ist unzufrieden, denn er kann wenig nutzen." Der Mann hatte recht, und so begann ich ihm gern zuzuhören. „Der Herr Professor ist noch jung (ich war 37 Jahre), da darf ich ihm sagen, was ist die Wahrheit: Wenn meine Tochter ist schlecht und es ist nichts mehr zu machen bei ihr, so klag ich darum zum Herrn, aber der Herr Professor soll drum nicht hadern mit seiner Kunst. Das menschliche Leben ist ein gar edles Ding, und wenn Sie es können retten und können helfen in einem Falle von zehn, auch von zwanzig, so ist das eine große Sache, und hoch zu preisen ist der Arzt, der das kann." Wie oft hat mich dies Wort des alten Epstein getröstet. Was er sag e, ist ja alltäglich — aber ich habe es ihm oft gedankt.

Mit der Heirat hatte für mich ein neues Leben begonnen. Wir waren beide nicht vergnügungssüchtig und auch gern

allein und doch gesellige Naturen, fröhlich im Zusammensein mit gleichgestimmten Seelen. Auch festliches Treiben schön gekleideter Menschen machte uns Freude. Anna war auch hierin ein gesundes Menschenkind. Sie tanzte gern und war eine sehr graziöse Tänzerin, sogar mit mir brachte sie es fertig, nur wenn ich mich zu einem Walzer mit ihr aufraffte, war das Ende stets dies, daß sie mich mit meiner Kunst herzlich auslachte.

Gleich der erste Winter brachte denn auch viel Geselligkeit. Meine Frau erkältete sich wohl einmal, doch war mir nichts Besonderes an ihr aufgefallen. Eines Nachts aber, als wir von einem größeren Tanzfest heimgekehrt waren, bekam sie recht heftigen Bluthusten. Mein Entsetzen war nicht gering. Die Untersuchung ergab denn auch einen Katarrh der einen Lunge. Annas Befinden wurde schlecht; sie wurde schwach und magerte ab. Sanatorien waren damals für solche Krankheiten noch wenig im Gebrauch, und da das Frühjahr bereits vor der Türe war, ließ ich sie zunächst daheim. Die Lungenerscheinungen verschwanden schnell, aber sie blieb schwach und elend. Als dann die warme Jahreszeit heran war, schickte ich sie nach Berchtesgaden, das ich damals für solche Kranke bevorzugte. Dort hatte ich einen zuverlässigen erfahrenen Arzt für sie, Herrn Dr. Kimmerle. Als die Ferien kamen, ging ich Anna nach. Ich fand sie noch sehr schwach. Bergsteigen, größere Spaziergänge wurden ihr noch schwer. Ich schaffte ihr einen Esel an, auf dem sie nun, eine gewandte und zuverlässige Reiterin, wie sie war, mich auf allen Spaziergängen begleiten konnte. Kein müder Packesel, sondern ein feuriges kleines Tier. Er ging in jeder Gangart und nahm sogar Zäune, nur durften sie nicht hoch sein.

Wir sind weit herum gekommen mit unserem „Mucki". Auch auf die Watzmannscharte waren wir eines Tages gewandert. Auf dem Rückwege passieren wir ein ziemlich enges Tal; da kommt uns auf dem schmalen Pfade ein einsamer Stier entgegen,

offenbar in unfreundlicher Absicht, denn von Zeit zu Zeit bleibt er stehen, scharrt den Boden und nimmt die bekannte drohende Stellung mit niedergebeugtem Kopfe ein. Zum Fliehen war der Feind viel zu nahe, ein Unterschlupf irgendwelcher Art war nicht vorhanden, Menschen waren nirgends zu sehen. Also, die alte Regel: solch übermütigem Burschen ist einzig durch mutiges Auftreten zu imponieren. Wir gehen ruhig weiter, ihm entgegen. Schon sind wir uns gegenüber. Der Stier hält trotzig den Weg, bleibt stehen, scharrt den Boden und senkt wie zum Stoß die Hörner. Eine recht peinliche Lage! Plötzlich läßt Mucki sein bekanntes gellendes Eselsgeschrei ertönen, setzt sich mit seiner Reiterin in Galopp und unter fortdauerndem Schreien an mir vorbei geradenweges auf den Feind los! Worauf dieser sich auf die Seite drückt und mißvergnügt brüllend und scharrend uns ziehen läßt. — Auch schlechte Musik kann gute Wirkung haben!

Als es meiner Frau besser zu gehen begann, verließen wir Berchtesgaden und zogen nach Försterei Schappach in der Ramsau. Mein alter Jugendfreund Kunheim fand sich mit seiner Frau dazu und wir führten einige Wochen gemeinsam ein fröhliches Leben. Schließlich fand mein Aufenthalt einen schönen Abschluß.

Dr. Kimmerle hatte veranlaßt, daß ich beim Sohn des Forstmeisters von Berchtesgaden konsultiert wurde. Der junge Mann sollte an galoppierender Schwindsucht leiden und war aufgegeben. Ich fand ein eitriges Brustfellexsudat, ließ ihn operieren, und in kurzer Zeit war der Kranke auf dem Wege der Genesung. Der dankbare Forstmeister verschaffte mir die Erlaubnis zur Ausübung der Gemsjagd in jenen berühmten Revieren. Ich habe manche Nacht auf der einsamen „Diensthütte" mit dem alten Förster Schrobenhauser zugebracht, um vor Tage auf den Gemsbock zu pirschen. Aber es wollte nicht glücken. Zwischen den Latschen und über die Felsen und an den oft recht schauerlichen Abgründen kletterte der treffliche Mann mit mir umher, als wären wir

selbst Gemsen, was denn doch — für mich wenigstens — durchaus nicht zutraf. Wir kamen nicht zu Schuß. Endlich beschloß ich, mir den „Hohen Göll" abtreiben zu lassen. Fünf Holzknechte erstiegen den Berg bei Nacht von der abgekehrten österreichischen Seite. Mit Sonnenaufgang kamen sie, jeder auf einem Gemswechsel den Berg herunter mit Juchzen und Jodeln. Ich stand auf dem sechsten Wechsel. Es war ein wunderbarer Anblick, wie diese dreisten Kerle im Morgensonnenschein an der steilen Wand herunterſprangen und glitten. Vom Tal drückten einige weitere Treiber gegen den Berg, und so blieb den Gemsen, welche die Nacht unten auf den Almen geäst hatten, nichts übrig, als auf dem von mir besetzten Wechsel den Rückzug anzutreten.

Sie kamen fast in einem Trupp, an die vierzig Stück. „Ein Malefiz-Bock", raunt mir der Förster zu. Ich hatte noch wenig Gemsen in Freiheit genau gesehen, und da bei ihnen beide Geschlechter „Krücken" tragen, war ich sehr unsicher. Doch war es schnell zu begreifen: das stärkste Tier war der „Malefizkerl". Auf das hielt ich, und während das übrige Rudel auf den Schuß flüchtig fortrast, bricht der Bock rechtwinklig vom Wechsel aus dem Rudel heraus, in den Abgrund. Zwanzig Schritte geht er bei mir vorbei! Als ich ihm aber den Fangschuß aus dem zweiten, dem Flintenlaufe, geben will, fällt mir der Alte ins Gewehr: „Nein, mit Schrot dürfen's nit schießen!" So ging er dahin!

Anna kam gut erholt heim; Erscheinungen von Lungenkrankheit haben sich nie wieder gezeigt. Doch blieb sie viele Jahre schwächlich, mager und sehr geneigt zu Erkältungen. Das Klima Ostpreußens war ihr jetzt nicht zuträglich; nach unserer Übersiedelung ins Rheintal hat sich diese Neigung allmählich ganz verloren, und heute ist sie wieder so kräftig und gesund wie damals, als wir uns heirateten.

Die Jahre, die nun folgen, sind die schönsten meines Lebens. Ich war 37 Jahre alt, auf der Höhe meiner Leistungsfähigkeit.

Ich hatte mir eine geachtete Stellung erworben. Das war nicht ohne Kampf geschehen, aber nun war Friede. Meine Tätigkeit als Lehrer war zwar noch durch die ungenügende Klinik eingeengt und erschwert, aber die wissenschaftliche Arbeit meiner Klinik begann sich allmählich fruchtbar und höchst befriedigend zu gestalten, seitdem ich in Schreiber, Falkenheim, Stadelmann und bald auch in Minkowski begabte Mitarbeiter gewonnen hatte. Meiner Häuslichkeit verlieh meine Frau eine sonnige Herzlichkeit, die mit jedem Jahre mehr zur Geltung kam. Die freundschaftlichen Beziehungen, die ich aus der Junggesellenzeit mitbrachte, hat sie gepflegt und aus ihnen gemacht, was daraus zu machen war. Den schönen Freundeskreis, der bald unser Haus schmückte, verdanke ich ihr. Ich freilich, so empfänglich ich für alles Schöne im Leben war und so fröhlich ich unter Frohen sein konnte, brauchte einen, der, wie sie, mich vor mir selbst schützte, vor dem bösen Geiste der Ungeduld und Unzufriedenheit, dem Mißtrauen und der Verzagtheit, die mir meine überernste, schwerfällige, oft hypochondrisch Art, die Menschen und das Dasein zu nehmen, brachte.

Hauptperson im Kreise unserer Intimen war von Anfang an Schönborn. Die Freundschaft, die uns mit ihm und seiner Familie verband und verbindet, möchte ich nicht missen. Seine Genußfähigkeit, sein starkes ästhetisches Gefühl, seine bewußte Begeisterung für die klassische Zeit unserer deutschen Literatur gaben seiner geistigen Haltung etwas Vornehmes. Bei uns fand er lauten Widerhall, vielleicht manchmal zu lauten. Denn wenn lebhafte Geister sich in einer ausgesprochenen Richtung zusammenfinden, so gibt das leicht Neigung zur Übertreibung und Einseitigkeit bis zur Exklusivität. Das geht dann vom Ästhetischen ins Ethische und Moralische und kann zur Betonung von allerhand *vermeintlichen* Gegensätzlichkeiten in Welt und Leben führen. Hierzu konnte es bei uns nicht kommen, dazu verfügten wir über zuviel Warmherzigkeit, über zuviel Freude am Leben und über zuviel Humor.

Schönborn gehörte dem gleichen Berliner Kreise an, aus dem ich hervorgegangen war. Damals in Berlin hatte er ein wenig abseits gestanden, er mußte manchen Spott leiden, weil es, wie wir behaupteten, seine ästhetischen Thees waren, die ihn unsern Zusammenkünften fernhielten. Richtig war es, daß er ein gerngesehener Gast bei solchen Konventikeln gebildeter Frauen war. Er hatte Beziehungen zu Preller in Weimar, und vielleicht waren diese Weimarer Beziehungen mit schuld daran, daß etwas von der Weihe über ihn gekommen war, die ehrlicher Goethekultus jedem seiner Adepten verleiht. Durch ihn traten uns v. Hippel und Robert Meßling näher, dieser Getreideexportör, jener damals noch Extraordinarius für Ophthalmologie, Jacobsons Schüler und Freund. Beides echte Ostpreußen mit deren herzlicher Art und ritterlicher Gesinnung, und bis zu ihrem Tode fest mit uns verbunden.

Von den übrigen Gliedern unseres engeren Freundeskreises jener Jahre sind es Rühl, Hirschfeldt, Jordan, Chun und Bezzenberger, denen ich die wärmste Erinnerung bewahre. Jordan gehörte zu denen, die in Königsberg nicht heimisch wurden. Seine, des alten Berliners, wahre Heimat war Rom geworden, dort mußte man mit ihm sein, um ihn ganz zu genießen. Dies Glück wurde uns zuteil, 1883 verlebten wir dort drei Wochen miteinander. Damals waren die Ausgrabungen auf dem Forum romanum in vollem Gange. Fast jeden Morgen traf Jordan uns hier, meine Frau und mich. Oft hatte der lange Helbich vom deutschen archäologischen Institut irgend einen neuen Fund zu demonstrieren, und dies geschah meist in etwa dieser Form: „Jordan, sehen Sie mal! Was ist das, was wir da gestern gefunden haben?“ Worauf Jordan: „Na, natürlich, das gehört zum Hause der Oberpriesterin der Vesta; ich habe ja immer gesagt, daß das da stehen müsse“, womit die Sache entschieden und abgemacht war, Freund Jordan war in Sachen des Forum hohe Autorität. Er war selig, entzückt über alles, was Rom bot, auch über

die Italiener mit ihrer damals noch ganz unerträglichen Spuckerei und ihren sonstigen oft mehr natürlichen als saubern Gepflogenheiten. Er wohnte im deutschen archäologischen Institut auf dem Kapitol, und: „Denken Sie sich," so redet er eines Morgens ganz begeistert auf mich ein, „was mir heute passiert ist, göttlich! Früh um sieben öffne ich das Fenster, da sitzen vier Kerle, auch einige Frauen, gerade unter mir an der Fassade des Instituts! Ich schreie ihnen zu, sie seien Schweine und sollten sich fortscheren. ‚Was?', antwortet mir eine der Matronen, indem sie sich langsam erhebt und mich ruhig anglotzt, ‚was wir da machen!? Ma è un palazzo!' Göttlich, nicht wahr? Ganz wie bei Goethe."

Gustav Hirschfeldt war soeben mit seiner schönen jungen Frau aus Olympia gekommen, wo er, ich weiß nicht mehr wie viel Jahre geweilt und schließlich den Hermes ausgegraben hatte. Ein sprühend lebhafter Geist und glänzender Erzähler. Unvergeßlich ist es mir, wie er von dem Tage sprach, da ihm aus dem lange mit wenig Erfolg durchwühlten Schutt der Ebne Olympias die herrliche Schulter des Hermes entgegenleuchtete. Beide, Jordan und Hirschfeldt, wurden nicht alt, sie erlagen früh, unter schweren Leiden.

Ein trefflicher alter Herr war der Botaniker Caspary. Uns hatte die Politik und das Generalkonzil zusammengeführt und manches Gemeinsame in Beurteilung von Menschen und Leben brachte uns nahe. Caspary war ungewöhnlich temperamentvoll. Er hatte, ehe er zur Botanik überging, Theologie studiert, war aber dieser seiner ersten Liebe keineswegs anhänglich geblieben, sondern ganz im Gegenteil. Im Generalkonzil waren ihm die Theologen ein Gegenstand steten Ärgernisses, und er konnte sich zu erstaunlicher Grobheit gegen sie versteigen, wenn sie ohne Not die Beratungen störten und verschleppten.

Chun kam 1880 nach Königsberg, er führte 1884 die Tochter Carl Vogts, Lily, heim. Frau Chun bis zur Ausgelassenheit fröhlich, sprudelnd. Ihre Mutter stammte aus

Bern, und meine Beziehungen dort hatten sie uns von vornherein genähert. Ihre Tochter, eines der lieblichsten Geschöpfe dieser Welt, war das Patenkind meiner Frau. Durch Thun kam der alte Vogt, den ich auch schon von Bern kannte, nach Königsberg und ich habe hier manche vergnügte Stunde mit ihm verlebt. Ein merkwürdiges Gemisch von Revolutionär und Hofmann, dieser alte 48er, und ein gescheiter Mann, der viel durchgemacht. Es machte Eindruck, als er bei einem Festessen antwortlich eines ihm geltenden Toastes sagte: „Der Herr Vorredner hat seine Freude darüber ausgesprochen, daß ich soviel Anhänglichkeit an meine deutsche Heimat bewahrt habe. Nun ja, es will schon etwas besagen, wenn einer wie ich, der sein Vaterland dreimal als Flüchtling und zweimal als ein zum Tode verurteilter Flüchtling hat verlassen müssen, doch immer wiederkommt."

Der alte Herr malte mit nicht geringer Leidenschaft in Öl. Ich habe ihn in Königsberg, in Mürren und wo ich sonst ihn besuchte meist vor der Staffelei angetroffen. Auch besitze ich ein Ölgemälde von ihm.

Mit Bezzenberger's führten mich ernste Erlebnisse zusammen. In unserer gemeinschaftlichen Liebe zu Ostpreußen fand ich dann den Boden, in dem meine freundschaftliche Anhänglichkeit an ihn festwurzelte. Bezzenbergers Interesse für die Provinz war zuerst durch Studien der litauischen Sprache angeregt. Dann war er ins Prähistorische geraten, und für seine Ausgrabungen fand er dort ein ergiebiges Feld.

Am wohlsten war uns doch im Quartett, Schönborn mit seiner Frau und wir beide, wie es manche gute Theatervorstellung und mancher Abend in der Häuslichkeit brachte. Wir Männer gingen in allem Hand in Hand und in allen wichtigen Dingen einig, und beide Frauen waren von der Art, daß sie den Gewinn, den jeder von uns aus diesem Freundesverhältnis zog, richtig einzuschätzen wußten. So

konnten wir alles vor ihnen besprechen, ohne Indiskretionen fürchten zu müssen. Dies ist eine der unerläßlichen Bedingungen jedes intimen freundschaftlichen Verkehrs, sie allein genügt aber nicht. Ein solcher Verkehr verlangt Übereinstimmung in den hauptsächlichen Grundanschauungen, jenen Glaubensartikeln, welche die Lebensauffassung bestimmen. Nur dann ist ein lebhafter Austausch von Gedanken und Gefühlen möglich, ohne daß unausgleichbare und hierdurch aufregende und verstimmende Differenzen entstehen. Solcher Austausch von Gedanken und Gefühlen ist immer das gewesen, was ich im intimen freundschaftlichen Verkehr suchte. Es ist ein großer Unterschied zwischen befreundet sein und intim freundschaftlich verkehren. Ich konnte mit einem Menschen befreundet sein, herzlich befreundet, weil Bande der Gewohnheit, gegenseitige Dienste, Achtung vor der Persönlichkeit mich an ihn fesselten, und doch konnte ich lebhaften Verkehr mit ihm entbehren. Der Grund war oft der, daß die Gemeinsamkeit der Lebensanschauung und damit die Möglichkeit eines solchen ersprießlichen Austausches dessen fehlte, was mich innerlich bewegte. Eine pragmatische Unterhaltung wird auf die Dauer, nachdem das Bedürfnis nach Belehrung befriedigt ist, ermüdend. Sie kommt bald aufs Geschichtenerzählen hinaus, und da zeigt es sich, wie beschränkt das Repertoir des Einzelnen ist.

In Ostpreußen spielte damals der ländliche Verkehr noch eine große Rolle, und auch wir hatten viel Beziehungen auf dem Lande. Der Käswurms habe ich schon gedacht. Dann wohnten dort, fast an der russischen Grenze, hinter dem berühmten Trakehnen, einige Onkel meiner Frau, Arnold mit Namen, auf schönen großen Gütern. Den ersten Sommer unserer jungen Ehe brachten wir da und dort auf dem Lande zu. Die Vergiftungen für das Ziemßensche Sammelwerk habe ich dort geschrieben. Ganz nahe bei Königsberg hatte ich einen Berliner Studiengefährten als Großgrundbesitzer wiedergefunden, Ernst

v. Olfers, Sohn des bekannten Generaldirektor der Museen unter Friedrich Wilhelm IV. Ein Mann von den besten Anlagen. Er hatte seine medizinischen Studien in normaler Weise erledigt, eine hübsche Doktorarbeit (über Poduren) gemacht und war, als ich 1869 Berlin verließ, Assistenzarzt am katholischen Krankenhause in Berlin. Nun war er Besitzer von Metgethen, ein großes Gut von etwa 1000 Hektar, fast unmittelbar vor den Toren Königsbergs. Wir haben in Metgethen gern verkehrt. Außer der liebenswürdigen jungen Frau fanden wir dort Olfers Mutter, Frau von Olfers, die wegen ihrer gesellschaftlichen Gaben noch nach ihrem Tode in Berlin gefeiert ist, und seine Schwester Marie von Olfers, die Dichterin und Malerin. Die Mutter, eine glänzende Vertreterin jener früheren Zeit des 19. Jahrhunderts, als noch schöngeistige Unterhaltungen zwischen Mann und Frau viel galten. Eine lebhafte Frau, die durch verständnisvolles Zuhören anzuregen wußte. Marie von Olfers ist für mich ein Gegenstand der Verehrung geblieben. Mit ihren schönen künstlerischen Talenten verband sie die größte Herzensgüte. Ihre Mutter und sie verloren fast ihr ganzes Vermögen, und Jahre hindurch hat sie redlich für ihren Lebensunterhalt gearbeitet, ohne daß dies einen Schatten über ihr Leben geworfen hätte.

Olfers hatte seine Besitzung von seinem Onkel Staegemann geerbt. Dessen Vater war der bekannte Finanzminister Friedrich Wilhelms III., in jenen schwersten Jahren Preußens vor und im Beginn seiner Wiedererhebung. Offenbar ein Finanzgenie! Preußen war unter der entsetzlichen Behandlung durch Napoleon aufs äußerste erschöpft. Napoleon hatte, wie er sich selbst gegen Roederer brüstet, eine Milliarde aus dem armen Lande zu ziehen gewußt, wieder traten mit dem russischen Kriege 1812 die unglaublichsten, auch finanziellen, Anforderungen heran, und immer wieder wußte Staegemann Millionen aus dem Nichts zu schaffen. Von solchem Finanzgenie hatte unser Freund leider nichts geerbt.

Wir beide, meine Frau und ich, hatten unsern geselligen Verkehr lediglich auf unsern intimen Kreis beschränken wollen, zum Verkehr in den Kreisen des offiziellen Königsberg fühlte ich wenig Beruf. Schon meiner politischen Richtung wegen — ich war liberal vom linken Flügel und ständig Wahlmann für die Fortschrittspartei — paßte ich, wie ich meinte, da nicht hin. Doch „der Mensch ist nicht so hoch gestellt, daß er der Täter seiner Taten sei!" Es kam anders. Es war sogar die Schwester des bekannten Ministers v. Mühler, Frau v. Goßler, die Frau des Kanzler von Ostpreußen, Mutter der beiden Minister v. Goßler, die uns in jene Kreise brachte. Eine gescheite, sehr liebenswürdige Frau. Sie litt leider an einer unheilbaren Krankheit (progressive Bulbärparalyse), der sie in wenig mehr als einem Jahre erlag. Herr v. Horn feierte, ich weiß nicht mehr welches Jubiläum, ich war Dekan und hatte ihm im Namen der Fakultät eine Rede zu halten. All diese Herrschaften kamen uns so viel jüngern Leuten jetzt mit herzlicher Freundlichkeit entgegen, und der Verkehr mit diesen intelligenten und hochstehenden Leuten war keine geringe Zierde für unser Haus. Wenn ich bei festlicher Gelegenheit mit meiner völlig unbefleckten Brust unter all den Sternen saß, war das mir wohl ungewohnt, aber im Ernste gesprochen, ich denke an fast all diese Männer und Frauen gern und anhänglich zurück. Horn und seine treffliche kluge Frau sind uns werthe Freunde geworden bis zu ihrem Tode. Der „Kommandierende" v. Barnekow, ein Mann von natürlichem Verstand und Mutterwitz und ein grundehrlicher Mann, seine Damen sehr liebenswürdig. Sein Nachfolger v. Gottberg, Erzieher des Kaiser Friedrich, klug und hochgebildet. Seine gute Frau, eine geborne Engländerin, hat mit englischer Anhänglichkeit uns ihre Freundschaft noch nach seinem Tode erhalten. Die interessantesten aus dem militärischen Kreise waren Verdy du Vernois mit seiner Frau, dem berühmten

„Lieschen". Ein hochbegabter Mann, rührend durch die unterwürfige Selbsterkenntnis, in der er sich dem überlegenen Willen Lieschens unterordnete, rührend in seiner harmlosen Eitelkeit und Daseinsfreude. Rührend beide in ihrem Mangel an Verständnis für Lieschens Toilette. Verdys sind für Tage und Wochen unsere Gäste gewesen. Das letzte Mal in Straßburg. Dort werde ich noch von ihnen erzählen. Am meisten hat es mich überrascht, wie schließlich auch zwischen Horns Nachfolger, dem Oberpräsidenten und Universitätskurator von Schlieckmann, und uns sich ein vollkommen freundschaftliches Verhältnis entwickelte.

Auch eines geistlichen Würdenträgers muß ich hier gedenken, des Propstes Dinder. Ein einfacher, rechtschaffener katholischer Pfarrer, lebte er als geistlicher Hirt der kleinen katholischen Gemeinde Königsbergs still und zufrieden und dachte an nichts weniger als an das, was ihm bevorstand. Durch Olfers, der katholisch war, war er mir nähergekommen, und ich mochte ihn gern, wegen seiner ehrlichen Menschenfreundlichkeit und Harmlosigkeit. Auch war er von hohem Werte für meinen Weinkeller. Er versorgte uns auf das allerbeste mit Rhein- und Moselweinen, die auf den „Kirchenstücken" der Amtsbrüder dort gewachsen waren. Damals ging der „Kulturkampf" zu Ende, und als es sich nach Ledochovskis Beseitigung um die Besetzung der Stelle des Erzbischof für Gnesen und Posen handelte, sollte dies ein Pole sein, aber ein solcher, der frei von polnischen Nationalitätsgelüsten war. Beides traf für Dinder zu, er war aus einer polnischen Gegend, dem Ermland, in der solche Velleitäten damals noch ganz unbekannt waren. So geschah es zu meiner nicht geringen Überraschung, daß ich eines Tags las, Dinder wäre zum Erzbischof von Gnesen und Posen ernannt. Da er an Diabetes litt, war vorauszusehen, daß er den Aufregungen und sonstigen Anforderungen einer solchen Stellung nicht gewachsen sein werde, und so ging ich sogleich zu ihm, um

ihm abzuraten. Ich fand ihn in größter Trübsal: Er wisse voraus, das sei sein Ende, es fehle ihm ja alles zum Erzbischof. Jedenfalls, so riet ich, müsse er wegen seiner Krankheit ablehnen, ich wolle ihm gern ein Gutachten schreiben. Ach, das nütze alles nichts! Er wisse ja, daß er in sein Verderben gehe; er habe auch schon dringend gebeten, daß man ihn da belasse, wo er sei, und alles, auch seine Krankheit nachdrücklich geltend gemacht. „Da haben Sie die Antwort vom Papst Leo selber!" Das Telegramm bestand aus drei Worten: „Volo, jubeo, Leo." So mußte er gehen. Es dauerte nur zwei Jahre, bis der gute Erzbischof Julius starb.

In Künstlerkreise hatten uns bereits Beziehungen zu dem bekannten Landschaftsmaler Schmidt geführt. Meine Kupferstichsammlung brachte auch Berührung mit solchen mit sich, und schließlich erschien plötzlich Karl Steffeck, der bekannte Maler, als Direktor der Kunstakademie. Ein guter alter Bekannter aus Berlin, dort einst Gartennachbar unseres väterlichen Hauses. Ein hervorragend begabter Künstler, der leider für eine sehr große Familie zu sorgen hatte. So waren seinem Genius die Flügel oft nicht frei. Waren sie das, so hat er auf den verschiedensten Gebieten, Porträt, Landschaft, nicht nur in Tiermalerei — Pferde —, sehr Bedeutendes geschaffen. Ein gutherziger Familienvater, anspruchsloser, fröhlicher und unterhaltender Gesellschafter. Ein gern gesehener Gast unseres Hauses, wiederholt in unserm „Haus Heide" in Theerbude. Ich verdanke ihm zwei Porträts meiner Frau.

Ostpreußen ist ein wildreiches Land, berühmt ist es wegen seiner Elche. Ihr Standort sind die sumpfigen Wälder zwischen Labiau und Tilsit am Kurischen Haff. Dort werden sie geschont und gehegt und man muß sehr hochgestellt sein, um Zutritt zu diesen Revieren zu finden. So würde man wenig von ihnen merken, wenn nicht gelegentlich das eine und andere der Tiere, von Wanderlust gepackt, weite Streifzüge durch das Land unter-

nähme, bei denen sie dann in fernen Jagdrevieren erscheinen und an die unwahrscheinlichsten Orte geraten, so in den Festungsgraben von Königsberg, auf das Glacis von Pillau oder auch einmal zu einem litauischen Bäuerlein in seinen Kuhstall. Es sind gewaltige, ungeschlachte hochbeinige Tiere: der Kopf, wenn ohne Geweih, dem eines Pferdes mit starker Rammsnase ähnlich. Ihre bevorzugte Gangart ist ein weitausgreifender Trab, und wenn sie so mit vielem Geräusch, alles vor sich niedertretend, durch den Buschwald ziehen, haben sie etwas entschieden Prähistorisches. Auch sehr starkes Rotwild gibt es in Ostpreußen und was sonst des Jägers Herz erfreut. Dazu Rehwild, Hasen und Feldhühner, Wassergeflügel aller Art auf dem Haff und den Seen. In den Wäldern Birkwild, Auerwild und, wenigstens damals noch, wenn auch schon sehr selten, Wölfe.

So war es begreiflich, daß meine alte Jagdleidenschaft, die seit fast 10 Jahren geschlummert hatte, wieder wach wurde; ich danke ihr, daß sie mich die landschaftlichen Schönheiten Ostpreußens kennen und lieben gelehrt hat. Dem Meer mit den Reizen des Strandlebens kann in Ostpreußen niemand aus dem Wege gehen, die Schönheiten der ostpreußischen Binnenlandschaft sind anderer Art, sie wollen gesucht sein, sie offenbaren sich erst dem ganz, der sie schon lieben gelernt hat. Ein mehr ebenes Land, gerade hügelig genug, um nicht eintönig zu wirken. Mehr vereinzelte Gehöfte als große Dörfer. Jedes mit Baumgarten, Weiden, Birken, Linden, Espen. Selten große geschlossene Waldkomplexe, aber überall kleine Wäldchen, Laubholz und Nadelholz gemischt, fast jedes größere Gut hat seinen Wald. Dazwischen überall der weite Blick über das grüne Land, wogendes Korn und grüne Wiesen, in den mannigfachen stimmungsvollen Beleuchtungen, wie sie die Ebene bietet.

Ein alter Gutsnachbar meines Schwiegervater Rudolf Pieper, ein großer Nimrod, nahm sich meiner Jagdbestrebungen an und führte mich in den litauischen Wald ein. In der

Juraschen Forst an der russischen Grenze zwischen der Memel und der alten Straße nach Taurogen, lernte ich ihn zuerst in seiner Jungfräulichkeit und Einsamkeit kennen. Dort, fast 100 Kilometer von der letzten Eisenbahnstation und noch viel weiter von dem alltäglichen Treiben unseres Kulturleben entfernt, wo wirklich noch Schmuggler und Wölfe ihr unheimliches Wesen trieben, sprang ich auf den Auerhahn und sah ich den balzenden Birkhahn tanzen. Vergessen werde ich diese Nächte nicht, auch wenn mich nicht der Rheumatismus, den ich mir dort holte, an sie gemahnte.

Es war in der zweiten Woche eines Aprils, als mir mein Jagdfreund schrieb, die Auerhahnbalz sei im Gange und ich möge kommen, ich solle nicht vergessen, einen Winterpelz mitzubringen. Ich lachte, als ich das las, denn in Königsberg hatten wir 23 Grad Celsius im Schatten. Also bei 23 Grad fuhr ich aus, meinen dicken Krimmerpelz neben mir. Ein herrlicher heißer Frühjahrstag. Als ich aber nach Szillen kam, wo mich Freund Pieper mit seinem Fuhrwerk erwartete, merkte ich, wo ich war. Wir konnten nicht direkt nach Wischwill, das unser Standquartier für die Jagdtage sein sollte, fahren, sondern mußten den weiten Umweg über Tilsit nehmen, weil auf der Memel voller Eisgang war. Als wir spät abends Wischwill erreichten, zog ein schweres Unwetter auf, und als wir nach Mitternacht die Fahrt in den Wald antraten, schneite es, ein eisiger Wind ließ den Pelz sehr angenehm empfinden.

Auch an der russischen Grenze, aber im südöstlichen Teile der Provinz, liegt ein anderer großer Wald: die Rominteſche Heide. Pieper hatte mir von ihr und den „kapitalen Hirschen" dort gesprochen. Da lag mitten in der großen Forst ein kleines Landgut, Binnenwalde. Ich solle es kaufen, dann könne ich dort Hirsche schießen, soviel ich wolle. Das war mir nun doch für meine Jagdleidenschaft zu viel, aber ich war so auf Binnenwalde aufmerksam geworden, als ich einige Zeit danach

wieder einmal der Rominteschen Heide nahe kam, fand es sich, daß die Jagd in Binnenwalde zu verpachten sei, und ich pachtete sie. Als dann die großen Ferien kamen, wünschte ich mir, meine Jagd dort zu besehen. Der einzige Ort, wo man in erreichbarer Entfernung von ihr unterkommen konnte, war Theerbude — so sind wir an diesen, mittlerweile weltberühmten Ort geraten. Er hat seine Berühmtheit teuer bezahlt, man hat ihn umgetauft, er heißt jetzt Rominten, und aus dem stillen, einsamen Walddorf ist das Standquartier Sr. Majestät bei seinen Herbstjagden geworden.

Theerbude, wie der Ort sich damals nannte, das einzige Dorf mitten in dem großen Rominteschen Forst. Nach allen Seiten 8 bis 25 Kilometer Wald. Eine Lichtung von kaum 100 Hektar, von einem lebhaften Flüßchen, der „Rominte" durchströmt. Zwei Förstereien, ein alter, echt litauischer „Krug", einige Häuschen von Waldarbeitern und zwei kleine Bauernhöfe, alles niedrige, einstöckige Hütten mit Stroh gedeckt, doch keine ohne Blumengärtchen vor dem Haus und ohne Blumen am Fenster. In einem solch kleinen Häuschen fanden wir Unterkunft: zwei kleine Gelasse, im ganzen 14 Quadratmeter mit 35 Kubikmeter Raum. Das Schlafzimmer so klein, daß wir uns buchstäblich nur schwer vom Platze bewegen konnten. Der andere Raum war das „Arbeitszimmer", ohne ein solches ging es nicht ab. Schon war ich gewohnt, in den großen Ferien meine wissenschaftlichen Arbeiten zu Papiere zu bringen oder die Themata durch Literaturstudien vorzubereiten. So war vor Wissenschaft und Büchern wenig Raum — meine gute Frau mußte sich ihren Ruhesitz auf einem Koffer in der Ecke einrichten.

Um 1 Uhr nachts tönte der Wecker, der mich in den Wald rief. Dann zog ich hinaus, lieber zu Fuß, die Büchse auf der Schulter, eine halbe Stunde durch den Wald nach Binnenwalde. Solche Waldnacht will erlebt sein, einsam erlebt sein: Das gespenstige Silberlicht des Mondes, wie es hell durch die

Stämme scheint! Alles so klar durchleuchtet und doch nichts greifbar, keine scharfen Schatten, keine Tiefe, kein Relief.

Die Rominteſche Heide hat ihre Geſchichte. Sie iſt ſchon früh wegen ihrer ſtattlichen Rothirſche bekannt geweſen, bereits der große Kurfürſt hat hier gejagt. Sein Standquartier war Jagdbude, ein armſeliger Weiler, 7 Kilometer von Theerbude belegen. Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts war dann die abgelegene ſchwer erreichbare Forſt ſehr vernachläſſigt worden, ſie wurde Sitz der großartigſten Wilddieberei und der Wildſtand war faſt ausgerottet. Anfang der fünfziger Jahre kam der Oberförſter Reich, ein begeiſterter Hirſchjäger, in das Revier. Reich ſetzte ſeine Lebensaufgabe darin, den Wildſtand in die Höhe zu bringen und hat die Unterdrückung der Wilddieberei mit ſeinem Leben bezahlt. Er iſt von Wilddieben erſchoſſen. Das habe ich vom alten „Kaeker", einem der Förſter, die noch unter Reich gedient hatten.

Theerbude hat es uns bald angetan mit ſeiner weltabgelegenen Waldeinſamkeit. Im nächſten Jahre kamen wir wieder und als die Herbſtſtürme uns zum dritten Male fort und nach Hauſe trieben, waren wir entſchloſſen, uns dort anzubauen. Wieder ein Jahr ſpäter, 1882, konnten wir unſer Heidehaus beziehen. Wir hatten uns den ſchönſten Platz ausgeſucht. Das Häuschen ſtand draußen, außerhalb des Ortes an der Waldgrenze, da, wo jetzt das kaiſerliche Jagdſchloß ſteht, auf ſteilem Hang, hoch über der Rominte. Ein kleiner Holzbau mit hübſchem Balkon und Veranda, dazu ein Wirtſchaftsgebäude mit Wohnung für Kaſtellanin, Magd, Kutſcher, Stallung für zwei Wagenpferde, zwei Reitponys, für eine Kuh uſw. Großer parkartiger Garten, unten am Fluß eine Wieſe mit Schießſtand und Badehaus, Laufbrücke über den Fluß. Von unſerer Veranda ein ernſter weiter Blick über das kleine Dorf und den unendlichen dunkeln Wald weit nach Rußland hinein. Uralte Fichten, gewaltige Kiefern wiegen ihre ſtolzen Wipfel über dem Häuschen; auf

dem kräftigen astlosen Stamm, den die Abendsonne rötet, ragt die dunkle Krone in das klare Blau des nordischen Abendhimmels. Sie waren einst hochberühmt diese ostpreußischen Kiefern und gingen unter dem allgemeinen Namen der „Taberbrücker Kiefern" als Schiffsbauholz weit ins Ausland.

Im südöstlichen Teil ist die Forst hügelig, hier ragen über die allgemeine Erhebung von etwa 200 Metern, Höhen bis zu 350 Metern und mehr auf. Zwischen ihnen sumpfige Senken, „Brüche", in denen Espen und Birken herrschen. Noch streben die grünen Wipfel über die dunkeln Fichten der Umgebung empor.

Ungefähr 25 Jahre früher hatte Ostpreußen schwer von der Nonnenraupe zu leiden gehabt und in der Rominteschen Heide hatte sie am ärgsten gehaust. An manchen Stellen waren ihr viele Quadratkilometer große Flächen schönsten Hochwaldes zum Opfer gefallen. Man hatte das Holz zu retten versucht, man hatte die Bäume gefällt und das Holz in großen Haufen zusammengefahren. Doch konnte es zum größten Teil keine Verwertung finden und so standen da nun Berge halb oder ganz verfaulten Holzes. An andern Stellen hatte man das Schicksal walten lassen. Die abgestorbenen Bäume waren vom Sturm gefällt und nun lagen auf weiten Strecken zwischen den mannshohen Stümpfen die mächtigen Stämme kreuz und quer. Dazwischen Farrenkräuter, Haselnuß, Hainbuchen, ein Aufschlag von unglaublicher Üppigkeit und Wildheit. In solcher Wildnis ein Bach, über den gestürzte Stämme zwischen einzelnen Waldriesen, die der Raupenfraß aufrecht ließ, liegen oder hängen: eine Urwaldsszenerie! Leider verschwand sie Jahr für Jahr mehr unter der ordnenden Hand königlich preußischer Forstverwaltung. Wie haben wir diesen Wald geliebt und genossen, zu Fuß und auf unseren Ponys ohne Weg und Steg durch Dickicht und Sümpfe, über Stämme und Steine. Mein Gefährt selbst lenken lernte ich bald und manche tolle Fahrt habe ich mit meiner unverzagten Frau

gewagt und manches kleine Abenteuer erlebt. Ich will nur zwei Erlebnisse erzählen, die mich etwas Neues lehrten.

Zunächst wie man über eine Brücke glücklich hinüberfahren kann, die unter dem Wagen zusammenbricht. Ich fand mich unbedachterweise in der Zwangslage, mit meinem leichten Jagdwagen, der aber vier Personen trug, eine Holzbrücke passieren zu müssen, von der ich wußte, daß sie völlig morsch und baufällig „unpassierbar" sei. Sie war etwa 4 bis 5 Meter lang. So nahm ich sie in schnellster Gangart. Ohne etwas davon zu fühlen, sah ich den Bretterbelag unter mir zusammenbrechen, doch mit einem Sprung waren die Pferde hinüber und rissen den Wagen heil mit. Als wir zurückblickten, lag der offene Graben hinter uns! Ein anderes Mal fahren wir bei dunkler Nacht durch den Wald, Laternen am Wagen. Da sehen wir beide, meine Frau und ich, plötzlich zwei helle Lichter uns entgegenkommen. „Paß auf!", rufe ich dem Kutscher zu, „es kommt ein Wagen mit Laternen." Der aber sieht gar nichts — und schon sind jene beiden Lichter nah vor uns, nein neben unserm Wagen! Da sitzt ein Tier, wohl ein Fuchs, im Graben, der uns mit seinen feurigen Augen anglotzt. Daß Raubtieraugen durch Reflexion fremden Lichtes, hier das unserer Wagenlaternen, leuchten, ist bekannt, daß aber das Phänomen so weithin wirken und eine solche Illusion erzeugen kann, hatte ich nie gehört.

Die Poesie der Einsamkeit lag verklärend über unserm Haus Heide, wie ein Märchen mutet mich die Erinnerung an. Am zweiten Weihnachtsfeiertag pflegten wir dem Familientrubel zu enteilen, es wurde spät, bis wir in Theerbude ankamen. Eine Stunde waren wir zuletzt durch den dunkeln Wald gefahren, nun stand unser Häuschen vor uns, hell in der finstern Nacht, rings alles Schnee und dunkler Wald und Eiszapfen armdick vom Dach. Und wieder, wenn wir am Herbstabend dort still miteinander saßen, und draußen rauschte der Wald und der Waldkauz jammerte, bis, wie Löwenstimme, der

grollende Ruf des schreienden Hirsches hereintönte, daß die Fenster klirrten. Um uns freie, unberührte Natur und wir die Herren der einsamen Heide!

Meiner Jagdleidenschaft frönte ich mehr wie klug war. Ich bin nicht zum Jäger geboren, nahm die Jägerei auch nie ernst. So hat man wenig Erfolg und dies kann verstimmen. Auch stört es den Naturgenuß, wenn man, die Büchse im Arm, auf das Wild zu achten hat.

Meine Binnenwalder Jagd lag inmitten der wildreichsten Reviere der Forst und ich hätte als „Jagdnachbar" mich den Herren Oberförstern lästig machen können. Da ich das nicht tat, so entwickelte sich das beste nachbarliche Verhältnis und freundschaftlicher Verkehr. Bald gestattete man mir alle möglichen Freiheiten. Nur die starken Hirsche blieben mir versagt, die durften, obgleich die Romintesche Heide noch nicht Hofjagd war, schon damals nur auf besondere Erlaubnis der Regierung in Gumbinnen geschossen werden, und um eine solche mich zu bemühen, lag mir fern. Meine Hirsche, die ich als geringe Hirsche zur Strecke brachte, waren mir stark genug. Ein Jäger wird es zu würdigen wissen, daß die meisten „aufgebrochen" sehr nahe an 300 Pfund wogen. Ich suchte mir unter den „Geringen" lange meinen Hirsch aus, ehe ich meinen Schuß abgab.

Prinz Friedrich Karl kam jedes Jahr zur Hirschbrunft und, wie alle hochgestellten Jäger, war er jagdneidisch; wenn er erfuhr, daß andere ihm „seine starken Hirsche" weggeschossen, so wurde er sehr ungnädig und die Herren in Gumbinnen fürchteten seine Ungnade. Sonst trat er anspruchslos genug auf. Der Prinz war ein übereifriger Jäger. Den ganzen Tag, von morgens um 2 Uhr bis abends um 5 Uhr lag er draußen, bei Sturm und Regen wie bei schönem Wetter. Abends gab es dann ein Diner, zu dem regelmäßig einige Oberförster, auch Herren aus Königsberg befohlen wurden. Auch mir ist die Ehre zuteil geworden. Der hohe Herr war ein liebenswürdiger

Wirt und begeistert für die Hirschbrunft in der Rominteschen Heide. Er hatte recht, sie war ein höchst eindrucksvolles Erlebnis.

Schon vom 7., 8. September ab pflegen einzelne Hirsche sich in den Abendstunden hören zu lassen. Um den 20. September wird das Treiben lebhaft und bald schallt der Wald von dem Gebrüll („Rohren") der aufgeregten Tiere. Morgens nach 6 Uhr wird es still und nur in abgelegenen Revieren lassen sich einige brummende Stimmen vernehmen. Gegen 4 Uhr nachmittags beginnt der Spektakel. Jeder der tonangebenden älteren Herren hat sein festes Standquartier. Das kennt man, und bald glaubt das Ohr des Erfahrenen die Stimme zu erkennen, ob sie dem „vom Peterballis" oder dem vom „Grenzgestell" angehört. Noch steht der Herausforderer in seinem Dickicht fest, von dort rollt es und grollt es, bis endlich das löwenähnliche Gebrüll über den Wald schallt. Bald antwortet es in der Ferne; unter drohenden, herausfordernden Rufen ziehen die Gegner, richtiger die Konkurrenten, einander näher und oft nahe genug. Wir gerieten wohl einmal beim Spazierenreiten zwischen zwei solche Kerle, die sich auf weniger als einen Kilometer Entfernung anschrien. Unsere Ponys scheuten vor dem Gebrüll und wollten nicht vorwärts. In der Tat, wer sie nicht besser kennt, hätte wohl geglaubt, daß jetzt die wütenden Tiere von rechts und von links aufeinander losgehen möchten. Doch irrt man, wenn man glaubt, daß sie sich zum Kampfe suchen. Es kommt wohl einmal zum Kampf, wenn sich zwei starke Hirsche an der Suhle treffen, aber nicht hier. Wenn sie sich auf etwa 1 bis 2 Kilometer nahe gekommen sind, bleiben sie stehen und schreien weiter den ganzen Abend und die Nacht hindurch, bis die Sonne hell vom Himmel scheint. Ich glaube gar nicht, daß sie sich herausfordern. Ihr „Gesang" gilt der weiblichen Gefolgschaft, die sie locken und vielleicht sich gegenseitig abspenstig zu machen trachten. Jedenfalls gehört ihr die ganze Sorge des führenden alten Hirsches, und er hat

genug damit zu tun, sein Rudel vor den Verführern zu hüten, die in Gestalt der jungen, sogenannten Beihirsche umherlungern. Ja, wenn einer von diesen Lungerern es sich beikommen läßt, neben ihm seinen Lockruf erschallen zu lassen, dann ist der Gewaltige mit wenigen Sprüngen zur Stelle und jener sucht in eiligster Flucht das Weite. Ich sagte schon, daß ich jene Haupthirsche nicht schießen durfte, aber nachgegangen bin ich ihnen, und oft genug stand ein solcher Schreier auf 30 Schritt vor mir: den Kopf mit der am Halse herabhängenden wilden Mähne weit vorgestreckt, stößt er brüllend den dunstigen Atem in den kalten Herbstmorgen. Ein stolzes, schönes Bild — da wittert er den Jäger und mit einem Sprung ist er im Gebüsch verschwunden.

An die höhern wie an die subalternen Forstbeamten habe ich die besten Erinnerungen. Es ist höchst erfreulich, wieviel tüchtige und auch gebildete Männer sich unter den zum Teil einfachen Leuten finden. An Bramarbassen und an Lakaienseelen fehlte es nicht, aber die guten Elemente überwogen weit. Es gab damals noch reichlich Wilddiebe in der Forst und das Verhalten der Beamten diesen gegenüber gab Gelegenheit zu Wahrnehmungen und Gesprächen. Es kamen gelegentlich immer noch Zusammentreffen mit blutigem Ausgang vor. So vollkommen ich einsah, daß den Förstern weitgehendes Waffenrecht in der Ausübung des Forstschutzes gegeben sein muß, habe ich doch immer die Meinung vertreten, sie sollen davon den denkbar eingeschränktesten Gebrauch machen. Ich habe es oft vertreten, daß die Wilddiebe zum Gebrauch ihrer Waffe getrieben werden durch die Voraussetzung, daß der Gegner nicht zögern wird, die seine anzuwenden. Es hat mich nie gewundert, daß ich mit dieser Meinung nicht durchdrang, schließlich aber war es mir ein Triumph, als mir von den Förstern gerade der beistimmte, der als der erfolgreichste Wilddiebfänger bekannt war und eine ganze Anzahl solcher

dingfest gemacht hatte. Förster Schweigger, so hieß er, pflegte seine Patrouillen ohne Gewehr zu machen, nur mit dem Krückstock bewaffnet. Es gehört dazu sicher viel Selbstvertrauen. Ich habe gern mit diesen Männern verkehrt und war stolz, als es mir gelang, in einem Preisschießen der Forstbeamten den dritten Preis zu erringen.

An Verkehr fehlte es nicht. Wir hatten genug, und nur gern gesehene Gäste. Denn 25 Kilometer war es zur nächsten Eisenbahnstation nach Goldap, und nach Trakehnen, über das der bessere Weg zu uns führte, waren es gar 35 Kilometer; wem ich nicht den Wagen zur Bahn schickte, der drang schwer zu uns durch. Alle kamen gern und weilten gern, und unter allen war kaum einer, der den Märchenzauber nicht empfunden hätte, der dies einsame Häuschen im weiten weiten Wald umschwebte.

Der Arzt kann sich nie ganz seines Berufes entschlagen, es ist sein Glück und sein Leid, daß der Leidende überall den Helfer in ihm sucht. Ich, der ich sonst doch ein ziemlich stolzer Konsiliararzt war, mußte hier bei allem, was vorkam, einspringen. Bald richtete ich, um nicht zu jeder Stunde gestört zu werden, es so ein, daß ich Mittwochs Vormittag zu sprechen war, aber nur unentgeltlich und also nur für bedürftige Kranke. Dann stand die Dorfstraße voll der kleinen Gefährte, und ich hatte von 9 Uhr morgens oft bis nach 1 Uhr alle Hände voll zu tun. Da gab es manches humoristische Erlebnis. So, als in der Bekleidung eines armen Kätners ein recht wohlhabender Herr der Umgegend erkannt wurde, der auf diese Weise mich hier in Theerbude zu konsultieren versuchte. Aber auch ernste: Ich hatte soeben meine Mittwochssprechstunde erledigt und saß beim Mittagessen. Da meldet man, es sei noch ein Bauer gekommen mit seinem kranken Jungen. „Er soll doch vormittags kommen." Es sei ihm das schon gesagt, hieß es nun, aber er sei sehr dringend. Der Junge sehe übrigens gar nicht krank aus. „So soll er nächsten Mittwoch kommen."

Kaum ist er fort, so wird mir kund, beim Fortfahren habe der Bauer gesagt: der Junge sei heut morgen von einem tollen Hund gebissen. Ich schickte sogleich hinter ihm her, aber er wurde nicht mehr erreicht, und da ich weiter nichts von ihm hörte, er auch am nächsten Mittwoch nicht kam, hat mich die Sache lange gewurmt.

Ein anderes Mal kommt außer der Zeit eine Frau mit ihrem siebenjährigen Buben. Es war ein herrlicher Nachmittag und gerade wollte ich auf die Pirsch. „Aber Karl blutet so fürchterlich!" Der Bengel ist vom Baum gefallen, der Ast brach. Er streckte gerade die Zunge heraus und so haben die scharfen Zähnchen die Zungenarterie durchgebissen. Ich versuche mein Heil; aber sobald ich mit der Pinzette in den Mund will, schließt der Bengel das Gitter der Zähne und wenn er es wieder öffnet, spritzt die Ader wie vorher; es ist zum Verzweifeln! Nichts half. Endlich sage ich ihm: „Karl, wenn Du jetzt den Mund gut öffnest und mich machen läßt, kriegst du einen Taler!" Darauf hat Karl sein geräumiges Mäulchen weit aufgesperrt und in größter Seelenruhe alles geschehen lassen. Die Blutung stand; aber ich vergaß den Taler. Sechs Monate später sitze ich wieder in Theerbude bei meiner Arbeit, da schiebt sich Karl Bluszeit, vorsichtig, wie es dort Gebrauch ist, durch die möglichst wenig weit geöffnete Türspalte. „Nun, Karl, ist es gut geheilt?" „Ja!" „Na, was willst du?" — „Meinen Dahler!" Gern habe ich die drei Mark gezahlt.

Ich habe mich bemüht, den armen Leuten dort nützlich zu sein und zu helfen, wo ich konnte. Ich tat es gern, denn ich hatte sie gern. Es waren gefällige, bescheidene Menschen und nicht bettelhaft. Um so mehr fiel es mir auf, daß diese einfachen Menschen für das, was man ihnen Gutes tat, ein Gefühl besonderer Dankbarkeit nicht zeigten. Schließlich fand ich dahinter etwas sehr Anerkennenswertes, Erfreuliches: Diese Menschen lebten alle in sehr ärmlichen Verhältnissen, alle aus der Hand in den Mund. Verlegenheiten, Not waren

ihnen alltäglich. Hieraus entwickelt sich weitgehende Hilfsbereitschaft. Bei Krankheit helfen die Nachbarn aus, nicht anders, wie einer, der mit seiner Arbeit allein nicht zurechtkommt, den Nachbar ruft. Auch der bekannte Leichtsinn dieser armen Leute im „Verleihen", richtiger Fortgeben ihrer Ersparnisse gehört hierher. Das ist alles so alltäglich, die Gegenseitigkeit ist so selbstverständlich, daß sie diese Dienste kaum besonders beachten, jedenfalls sich ihretwegen nicht weiter verpflichtet fühlen. Sie nehmen dies Eintreten füreinander wirklich unpersönlich. Es muß sich schon um ein außergewöhnliches, besonders Mitleid erregendes Unglück handeln, wenn sie die wohl einmal erfolgende Ablehnung nachtragen sollten. Sie nehmen sonst auch diese ohne Gemütserregung hin, etwa wie schlechtes Wetter.

Eines Erlebnisses habe ich noch zu gedenken, das uns Theerbude brachte, eines Besuches bei Herrn v. Fahrenheit in Beynuhnen. Beynuhnen bei Darkehmen und Theerbude lagen nicht so fern voneinander, daß nicht sich eine Beziehung gefunden hätte, die zu einer Einladung dorthin führte. Herr von Fahrenheit, der letzte eines in Ostpreußen mit großem Grundbesitz begüterten Geschlechtes, war durch intime Freundschaft mit Lehrs in Königsberg, von dem ich schon gesprochen habe, in der Begeisterung für griechische Kunst erwachsen. Unverheiratet lebte er ganz diesem seinem Ideale. Er hatte in Beynuhnen sich einen Wohnsitz geschaffen, der in selten erreichter Vollkommenheit die Künstlerseele feierte. Man vergesse nicht, wo wir sind: Darkehmen, ein kleines Landstädtchen mit vielleicht 2000 Einwohnern, liegt in einem zwar sehr fruchtbaren, aber recht abgelegenen Teile Ostpreußens, an der „Klingelbahn" von Insterburg nach Lyck. Dort in Darkehmen trafen wir an einem schönen Sommermorgen ein. Eine kurze Wagenfahrt führte uns nach Beynuhnen. Ich war überrascht: noch nie war mir die litauische Landschaft in ihrer Eigenart so

reizvoll erschienen; die Kunst des Landschaftsgärtner, der das in Wäldchen und Büschen, in den Baumreihen an der Landstraße und am Bachlauf natürlich Gegebene in eindrucksvollster Weise zu benutzen gewußt hatte, verbarg sich auf das geschickteste. So gelangten wir, fast ohne es zu bemerken, in den Park von Beynuhnen. Hier habe ich dann die Wirkung kennengelernt, die durch Verbindung von Kunstmotiven und landschaftlichen Motiven erzielt werden kann. Hier ein schöner Marmorfaun in einem blühenden Jasminbusch, dort eine Herme unter einer Hängeweide. Auf solche Aufstellung tat sich Herr v. Fahrenheit etwas zugute, sie sei unter Lehrs' Mitwirkung geschehen, und käme wohl am ehesten der Art nahe, wie die Griechen sie sich gedacht hätten. Freilich griechischen Himmel und Myrtengebüsch könne er nicht schaffen.

Im Hause eine Fülle von Kunstschätzen bei vollkommener Wohnlichkeit. Schöne große Räume, hier und da durch eine Büste oder ein Gemälde belebt, so daß die glücklichen architektonischen Verhältnisse und die Harmonie der Farbenwirkung zur vollen Geltung kamen. In den intimen Räumen herrschten Bilder; Lieblinge des Bewohners — darunter eine vortreffliche Kopie von Botticellis Prima vera in Originalgröße.

Die Statuen, der wertvollste Teil der Sammlung, und der dem Besitzer am meisten am Herzen lag, waren in einem kleinen Museum vereinigt. Hier saßen wir nach dem Diner und der alte Herr trug in bester Stimmung vor. Über Erinnerungen aus Griechenland kam er auf Erlebnisse der letzten Tage. „Sehn Sie dort den Apollo?" sagt er plötzlich zu mir, etwas bösartig lächelnd, indem er auf einen unzweifelhaften Antinous weist. „Apollo?" erwidere ich schüchtern; „ich hätte es für einen Antinous gehalten!" „Ich auch! Aber es ist ein Apollo. Gestern saß ich eben hier mit Sr. Exzellenz dem Kultusminister von Preußen, der hat es mir verraten."

In solchen Dingen verstand der alte Herr keinen Spaß: man erzählt, daß er eine Verwandte enterbt habe, weil sie

im grünen Kleide zum Thee kam, und „sie wußte doch, daß er im blauen Zimmer angerichtet sei."

Der erstmalige Besuch in Beynuhnen verlief uns leider nicht ungetrübt: fast in dem Augenblick, in dem wir das gastliche Haus betraten, vom Wirt auf das liebenswürdigste empfangen, trat bei meiner Frau eine äußerst heftige Gallensteinkolik ein, die sie zwang, einige Stunden Ruhe zu suchen. Doch gab es noch ein sehr befriedigendes Zusammensein, und als wir das zweite Mal kommen durften, ging es ohne jeden störenden Zwischenfall ab. Mir ist der schönheitsselige alte Herr auf seiner Kunstoase im fernen grünen Litauen eine schöne Erinnerung.

Herr v. Fahrenheit hat seine Schöpfung an Ort und Stelle erhalten, wo sie, wie schon bei seinen Lebzeiten, jedermann zugängig war. Dann kamen von fern her die litauischen Bauern auf ihren kleinen Wägelchen, und Herr v. Fahrenheit konnte sich an ihrem Interesse für seine geliebte Kunst freuen.

Ich brachte nach Königsberg fünf große Themen mit, die mich bereits lange beschäftigten. 1. Diabetes melitus, 2. Leberfunktionen, 3. Ammoniak- und Säureausscheidung in Krankheiten, 4. hämatogener Ikterus, 5. Wiederherstellung der Funktion nach Rückenmarksdurchtrennung, auch mit den Fieberarbeiten hatte ich noch nicht abgeschlossen. Über Diabetes melitus hatte ich schon 1865 in Gemeinschaft mit Rieß langwierige Untersuchungen ausgeführt und veröffentlicht. Etwas Rechtes war dabei nicht herausgekommen, es war eine von den in jedem Sinne verfrühten Arbeiten, von denen man sagen kann, daß sie schon deshalb unreif sind und bleiben. Mehr versprechend hatten sich an Pavy anschließende Untersuchungen über die Zuckerbildung in der Leber gestaltet, die ich, ebenfalls noch in Berlin, mit Nencki unternommen hatte. Sie wurden durch meine Übersiedelung nach Dorpat unterbrochen. Das Interesse für die Rolle der Leber im Stoffwechsel war uns, Frerichs-

schülern, vom Meister überkommen. Es war das Leuzin und Tyrosin im Urin bei akuter Leberatrophie, die uns nicht zur Ruhe kommen ließen. Wir hatten uns daran gewöhnt, in diesen Körpern Vorstufen des Harnstoffes zu sehen, und Schultzen hatte durch seine klassische Arbeit mit Nencki dies für das Leuzin bestätigt. So drängte das Auftreten jenes Körpers bei der akuten Leberatrophie auf die Anschauung hin, daß in der Leber die Bildung des Harnstoffs statthabe. Daß gerade ich diese Fragen nicht aus dem Auge verlor, dafür war gesorgt, hatte ich es doch bei meinen Arbeiten über die „Chemie des Eiters" wieder nachdrücklich mit dem Leuzin und Tyrosin zu tun bekommen.

Mit der Beeinflussung der Blutkohlensäure durch fieberhafte Zustände hatte ich mich bereits in Dorpat eingehend beschäftigt. Die Arbeit in Bern fortzuführen war unmöglich, weil ich hier nicht über eine Blutgaspumpe verfügte. Die Frage ist von vielen Forschern bearbeitet, darunter auch Minkowski bei mir in Königsberg, sie kommt hier auf eines hinaus mit der nach der Blutalkalität, und wurde durch Minkowski von diesem Gesichtspunkte aus behandelt. Doch hat die Identifizierung dieser beiden Fragen bald zu einer gewaltigen Verflachung der Fragestellung geführt. Man hat nämlich die Frage nach dem Verhalten der Blutalkalität höchst mißverständlicherweise ohne Rücksicht auf die Kohlensäurespannung im Blute einfach durch Titrieren mit Farbstoffen (Lackmus usw.) bearbeitet. Es ist leicht einzusehen, daß derartige kolorimetrische Bestimmungen der Blutalkalität für unsere Fragen wertlos sind, und es ist schwer verständlich, daß diese Einsicht so lange ausblieb. Erst Straub in München und in Greifswald hat in jüngster Zeit die Unentbehrlichkeit der Kohlensäurebestimmung im Blute für die Beurteilung der „Blutalkalität" wieder in das rechte Licht gesetzt.

Von ganz anderen Gesichtspunkten aus und unabhängig von der Frage nach der Harnstoffbildung, hatte ich mich,

ebenfalls schon in Berlin und dann sehr nachdrücklich in Bern, mit der Frage der Harnstoffretention und der Säure- und Ammoniakausscheidung bei fieberhaften Krankheiten beschäftigt. Als nun Schmiedeberg-Schröder die Entstehung des Harnstoffs aus Ammoniak kennen lehrten und fast gleichzeitig Walther bei Schmiedeberg die Abhängigkeit der Ammoniakausscheidung im Harne von der Säurung des Körpers, d. h. von der Ausscheidung von im Körper zu neutralisierenden Säuren zeigte, gab das eine gewaltige Anregung. Ich ging sogleich daran, die Ammoniakausscheidung im Urine bei Krankheiten nachdrücklich in Angriff zu nehmen, und zwar in der Hoffnung, auf diesem Wege zu einem Einblick in intermediäre Stoffwechselvorgänge zu gelangen, eine Hoffnung, die sich in der diabetischen Azidose glänzend erfüllte.

Zunächst waren Vorarbeiten nötig, um die klinisch brauchbare Methode der Ammoniakbestimmung im Harne auszumachen. Durch Schmiedebergs exaktere Methode schien die althergebrachte Schlössingsche Methode diskreditiert. Waren wir jetzt wirklich auf jene Schmiedebergschen Methoden angewiesen, so waren wir weniger gut daran, denn ihre Umständlichkeit machte sie für unsere klinischen Arbeiten wenig angenehm. So war es von Wichtigkeit, daß zunächst Kiesewetter die Brauchbarkeit des alten Schlössingschen Verfahrens, weitestgehenden Ansprüchen an Genauigkeit gegenüber, bewies. Dann war eine zweite Reihe umfangreicher Vorarbeiten erforderlich, es mußte erst gezeigt werden, daß die quantitative Abhängigkeit der Ammoniakausscheidung im Harne von der Säuerung des Körpers auch für den Menschen gilt. Den Beweis hierfür erbrachten Arbeiten von Koranda und Hallervorden. Jetzt konnten wir an die Ammoniakausscheidung bei Krankheiten gehen, Hallervorden, den ich 1879 an dies Thema brachte, wählte sich selbst den Diabetes melitus und das Glück gab ihm als ersten Fall einen solchen mit sehr starker Azidose in die Hand. Er fand gleich hier die kolossale

Ammoniakausscheidung von 10 Gramm pro Tag. Damit war die Entdeckung der diabetischen Azidose gemacht; eine der bedeutenderen Entdeckungen biologisch-chemischer Forschung.

Es war kaum daran zu zweifeln, daß diese gewaltige Steigerung der Ammoniakausscheidung Ausdruck einer ebenso gewaltig gesteigerten Säureausscheidung im Harne sei, doch war erst auszumachen, ob es sich um eine Säure pathologischer Entstehung handle, oder nur um Steigerung der normalerweise im Körper aus Eiweißkörpern statthabenden Säurebildung (Phosphorsäure, Schwefelsäure usw.). Diese zweite Möglichkeit kam in Betracht, denn eine bedeutende Steigerung des Eiweißumsatzes lag in Hallervordens Fällen vor.

Dies zu entscheiden übernahm Stadelmann, der mittlerweile klinischer Assistent bei mir geworden war. Er mußte hierzu die Ausscheidung sämtlicher bekannter Säuren und sämtlicher Basen quantitativ bestimmen. Eine gewaltige Arbeit! Doch sollte es sich zeigen, wie gut es war, daß wir so methodisch vorgingen. Stadelmann fand ein gewaltiges Säuredefizit, und hiermit war es klar, daß eine noch unbekannte Säure vorlag. Der direkte Nachweis dieser „pathologischen Säure", die dieses Defizit deckte, begegnete aber großen Schwierigkeiten, und ich bin sehr unsicher, ob wir so unentwegt ihr nachgegangen wären, wenn nicht Stadelmann bereits den Beweis für ihr Vorhandensein, massenhaftes Vorhandensein im Urin geliefert hätte. So massenhaft wir nämlich alsbald diese Säure auch in Händen hatten, gelang es uns doch nicht, kristallinische Verbindungen derselben zu erhalten, ohne die eine Substanz schwer rein darzustellen und also schwer zu bestimmen ist. Die β-Oxybuttersäure,* um die es sich handelt, kristallisiert sehr schwer, erst 20 Jahre später hat Magnus Levy sie kristallin erhalten, und sie bildet nur mit Natron ein gut kristallisierendes Salz. Hiermit hatten wir nicht gerechnet, wir waren gewohnt, die pathologischen Säuren, mit denen wir es bei unsern Harnanalysen zu tun bekamen (Milchsäure usw.), in Form der

Barium-, Kalk- oder Silbersalze darzustellen. Stadelmann erhitzte dann die syrupöse Masse, in der die fragliche Säure steckte, ohne bestimmte Absicht, fast zufällig bei seinen Analysen mit Schwefelsäure und bekam α-Krotonsäure. Ich trat sogleich dafür ein, daß diese aus unserer gesuchten Säure durch Wirkung der Schwefelsäure entstanden sei, aber Stadelmann lehnte diese Auffassung durchaus ab. Er ließ sich nicht davon abbringen, in der Krotonsäure die ursprüngliche Substanz, die gesuchte Säure, zu sehen, und da er ohnehin meine Klinik verließ und die Publikation der Arbeit — nach seinem Austritt — ohne daß das Manuskript mir vorgelegen hatte, erfolgte, mußte ich es geschehen lassen, daß er in seiner Publikation nur seine Auffassung zur Geltung brachte.

Mir war die Sache damals in der Hauptsache bereits klar: In all diesen Fällen, in denen sich die fragliche syrupöse Säure — die Mutter*substanz* der Krotonsäure — gefunden hatte, war auch Azetessigsäure und Azeton im Urin in bedeutenden Mengen vorhanden gewesen, und es lag nahe, daß es die gleiche Substanz, *eine Mutter*substanz, sei, aus der einerseits Krotonsäure und andererseits diese beiden (Azeton-) Körper sich gebildet hätten. Als dann Minkowski Stadelmanns Nachfolger in der Klinik wurde, konnte ich ihm sogleich vorschlagen, das von diesem bearbeitete Thema zu übernehmen und konnte ihm sagen: Stadelmann sei im Irrtum wenn er seine Krotonsäure für die ursprünglich im Urine ausgeschiedene Säure ausgebe, jene sei durch Zersetzung mittels Schwefelsäure aus dieser entstanden. Es sei dies höchst wahrscheinlich dieselbe Substanz, von der das Azeton und die Azetessigsäure stamme, er möge in einem Lehrbuche der Chemie nachsehen, welche Säure das sei, aus der diese drei Substanzen: Krotonsäure, Azeton und Azetessigsäure entstehen könnten. Schon am andern Morgen legte er mir den Gorup-Besanez vor, wo leicht zu ersehen war, daß die gesuchte Säure Oxybuttersäure sein könne. Hier fand sich auch angegeben, daß das einzig gut kristal-

lisierende Salz der Oxybuttersäure das Natronsalz sei, und in dieser Form war es nun leicht, unsere fragliche Säure rein zu erhalten und analytisch als Oxybuttersäure zu bestimmen β-Oxybuttersäure, wie dann Külz alsbald zeigte. Mit jener Arbeit Stadelmanns war die Lehre von der diabetischen Azidose fest begründet, durch den Fund der Oxybuttersäure war sie in der Hauptsache ausgestaltet. Es war ein gewaltiges Arbeitsfeld, das sich uns da eröffnete und es hat bis heute seine Fruchtbarkeit bewahrt.

Für mich brachten diese Azidoseforschungen auf meiner Klinik noch einen sehr bedeutsamen Vorteil mit sich: Die Untersuchungen über die Azidose boten jedem Arbeiter reichen Erfolg, und so hatte ich immer junge Kräfte zur Hand, die bereit waren, die langwierigen Stoffwechselbestimmungen an den Fällen von Diabetes auszuführen, deren ich für meine eigenen Arbeiten über die diabetische Behandlung des Diabetes melitus benötigte. Meine Königsberger Arbeiten über dies zweite Thema sind nur Vorstudien. Doch kam ich hier, in Königsberg, schon dahin, die beiden Punkte festzustellen, welche die Angelpunkte für die ganze moderne, meine, Diabetestherapie geworden sind. Das sind die Notwendigkeit der Beschränkung des Eiweiß, des Fleisches, in der Nahrung und die Tatsache, daß starke Glykosurie die Toleranz verschlechtert, ihre Beseitigung sie stärkt. Schon 1889, bald nach meiner Übersiedelung nach Straßburg, konnte ich den ersten Aufsatz über die Diabetestherapie veröffentlichen, in dem ich zur Behandlung der Krankheit von diesen Gesichtspunkten aus die ersten Schritte tat. In Straßburg nahm dann diese Lehre, vor allem durch die Arbeiten Weintrauds, eine glänzende, mich selbst überraschende Entwicklung.

Zwischenein ging in Königsberg die große experimentelle Hirndruckarbeit vom Stapel, die ich 1881 mit Schreiber publizierte. Ich habe immer viel von ihr gehalten, doch wuchs mein Selbstgefühl gewaltig, als 1902 Cushings Arbeit über

den gleichen Gegenstand erschien. Cushing ist tatsächlich an keiner Stelle über uns hinausgekommen. Daß er es dabei fertig gebracht hat, unsere Arbeit mit keinem Worte zu erwähnen, hat mich erstaunt, obgleich sie bei Kocher gemacht war.

Immer aber plagte mich die Leberexstirpation wie eine Erbschuld der Frerichsschen Schule. Bei Säugetieren kann die Leber nicht exstirpiert werden, solange der Blutstrom durch die Vena portarum geht, weil die Tiere an der Unterbindung dieser alsbald sterben. Mehrere Jahre hindurch (1882—1884), habe ich in Gemeinschaft mit meinem Freunde Schönborn immer wieder versucht, diese Schwierigkeit durch Herstellung einer Anastomose zwischen Vena portarum und rechter Nierenvene bei Hunden zu umgehen. Weshalb ich nicht, wie später Eck, die Vena cava inferior, sondern die rechte Vena renalis wählte, ist leicht begreiflich und weshalb es uns nicht gelang, das weiß ich: es war die damals noch ganz ungenügende Asepsis. So mußte man das Heil auf anderem Wege suchen.

Einst sprach ich mit meinen Assistenten Minkowski, Falkenheim und Hans Stern über die Leberexstirpation, und wie die wohl möglich gemacht werden könnte. Da sagt Falkenheim: „Sollte das nicht bei Tauben gehen?" Er hatte noch nicht ausgeredet, so wußte ich, daß er das erlösende Wort gesprochen habe. Es kam mir sogleich klar in Erinnerung, wie ich vor vielen Jahren in Stannius vergleichender Anatomie gelesen hatte, daß die Vögel in der Jacobsonschen Vene eine weite Anastomose zwischen Cava und Vena portarum besitzen. Hier war die Lösung unseres Problems gegeben. Doch schwieg ich still und sah erst daheim nach, ob meine Erinnerung mich nicht getrogen — es war so!

Am nächsten Morgen frage ich also Falkenheim: „Wissen Sie denn, was Sie gestern für ein großes Wort ausgesprochen haben? Was haben Sie gemeint mit der Leberexstirpation bei Tauben?" „Ja so! ich hatte gerade an die Voitsche Exstirpation

der Großhirnhemisphären bei Tauben gedacht, und da kam es mir so in den Sinn: bei Tauben gelingt wohl mancherlei!" Als ich ihm dann auseinandersetzte, wie die Sache mit der Vena Jacobsonii steht, war er von der Tragweite seiner Bemerkung sehr überrascht. Falkenheim selbst hatte keine große Neigung für tierexperimentelle Arbeit, und so bat ich Minkowski, bei dem Begabung und Neigung gleich groß waren, die schwierige Aufgabe zu übernehmen. Die von Stern publizierte Arbeit über Leberexstirpation bei Tauben gründete sich schon auf Minkowskis Operationen. Für die Stoffwechseluntersuchungen nach Leberexstirpation wurden größere Vögel, meist Gänse, gewählt. Das Ergebnis war in einem Punkte anders, wie ich gedacht, mit dem Leuzin und Tyrosin, hinter dem ich her war, bekamen wir es überhaupt nicht zu tun.

Die Leberexstirpation eröffnete auch die Aussicht, die Frage vom hämatogenen Ikterus zu entscheiden. Seit meiner ersten Arbeit über hämatogenen Ikterus (1865) hatte mich dies Thema nie losgelassen, und gerade in jener Zeit (1884), beschäftigte es mich wieder lebhaft, wie die betreffenden Arbeiten von Voßius und von Stadelmann zeigen. Ich war seinerzeit als ein Gläubiger an jene Frage herangetreten, erst im Laufe meiner Arbeiten hatte ich mich davon überzeugen müssen, daß die Lehre, es könne Ikterus, d. h. Überladung des Körpers mit Gallenfarbstoff durch Bildung von Gallenfarbstoff aus Blutfarbstoff ohne krankhafte Beteiligung der Leber, entstehen — das wäre hämatogener Ikterus — unbewiesen und ohne rechte Stütze sei. Zwanzig Jahre waren seit jener ersten Arbeit vergangen, und ich hatte im Kampfe gegen dieses Gespenst viel Zeit verloren und manchen Ärger erlebt. Ich war nicht wenig froh, als ich das Thema, als durch meine mit Minkowski ausgeführte Arbeit erledigt, zu den Akten legen durfte.

Meine Untersuchungen über Wiederherstellung der Funktion nach Rückenmarksdurchtrennungen haben mir, ohne meine

Schuld, sehr viel Polemik und unerfreuliche Erlebnisse gebracht. Das Wichtigste davon war bereits in Bern erledigt. In Versuchen mit Dr. Dentan hatten wir gezeigt, daß sich bei ganz jungen Tieren nach Zerstörung des Rückenmarks durch unblutige Quetschung auf kurzer Strecke im Brustteil, ohne Eröffnung der Dura die Empfindlichkeit und Beweglichkeit der Unterextremitäten allmählich völlig wiederherstellen kann. Ich nahm die Versuche in Königsberg mit Eichhorst wieder auf. Die Publikation im zweiten Bande des Archivs für experimentelle Pathologie und Pharmakologie überließ ich Eichhorst, obgleich ich mein redlich Teil mitgearbeitet habe, die Seiten aber, auf denen sich das besprochen findet, was ich sogleich hier ausführen werde, habe ich selbst geschrieben. Über diese Arbeit stürzten sich zwei Schüler von Goltz, Freusberg und Schiefferdecker, mit abfälligen Kritiken und, als dann noch Eichhorst mich in dieser Sache in sonderbarer Weise im Stiche ließ, ließ ich das Thema fallen, obgleich ich von der Gültigkeit meiner Resultate überzeugt blieb. Ich gebe zu, daß die Tatsache der Wiederherstellung der Funktion bei solchen jungen Tieren schwer erklärbar war, denn eine Wiederherstellung von Rückenmarkssubstanz findet nicht statt, das haben wir damals selbst gefunden und betont.

Ich habe an jener Stelle der Eichhorstschen Arbeit auf eine Möglichkeit hingewiesen, wie die Wiederherstellung der Funktion vermittelt werden kann. Bei ganz jungen Tieren, an denen wir ja experimentierten, entwickeln sich nämlich, wenn die Kontinuitätstrennung des Rückenmarks ohne Eröffnung der Dura, durch unblutige Quetschung geschieht, reichliche Verbindungen zwischen den dem zentralen und den dem peripheren Stumpfe angehörigen Nervenwurzeln. Wenn ich durch diese die Funktionswiederherstellung erklären wollte, so war das damals allerdings sehr kühn, heute aber wird kaum jemand daran Anstoß nehmen. Es ist möglich, daß durch diese peripheren Nervenfasern direkte Wege für motorische und sensible Reize von und nach den dem abgetrennten Rücken-

marksstumpfe zugehörigen Körperpartien, unter Umgehung der Rückenmarksnarbe, hergestellt werden, es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß durch diese Nervenanastomosen dem abgetrennten Rückenmarksstumpfe motorische Impulse zugeführt werden, die er als Zentralorgan verarbeitet, und umgekehrt für sensible Erregungen aus der Peripherie. Die Verfolgung dieses Themas scheint mir noch heute sehr aussichtsvoll!

Von den weiteren Arbeiten auf meiner Königsberger Klinik möchte ich hier zuerst die über Magengärungen nennen. Auch sie beschäftigten mich bereits lange. Ich habe schon erzählt, wie ich 1866 zur Anwendung der Magenpumpe bei Magenerweiterung mit Gärungen kam. Kußmaul, als er 1867 selbständig das gleiche Verfahren fand, hat sich an die Überstauung des Magens, an das mechanische Moment, gehalten, mich haben wie von Anfang an, auch weiterhin bei der Magenerweiterung besonders die Magengärungen interessiert, und ich habe um so mehr Nachdruck auf sie gelegt, als ich sah, wie die diagnostische und prognostische Beurteilung der Magenerweiterung durch die Berücksichtigung der Magengärungen sehr erleichtert wird. Wenn ich dann schon damals dazu kam, daß für einzelne Fälle der Kausalnexus der umgekehrte von dem gewöhnlichen sei, daß in diesen Fällen die Magengärung das Erste und die Ursache der Magenerweiterung sein könne, so bleibt es sehr auffällig, wie man auf diesen naheliegenden und fruchtbaren Gedanken so zögernd eingegangen ist. Für uns kam bereits gegen 1900 diese Frage durch die Arbeiten von Kaufmann und später von Ehret, beide aus der Straßburger Klinik, zu vorläufigem Abschluß.

Auf meiner Königsberger Klinik ist kaum ein größeres Gebiet der inneren Medizin unbearbeitet geblieben. Schreibers Hemisystolie, seine experimentelle Albuminurie beim Menschen,

Falkenheims große Empyemarbeit vertreten nicht unwürdig die Respirations- und Zirkulationsorgane. Minkowskis große Polyneuritisarbeit, seine „spastische Seitenstrangsklerose", meine große Arbeit über „Prognose der syphilitischen Erkrankungen des Nervensystems", meine Aphasiearbeit sind alle aus jener Zeit. Auch in therapeutischen Fragen haben wir uns sehr ernstlich hören lassen, und auch an interessanten kasuistischen Mitteilungen haben wir es nicht fehlen lassen. Ich hatte im Laufe der Zeit den Wert einer guten Kasuistik schätzen gelernt und tat alles, was ich konnte, meine Schüler für sie zu interessieren.

Ein Krankheitsgebiet, das mich bald ganz besonders anregte, waren die schwer hysterischen Leiden und die mit der Hysterie verwandten Zustände bei Kindern, kindliche Imaginationsneurosen nannte ich sie, und einen Fall derart habe ich vorn (Kindheit) erzählt. Die israelitische Bevölkerung Rußlands lieferte ein unglaublich reichhaltiges Material an beiderlei Fällen. So wie es für ein fruchtbares klinisches Studium dieser Fälle nötig gewesen wäre, habe ich mich in dies Thema aber nicht vertieft, dazu lagen mir doch meine andern Themen, die mir sicherere wissenschaftliche Resultate boten, zu sehr am Herzen, aber die Beschäftigung mit jenen Kranken hat mir Gelegenheit gegeben, Psychotherapie, wie ich diese verstehe d. h. die Behandlung des Kranken durch Ausschaltung krankmachender Vorstellungen, im größten Maßstabe und mit sehr gutem Erfolg zu üben. Ich will das hier einmal ausgesprochen haben: Man hat die Stellung, die ich in der Frage von der Psychotherapie einnehme, oft mißverstanden. Ich mag das Wort nicht leiden und eifre dagegen, daß man davon viel Wesens mache, weil jeder Ignorant sich als Psychotherapeut aufspielen und „Großes leisten" kann. Es ist gefährlich, davon viel zu reden, und der ganze Begriff einer besonderen „Psychotherapie" ist entbehrlich, sie ist ein selbstverständlicher Teil ärztlicher Tätigkeit.

Da kamen diese armen Weiber oder die Knaben in meine Klinik, dem Verhungern nahe, weil sie alles erbrachen, d. h. herauswürgten, oder an den Beinen „gelähmt", d. h. sie bildeten sich ein, gelähmt zu sein. Die meisten brachten überzärtliche Verwandte mit — am gefährlichsten die Mutter —, die sie in dem Krankheitsbewußtsein bestärkten. So war es die Hauptsache, sie diesen Einflüssen zu entziehen, indem man die Kranken isolierte. Lange ehe ich das bei Charcot las, habe ich diese Behandlung solcher Kranker durch Isolierung gelehrt, und mit dem allerbesten Erfolge! Wie viele solcher Kranker haben bei mir wieder essen oder gehen gelernt! Daß man dann auch sonst alles tut, die krankmachenden Vorstellungen auszuschalten, ist selbstverständlich, wie man das zu machen hat, läßt sich nur für den einzelnen Fall bestimmen. Im allgemeinen aber ist hier dies die Hauptsache, daß man schädliche Einflüsse von den Kranken fernhält, daß man sie zur Ruhe kommen läßt, zur Ruhe über ihre vermeintliche Krankheit, zur Ruhe in der „Jagd nach der Gesundheit"! Vieles Reden von Psychotherapie führt leicht zu der Vorstellung, als lägen dem Arzte in solchen Fällen schwere positive Aufgaben ob, und das kann eine sehr bedenkliche, hier und da gefährliche Aktivität entfesseln. Solche aktive Psychotherapie ist es, gegen die ich mich richte, nicht „a priori", sondern nach eigener reicher Erfahrung! Sie ist fast immer, wenn überhaupt, nur vorübergehend wirksam, sie ist gefährlich, weil sie nicht selten schädlich ist, und sie ist nicht immer eines ehrlichen Arztes würdig, denn sie bedient sich oft des „Zaubern". Die Leute, die viel von Psychotherapie reden, geraten bei mir in Verdacht, daß sie sich mit einer besonderen Fähigkeit, den Kranken seelisch zu beeinflussen, brüsten wollen. Ich halte nicht viel von dieser angeborenen Fähigkeit. Es ist das Vertrauen der Kranken, um das es sich dabei handelt, und das ist von allen möglichen ärztlichen und außerärztlichen, Qualitäten des Arztes, aber auch von unberechenbaren und undefinierbaren Stimmungen der Kranken

von ihnen aufgenommenen Protokolle gerichtlicher Sektionen ob. Jedes Mitglied des Kollegiums hatte zweimal im Jahre ein stattliches Faszikel, etwa 50—80 solcher Gutachten und Protokolle enthaltend, durchzuarbeiten. Das war eine ernste und verantwortliche Sache, es kamen dabei gelegentlich recht interessante Dinge zutage. Manches Verbrechen ist durch diese Revisionen aufgedeckt, aber auch manche Ungerechtigkeit ist gutgemacht worden. Die Obergutachten mußten, falls sie wichtig waren und das Gericht es verlangte, von einem Mitgliede des Medizinalkollegiums bei der Gerichtsverhandlung vertreten werden. Sie betrafen auch die Frage der Zurechnungsfähigkeit. Da wir damals im Medizinalkolleg keinen Psychiater und in Königsberg überhaupt als solchen nur den wenig brauchbaren Meschede hatten, bekam ich oft ihre Vertretung. Ich habe manchen geisteskranken Verbrecher dem Arme der rächenden Justiz entrissen und der ihm gebührenden ärztlichen Pflege zugeführt. Ich habe dabei wohl erfahren, wie gering das Verständnis für diese Fragen, wenigstens damals noch, bei vielen Juristen war, gefreut aber habe ich mich bei fast allen Gelegenheiten über meine Geschworenen. Es ist höchst erfreulich, zu erleben, mit welchem Verständnis diese zu einem Teile ganz einfachen Leute, einem einigermaßen geschickten Sachverständigen zu folgen wissen, wenn er einmal ihr Vertrauen besitzt.

Sehr lehrreich waren die Berührungen, in die mich meine Tätigkeit im Medizinalkollegium mit den Militärbehörden brachte. Auch hier handelte es sich wieder meist um psychiatrische Fragen. In drei oder vier Fällen verlangten die Obermilitärbehörden Obergutachten vom Medizinalkollegium über den Geisteszustand von Soldaten, die durch Widersetzlichkeit, Verweigerung des Gehorsams, Fahnenflucht und ähnliches sich schwere Bestrafungen zugezogen hatten, der eine hatte damals (1882) bereits Festungsgefangenschaft bis zum Jahre 1916! In allen diesen Fällen handelte es sich um leicht nach-

weisbare psychische Krankheitszustände, um Epilepsie oder um einfache geistige Minderwertigkeit auf krankhafter Grundlage. Interessant war, daß sehr gewöhnlich der militärische Vorgesetzte, auch wohl der Unteroffizier, von vornherein die krankhafte Natur des Zustandes vertreten hatte, während die Militärärzte bei den armen Kerlen die Krankheit geleugnet und z. B. den Epileptiker auf allerhand übersubtile Beobachtungen hin fälschlich für einen Simulanten erklärt hatten. Nach dem, was ich damals kennen gelernt habe, spielen beim Militär diese Fälle von Renitenz auf krankhafter Grundlage keine ganz kleine und eine sehr störende Rolle. Sicher dürfte die Anerkennung solcher geistigen Minderwertigkeit als Grund für Befreiung von der Dienstpflicht für alle Beteiligten wünschenswert und das einzig Richtige sein.

Meine Lehrtätigkeit nahm mich je länger, je mehr in Anspruch. Die klinische Vorlesung las ich täglich, auch Sonnabends, einundeinhalbstündig. Außerdem eine Vorlesung über spezielle Pathologie dreimal wöchentlich. Allmählich kam ich zu der Einsicht, daß für den klinischen Unterricht die klinische Vorlesung allein nicht genügt. Es ist durchaus notwendig, daß die Hörer, vor allen der Praktikant des Falles, den vorgestellten Fall genau demonstriert bekommen und daß sie ihn genau untersuchen. Wollte man das in der Vorlesung bewerkstelligen, so bleibt für die unerläßliche Besprechung keine Zeit, auch ist der Student vor dem Auditorium viel zu befangen, um erfolgreich Auskultation, Perkussion, Palpation usw. üben zu können. Es bleibt also nichts übrig, als ihm vor oder nach der Vorstellung der Fälle in der Vorlesung Gelegenheit zur Untersuchung zu geben, und falls nicht der Professor diesen höchst wichtigen Teil der Erziehung von Ärzten den Assistenten überlassen will und kann, muß er mit den Hörern Krankenvisiten auf den Sälen machen. Das ist freilich sehr zeitraubend, aber ich habe mich dazu entschlossen. Dreimal wöchentlich

machte ich Abendvisite auf den Krankensälen und führte es als verbindlich für die Praktikanten ein, daß sie bei diesen Visiten anwesend seien, sofern sie Fälle auf den Krankensälen hätten. Den übrigen Zuhörern war es freigestellt, sich an der Visite zu beteiligen. Hier hatte ich nun Gelegenheit, den Studenten alles genau zu demonstrieren, was an den Fällen für sie kennenswert war. Hier ließ ich auskultieren, perkutieren, palpieren, hier fand sich Gelegenheit, allerhand praktische Bemerkungen, Ratschläge, Winke an die Hörer gelangen zu lassen, die für die Ausbildung eines Arztes sehr wichtig sind, die aber schwer in den Rahmen einer klinischen Vorlesung passen. Jede solcher Visiten pflegte zwei Stunden, auch länger, zu dauern. Diese weiteren sechs Stunden wöchentlich zu opfern, wurde mir nicht leicht, aber die Herren Praktikanten erklärten einfach, daß sie diese Stunden „besetzt" hätten. Es kam zum offenen Kampf, in dem ich Sieger blieb und bleiben mußte. Denn ich hatte in meiner Ankündigung der Vorlesungen ausdrücklich aufgenommen: „Für die Herren Praktikanten besteht die Verpflichtung, sich an der klinischen Abendvisite zu beteiligen", und ich strich also diejenigen, die fortblieben, von der Praktikantenliste. Das gab zunächst eine „secessio in montem sacrum", einige der Gestrichenen verließen sogar Königsberg, bald aber beteiligten sich nicht nur die Praktikanten, sondern auch andere Zuhörer gern, und später habe ich gerade für diese Visiten viel Dank erfahren.

Die klinischen Vorlesungen und die Visiten waren mir ein Vergnügen mit allem, was dazu gehörte, und diese meine Leistungen fanden auch alle Anerkennung. Wenn auch immer noch gesagt wurde, ich setze zuviel bei den Studenten voraus und verlange zuviel von ihnen, so beteiligten diese sich doch eifrig, ich regte sie an, sie interessierten sich, und also lernten sie auch viel. Dies bleibt immer das wichtigste, daß man die Zuhörer interessiert, denn das, wofür man sich interessiert,

das bleibt sitzen. Das Interesse der Studenten festzuhalten, ist nicht leicht. Es kommt nicht auf glatt fließende Vorträge an, die sich gut anhören, solche Musik wirkt oft einschläfernd; ich habe wohl, wenn ich merkte, daß die Zuhörer matt wurden, mich bewußt einer etwas holperigen, hier und da stockenden Redeweise befleißigt und habe gemerkt, daß das half. Das, worauf es für den Kliniker ankommt, ist, daß er das Wichtige klar in den Vordergrund stellt. Am wenigsten darf er darauf Wert legen, daß das, was er bringt „neu" ist. Im Gegenteil! Wenn der Student Gesetzmäßigkeiten oder Einzelphänomenen begegnet, die ihm schon bekannt sind, dann befriedigt ihn das und regt ihn zum eigenen Nachdenken an. Doch liebt der Student Abwechslung. Weiter: im Einzelnen gründlich, aber im Ganzen nicht erschöpfend sein wollen, sonst kommt man leicht zu weit von dem Falle ab, und in der Klinik sollen Fälle besprochen werden, nicht Themata abgehandelt werden. Deshalb muß eine richtige klinische Vorlesung ihren Gegenstand im allgemeinen durchaus aphoristisch behandeln. Dann aber ist es unerläßlich, daß der Zuhörer diese aphoristischen Einzelerlebnisse durch Selbststudium, Nachlesen, vervollständige und verbinde. Systematisches Vorgehen ist in der Klinik wenig angebracht. Ich habe einige Semester hindurch versucht, die Klinik so zu halten, daß ich in einer Vorlesung, auch in mehreren Vorlesungen nacheinander Fälle brachte, welche verschiedene Formen der gleichen Krankheit darstellten, um so diese Krankheit nach allen Seiten vollständig erledigen zu können, mein Krankenmaterial war jetzt groß genug dazu. Ich bemerkte bald, daß dies den Studenten langweilig wurde. Sie wollen Abwechslung, und für die feineren Unterschiede, die bei der eben erwähnten Behandlung der Sache die Abwechslung bringen, haben sie noch kein Verständnis. Bei einer Zuhörerschaft von Ärzten, z. B. in Fortbildungskursen, da findet eine solche Gestaltung klinischer Demonstrationen Beifall.

Ich las auch immer noch meine dreistündige Vorlesung über spezielle Pathologie und Therapie; auch in Königsberg habe ich es nicht dazu gebracht, daß sie mich befriedigt hätte. Die Vorlesung war schon damals bei den Studenten wenig beliebt, doch hielt ich an ihr fest, weil ich der Meinung war und auch noch heute bin, daß es für die Studenten nützlich ist, ehe sie in die Klinik kommen, etwas von dem zu hören, was die Aufgabe des klinischen Unterrichts sein wird. Die Vorlesung war immer nur wenig besucht. Vor so wenigen Zuhörern fühlte ich aber erst recht das Bedürfnis, ihnen etwas besonders Gutes zu geben, und das gelang mir nicht so, wie ich wünschte. Damit mir die Vorlesung genügt hätte, dazu wäre eine Vorbereitung, ein eingehendes Studium des Themas nötig gewesen, wie wenn ich ein Lehrbuch darüber hätte schreiben wollen. Dazu hätte ich wirklich nicht die Zeit aufbringen können. Ein einziges Mal, später in Straßburg, habe ich mich in einer Weise vorbereitet, die an diese Anforderung heranreichte, und diesmal hat mir diese Vorlesung dann auch volle Befriedigung gewährt. Es handelte sich um funktionelle Nervenkrankheiten. Ich hatte ungefähr die ganzen großen Ferien und einen großen Teil des Semesters und wieder die Osterferien dem Studium der Kasuistik, der hier die Hauptrolle zufällt, gewidmet, und war nun in der Tat auf dem Gebiet so zu Hause, daß ich die Empfindung hatte, den Zuhörern etwas geben zu können, wie sie es sonst sich nicht leicht verschaffen konnten.

Mein Zustand in diesen Vorlesungen über spezielle Pathologie und Therapie war gelegentlich ein wirklich beklagenswerter: Ich hatte keine im Detail ausgearbeiteten Hefte, aus denen ich ablas, legte aber meiner Vorlesung eine kurzgefaßte Ausarbeitung zugrunde, nach der ich dann ziemlich frei vortrug. Nach dieser kurzen Ausarbeitung wollte ich mich für jede Vorlesung vorbereiten. Hatte ich das aber im Drange der zahlreichen Pflichten, die auf mir lasteten, einmal unterlassen, dann war ich ängstlich bis zur Ver-

legenheit, und am gleichen Tage hatte ich vielleicht in der Klinik einen recht guten Vortrag über den gleichen Gegenstand gehalten, von Ängstlichkeit war da nie die Rede. Es ist das ein kleiner Beitrag zur Psychologie des Professors. Die Erklärung für mein unterschiedliches Verhalten in Klinik und theoretischer Vorlesung habe ich eigentlich schon gegeben; sie liegt im folgenden: In der theoretischen Vorlesung hatte ich das über den Gegenstand Bekannte und Anerkannte lückenlos zu geben, und das konnte ich in der gebotenen Kürze nur, wenn ich auf das gründlichste vorbereitet war. In der Klinik hatte ich jedesmal nur das zu geben, was sich irgendwie auf den vorgestellten Fall bezog, und ich war sicher, daß mir das zur rechten Zeit gegenwärtig sein würde, der Fall selbst führte mich darauf. Auf diesem Gebiet lag eben meine Begabung als Vortragender, hier fühlte ich mich sicher, Herr der Situation.

Die Aufgabe des Klinikers ist nicht ganz einfach und leicht. Um seine Zuhörerschaft anzuregen und zufriedenzustellen, muß er, wenn auch nicht in jeder Stunde, über Themen aus der allgemeinen oder speziellen Krankheitslehre und über therapeutische Aufgaben sich zusammenfassend, also in einem zusammenhängenden Vortrage ergehen, der lehrreich und fesselnd sein soll. Solcher Vortrag muß sich an den Fall anschließen, muß sich ungezwungen aus seiner Beschreibung entwickeln. Nun vergesse man nicht, daß sich die Untersuchung und weiter die Vorführung der Fälle und ihre Besprechung vor der Zuhörerschaft unter steter Beteiligung des Praktikanten vollzieht. Ich zeige ihm die einzelnen Symptome, aus denen ich meine diagnostischen Schlüsse ziehen will — jetzt beanstandet er mir eine der Erscheinungen, die ich ihm demonstriere. Ich muß z. B. in einem Falle Wert darauf legen, daß die Herztöne rein, ohne Geräusch sind. Ich finde sie so und lasse ihn nachauskultieren, er aber findet den Herzton „unrein"; und bleibt dabei, so kann meine ganze Stellung erschüttert sein. Oder er stimmt mir in allem, was ich

demonstriere, bei, aber anstatt, wie ich für selbstverständlich hielt, dem von mir aus den gefundenen Erscheinungen gezogenen Schlusse beizutreten, vertritt er eine andere, auch nicht völlig unmögliche Annahme, und ich bekomme es jetzt mit seiner widersprechenden Meinung zu tun. Oder: ich habe mich sorgfältig auf meinen Fall vorbereitet, ein bestimmtes Symptom, das ich wiederholt und noch soeben vor der Vorlesung festgestellt hatte, trägt die ganze Deutung des Falles. Jetzt finde ich dieses Symptom auch bei der Vorstellung, aber nicht so demonstrabel, wie ich erwartet, oder es ist gar „verschwunden", hat sich „verspurlost", und die Deutung des Falles wird hierdurch erschüttert! Man muß schon sattelfest sein, um solchen Vorkommnissen gegenüber nicht die Haltung zu verlieren, um vor allem seiner Rede die Sicherheit zu wahren, welche den Hörern die unerläßliche Beherrschung der Situation gewährleistet. Diese Sattelfestigkeit war mir früh eigen; ich entsinne mich nicht, daß in der Klinik mich je ein solcher Zwischenfall in Verlegenheit gebracht hätte.

Daß ich in der Klinik vollständig frei sprach, ist nach dem, was ich gesagt habe, selbstverständlich. Der Kliniker muß frei sprechen. Auch er soll sich auf seine Vorlesungen vorbereiten, im Sachlichen so gründlich wie möglich, die formale Vorbereitung darf über eine Disposition, die ihm freie Bewegung innerhalb weiter Grenzen gestattet, nicht hinausgehen, das fordern jene Zwischenfälle, von denen ich soeben gesprochen habe: Sein Vortrag, seine Auseinandersetzungen müssen sich an das, was er an Kranken findet und demonstriert, anschließen. Kliniker, die mit dem fertigen Vortrag an den vorzustellenden Fall gehen, kommen in eine schwere Gefahr! Um am Kranken das zu finden, was sie für ihren Vortrag brauchen, werden sie unehrlich, färben sie den Befund. Ich habe einen klinischen Lehrer gekannt, dem man das nachsagte.

Meine Vorträge in Vereinen, Versammlungen, meine populären Vorträge befriedigten mich auch immer noch nicht, wenn

auch inhaltlich alles ausreichend war. Als Kliniker trug mich das Bewußtsein von der vollständigen Beherrschung des Stoffes über die formalen Schwierigkeiten fort; daran, daß umgekehrt mir die Beherrschung der Form über stoffliche Schwierigkeiten hätte fort-helfen können, hieran fehlte alles. Es war das wohl zu einem Teile in meinen Anlagen begründet, zu einem andern Teile war dies daran schuld, daß meine Erziehung es am Hinweis auf die Wichtigkeit der Ausdrucksform für den Professor ganz hatte fehlen lassen. Ich habe viel darunter gelitten, und doch bin ich unsicher, ob ich es mir anders hätte wünschen sollen. Denn früh-zeitige Ausbildung im Formalen hat für unsereinen vielleicht ernstere Gefahren als ihr Versäumen. Wer die Form der Rede früh meistert, ehe er seinen Gegenstand beherrscht, wer so durch seine Redegewandtheit über Schwierigkeiten und Lücken getragen wird, läuft Gefahr, sich hierauf zu verlassen. Man hört so manchen redegewandten Jüngling, auf den das Wort paßt: „Warum sollte er nicht gut sprechen — das Denken stört ihn ja nicht!"

Mir hätte es aber sicher nichts geschadet, wenn ich früh-zeitiger mehr getan hätte, um meine rednerischen Fähig-keiten auszubilden. Ohne Befähigung war ich nicht. Ich sagte schon, daß ich in der Klinik gut sprach, und auch in der Diskussion war ich nicht ungewandt, aber ich nahm es überall zu leicht mit der „Mise en scène". Es mußte eine Gelegenheit kommen, die mich einmal zwang, es damit ernst zu nehmen. Das geschah im Jahre 1885. Mein alter Lehrer Frerichs war gestorben. Ich habe erzählt, daß wir uns noch, nachdem ich Berlin verlassen hatte, freundschaftlich gestanden hatten, dann hatte er plötzlich, wahrscheinlich, wie mir leider erst zu spät klar wurde, in einem krankhaften Zustande und von Zuträgern aufgehetzt, mich brieflich so beleidigt, daß mir nichts übrig blieb, wie jeden Verkehr mit ihm abzubrechen. Um so mehr ging mir sein Tod nahe. Ich hatte in dem Königsberger ärztlichen Vereine einen Nachruf auf ihn zu geben, und weil ich mich tief erschüttert und dadurch unsicher

fühlte, und weil ich andererseits, gerade wegen meiner in den letzten Jahren schlechten Stellung zu ihm, nichts versäumen wollte, arbeitete ich mir meine Rede wörtlich aus und las sie ab. Der Nachruf machte bei den Zuhörern großen Eindruck, und wie es zum ersten Male war, daß ich mit einer so vorbereiteten Rede vor die Hörer trat, so erntete ich zum ersten Male einen rednerischen Erfolg. Seitdem habe ich, der ich bisher nie anders als frei nach ganz kurzen Dispositionen gesprochen hatte, jeden großen Vortrag, der nicht extemporiert werden mußte, aus sorgfältig ausgearbeitetem Manuskripte vorgelesen. Ich habe allen Grund gehabt, mit dem Erfolg zufrieden zu sein: Während ich bisher oft den Eindruck mitnahm, daß mein Vortrag nicht die nach seiner inhaltlichen Bedeutung verdiente Anerkennung erfuhr, fand ich jetzt überall eine mich vollkommen zufriedenstellende Würdigung. Sehr merklich war es mir auch, daß gleichzeitig meine Redegewandtheit im unvorbereiteten Vortrag sich erheblich besserte. Dafür stellte sich jetzt aber eine gewisse Abneigung gegen das Freisprechen ein, die ich nicht wieder völlig überwunden habe. Ich hätte doch früher beginnen sollen, es mit meiner Schulung als Redner ernst zu nehmen!

Da mir die Ausbildung meiner Redefertigkeit so viel Kummer und Mühe gemacht hat, habe ich seitdem dieses Thema: das Freisprechen und die Fertigkeit der verschiedenen Redner darin immer im Auge behalten. Zunächst möchte ich eins dazu sagen: Ich halte es für besser, daß da, wo ein größeres Thema vor einer großen Versammlung in einer gegebenen Zeit erschöpfend behandelt werden muß, der Vortrag abgelesen werde. Natürlich muß der Vortrag so geschrieben sein, daß er als freie Rede wirkt, und er muß so geschickt abgelesen werden, daß dies gar nicht zum Bewußtsein der Zuhörerschaft kommt, was beides keine Schwierigkeit hat. Will man das nicht, so bleibt nur übrig: entweder den ausgearbeiteten Vortrag auswendig zu lernen oder nach einer Disposition

frei zu sprechen. Das erste ist einfach stumpfsinnig und schließlich doch nie so sicher, als wenn man abliest, das zweite hat keine Schwierigkeiten, soweit der Vortrag sich an der Hand von Demonstrationen vollzieht da bilden diese den leitenden Faden, ebenso wie die Krankendemonstrationen in einer klinischen Vorlesung. Ohne dieses wird ein solch freier Vortrag schwieriger, und es bedarf dann einer Schulung, die in unsern medizinischen Kreisen, zu meiner Zeit, recht selten war. Die freisprechenden Redner, die ich da hörte, haben mich selten befriedigt; sie schweiften ab, ermüdeten hierdurch, und durch den Mangel an Schärfe und Anschaulichkeit des Ausdrucks sehr gewöhnlich besonders dadurch, daß sie zu lange sprachen. Ein warnendes Beispiel derart war Virchow! Von ihm habe ich nur eine vortreffliche „Rede" gehört, und die war sicher gut vorbereitet. Die besten Redner, die ich von medizinischen Kathedern gehört habe, waren Bergmann (der Vater), Frerichs, Jolly (in Straßburg) Volkmann. Bei allen außer hier und da bei Frerichs war sehr kennzeichnend das völlige Fehlen jeder „Schönrednerei". Ohne über ihre besondere Begabung urteilen zu wollen, meine ich, daß sie alle nicht mit „Freisprechen" begonnen haben.

Ich bin weit davon entfernt, das Verfahren des Augustus zu vertreten, der sogar die Vorträge, die er seiner Livia zu halten hatte, aus dem Konzept ablas, aber ich halte es für durchaus falsch, wenn es in Versammlungen zur Verpflichtung oder auch nur zur „Sitte" erhoben wird, daß frei gesprochen werden soll. Man meint dadurch die ganz Unberufenen vom Auftreten abzuhalten und setzt voraus, daß die Berufenen es auch, ohne abzulesen, können. Das trifft aber beides nicht zu. Denn jene Unberufenen helfen sich durch Auswendiglernen, und unter den Berufenen sind manche, denen das Freisprechen unbequem und störend ist. Also lasse man es die Leute hier einmal machen, wie es ihnen bequem ist, dann wird man am ehesten erreichen, daß sie es so gut machen, wie sie können.

Um nicht mißverstanden zu werden, wiederhole ich noch einmal: Wenn ich für Ablesen eintrete, so gilt das nur für große Vorträge, die ein bestimmtes Thema in gegebener Zeit erschöpfend zu behandeln haben, und unter der Bedingung, daß das Ablesen geschickt geschehe, damit es nicht störend wirke. Ferner: je größer die Rolle der Demonstration bei dem Vortrage ist, desto schwerer und desto entbehrlicher ist — gutes — Ablesen. Es dürfte heute wenige Vortragende geben, die dann nicht besser — und lieber — frei sprechen. Und dies will ich noch einmal besonders betonen: Der klinische Vortrag muß als ein durchaus demonstrativer „frei" gehalten werden.

Meine Stellung zu den Studenten war eine vollkommen befriedigende. Ob ich ihnen zusagte, danach habe ich wenig gefragt. Es blieb nicht aus, daß man mir wieder nachsagte, ich setze zu viel voraus und verlange zu viel, und ebenso sagte man mir immer nach, daß ich zu wenig Wert „auf die Praxis" legte. Solchen Bemängelungen gegenüber hab' ich das beste Gewissen. Wenn ich von den Studenten viel verlangte, indem ich sie zwang, die Nachmittagsvisite mitzumachen, so war es doch wahrlich die praktische Ausbildung, der ich da Rechnung trug, und daß sie da gelernt, was sie in der Praxis brauchen konnten, das hat mir später mancher meiner alten Zuhörer schwarz auf weiß gegeben, wenn er mir als alter Arzt einen Herzenserguß sandte, nur um das auszusprechen und mir dafür zu danken. Was man so populär nennt, das bin ich als Lehrer in Königsberg aber wohl nicht gewesen, dazu war ich zu streng in der Klinik und im Staatsexamen. Damals war ich als Examinator noch sehr scharf, ich ließ viele durchfallen. Hierzu zwang mich schon die sehr weitgehende Milde meines Mitexaminators Jaffe. Ich verdanke übrigens meiner Strenge eine, zunächst freilich unfreundliche, Berührung mit keinem Geringeren als H. H. Meyer. Sie führte, und zwar ziemlich direkt, zu einer warmen Freundschaft, die mir wertvoll

werden mußte und bis heute so geblieben ist. Wenn ich oft mit mir selbst gehadert habe, daß ich, wie später zu erzählen sein wird, einem Ruf nach Wien nicht gefolgt bin, dann stand stets unter dem, was mir dadurch entgangen ist, an allererster Stelle der Wert, den das Zusammenleben mit diesem Manne für mich gehabt hätte. Ich hätte auch sicher nicht abgelehnt, wenn er damals schon dort gewesen wäre.

Es sind die letzten beiden Dezennien des vergangenen Jahrhunderts, die zweite Hälfte meiner Königsberger Zeit, in denen die Heilkunde ihre moderne Ausgestaltung erfährt; in drei Richtungen fällt die Entscheidung. Das erste ist Listers Wundbehandlung. Seit Mitte der sechziger Jahre hatte Lister seine Behandlungsweise gelehrt, aber erst um 1880 wurde sie auf den chirurgischen Kliniken und chirurgischen Krankenhausabteilungen allgemein eingeführt; bei uns in Deutschland war es Volkmann, der sie durchsetzte. Sie hat die Schreckensherrschaft der chirurgischen und puerperalen Sepsis gebrochen — nur wer die Zeit vor Lister erlebt hat, weiß, was das bedeutet. In allen größeren Krankenhausabteilungen war jede chirurgische Operation ein lebensgefährlicher Eingriff. In der Charité in Berlin war schon nach der Eröffnung eines gar nicht großen Eiterherdes Tod durch Septicämie oder Pyämie nicht selten. Ich habe ihn dort nach einer einfachen Zahnextraktion eintreten sehen, eine Unterschenkelamputation war höchst gefährlich, eine Oberschenkelamputation fast sicherer Tod. Es war damals ein schwerer Entschluß für uns „Innere", einen Kranken dem Chirurgen ans Messer zu liefern. Mindestens ebenso traurig stand die Sache auf den geburtshilflichen Abteilungen. Es gab in Berlin Zeiten, wo die Frerichssche Klinik täglich Wöchnerinnen mit Wochenbettinfektion aus dem „Gebärhaus" bekam, an manchem Tage zwei, auch drei, von denen wenige ihrem Schicksal entgingen. Als ich 1872 nach Königsberg kam, fand ich dort auf der

chirurgischen Klinik den gleichen Jammer! Meinen Freund Schönborn fand ich oft gebrochen unter dem Bewußtsein, so vielen Kranken durch die Operation Gefahr zu bringen. Schönborns Klinik war, wie ich schon erzählte, vor wenig mehr wie zehn Jahren durch seinen Vorgänger neu erbaut. Wagner hatte geglaubt, ein zuverlässiges Mittel gegen die Wundinfektion in dem Wasserbade und der Überrieselung der Wunden zu besitzen[1]). Er hatte die Klinik so eingerichtet, daß die Operierten überall so behandelt werden konnten, und der Erfolg war der, daß sich bald Wundsepsis und Wunderysipelas in dem neuerbauten Hause eingenistet hatten bis zur Unerträglichkeit. Ich habe es mit meinem Freunde miterlebt, wie er erleichtert aufatmete, als durch den antiseptischen Wundverband die Herrschaft dieser fürchterlichen Hospitalkrankheit gebrochen wurde. Schön freilich war die nun folgenden „Ära der Karbolsäure" nicht, als jahrelang der chirurgische Operationssaal einer Karbolschwemme glich: Neben dem Operationstisch der gewaltige Zerstäuber, der den Kranken und die Ärzte in dichten Karbolnebel hüllte, alles triefend naß, der Operateur in hohen Gummischuhen, damit er sich nicht in der Karbolsäureflut nasse Füße hole, und doch wie glücklich waren wir, wie sicher fühlten wir uns unter dem antiseptischen Spray! Der Spray verschwand, die Karbolsäure wich dem Sublimat und dem Jodoform, noch lange kam man von der rücksichtslosen Antisepsis nicht los, und doch haftete ihr recht viel an, von dem „den Teufel austreiben durch Beelzebub", auch sie hat viel Menschenleben gefordert. Es hat lange gedauert, bis sie mehr und mehr harmlos wurde und bis endlich die Asepsis so weit das Feld gewann, daß die chirurgische Operation als solche zu einem fast ungefährlichen Eingriff geworden ist. Nur die Verletzung lebenswichtiger Organe, die Narkose und Anaesthesie, die Abkühlung und der Kräftezustand des Kranken kommen noch in Frage.

[1]) Auch Langenbeck hatte in seiner Klinik vorübergehend Ähnliches gelehrt.

Der Chirurg unserer Tage ist glücklich zu preisen, das Feld seiner segenbringenden Arbeit ist fast unbegrenzt. Zu verwundern ist es da nicht, wenn er im stolzen Bewußtsein seines Könnens sich alles erlaubt glaubt — was er kann, und auch einmal zu weit geht. Die Sorglosigkeit, mit der von manchem die probatorische Laparotomie als erlaubter Eingriff zu Zwecken der Diagnose gehandhabt wird, steht nicht allein da, ich weiß von namhaften Operateuren, welche es für erlaubt hielten, bei Laparotomien, die sie zu anderen Zwecken ausführten, den gesunden Blinddarm herauszunehmen, zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen. Es liegt im Menschen leider die Neigung — so hoch er auch gelangt sein mag —, sich durch Überhebung immer wieder ins Unrecht zu setzen.

Die zweite der großen Wandlungen, von denen ich hier spreche, wurde der Heilkunde gebracht durch die Bakteriologie und Serologie. Sie erwuchsen auf dem gleichen Boden, in dem Listers große Entdeckung wurzelte, und auch hier ist wieder einmal die Praxis der Theorie vorausgeeilt; denn während die antiseptische Wundbehandlung in den 70er Jahren bereits in den Grundzügen fertig dastand, setzt in ebendieser Zeit der Kampf erst recht ein, welcher die Lehre von der mikrobischen Natur der Infektionskrankheiten zur Herrschaft gebracht hat.

Die Neigung, viele Krankheitsvorgänge mit Gärungs- und Fäulnisprozessen zu vergleichen und so zu erklären, ist uralt. Als dann Schwann bei Joh. Müller in Berlin und später Pasteur bewiesen hatten, daß Fäulnis und Gärung Lebensäußerungen von Mikroorganismen sind, hatten jene alten unklaren Vorstellungen festere Formen annehmen können. Henle[1])

[1]) Da, soweit meine Literaturkenntnis geht, überall Henle als der genannt wird, der unter den Modernen zuerst das Contagium animatum vertreten habe, setze ich die bezügliche Stelle aus seiner rationellen Pathologie (Bd. II, Abt. 2, S. 459) hierher: „Die Ursache (das Miasma) wandernder seuchenartiger Krankheiten kann man, wenn man sich bei dem gegenwärtigen Standpunkt unseres physikalisch-chemischen Wissens überhaupt zu einem Urteil berechtigt glaubt, für nichts anderes als einen **chemisch** isolierbaren Bestandteil der Atmosphäre halten."

hatte sich noch in den vierziger Jahren keineswegs für die Lehre vom Contagium animatum eingesetzt, vielmehr ist wohl zuerst Pasteur mit naturwissenschaftlicher Begründung für dieses als Ursache der Infektionskrankheiten eingetreten. Hallier in Jena hatte dann bereits geglaubt, dies Contagium der Cholera in einem auf Reis wachsenden Pilze gefunden und damit den noch ausstehenden Beweis für die Gültigkeit jener Analogieschlüsse Pasteurs geliefert zu haben. Das glänzende Fiasko, das Hallier mit seinen Entdeckungen gemacht hatte, war nicht wenig schuld daran, daß die Naturforschung höchst mißtrauisch wurde. Wir Mediziner waren nach den erfahrenen Enttäuschungen und unter dem absprechenden Urteile der Botaniker über das Contagium vivum in einen Zustand von Indolenz geraten, in dem man selbst Liebermeister, als dieser in seiner speziellen Pathologie und Therapie wieder einmal nachdrücklich für das Contagium vivum der Infektionskrankheiten eintrat, kaum das Ohr lieh. Und doch lagen längst Befunde vor, die für eine der furchtbarsten Infektionskrankheiten, den Milzbrand, das gesuchte Contagium vivum zeigten: ich meine die Entdeckung von massenhaften Pilzfäden im Blute der milzbrandkranken Tiere durch Brauell, Pollender und Davaine in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

In Fluß kam die bakteriologische Forschung zuerst durch den Krieg von 1870/71. Recklinghausen und Klebs fanden bei Sektionen Septizämischer Pilzembolien als Ursache metastatischer Abszesse. Recklinghausen hielt sich nach seiner Art vorsichtig zurück, Klebs hingegen hat die Tragweite seiner Funde von vornherein ins hellste Licht gesetzt. Fußend auf diesen Befunden, ist er sogleich daran gegangen, für eine ganze Anzahl von Infektionskrankheiten den Nachweis ihres mikrobischen Ursprungs zu führen. Er ist so für eine Reihe von Jahren der Bannerträger der Lehre vom Contagium vivum geworden. Von bleibenden Resultaten hat aber seine rastlose Arbeit nur eines geliefert:

er hat erstarrende Nährböden in die bakteriologische Methodik eingeführt, allerdings noch nicht zum Zwecke der Reinkultur. Unbeschadet der Anerkennung von Klebs' und vor allem von Pasteurs Verdiensten bleibt Koch derjenige, der die Bakteriologie geschaffen hat. Die Fülle der großen Entdeckungen, mit denen er sie einführte, die Handlichkeit und Sicherheit der von ihm ausgearbeiteten Methodik verschaffte der jungen Disziplin sogleich eine unerhörte Popularität und Fruchtbarkeit. Das bisher dunkelste Gebiet der Pathologie, die Ätiologie, wurde zum Glanzpunkt unserer Wissenschaft und zum Ausgangspunkt einer neuen, der ätiologischen Therapie. Es ist nicht zu weit gegangen, wenn man mit dem Auftreten Kochs eine neue Ära der Heilkunde, „die ätiologische", beginnen läßt.

Drei solcher wohlcharakterisierter Zeiträume sind nach der jeweilig führenden Disziplin in der Geschichte unserer Wissenschaft seit ihrer Begründung als Naturwissenschaft im Anfang des vergangenen, 19. Jahrhunderts zu unterscheiden: die physiologische, die pathologisch-anatomische, die bakteriologisch-ätiologische. Niemand wird meinen, daß ich der Bakteriologie hiermit zuviel Ehre antue, der sich erinnert, daß die ganze Immunitätslehre und die ganze Serologie mit allen Konsequenzen auf ihrem Boden erwachsen sind. Es kann ihr kaum genug Ehre angetan werden! „Denn was wir aus seiner Ursache verstehen," sagt Schopenhauer und nach ihm, ähnlich, viele andere, „das verstehen wir, soweit es überhaupt für uns ein Verständnis der Dinge gibt." Dies Verständnis des Geschehens „aus seiner Ursache", wie es jede Wissenschaft sucht, hier ist es „Ereignis" geworden und das in dem schwierigsten Gebiet der Biologie, der Pathologie.

Noch eine dritte Wandlung hat unsere Heilkunde in jener Zeit, am Schluß des 19. Jahrhunderts, erfahren, kaum weniger eingreifend, wenn sie auch nicht ihr Wesen, sondern nur ihre äußere Gestaltung trifft. Ich meine ihre immer weiter gehende Gliederung in Teildisziplinen.

Die klinischen Fächer wurden von diesem Entwicklungsvorgang viel nachdrücklicher betroffen. Als ich studierte und bis etwa 1870 gab es von klinischen Fächern nur: Innere Medizin, Chirurgie, Geburtshilfe, Syphilidologie und Hautkrankheiten und Psychiatrie. Als erste neue Spezialdisziplin kämpfte sich die Ophthalmologie durch, ihre Abzweigung von der Chirurgie war bereits damals entschieden. Dann folgten im Verlauf von wenig mehr wie einem Dezennium Gynäkologie, Laryngologie, Otologie, Neurologie, Pädiatrie. Wie in anderen Wissenszweigen, so kann auch in den klinischen Fächern die Abzweigung einer neuen Disziplin aus Gründen geschehen, die in dem Wachstum der Mutterdisziplin liegen. Dabei ist der Vorgang der: Auf einem Teilgebiete der Mutterdisziplin sind die Fortschritte so groß geworden, daß nur der folgen und sie für praktische Zwecke bemeistern kann, der seine Tätigkeit diesem Gebiet ausschließlich oder wenigstens mit Vorliebe zuwendet. Dann kommt es bald dahin, daß diejenigen für die dies nicht zutrifft, der Behandlung der in jenes Gebiet gehörigen Krankheitsfälle nicht mehr gewachsen sind, bald sich auch nicht mehr gewachsen fühlen. Das Entscheidende dabei sind sehr häufig methodische Fortschritte; die Handhabung neuer diagnostischer oder therapeutischer Methoden verlangt besondere „spezialistische" Schulung. So ist es bei der Begründung der Ophthalmologie gegangen, als sie sich von der Chirurgie abzweigte. Donders und Graefe gaben der Physiologie und Pathologie des Auges einen Aufschwung und eine Ausdehnung, der die Chirurgen nicht folgen konnten. Doch wer weiß, ob diese so schnell ihre alte Domäne aufgegeben hätten, wenn ihnen nicht die Handhabung des Augenspiegels schwierig gewesen wäre! Auch lag die Abzweigung der Ophthalmologie dadurch nahe, daß ihr Gebiet ein so scharf und natürlich abgegrenztes ist. Der Augapfel steht mit seinen Krankheiten in mannigfachen und intimen Beziehungen zu anderen Organen und zu mannigfachen Organ- und Allgemeinkrankheiten, es fehlt deshalb nicht an der Wechselwirkung

zwischen der Ophthalmologie und anderen Gebieten der Medizin, namentlich der inneren Medizin, und diese Wechselwirkung hat sich für beide Teile sehr fruchtbar erwiesen. Doch ist das Gebiet der Ophthalmologie ein so natürlich begrenztes, daß die neue Disziplin ebensowenig Übergriffe in andere Gebiete zu unternehmen in Versuchung war, wie sie kaum solche zu erdulden gehabt hat. Von den sonst nirgends ausbleibenden Kollisionen auf den Grenzgebieten ist sie fast vollständig verschont geblieben.

Nicht bei allen praktischen medizinischen Spezialdisziplinen hat sich ihr Aufkommen und ihre weitere Ausgestaltung so einfach vollzogen. Bei dem Aufkommen der Kinderheilkunde z. B. waren die entscheidenden Gründe äußerer Art: Den Kindern erwachsen mancherlei Gefahren daraus, wenn sie in gemeinschaftlichen Räumen mit Erwachsenen verpflegt werden, vor allen aber wird ihre Besorgung sehr erleichtert, wenn sie in gesonderten Räumen untergebracht sind. Aus diesen Gründen hatte man schon seit hundert Jahren in den größeren Krankenhäusern Kinderabteilungen eingerichtet. Nicht, daß etwa bereits damals in dem Sinne, wie ich das soeben besprochen habe, ein Bedürfnis für Abzweigung der Kinderheilkunde als einer besonderen Disziplin vorlag, jeder Arzt hielt sich zur Behandlung von Kindern befähigt und berechtigt, erst allmählich begannen einzelne Vorstände solcher Kinderabteilungen wegen der besonderen Erfahrung in Kinderkrankheiten, Autorität auf diesem Gebiete zu beanspruchen und zu gewinnen; die weitere Ausgestaltung der Pädiatrie läßt hier und da noch immer etwas davon merken, daß es Rücksichten der Krankenhausverwaltung sind, die sie geschaffen haben. Ich denke hier daran, daß je länger, je mehr die Behandlung der Neugeborenen und Säuglinge aus der Hand der Geburtshelfer in die der Kinderärzte übergegangen ist. Das stammt wieder aus den großen Spitälern, wo die Pflege der Säuglinge auf den geburtshilflichen Abteilungen mangels der

notwendigen Einrichtungen und der geschulten Kinderwärterinnen Schwierigkeiten hat, natürlicherweise gehört das Neugeborene und der Säugling zur Mutter; es ist eine unnatürliche Gewaltsamkeit, sie außer in Fällen besonderen Zwanges voneinander zu trennen. Es wäre wohl auch kaum dazu gekommen, wenn nicht die Geburtshilfe, nachdem sie aus sich die Gynäkologie geboren hatte, das höchst unverdiente Schicksal erfahren hätte, in der so entstandenen, die gesamten „Frauenkrankheiten" umfassenden neuen Gesamtdisziplin, der operativen Gynäkologie gegenüber wenn auch nicht geradezu an die zweite Stelle, so doch erheblich zurückgedrängt zu werden. Sehr bemerkenswert ist eine ähnliche Verschiebung, welche das Verhältnis zweier Disziplinen zueinander erfahren hat, der Otiatrie und der Laryngologie. Die Krankheiten von Kehlkopf und Ohr haben wenig Beziehungen zueinander, und so haben sich denn auch die Laryngologie und die Otiatrie zunächst ganz unabhängig voneinander entwickelt, und die Laryngologie als die erste. Dann aber trafen sich beide auf einem Grenzgebiete, dem der Krankheiten des Rachens und der Nase. Es spielt sich hier ein Kampf um Sein oder Nichtsein ab und die jüngere, die Otiatrie, erweist sich als die stärkere der beiden Spezialdisziplinen, sie nimmt das ganze Gebiet der Kehlkopf-, Rachen-, Nasen- und Ohrenkrankheiten in Anspruch. Ich meinerseits kann mein Bedauern darüber nicht unterdrücken, wenn die Laryngologie eine Sonderdisziplin zu sein aufhört; wenigstens finde ich, daß die endolaryngeale Diagnostik und Lokaltherapie eine besondere Schulung, auch ein eigenes Talent verlangt, oder wenigstens gut gebrauchen kann.

Von den so entstandenen neuen Teildisziplinen ist die Kinderheilkunde diejenige, deren Abgrenzung von der inneren Medizin noch im Fluß ist. Die Abzweigung der Neurologie ist älteren Datums, sie entwickelte sich Hand in Hand mit der modernen Psychiatrie, wovon später. Auch die Pädiatrie hat

sich längst lebensfähig erwiesen. Sie hat in gründlicher wissenschaftlicher Arbeit die Eigenartigkeit des Stoffwechsels des Kindes, nicht nur des Säuglings, kennen gelehrt und hier einen Boden geschaffen, in dem neue, für die Therapie des Kindesalters maßgebende Grundanschauungen erwachsen, es scheint schon jetzt so weit zu sein, daß bereits spezialistische Erfahrung und Studien vom Kinderarzte gefordert werden dürfen. Hingegen scheint mir noch völlige Unklarheit darüber zu bestehen, wo die Altersgrenze für das Kindesalter anzusetzen ist. Man scheint sich für die „Pubertät" entscheiden zu wollen, doch hoffe ich, daß es zu dieser Grenzbestimmung nicht kommen wird.

Der Entwicklungsprozeß der Heilkunde, ihre Aufspaltung in Teildisziplinen, ist — selbstverständlich — noch lange nicht abgeschlossen, so wenig, als diese meine Darstellung auch nur entfernt jene Zeit erschöpfend behandelt, doch war es jene Zeit, von der ich hier sprach, die auch in dieser Richtung die Entscheidung gebracht hat.

Hier habe ich noch die Umgestaltung zu erwähnen, welche das ganz veränderte soziale Gebaren der Ärzte gegen das Publikum und gegeneinander dem ärztlichen Stande brachte. Während die ärztlichen Vereine bisher der wissenschaftlichen Belehrung gedient hatten und ihre Führung in der Regel den Universitätsprofessoren oder den sonstigen Gelehrten unter den Ärzten obgelegen hatte, entstanden jetzt überall Ärztevereine, die deren besonderen ärztlichen und bald in erster Linie ihren ökonomischen Interessen dienten. Es war selbstverständlich, daß die Vertretung dieser ärztlichen Standesinteressen von den Ärzten selbst in die Hand genommen wurde, und hieraus entwickelte sich für viele dieser Vereine eine vollkommene Unabhängigkeit von den Universitäten, und dies um so leichter, als gleichzeitig unter den Ärzten die Zahl der Ärzte gewaltig wuchs, die sich zu ihrer wissenschaftlichen Führung berufen halten durften. Denn in diese Zeit, Ende

meiner Königsberger Jahre, fällt auch der gewaltige Aufschwung, den das Krankenhauswesen bei uns in Deutschland nahm. Auf dem Gebiet der kommunalen Krankenpflege waren wir recht sehr zurückgeblieben, jetzt ging man daran, das Versäumte nachzuholen. Die größeren und bald auch die mittleren Städte bauten sich schöne Krankenhäuser, und die Stellen der Direktoren und Abteilungsvorstände wurden vielfach mit tüchtigen wissenschaftlich gebildeten Kräften besetzt, darunter genug, die aus der Universitätslaufbahn kamen, in der sie ihr Fortkommen nicht so schnell, wie sie wünschten, gefunden hatten. Sie machten die Universitätsprofessoren als wissenschaftliche Führer an vielen Stellen entbehrlich.

Ich habe von all diesen Wandlungen, die unsere Heilkunde und der ärztliche Stand in jenen Jahren erfuhr, ausführlich sprechen müssen, denn sie brachten auch für uns Vertreter der inneren Medizin in Lehre und in Praxis neue Anforderungen, denen gerecht zu werden mir nicht leicht geworden ist. Schon in den uns unentbehrlichen Hilfswissenschaften wurden die Fortschritte so reißende, daß es schwer war mitzukommen. Ich war mit meinen Diabetesarbeiten mehr und mehr in die Stoffwechselchemie geraten, und von deren stürmischer Entwicklung in dieser Zeit zeugt die damals an vielen Universitäten erfolgte Schaffung von ordentlichen Professuren für physiologische Chemie. Nun galt es weiter sich in die neu geschaffene Bakteriologie und bald auch in die Serologie einzuarbeiten. Nicht nur daß man sich in der Lehre mit ihnen abzufinden hatte, auch mit ihren Methoden mußte man sich wenigstens so weit befreunden, daß man Kritik üben und das landläufigste selbst ausführen konnte. Mit großem Mißtrauen ging ich daran, denn wenn auch Brauells Milzbrandfäden mir wohl bekannt waren und in großer Hochachtung bei mir standen, hatten mich doch Halliers Fantasien und das, was ich bei Klebs in Bern von diesen Dingen gesehen hatte, gegen die neue Lehre höchst vorsichtig gemacht, ihre Ent-

wicklung schien mir überhastet. Nachdem ich aber einmal sicher geworden war, daß es sich hier um solide Arbeit handle, bin ich gern noch einmal in die Schule gegangen — der Gewinn wog die Mühe reichlich auf! War es doch zum ersten Male, seitdem es eine Heilkunde gab, daß wir von Krankheitsursachen als greifbaren biologischen Geschehnissen anstatt in Hypothesen und in oft recht inhaltslosen Redensarten sprechen konnten. In die Aufgaben, die uns hier gestellt wurden, bin ich, wenn auch nicht mühelos, noch in Königsberg hineingewachsen.

Viel unbequemer war es, den neuen Ansprüchen gerecht zu werden, welche die glänzende Entwicklung der Chirurgie und das Aufkommen der zahlreichen neuen klinischen Sonderdisziplinen an den innern Kliniker stellten. Viele Krankheiten, für die bisher lediglich eine innere Behandlung in Frage gekommen war, wurden der operativen Behandlung zugängig; so viel geringer aber auch dank der antiseptischen und aseptischen Wundbehandlung die Gefahren des operativen Eingriffes waren, war er doch noch weit entfernt, gefahrlos zu sein; es war nur natürlich, daß die Chirurgen sich vom Frohgefühl ihres Könnens weiter tragen ließen als ihnen ein vorsichtiger interner Kliniker folgen mochte. Das gab dann Gegensätze. Hier und da hat der interne Kliniker anfangs gewiß mit seinem Entschluß, die Hilfe des Chirurgen anzurufen, einmal zu lange gezögert, doch war der Innere vollkommen im Recht, wenn er zunächst sein Urteil kühl und sich etwas abwartend hielt. Viele Ärzte von heute unterschätzen die Leistungen der alten internen Therapie. Unsereinen, der manchen leichten und selbst schweren Basedowfall unter seinen Händen sich bessern, auch einmal heilen sah, der gewohnt war, daß die Gallensteinkrankheit unter innerer Behandlung einen befriedigenden Verlauf zu nehmen pflegte, der selbst die Blinddarmentzündung für eine Krankheit zu nehmen gewohnt war, die nur in Ausnahmefällen operativen Eingriff verlangte, mutete

es fremdartig an, als diese Krankheiten vom Chirurgen als ihm angehörig angesprochen wurden. Sie gehören meines Erachtens noch heute mit mehr Recht dem Internen, dieser hat zu bestimmen, wann die Zeit für den Chirurgen gekommen ist. Ich gebe zu, daß dadurch gelegentlich die rechte Zeit für die Operation verpaßt werden kann, aber ich weiß, daß andererseits, wenn all diese Krankheiten grundsätzlich von vornherein in die Hände des Chirurgen gebracht werden, häufig unnötig operiert wird und geschadet wird. Gefahren drohen von beiden Seiten.

Das, was ich hier gesagt habe, gilt für jeden Arzt, für den Kliniker aber liegt ein besonderer Grund zu solch kühler Haltung vor, denn sein Standpunkt ist ein weiter blickender. Der Kliniker ist nicht nur Arzt, sondern Lehrer, und als solcher muß er sich viel weitergehend der Verantwortlichkeit bewußt sein, die er tragen würde, wenn er seine Schüler mit fliegenden Fahnen in das Heerlager der Chirurgie führen wollte. Das, was die Studenten in der Klinik sehen, soll werden und wird bestimmend für ihr späteres praktisches Handeln; der klinische Lehrer muß darauf Rücksicht nehmen, wie sich die Dinge in der Sphäre des frei praktizierenden Arztes gestalten. In einer wohleingerichteten Klinik sind alle, vom Chef bis zum letzten Wärter, aufs beste geschult und alles ist fürgesorgt, hier sind die Gefahren der Operation auf das Geringste eingeschränkt. In der ärztlichen Praxis trifft das durchaus nicht immer zu, die Operationslust aber läßt sich dadurch oft wenig aufhalten. Gehört der Fall von Blinddarmentzündung, von Gallensteinkrankheit einmal dem Chirurgen, so drängt alles zur Operation, und dann kann die übereilte Operation eine unnötige Gefahr werden. Für die Praxis des Arztes ist hier ein Hemmschuh recht angebracht. Ich habe meine Studenten gelehrt, daß sie den Kranken nur in vier Fällen zur Operation bringen sollen. Nämlich: 1. wenn sie augenblickliche Gefahr sehn, der innere Behandlung nicht

gewachsen ist, die durch chirurgischen Eingriff gehoben werden kann und groß genug ist, um ihn zu wagen. 2. Wenn es sich um eine Krankheit handelt, die überhaupt nur chirurgischen Eingriffen zugänglich ist, worüber aber die innere Medizin mit entscheidet. 3. Sobald sich im Verlauf der Behandlung des Falles eine besondere Anzeige für einen chirurgischen Eingriff herausstellt, als Komplikation oder als Folgeerscheinung. 4. Wenn der Arzt mit innerer Behandlung zu deren Ziel gekommen ist, oder auch, wenn er mit ihr nicht weiter kommt, soll er überlegen, ob und welche Möglichkeit besteht, durch chirurgischen Eingriff noch mehr zu erreichen. Hier aber soll er zur Empfehlung des chirurgischen Eingriffes sich nur herbeilassen, nachdem er sich, wenn nicht anders durch Heranziehung innerer und chirurgischer Konsiliarien, ein Urteil über beides, die Gefahren und die Aussichten der Operation, gebildet hat.

In diesen Ratschlägen bleibt vor allem dies gewahrt, daß, abgesehen von Fällen dringender Gefahr, dem Internen die Diagnose bleibt, und dies ist sehr wünschenswert, denn als Diagnost kann sich auf den Gebieten, um die es sich hier handelt, der Chirurg mit dem Internen nicht messen, wenigstens war das zu meiner Zeit so.

Solchen Standpunkt, wie ich ihn hier vertrete, fand ich übrigens erleuchteten Chirurgen meist sympathisch, die anderen sind leicht mit dem Vorwurf „Zu spät!" bei der Hand. Solchen Vorwurf braucht man nicht schwer zu nehmen, wenn man seiner Gewissenhaftigkeit gewiß ist. Zum Glück, zum Heile meiner Kranken hatte ich mit solch erleuchteten Chirurgen zu tun und ich möchte nur wünschen, daß diese meine werten Kollegen die gleiche befriedigende Rückerinnerung an unser Zusammenarbeiten behalten haben wie ich. Leider sind Schönborn und Mickulicz nicht mehr am Leben. Ich fand fast ausnahmslos, daß der Chirurge, um so höher er steht, um so weniger die Mitarbeit des Internen unterschätzt. Der Interne ist als

Diagnost vielseitiger entwickelt und als Prognost unbefangener; für den Chirurgen fällt nicht selten die Prognose der Operation „als solcher" zu schwer ins Gewicht.

Mit den anderen Spezialdisziplinen, die Ophthalmologie ausgenommen, waren die Schwierigkeiten noch größer. Da wurde es sehr übel vermerkt, wenn der Zeitpunkt für die Heranziehung des Spezialisten nicht „rechtzeitig" erfolgt war. Hier ging die Gefahr, durch Versäumnis Anstoß zu erregen, viel weiter. Die Vertreter der neu entstandenen Spezialitäten mußten ja auch bestrebt sein, die Unentbehrlichkeit ihrer Disziplin zur Geltung zu bringen, und unterließen es nicht, da, wo sie meinten, daß wir nicht rechtzeitig an sie appelliert hätten, uns das heimzuzahlen. Wer will ihnen das verdenken! Nicht von allen Seiten kam man ihnen wohlwollend entgegen. Es war ja auch richtig, daß diese neuen Spezialdisziplinen zu einem großen Teile „sich von unserm Blute nährten", und viele meiner internen Kollegen empfanden das sehr schmerzhaft. Man fand sich in Praxis und Lehre benachteiligt durch dies „Unwesen der zu weit gehenden kleinen Spezialfächer" und sah sie mit Sorge heranwachsen. Ich habe solche Sorge stets übertrieben gefunden und meinerseits auch solche Beschränkung meiner Lehrtätigkeit nie zu beklagen gehabt. Das Fach, mit dem die innere Medizin am häufigsten in derartige Kollisionen geriet, war die Neurologie. In Deutschland hat sie erst Griesinger (vor 1870) durch Begründung einer besonderen Abteilung für Nervenkranke an der Berliner Charité selbständig gemacht. Wie Griesinger Psychiater war und die Vertretung der Nervenkrankheiten von wegen ihrer Zusammengehörigkeit mit der Psychiatrie beanspruchte, so hat zunächst die Neurologie in Deutschland im allgemeinen den Anschluß an die Psychiatrie gesucht. Jolly, Fürstner, Hitzig waren Vertreter dieser Richtung. All diese hervorragenden Männer vertraten als Universitätslehrer die Psychiatrie, daneben aber wurde für sie eine Abteilung für Nervenkranke geschaffen, an der sie, soweit

es ihnen beliebte, den Unterricht in Neurologie pflegten. Der internen Klinik wurde selbstverständlich durch diese „Nervenkliniken" ein nicht geringer Teil des Materials an Nervenkranken entzogen, und wenn einzelne Vertreter der Neurologie so weit gingen, daß sie den Morbus Basedowii, die Apoplexia cerebri, die Urämie und schließlich wohl gar Pneumonien oder Typhen mit schweren Delirien für die Nervenklinik forderten, so mußte es wohl zu Streitigkeiten kommen. Ich bin nirgends in solche verwickelt worden. Grundsätzlich stand ich der Neurologie durchaus wohlwollend gegenüber. Ich erkannte gern an, daß das Zusammenfassen eines reichen neurologischen Materials in ihrer Hand für den wissenschaftlichen Fortschritt in der Nosographie und in der normalen und pathologischen Histologie des Nervensystems reiche Früchte trug, und sah hierin eine Entlastung der inneren Klinik von einer Aufgabe, der sie an den meisten Stellen nicht mehr gewachsen war. Auch die Lehrtätigkeit der Neurologen empfand ich ebenso als eine erfreuliche Entlastung. Freilich konnte ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß die Vertretung des Unterrichts in den Nervenkrankheiten durch die Vertreter der Neurologie (und Psychiatrie) überall nicht nur einseitig, sondern in jeder Richtung unvollständig blieb und daß die innere Klinik nach wie vor den Unterricht in den Nervenkrankheiten nicht aufgeben dürfe. Ich habe ihn bis zuletzt mit großem Eifer gepflegt. Das dafür nötige Material an Krankheitsfällen hat mir nie gefehlt. Es gibt fast überall genug Nervenkranke aller Art, um beide Kliniken, die innere und die Nervenklinik, damit zu versorgen, es liegt kein zwingender Grund für die innere Klinik vor, der Neurologie das Gedeihen dadurch zu erschweren, daß man das ganze neurologische Material für die innere Klinik verlangt. Es würde auch von solcher Haltung der inneren Klinik gegen die Neurologie weniger verlauten, wenn nicht unter den inneren Klinikern noch, oder wenigstens bis vor kurzem, solche zu finden gewesen wären, die selbst in erster Linie Spezialisten

für Neurologie waren. Wer gerecht sein will, muß anerkennen, daß, so groß die Bedeutung eines einzelnen die Neurologie spezialistisch betreibenden Internen für die Neurologie gewesen ist, doch ihre Pflege in ihren Händen nicht die reichen Früchte getragen hat wie unter den Händen der „spezifischen Neurologen", wenn auch die machtvollere Stellung des Neurologen auf dem Lehrstuhle der inneren Medizin diesem einen viel weiter ausgreifenden Wirkungskreis gab, als ihn der spezifische Neurologe leicht gewinnen konnte.

Die Wandlung des ärztlichen Standes in seinen sozialen Anschauungen und durch das Hervorkehren der Standesinteressen kam erst während der neunziger Jahre recht in Fluß. In Ostpreußen, jener abgelegenen Provinz, war zu meiner Zeit von sozialistischen Bestrebungen im ärztlichen Stande noch wenig zu bemerken. Den ersten Zusammenschluß der Ärzte Ostpreußens in einem größeren Vereine habe ich selbst erst im Jahre 1884 mit Schönborn durch Gründung des ostpreußischen Ärztevereins geschaffen. Solange ich in Königsberg war, ist mir auch die Leitung dieses Vereins geblieben. Er hat der wissenschaftlichen Belehrung und dem kollegialgeselligen Verkehr gedient. Versuche, ihn der Pflege der Standesinteressen dienstbar zu machen, haben sich damals nur ganz schüchtern hervorgewagt. Erst viel später, fast am Schluß meiner Straßburger Zeit, habe ich es mit ihnen zu tun bekommen. Hiervon dann an seiner Stelle.

Ich bin mit den Wandlungen, an die ich mich zu gewöhnen hatte, noch nicht am Ende. 1883 wurde ich Rektor. Ich hatte seit einigen Jahren mit den Studenten bei ihren akademischen Festen wenig mehr verkehrt, jetzt konnte ich dem nicht aus dem Wege gehen und ich war überrascht, wie anders ich vieles auch hier fand. In den ersten Königsberger Jahren, als ich mich eifriger an studentischen Festen beteiligte, hatte das akademische

Leben auf Kommersen, akademischen Tanzvergnügungen usw. einen familiären Charakter gehabt, wir Professoren und Studenten, wir „Kommilitonen", waren unter uns gewesen. Jetzt fand ich schon die Szenerie verändert[1]). An dem Tische der Ehrengäste saßen an erster Stelle hohe Beamte und Militärs, kaum daß der Rektor noch den ihm gebührenden Platz behauptete, die Professoren tauchten fast in die Masse unter. Auf den Galerien ein reicher Kranz von Zuschauern, meist weiblichen Geschlechts. Das erste Wort wurde kaum noch dem Rektor gegönnt, die Studentenschaft fühlte sich geehrt, wenn Se. Exzellenz der kommandierende General oder wenigstens Se. Exzellenz der Herr Kurator die Reihe der Festreden eröffnete. Die Vertreter der Studentenschaft spitzten ihrerseits ihre Ansprachen kaum noch so wie früher auf die besonderen akademischen Verhältnisse und Ziele zu, sondern, wie das Ganze jetzt mehr den Charakter einer öffentlichen Veranstaltung trug, so war es „das Vaterland", dem ihre Begeisterung galt. Ein schönes und hohes Wort im Munde der Jugend, nur merkte man bald, was ihm fehlte. Das Vaterland war Gott sei Dank seit 1870 unter Dach gebracht, bestimmte greifbare Ziele fehlten. So fand die Begeisterung immer wieder ihren Ausdruck in der Verehrung der Männer, die das zustande gebracht hatten: Bismarck und Se. Majestät. Gewiß beides Männer, deren Name kein Deutscher ohne Begeisterung nennen möchte, aber — jeder Persönlichkeitskultus wirkt auf die Dauer ermüdend. Das Fehlen des „spezifisch Akademischen" machte sich in diesen Studentenkommersen nachhaltig bemerkbar. Da sie oft spezifisch akademischen Vorkommnissen und Interessen galten, so verloren sie dadurch den Boden, in dem sie wuchsen. Ich hatte die Empfindung, als müßten die Gäste sich fragen: Was wollen denn diese Herren mit diesem Feste?

Es dauerte nicht gar lange, so kam ich als Rektor in ernsten Konflikt mit den neuen Anschauungen und Strebungen

[1]) Ich schreibe von 1893 und schreibe dies 1909.

im Schoße der Studentenschaft. Diesmal handelte es sich um den Antisemitismus, der in jenen Jahren zum erstenmal an den deutschen Universitäten sich hervordrängte. Seine Träger waren die an den meisten deutschen Universitäten bereits begründeten „Vereine deutscher Studierender". Auch hier in Königsberg sollte jetzt ein solcher begründet werden, dessen Statuten nur „christliche Studierende" zuließen. Ich versagte ihm wegen dieser antisemitischen Tendenz vorläufig die Bestätigung. Als ich aber dann die Sache zur definitiven Regelung dem Senate vorlegte, ließ man mich hier völlig im Stich und bestätigte die Statuten.

Ich habe damals fast zwei volle Jahre nacheinander die Rektoratsgeschäfte zu führen gehabt, da mein Nachfolger, der treffliche, mir befreundete Botaniker Caspary bald nach seinem Amtsantritt starb, und diese meine lange Amtsführung hat mir einige Erlebnisse gebracht, deren ich gern gedenke.

In mein Rektoratsjahr fiel das 25jährige Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms I. als König von Preußen. Natürlich durften wir unter den Gratulanten nicht fehlen. Ich ließ von unserem „Professor der Eloquenz", zu dessen amtlichen Obliegenheiten die Festreden, aber auch solche Adressen gehörten, eine solche entwerfen und fragte bei dem Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich, unserem ständigen „Rector magnificentissimus", vertraulich an, ob er geruhen wolle, sie mit zu unterzeichnen. Der Kronprinz sagte sofort zu, verlangte aber, wie ich erwartet hatte, vorher den Entwurf zur Einsicht. Als dieser aus Berlin an mich zurückgelangte, fand ich ihn von Sr. Kaiserlichen Hoheit genau durchkorrigiert und den etwas bombastischen Stil, dessen Se. Eloquenz sich befleißigt hatte, an vielen Stellen sehr glücklich verbessert. Als ich dann gelegentlich einer Anwesenheit in Berlin Herrn Geheimrat Althoff hiervon erzählte und mich in anerkennende Äußerungen über die klare, präzise Ausdrucksweise des Kron-

prinzen erging, war ich überrascht zu erfahren, daß nicht nur Althoff, sondern auch noch andere der Herren im Ministerium, die ihn zu kennen behaupteten, dem Kronprinz einfach die Fähigkeit dazu absprachen und die Sache mit einem „das hat er sich machen lassen" erledigen wollten. Als ich ihnen dann das Original der von Sr. Kaiserlichen Hoheit durchkorrigierten Adresse sandte, mußten sie anerkennen, daß die Korrekturen von seiner Hand seien, und doch blieb man dabei, sie ihm nicht zutrauen zu wollen. Ich habe später noch einmal, diesmal in hohem militärischem Kreise, die gleiche Geringschätzung der Fähigkeiten des Kaisers Friedrich gefunden. Ich habe nicht für ihn einzutreten, aber daß in jenen meinen Rektoratserlebnissen die Berliner ihm unrecht taten, halte ich für ausgemacht.

Zum Schluß meiner Rektoratserlebnisse einige solche heiterer Art. Unser verdienstvoller Universitätssekretär Lorkowski beging sein 50jähriges Dienstjubiläum, es hätte ihm der Rote Adlerorden IV. Klasse geziemt. Doch verbat sich der alte Herr einen Orden, wohl in kluger Voraussicht dessen was nun kam. Als ich nämlich Geheimrat Althoff bei einer Anwesenheit in Königsberg davon Kenntnis gab, daß L. keinen Orden wolle, schlug A. vor: „Also machen wir ihn zum Geheimrat." Ich griff das, bei der mir eigenen Hochschätzung dieses Titels, mit besonderer Freude auf und brachte den Antrag an das Generalkonzil. Hier aber erhoben sich die „Geheimräte", fast sämtliche, wie ein Mann gegen ihn! „Eine Auszeichnung — natürlich! Ja! Aber warum Geheimrat?!" Ich hielt mich nun an Berlin und an Althoff und setzte mein Stück dort leicht durch, aber die Geheimräte des Concilium generale blieben lange verstimmt. Den längsten Zopf unter ihnen hatte Geheimrat Sch. Sch. war Inspektor einer Stiftung, in der er selbst und eine Anzahl Studierender Wohnung hatten. Er hatte als „Inspektor" über Ordnung im Hause zu wachen. Es ereignete sich, daß Studiosus X., in angetrunkenem Zu-

stande heimkehrend, dem Herrn Inspektor begegnete. Dieser stellt ihn zur Rede, und es entwickelt sich ein Wortwechsel, in dem der Herr Studiosus sich dazu versteigt, den Herrn Geheimrat einen „mollschen Pasauk" zu nennen. Studiosus X. erscheint vor versammeltem Senat und gesteht tief beschämt, das entsetzliche Wort gebraucht zu haben. Nachdem er aber abgetreten ist und man seine Strafe bestimmen soll, stellt sich heraus, daß niemand weiß, was ein „Pasauk" sei; er mußte undefiniert bleiben, und der Missetäter kam mit gelinder Strafe davon. Nach langem Forschen aber kam ich an einen Spezialisten, der mir eröffnete, daß Pasauk in einem litauischen Dialekte das Wort für den deutschen „Pantoffel" sei!

Da ich hier einmal bei Vorkommnissen bin, die den schuldlosen Professor in Ausübung seiner verschiedenen amtlichen Aufgaben treffen, möge noch einiges aus meinem klinischen Betriebe folgen. Der Kliniker kann den pathologischen Anatom nicht entbehren. Der unsere, Prof. N., war ein hochverdienter, vornehmer Mann, friedfertig und anspruchslos, aber nicht geeignet für diese Welt mit ihren praktischen Anforderungen, insonderheit nicht für schwierige Verwaltungsangelegenheiten. Der Mann seines Vertrauens war der Diener des pathologischen Instituts. Eine solche Dienerstelle im Leichenhause verlangt einen zuverlässigen, umsichtigen Mann, was dieser leider durchaus nicht war. Die Leichen meiner Klinik wurden zur Obduktion in das Institut übergeführt und dann von dort aus beerdigt. Mir war längst aufgefallen, daß sie mit keinerlei Erkennungsmarke versehen wurden, und ich hatte N. auf die Gefahren hiervon vergeblich aufmerksam gemacht. Eines Tages erscheint bei mir höchst aufgeregt Herr Rechnungsrat X. Er komme aus dem Leichenhause (also dem pathologischen Institute). Seine in meiner Klinik verstorbene Frau solle in einer Stunde beerdigt werden, und da die Kinder die Mutter noch einmal hätten sehen wollen, habe er, nicht ohne Schwierigkeit, durchgesetzt, daß der Sarg wieder geöffnet sei, und da

habe eine ganz fremde Person darin gelegen. Der Leichendiener habe ihm zwar gesagt, der Tod verändere die Menschen so, aber das sei Unsinn. Das sei nicht seine Frau. Er müsse mich verantwortlich machen, der Professor der pathologischen Anatomie, an den er sich sogleich gewendet habe, habe ihm erklärt, das sei nicht seine Sache.

Der Diener des Institutes spielte den Entrüsteten: „Das sei das erste Mal, daß ihm jemand es nicht glauben wolle, daß der Tod den Menschen so völlig verändere." Endlich stellte sich heraus, daß die Leiche, die der Herr Rechnungsrat nicht anerkennen konnte, die einer Bäuerin von hinter Insterburg sei, die der Frau Rechnungsrat war an deren Stelle dorthin gesendet worden. So fährt mein erster Assistent, jetzt Geheimrat Schreiber, auf meine Bitte dorthin. Er langt auf dem Kirchhof an in dem Augenblick, da der Sarg in die Gruft versenkt werden soll. Auf sein „Halt!" entwickelt sich eine sehr dramatische Szene, doch der selten zur rechten Zeit fehlende „Herr Gendarm" schafft Ruhe und setzt die Eröffnung des Sarges durch. Es ist nicht die Bäuerin, vielmehr wirklich die gesuchte Frau Rechnungsrat, und alles kommt in Ordnung.

Der Herr Kollege von der pathologischen Anatomie war nicht nur ein ganz großer Forscher und ausgezeichneter Vertreter seines Faches, sondern auch ein besonders trefflicher Mann, nur konnte er wirklich nicht sich mit der Praxis des Daseins abfinden. „Mein Gott!" so sagte er einmal zu seinem „Prosektor", ganz verwirrt von der Wucht des Ereignisses: „Wie ist das denkbar! 93000 Kubikzentimeter Spiritus sind in meinem Institut in diesem Jahre verbraucht!" 93000! Doch pflegt man dafür zu sagen 93 Liter, und das ist für ein solches Institut keineswegs überraschend viel.

Mittlerweile war es endlich so weit, daß ich an den Ausbau meiner Klinik gehen konnte. Schönborn war fertig. Seine

neue Klinik hatte über eine Million Mark gekostet, und aus der alten medizinischen und der alten chirurgischen Klinik sollte ich mein neues klinisches Institut zusammenflicken.

Solcher Flickbau stellt nicht die großen Ansprüche an die Verantwortlichkeit des Klinikers wie ein Neubau, ist aber an vielen Stellen viel umständlicher und außerdem schwieriger im Gang zu halten, weil vieles Notwendige sich erst im Laufe des Umbaues herausstellt. Auch sind die Baubehörden bei solchen Flickbauten noch viel schwieriger zu interessieren und weniger zugänglich. Dazu hier die Entfernung von Berlin, wo doch alles bestimmt wurde. Ich habe es immer für sehr wichtig gehalten, daß ein Krankenhaus bequeme Treppen besitze, damals, wo noch Personenaufzüge wenig im Gebrauch waren, war das noch wichtiger wie heute. Danach hatte ich eine neu zu erbauende Haupttreppe mit bequemer Steigung entworfen. Da kam ich aber gut an! Von den 30 Stufen meiner Treppe wurden mir sieben, sage sieben, bestritten, das heißt die Steigung der Treppe sollte um ein Viertel steiler werden. Es hat ein halbes Jahr Verhandlungen gekostet, bis man mir wenigstens vier von den sieben bestrittenen Stufen nachgab. Das war der Herr Geheimrat T. im Ministerium in Berlin! Bald danach, noch während meines Rektorats, sah ich ihn in Königsberg in einer Angelegenheit, die ein trauriges Ende nahm. Es handelte sich jetzt um die Anatomie. Eine Kommission von vier Geheimräten und Exzellenzen war aus Berlin eingetroffen, um an Ort und Stelle zu entscheiden, ob dem bestehenden Bedürfnis durch einen Neubau oder durch Aufsetzen eines weiteren Stockwerkes abzuhelfen sei. Wir hatten in Königsberg mit dem Aufsetzen von Stockwerken beim Umbau von Universitätsinstituten üble Erfahrungen gemacht, es hing dies mit dem dort fast überall sehr schlechten Baugrund zusammen, die Fundamentierung der Gebäude erwies sich der gesteigerten Belastung nicht gewachsen, es traten Senkungen ein. Erst vor

kurzem hatten wir das mit dem zoologischen Institut erlebt, das nach Aufsetzen eines Stockwerkes in ernste Gefahr kam und nur durch rechtzeitige umfangreiche Substruktionen gerettet werden konnte. Es gelang mir auch in einer Konferenz beim Universitätskurator Herrn v. Horn und mit dessen Hilfe drei Mitglieder der Berliner Kommission davon zu überzeugen, daß gerade bei der Lage der Anatomie solche Unzuverlässigkeit des Baugrundes zu befürchten und also das Aufsetzen eines Stockwerkes hier sehr gefährlich sei. Herr T., der Sachverständige und also Entscheidende, behandelte diese Bedenken als völlig unerheblich, und als ich ihm sagte, wenn sich ein Unglück ereigne, so habe er die Verantwortung, lachte er mich aus: „Jawohl, Magnifizenz, die übernehme ich gern!“ Als dann aber der Aufbau dieses zweiten Stockwerkes erfolgte, ist wirklich das Anatomiegebäude in Königsberg, wohl infolge von Senkungen des Fundamentes, zusammengestürzt. Es waren dabei Menschen ums Leben gekommen, und ein großer Teil der besonders wertvollen anatomischen Sammlung war zerstört. Herr T. wurde vier Wochen später aus dem Ministerium in irgendeine Provinzialstadt versetzt.

In Berlin und Bern hatte ich in größeren Spitälern gearbeitet, denen meine Klinik als Krankenabteilung angehörte. In Dorpat und bisher in Königsberg hatte ich mein klinisches Dasein in ganz kleinen Verhältnissen gefristet und kaum Erfahrungen im ökonomischen Betrieb von Krankenhäusern sammeln können, jetzt hatte ich eine Klinik von 90 Betten mit selbständiger Ökonomie zu bauen und einzurichten. Was einem Universitätsprofessor nicht alles zugemutet wird! Jetzt war es selbstverständlich, daß ich das alles verstände! Da hatte ich Anschläge aufzustellen, wieviel Matratzen, Betten, Bettbezüge, Bürsten, Scheuerlappen, Teller, Gläser, Tassen und Töpfe aller Arten benötigt seien, wieviel Holz, Torf, Kohlen, Koks, Seife usw. usw. im Jahre verbraucht werden würde und

wieviel das alles kosten würde. Und als das alles angeschafft und eingerichtet war, ging es an das Organisieren. Organisieren ist ein Talent. In großen Anstalten erleichtert man sich die Sache sehr durch Instruktionen. Anfangs war ich gegen solche eingenommen. „Sie sind nur dazu da, um umgangen zu werden", so hörte ich oft. Das trifft nur zu, wenn sie schlecht sind oder, was sehr häufig der Fall, wenn sie nicht ernst gemeint sind. Für die Assistenten geschriebene Instruktionen aufzustellen habe ich allerdings mich nie entschließen können, die Assistenten sollen das, was sie zu tun haben und wie sie es zu machen haben, vom Chef direkt oder indirekt dies heißt dann voneinander lernen, Instruktionen würden das persönliche Verhältnis zwischen Chef und Assistent gefährden, und auf dies muß auch im Krankendienst der größte Nachdruck gelegt werden. Auch für das übrige Personal (auch für Krankenwärter und -wärterinnen) soll die Instruktion nicht etwa den ganzen Dienst regeln wollen, sondern nur das Verhalten in einzelnen Punkten, so das Verfahren mit den Kranken bei der Aufnahme, das Verfahren mit den Leichen, die Besorgung der Isolierzimmer und der dort untergebrachten ansteckenden oder unzurechnungsfähigen Kranken, Instruktion für die Besorgung der Typhusabteilung und ähnliches. Solche Instruktion hat zwei Aufgaben: Einmal soll sie natürlich die, welche sie angeht, anweisen, wie sie ihre Aufgaben zu erfüllen haben. Das ist aber, so parodox dies klingen mag, meist das weniger Wichtige, denn z. B. kein Wärter lernt solchen Dienst aus der Instruktion. Vom allergrößten Werte aber sind geschriebene Instruktionen für die in jedem Krankenhause gelegentlich vorkommenden Unglücksfälle. Am übelsten sind jene Vorkommnisse, wo ein unbesinnlicher oder unzurechnungsfähiger Kranker sich oder anderen Schaden zufügt. Für solche Vorkommnisse kann das Krankenhaus zur Verantwortung vor Gericht oder vor der Aufsichtsbehörde gezogen werden, und dann ist es von größter Wichtigkeit, daß eine Instruktion vorgelegt werden kann, und daß versichert werden

kann, daß nach ihr verfahren ist. Nur so läßt sich feststellen, wo die Verantwortlichkeit liegt. In einem gut verwalteten Krankenhause pflegt sich dann herauszustellen, daß die Schuld keinen einzelnen, auch nicht die Einrichtung trifft, sondern daß das Unheil durch eine gar nicht vorauszusehende Häufung und Verkettung unglücklicher Zufälle herbeigeführt worden ist. Die Aufstellung von Instruktionen hat aber drittens noch eine weitere und sehr wichtige Wirkung: sie veranlaßt den verantwortlichen Leiter des Krankenhauses darüber nachzudenken, wie das Verfahren einzurichten ist, um solche Unglücksfälle zu vermeiden, und ob in seinem Krankenhause die hierzu nötigen Vorkehrungen und Einrichtungen bestehen.

Dann die Ökonomie. Der Jahresetat meiner Klinik betrug jetzt ungefähr 70000 Mark. 30000 Mark hatte ich an Krankengeldern aufzubringen. Diese Krankengelder wurden von den Assistenten vereinnahmt. Auch hier bleibt meine Erinnerung an diese meine jungen Freunde ganz ungetrübt, nie sind da Unordnungen vorgekommen. Hingegen machte mir die Überwachung der Lieferanten in ihren Lieferungen viel zu schaffen! Man denke nur immer, daß ich doch von all diesem Verwaltungswesen nichts verstand und keinerlei Kontrolbeamten unter mir hatte, keinen Inspektor oder so etwas. Ich merkte bald, wie unerläßlich die Kontrole der Lieferanten ist und wie gerade hierfür der Chef unentbehrlich ist. Die Lieferungen für unsere klinischen Institute wurden zum großen Teile an den Mindestfordernden gegeben. Da darf man sich nicht wundern, wenn nachher die Güte des Gelieferten zu wünschen läßt. Ich habe mich auch hierüber nie gewundert, wohl aber bin ich erstaunt gewesen über die edle Dreistigkeit, mit der die Herren Lieferanten sich über mich beschwerten, wenn ich schließlich sie zur Anzeige brachte, so daß ihnen die Lieferungen entzogen werden mußten. Von Bestechungsversuchen habe ich in meinem Wirkungskreise als Direktor der Klinik nie Kenntnis bekommen, obgleich ich mir einbilde, scharf zugesehen zu haben.

Allmählich fing ich auch an berühmt zu werden, das Ausland nahm von mir Notiz. Die ersten, die sich meldeten, waren die Engländer. Schon 1874 habe ich die erste Einladung zur Tagung der British medical association erhalten. Die Einladung lautete auf: „Lodging with breakfast without dinner!" Diese gewissenhafte Feststellung meiner Kompetenzen als Gast hat mich sehr erheitert und, wie ich damals ein großer Freund der Engländer war, hätte ich gern Folge geleistet, doch unterließ ich es, weil ich sehr schlecht englisch sprach. Die Einladung hat sich eine lange Reihe von Jahren wiederholt, als ich aber immer wieder absagte, ist sie nur noch selten gekommen. Die zweite Gelegenheit, englisches Wesen kennen zu lernen, gefiel mir weniger. Es kamen damals von englischen Kollegen, darunter Männer mit gutem Namen, Ansuchen um Befähigungszeugnisse behufs Bewerbung um Professuren und Krankenhausstellungen. Später scheint das aufgehört zu haben.

Von meiner Familie habe ich weiter nicht viel zu berichten. Unsere Ehe blieb kinderlos. Meine Mutter starb 1880. Ihr merkwürdiges Leiden (paralysis agitans sine tremore) hatte einen solchen Verlauf genommen, daß sie der Sprache ganz beraubt und auch fast ganz unbeweglich wurde. Zum Glück blieb ihre Intelligenz und ihr Gemüt ganz frei und ihre Stimmung eine freundliche, daß sie bis zu ihrem Ende uns zur Freude und sich selbst nicht zur Last lebte. Schließlich wurde ihr das Schlucken erschwert und sie ist wohl an einer sogenannten Schluckpneumonie (Lungenentzündung durch Hineingelangen von Speiseteilen in die Lunge, bei dem Verschlucken) gestorben. Auf das Telegramm von ihrer Erkrankung eilten wir sogleich nach Berlin. Hier kam der Nachtzug von Königsberg damals frühmorgens um 5 Uhr an. Es war ein kalter, nebliger Wintermorgen. Die Droschke, ohne daß ich sie zur Eile getrieben, jagte mit uns

durch die öden dunklen Straßen, wie ich nie durch Berlin gejagt bin. Doch kamen wir zu spät.

Ein furchtbares Erlebnis brachte der Selbstmord eines Bruders meiner Frau, Kurt. Ein braver, liebenswürdiger, weicher Mensch. Er war Kaufmann geworden, hatte aber weder viel Begabung noch Interesse für seinen Beruf. Er interessierte sich dann für ein junges Mädchen und war nahe vor der Verlobung, da zog sich diese auf einem Kostümfest schwere Brandverletzungen zu, denen sie schnell erlag. Kurt ward tief erschüttert und Monate hindurch völlig außer sich. Dann schien er beruhigt und ging in eine kaufmännische Stellung nach Libau. Das Leben hier hat ihm nicht behagt. Er verlor jede Lebensfreude und als das Geschäft, in dem er arbeitete, aufgelöst wurde und er zunächst keine Tätigkeit vor sich sah, ist wohl das Gefühl von Leere des Daseins übermächtig bei ihm geworden. So ging er dahin, ohne daß ihn etwas trieb, nur hielt ihn nichts; er hatte sich erschossen.

Unser Freundeskreis war durch zwei Familien vergrößert: Robert Simon und Robert Gaedeke. Dr. Robert Simon, damals der erste Finanzmann Ostpreußens, ein ernster wohlwollender kluger Mann. Seine Frau der Sonnenschein für ihren Mann, wohlthuend für jedermann durch ihre warmherzige Güte und Lebensfreude. Robert Gaedeke ebenfalls Kaufmann. Ein Lebemann mit offenem Sinn und Herz. Seine Frau eine echte Kopenhagenerin und ein sehr interessantes Beispiel dieses mir bis dahin unbekannten Typus einer höchst leistungsfähigen Lebewelt. Dr. Simon starb leider sehr früh. Gaedekes sind uns bis heute treue Freunde.

Von den alten Freunden verloren wir leider Jordan, Hirschfeldt, Schönborn und Jacobson. Jordan und Hirschfeldt erlagen grausamst tückischen Leiden. Der Familie Jacobson waren wir mit der Zeit recht nahe getreten. In den ersten Jahren lebten Jacobsons noch ganz vom Verkehr zurückgezogen,

als dann die Töchter heranwuchsen, wurde das Haus zugänglicher und Schönborns und wir kamen öfter dahin. Ich habe erzählt, wie wir drei lange Zeit als Fakultätsminorität im Kampfe gegen eine übermütige Majorität zusammenstanden, das brachte uns Männer näher. Der Verkehr mit Jacobsons brachte uns schöne Musikabende bei gelegentlicher Anwesenheit des Joachimschen Quartetts; dann ließ sich auch Jacobson als Meister am Klavier hören. Von ihm habe ich schon erzählt. Ein fast unwiderstehlich liebenswürdiger Mann, glänzender Erzähler und Unterhalter. Die Frau ihrer Zeit eine sehr tüchtige Sängerin. Sie war die Darstellerin der Venus in jener Tannhäuseraufführung, die Liszt für Wagner veranstaltete, als dieser Weimar als politischer Flüchtling passierte; Wagner hat sich sehr lobend über Fräulein Haller geäußert. Daß sie ihm sehr gefallen, hat er ihr noch an dem gleichen Abend in seiner Weise kundgetan, wie uns Frau Jacobson einst erzählt hat. Als sie am Schluß der ersten großen Szene als Frau Venus auf ihrem Lager in die Versenkung gegangen ist, findet sie sich hier völlig im Dunkeln. Da wird sie leidenschaftlich umarmt und hat alle Mühe, sich gegen die Küsse des Aufdringlichen zu wehren. Auf ihr Geschrei kommt man mit Licht, und als der Übeltäter entpuppt sich Richard Wagner, der wohl glaubte, seinem Beifall diesen Ausdruck geben zu sollen.

Frau Jacobson war eine gescheite Frau mit viel Humor. Sie war stolz auf ihre Küchenleistungen, auf ihre Köchin, die „Mine", und man hatte abzuwehren, daß man sich nicht den Magen bei ihr verdarb. Unangesagte Besuche empfing sie nur schwer und dann Damen gewöhnlich im „Negligé", das bei ihrer ungewöhnlichen Körperfülle eine sehr wirksame Erscheinung machte. Wir hatten gehört, daß in letzter Nacht Diebe in Jacobsons Keller eingebrochen seien, und daß Frau Jacobson die Eingedrungenen verjagt habe. In obigem Kostüm empfangen, erfuhr meine Frau den Hergang: Frau

Jacobson hatte nächtlicherweile das Geräusch gehört, der Herr Professor war erst spät von einer Konsultationsreise heimgekehrt, und sie wollte ihn nicht beunruhigen. So hatte sie nur „Mine" geweckt und die beiden waren entschlossen den Einbrechern auf den Leib gerückt. „Aber liebe Frau Professor," bemerkte meine Frau, „das war doch etwas gewagt." „Oh, liebes Kind," replizierte Frau J., „das müssen sehr mutige Diebe sein, die nicht das Weite suchen, wenn ich und die Mine im Nachtgewand anrücken!" —

Unser Verkehr war im ganzen häuslicher, so möchte ich sagen, geworden. Der Nachfolger unseres Gönners, des alten Barnekow, war Herr von Gottberg gewesen, ein unterrichteter und angeregter Mann. Wir verkehrten gern mit ihm und verloren ihn ungern, er starb leider schon nach kurzer Zeit. Sein Nachfolger war ein grimmer Haudegen, der in Kreisen von Zivilisten keinen Verkehr suchte. Der Nachfolger Horns, Herr v. Schlieckmann, ließ es an Artigkeit nicht fehlen, wenn es auch nicht zu einem Verhältnis wie mit dem alten Horn kam. So schieden wir aus diesen Kreisen mehr und mehr aus.

Wir hatten die längste Zeit eine große Etagenwohnung mit stattlichen, für große Geselligkeit gut geeigneten Räumen innegehabt, 1884 mieteten wir ein kleines Haus in der Münzstraße, das wir allein bewohnten. Der kleine Garten hinter dem Hause ging damals bis zum Schloßteich, von unserer Veranda hatten wir im Sommer diesen mit dem munteren Treiben der Kähne und Gondeln, im Winter mit dem Leben auf dem Eise vor uns. Da haben wir manchen Sommerabend in einem frohen Kreise angeregter Männer gesessen, die Erholung nach des Tages heißer Arbeit suchten. Mehr und mehr gewann der Gebrauch in Königsberg Raum, daß mit Beginn der heißen Zeit die Frauen mit den Kindern in eine der Sommerfrischen am Strande gingen; die Männer mußten bis zum Schluß des Semesters aushalten. So suchten diese Strohwitwer gern die

gastliche Kühle, die wir ihnen boten, zehn, auch zwölf fanden sich manchen Abend zusammen.

Der regelmäßigste, der Stammgast, war Freund Schönborn. Es war ein schwerer Verlust, als er von uns schied, um der Berufung nach Würzburg zu folgen. Vierzehn Jahre hatten wir miteinander gearbeitet und manches hatten wir miteinander geschaffen, manche trübe und viele frohe Stunden hatten wir geteilt. Es sind die schönsten Jahre des Lebens, die von 35 bis 50, die reichsten, auch gibt man sich noch und genießt man sich noch. Wir waren uns beide, als wir uns die Hand zum Abschied reichten, klar, daß eine Zeit — so glücklich durch das Zusammengehen mit dem Freunde in Arbeit und Lebensgenuß — uns nicht noch einmal beschieden sein würde.

Es war ein unerwartetes Glück, daß Schönborn in Mikulicz einen Nachfolger erhielt, der uns Ersatz gab. Was mir Mikulicz geworden ist, davon werde ich noch genug zu reden haben. Vom ersten Sehen ab waren wir uns sympathisch, und erkannte ich, wieviel mir diese reiche Natur bot. In der kurzen Zeit unseres Zusammenlebens in Königsberg haben wir schon so viel miteinander gearbeitet und erlebt, daß wir uns nicht wieder verlieren konnten. Mikulicz war recht eigentlich eine Hinterlassenschaft Schönborns. Dieser hatte ihn sich als Nachfolger ausgesucht, und es hatte unser beider energischen Eintretens in Berlin bedurft, um ihn durchzusetzen. Als nach Schönborns Abgang unser Fakultätsvorschlag — Mikulicz allein an erster Stelle — nach Berlin abgegangen war, erhielt ich bald einen Brief von Althoff, in dem dieser sagte: „Der Herr Minister" könne dem Vorschlage M.s gegenüber das ernste Bedenken nicht unterdrücken, daß es doch nicht angezeigt scheine, einen Chirurgen aus dem Auslande zu holen, wenn im Inlande so viele tüchtige Männer vorhanden seien. Ich antwortete: „Mir sei ein solches Bedenken nicht gekommen und ich könne es auch nicht teilen.

Nach Schönborns Urteil und dem, was ich sonst wüßte, wäre Mikulicz der Beste, der zu haben wäre. Dies hätte mir immer genügt. Die Frage, wo dieser Beste her käme, pflege mir nie Sorge zu machen, selbst aus der Türkei wäre er mir willkommen!" Hierauf Althoff: „Er stände eigentlich auf meinem Standpunkt und hoffe, daß es ihm gelingen werde, die Bedenken Sr. Exzellenz zu zerstreuen." — Und es gelang ihm!

Eines seltenen Mannes muß ich noch gedenken: Dr. Fritz Lange. Er gehörte dem Kreise an, aus dem meine Frau stammt, er hat eine Nichte des von mir oft genannten Hoverbeck geheiratet. Ich fand ihn als Student in höherem Semester in Königsberg vor, und er war mir damals durch sein lebhaft interessirtes Wesen aufgefallen, seine Begabung und Begeisterungsfähigkeit machten ihn überall anziehend. Ein seltsames Gemisch von Zähigkeit und Ausdauer in der Verfolgung seiner Ziele und von Unstetigkeit. Er trat als Assistent in ein nahes Verhältnis zu meinem Freunde Schönborn, doch blieb er hier nicht lange. Er ging nach Kiel zu Esmarch, machte dann den Türkisch-Russischen Krieg mit und ging Anfang der achtziger Jahre nach Amerika, wo er sich schnell eine sehr geachtete Stellung als Chirurg in New York erwarb. Noch im Jahre 1913 hörte ich von einem dortigen bekannten Arzt: „Oh! Langes Stelle in New York ist noch nicht ersetzt." Lange war mit offenen Augen durch seine Studentenzeit gegangen und hatte als Verbindungsstudent die Schattenseiten des deutschen Studentenlebens mit seinem Bier und Mensurtreiben nach Wert beurteilen gelernt, schon ehe er nach Amerika ging, trug er sich mit Reformplänen. Dort in Amerika reiften diese schnell, und bereits einige Jahre später gründete er die „Palaestra albertina". Er hat nicht nur einen nicht geringen Teil seines Vermögens, sondern auch jahrelang seine ganze Tatkraft in den Dienst der guten Sache gestellt. Wenn dann

auch, hauptsächlich dank der geringen Neigung der Studentenschaft, ihre partikularistischen Velleitäten dranzugeben, die Entwicklung der Angelegenheit nicht ganz den Verlauf genommen hat, der ihr zu wünschen war, hat Fr. Lange hier doch ein Werk geschaffen, das ihm und Königsberg zu hoher Ehre gereicht. Es gewährt mir große Befriedigung, daß ich diesen trefflichen und vornehmen Mann noch heute meinen Freunden zuzählen darf.

Ich kann meine Erinnerungen an das, was mir Königsberg mitgegeben hat, nicht abschließen, ohne des größten Königsbergers zu gedenken: Ich meine Immanuel Kant. Es ist wirklich Königsberg gewesen, das mich an ihn gebracht, und er ist mir viel geworden. Was gibt es Besseres von ihm zu sagen, als das Wort Goethes: „Wenn man Kant liest, ist es, als käme man in einen weiten, sonnenhellen Saal.“ Diese seine Klarheit und seine Unbestechlichkeit meine ich, und diese seine Eigenschaften finde ich auch in seiner Moralphilosophie wieder. Was man ihm hier von Härte nachsagt, verstehe ich einfach nicht. Das Moralgesetz, das er aufstellt, und dessen Begründung erscheinen mir unerschütterlich. Ich aber habe Kant nie so verstanden, als meine er, daß der, der gegen das Gesetz fehlt, nun nach dem „Buchstaben des Gesetzes“ zu richten sei. Es betrübt mich, daß so aus dem humanen, in seiner Art warmherzigen Manne ein unbarmherziger Sittenrichter gemacht wird. „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.“ Ich meine, daß der Mann, der uns mit diesen Worten an uns selbst verweist, etwas anderes verdient, und ich glaube, daß die zahlreichen hochstehenden „Erkenntnistheoretiker“, welche diese Grundlage Kantischer Moralphilosophie bemängeln, diesen heiligen Willen zum Guten nicht der Beachtung in sich selbst würdigen.

Meine Stellung in Königsberg hatte sich so gestaltet, daß ich zufrieden sein konnte. Meine Privatpraxis hatte sich nicht mehr sehr vergrößert, aber sie war bequemer geworden, sie spielte sich jetzt fast ausschließlich in meiner Sprechstunde ab. Das Verhältnis zur Ärzteschaft hatte sich auf das beste gestaltet, man hatte sich an mich gewöhnt und meine guten Seiten schätzen gelernt. Ich fühlte mich in Ostpreußen heimisch. Das Bewußtsein, die eigene Wirkungssphäre vollkommen auszufüllen und zu beherrschen, gibt ein wohltuendes Gefühl der Sicherheit, das die Entwicklung eines freundschaftlichen Verhältnisses sehr begünstigt. Land und Leute waren mir vertraut geworden. So ist Ostpreußen mir Heimat geworden, und die Anhänglichkeit an jene ferne Provinz hat meine Übersiedelung in den Westen des deutschen Vaterlandes ungeschwächt überdauert.

Und doch sehnte ich mich nach einem „Rufe". In München, Würzburg, Straßburg, Bonn, Leipzig, Breslau, Wien, Berlin gingen Vakanzen auf; überall dorthin hätte ich die Berufung angenommen, aber sie kam nicht an mich. So fing ich an zu fürchten, daß ich in Königsberg sitzen bleiben möchte, und Königsberg war keine erste medizinische Fakultät. Auch waren meine Einnahmen nicht so, daß sie mir auf die Dauer genügen konnten. Über 32000 Mark alles in allem bin ich in Königsberg nicht gekommen, und wie ich mir mein Leben eingerichtet hatte, genügte das nicht, um die für mein Alter notwendigen Ersparnisse zu machen. So wäre meine Laufbahn keine durchaus befriedigende gewesen, wenn ich hier geendet hätte. Doch würde ich mir unrecht tun, wenn ich mein gekränktes Gefühl so rein egoistisch motivieren wollte. Ich war mir bewußt, eine bestimmte Richtung zu vertreten, und jeder Mann, für den das gilt, ist insofern mit seiner Richtung eins, daß er persönlichen Mißerfolg als Mißerfolg

seiner Richtung nehmen muß und nimmt. Für mich traf das um so mehr zu, als ich mir bei aller Bescheidenheit sagen durfte, daß von den Männern, die man mir bei Besetzung jener Stellen vorgezogen hatte, wenige mir überlegen waren. Es mögen persönliche Motive wirksam gewesen sein; ich ließ mich auf Kongressen damals sehr wenig sehen und tat auch sonst nichts dazu, mit meinen klinischen Kollegen bekannt zu werden; auch hatten seinerzeit Wittich und Genossen mich in den Ruf eines aufgeregten, krakeeligen Kollegen gebracht. Doch hat die ablehnende Haltung, die man so lange Jahre mir gegenüber gezeigt hat, wohl in der Tat meiner Richtung gegolten. Ich habe von Anfang an die Heilkunde als angewandte Wissenschaft vertreten und gelehrt und dies mit solchem Nachdruck, daß daraus das Vorurteil gegen mich erwachsen konnte, als habe ich keinen Sinn, keine Begabung, kein Verständnis für die praktische Medizin. Ein Vorurteil, das ich schwerer empfand, als es gemeint war, weil mein Interesse stets ganz und gar der praktischen Medizin, das ist die Klinik, angehört hat; ich war von dem Tage an, wo ich Assistent bei Frerichs wurde, Kliniker mit Leib und Seele. Die Beschäftigung mit streng wissenschaftlichen Fragen hatte mich schon früh und nachdrücklich gelehrt, wie vorsichtig man in der Verwertung physiologischer und pathologischer Theorien für die Klinik sein muß. Meine wissenschaftliche Arbeit hatte mich vor allem Kritik gelehrt, und diese verlangt, daß nichts gilt, was nicht bewiesen ist, beweisen aber kann in der Klinik nur die klinische Erfahrung. Freilich nicht die „Erfahrung", die sich an einer ganz unzureichenden Anzahl von unsicheren Beobachtungen genug sein läßt, die kein „Wissen" fördert, sondern nur Eindrücke, Stimmungen, Meinungen zeitigt, die von Tag zu Tag wechseln können. Im Grunde besteht allerdings zwischen jener und dieser Erfahrung nur ein Unterschied in der Größe der Sicherheit, bei ihren Vertretern nur ein Unterschied in der Strenge der Kritik, doch

geht hiermit die Scheidung tief genug. Dürfen wir uns rühmen in der Strenge unserer Kritik die wissenschaftliche Grundlage der Heilkunde zu vertreten, so suchen die anderen ihrem weniger strengen Standpunkt dadurch Beifall zu gewinnen, daß sie die praktische Medizin eine „Kunst" nennen. Zur Begründung wird gesagt: Wir seien noch lange nicht so weit, daß wir in der Praxis mit wissenschaftlich feststehenden Regeln auskämen; wo ihn die Wissenschaft im Stiche läßt, habe der Arzt seinen Intuitionen zu folgen, als Künstler zu handeln. Dies ärztliche „Künstlertum" kann ich nicht gelten lassen. Wo unser Wissen aufhört, da beginnt die Unsicherheit, das „Meinen", die Selbsttäuschung, die Mode, aber auch der Versuch, der unser Wissen mehrt — das alles ist nichts der Kunst Besonderes. Doch ist es richtig, daß der praktischen Tätigkeit des Arztes ein und sogar ein sehr starkes, künstlerisches Moment innewohnt, er muß sich häufig von Intuitionen leiten lassen. Hiermit ist aber nicht gesagt, daß er hierbei seine wissenschaftliche Grundlage aufgäbe. Es ist immer sein Wissen, seine Erfahrung, die ihn leitet, aber da, wo er seiner Intuition folgt, nimmt er, ohne sich der einzelnen Glieder des Denkprozesses bewußt zu werden, das Resultat, gleichsam ahnend, voraus. Solche Intuitionen spielen in jeder Betätigung des Menschen ihre Rolle, auch der exakte Physiker macht von ihnen Gebrauch, deshalb ist er noch kein Künstler und die Physik noch keine Kunst. Wieviel Intuition steckt in der höheren Mathematik! Die „Intuitionen" nicht wissenschaftlich geschulter und nicht wissenschaftlich denkender Menschen sind anderer Art: luftige Fantasien! Dies Fantasieren ist ihre Kunst. Für den Wissenden hat die Intuition vor allem heuristische und jedenfalls nur provisorische Geltung, manche gebrauchen sie gern, andere nicht — das hängt nicht von der wissenschaftlichen Exaktität des Berufes ab, sondern von der Eigenart des Forschers. Für

mich gilt heute noch das, was ich in meiner Antrittsvorlesung in Dorpat sagte: Die Heilkunde soll eine angewandte Wissenschaft sein oder werden. Daß der Arzt da, wo die Humanität ihn zwingt, über sein klar bewußtes, sicheres Wissen hinauszugehen, verstehen muß, seine Intuition spielen zu lassen, ist selbstverständlich und ganz gewiß nicht zu tadeln. Nur darf sie nicht kritiklos werden.

Straßburg

1888–1904

Alte Bäume verpflanzen sich schwer! Wenn's aber mit dem Menschen nicht leicht gelingen will, hat dies meist noch andere Gründe!

Im Sommer 1887 begann das Gerücht umzugehen, daß Kußmaul in Straßburg seine Stellung niederlegen wolle; Straßburg war damals sehr hoch angesehen, und die Wahrscheinlichkeit, daß ich Kußmauls Nachfolger werden könne, war nicht gering. Ich wußte, daß dort mein Freund Schmiedeberg für mich eintreten würde, ich wußte aber auch, daß in Recklinghausen und Hoppe-Seyler zwei einflußreiche Mitglieder in der Fakultät saßen, die nicht für mich waren, von Goltz mußte ich das gleiche voraussetzen, aus seinem Institute war eine ganze Reihe von Arbeiten hervorgegangen, die auffallend schonungslos über Arbeiten von mir hergefallen waren, und Kußmaul „lag ich nicht", das war mir längst bekannt. Ich war also doch überrascht, als Ende Oktober Goltz als Dekan mir mitteilte, daß die Fakultät mich einstimmig gewählt habe; es war, wie ich bald erfahren sollte, eine auf die Behörden berechnete, nicht unwirksame Gepflogenheit der Straßburger Fakultät, ihre wichtigeren Beschlüsse, selbst wenn sie nach Kämpfen zustande kamen, einstimmig zu fassen. Einige Wochen später fragte dann der stellvertretende Kurator, Konsistorialpräsident Richter, an, ob ich zu kommen geneigt sei.

Die nun beginnenden Verhandlungen waren nicht angenehm. Ich bekam es in Herrn Richter mit einem Manne zu tun, der wenig interessiert war. Auch fehlte ihm die Genauigkeit und Bündigkeit, die hier erforderlich sind. Allem voran stellte ich die bei dem mir bekannten Zustand der Straßburger innern Klinik unerläßliche Bedingung des baldigen Neubaues einer solchen und sofortiger Vergrößerung des Laboratoriums mit entsprechender Erhöhung des Etats. Richter antwortete: „Die Mittel für den Neubau einer innern Klinik seien bereitgestellt und ein Platz sei gesichert, nur müsse ich mit dem Bau warten, bis die Augenklinik vollendet sei, das würde ungefähr zwei Jahre dauern.“ Wie ich später zu meinem Schaden erfuhr, eine unerhörte Selbsttäuschung! Vergrößerung des Laboratoriums und Erhöhung des Etats sagte er mir grundsätzlich zu. In der Gehaltsfrage war man wenig entgegenkommend; während ich in Königsberg 6500 Mark hatte, bot man mir 6000, erst nach einigem Feilschen verstand man sich zu 8000 Mark, dazu eine ortsübliche Teuerungszulage von 1600 Mark. Ich nahm, vorbehaltlich genauere Besprechung in Straßburg, an. Als ich dann in den Weihnachtsferien mich dort einstellte, sagte man mir nochmals den baldigen Neubau der Klinik zu. Man zeigte mir sogar den Platz auf dem Spitalhofe, der für sie bestimmt sei. Da standen einige alte, baufällige Baracken: die wären ganz entbehrlich und zum Abbruch bestimmt, so hieß es. Ich fand keine Veranlassung, dem zu mißtrauen, das alte Gerümpel sah wirklich nicht danach aus, als wäre ihm noch eine längere Lebensdauer bestimmt. Ein Platz für das Laboratorium und Geld für meine klinischen Bedürfnisse, soviel ich brauche, wurde mir zugesagt. Der Staatssekretär v. Puttkamer war sehr entgegenkommend.

So war anscheinend alles gut abgegangen und doch, als ich auf der Heimfahrt die Erlebnisse dieser stürmischen Tage an mir vorüberziehen ließ, kamen mir ernste Sorgen. Von Herrn Richter war mir der Eindruck der Unzuverlässigkeit geblieben.

Ich begann mir Vorwürfe zu machen, daß nicht all diese Abmachungen zu Papier gebracht waren. Doch hatte ich ja die schriftlichen Verhandlungen aus Königsberg, die, wenigstens im allgemeinen, das gleiche gewährten.

Dann gab mir auch der Einblick in die Straßburger Fakultätsverhältnisse Veranlassung zur Beunruhigung. Es hatte mir nicht entgehen können, daß Recklinghausen einen ganz überwiegenden, den leitenden, Einfluß in der Fakultät ausübte, und ich hatte seinerzeit in Königsberg genug mit solchem „Fakultätshaupte" zu tun gehabt, um eine Wiederholung zu fürchten. Als ich in Straßburg am ersten Morgen nach meiner Ankunft mit Schmiedeberg und Lücke mein Tagesprogramm besprach, hieß es, zuerst solle ich zu Recklinghausen gehen. Ich hatte geglaubt, diesem Rate nicht folgen zu dürfen, ging vielmehr vorher zum Dekan, dann zu Kußmaul, meinem Amtsvorgänger. Bei Recklinghausen war ich dann doch einigermaßen befremdet gewesen, als er mich fragte, ob er mir meine Klinik zeigen solle, und recht befriedigt, daß ich ablehnen konnte, weil Kußmaul mir bereits eine Stunde dafür bestimmt habe. Kußmaul hatte mich dann herumgeführt. Der Eindruck war nicht erfreulich gewesen: Sehr schönes Krankenmaterial, große, zum Teil helle Säle, aber vollkommenes Fehlen aller Nebenräume, hier stand mir viel Arbeit bevor. Als die Besichtigung beendigt war und ich mich verabschiedete, wurde Kußmaul ganz wehmütig: „Ja, das ist jetzt meine schöne Klinik, und die soll ich jetzt verlassen", und dabei rollten ihm zwei dicke Tränen über die Wangen. Er ging, weil er seiner Frau längst versprochen habe, den Lebensabend mit ihr in Heidelberg zuzubringen. Ich lernte diese am gleichen Abend kennen. Eine noch anmutige Erscheinung. Kußmaul war immer um sie und besorgt, daß man sie nicht in Unterhaltung verwickle. Er sagte zur Erklärung, seine Frau leide an einer Art „Aphasie". Die Wirklichkeit war leider traurig: Sie war seit Jahr und Tag einer zunehmenden Schwäche verfallen.

Kußmaul hat sie bis zu ihrem Tode, etwa sechs Jahre, in Heidelberg treu gepflegt.

In freundlicherer Erinnerung ist mir Kußmauls jüngste Tochter Ida geblieben, ein ungewöhnlich hübsches, lebhaftes Mädchen. Bei meinem ersten Besuch am Vormittage hatte ich mit ihr einige Worte gewechselt und den Eindruck eines etwas ablehnenden Verhaltens mitgenommen. Als sie nun beim Abendessen immer noch etwas unzugänglich neben mir saß, wagte ich zu fragen: „Es ist ja ganz selbstverständlich, daß Sie sich den Nachfolger Ihres Vaters als ein rechtes Scheusal vorgestellt haben. Bin ich denn nun wirklich so schlimm?" Da lachte sie: „Etwas besser gefallen Sie mir schon." Wir sind, wie ich hoffe, als gute Freunde geschieden, ich wenigstens habe sie stets gern wiedergesehen.

Auf der Heimreise machte ich einen Abstecher nach Kiel, um meinen Freund Quincke zu besuchen. Ich wollte ihn zu meinem Nachfolger haben und hoffte, daß er den Ruf nach Königsberg nicht ausschlagen würde, wie er schließlich doch getan hat. Quincke war seit einigen Monaten leidend, es ging das Gerücht von einer angeblich schweren Herzkrankheit; hierüber mußte ich Sicherheit haben. Ich fand ihn in traurigem Zustand. Seit mehreren Monaten hatte er das Zimmer nicht verlassen; er leide an Perikarditis, so hatte ein Freund diagnostiziert und so glaubte er. Ich fand nichts von einer solchen oder von irgendwelchem Herzleiden, hingegen einen Zustand schwerer hypochondrischer Depression, Folge von Ärgernissen. Da ich ihn für außerdem gesund halten durfte, bewegte ich ihn noch den gleichen Abend zu einem Ausgang, der ihm so gut bekam, daß ich ihn als völlig genesen am andern Mittag verlassen konnte. Er ist seitdem gesund geblieben, ein sprechendes Beispiel dieser hypochondrischen Zustände, die leider gerade dem Arzte verhängnisvoll werden können, wie ich das am eigenen Leibe erfahren sollte.

In Königsberg verging der Winter schnell, und bald war der Abschied vor der Tür. Er wurde uns schwer genug gemacht und wäre uns noch schwerer geworden, wenn wir uns hätten völlig loslösen müssen. Das wurde uns erspart, wir behielten einstweilen noch Theerbude und hiermit die Bürgschaft, daß die Verbindung zwischen uns und unserer alten Heimat lebhaft bliebe.

Von all den Abschiedsfesten ist mir das des medizinischen Vereins, dessen Vorsitzender ich seit Schönborns Fortgang war, in unvergeßlicher Erinnerung. Dr. Sotteck, der zweite Vorsitzende, ein wegen schneidender, oft schonungsloser Wendungen gefürchteter Sprecher, hielt die Abschiedsrede. Da sagte er mir viel Liebes und Gutes, und als er am Schluß mich kurz charakterisierte, hieß es: „Wahr bis zur Herbheit." Sotteck kannte mich, wir waren nicht von Anfang an die guten Freunde gewesen, als die wir schieden. Dies Wort aus dem Munde dieses Kollegen, der nicht leicht volle Register zog, ist mir die wertvollste Anerkennung geblieben, die mir das Leben gebracht hat.

Der mir bevorstehende Umzug war der vierte, der mir als Professor auferlegt wurde. Die Entfernung Königsberg—Straßburg war wieder groß genug, aber sie war geringer als die drei anderen, Berlin—Dorpat, Dorpat—Bern, Bern—Königsberg, und doch, wieviel schwieriger ging diesmal alles vor sich! Die andern drei Male, als ich noch Junggeselle war, war mein Bündel leicht geschnürt, diesmal hatte ich einen großen Hausrat mitzuschleppen, drei große Eisenbahnwaggons. Und wenn früher sich alles glatt abgespielt hatte, so wurden wir diesmal im wahren Sinne des Wortes ein Spielball der Elemente.

Es war ein schreckliches Frühjahr, das des Jahres 1888. Der Winter hatte gewaltige Schneemassen gebracht, Mitte März waren die Straßen Königsbergs durch Eismassen derart

unfahrbar, daß bei unsern Abschiedsbesuchen die Achse des Wagens brach. Als dann am 20. März unsere Waggons abgehen sollten, war Norddeutschland in großem Umfange überschwemmt. Die direkten Linien waren vielfach nicht fahrbar, alles mußte sich durchdrücken, wie es ging, wir sollten die Folgen später in Straßburg empfinden. Noch als wir selbst am 1. oder 2. April die Reise antraten, war die direkte Bahn nach Berlin unfahrbar, wir mußten über Posen reisen, und als wir dort durchkamen, fanden wir den Bahnhof und die ganze Stadt dunkel. Die Gasanstalt war überschwemmt. Elektrische Stadtbeleuchtung gab es noch nicht.

In Berlin machten wir Aufenthalt. Von meiner Schwester und unseren Freunden dort brauchten wir uns nicht nach dem Westen zu verabschieden, wir wußten, daß wir den heimatlichen Osten nicht aufgäben. Wahrhaft herzlich war das Wiedersehn mit unserem alten Königsberger Kurator, Herrn v. Horn. Das Kriegsbeil war ja längst zwischen uns begraben gewesen, und nun waren uns beiden nur die lieben Erinnerungen lebendig.

Wir beide, meine Frau und ich, kamen rechtzeitig und heil in Straßburg am 8. April 1888 an. Kußmaul war am Morgen des gleichen Tages nach Heidelberg übergesiedelt. Er hatte, wie schon Leyden, ein der Universität gehöriges Haus, Elisabethstraße 7, innegehabt, das auch ich mir bei meiner Berufung ausbedungen hatte. Eine elende Gasse, aber ein stattliches vornehmes Haus. „Man kann es schon ein kleines château nennen", hatte Kußmaul gesagt, als er mich darin herumführte, „entre cour et jardin". Vorn ein mit schönen Sykomoren und einer großen Katalpa bestandener höchst feudaler Hof. Hinten war früher ein mächtiger Garten gewesen, der aber zum größten Teile zum Bau verschiedener Universitätsinstitute hergegeben war; eine mit Efeu und Glyzinien überrankte gewaltige Gartenterrasse war noch vorhanden. Das Haus war zur französischen Zeit von einem reichen Rentier gebaut. Der Otiater, Abraham Kuhn, der die Geschichte des

alten Straßburg gut kannte, behauptete, daß jener in Algier mit Sklaven gehandelt habe, und daß die Geister der Armen, die er auf dem Gewissen hätte, auf jener großen Terrasse umzugehen pflegten.

Von dem Zustande, in dem wir das Haus fanden, will ich nicht reden. Es war gut, daß wir eine Woche Zeit hatten, um es beziehbar zu machen. Unsere Waggons begannen erst jetzt, mit gewaltiger Verspätung, einzutreffen, der eine über Köln, der andere über München. Sie hatten tagelang im Wasser gestanden, und der Inhalt war danach zugerichtet. Meine Frau, die nie den Kopf und den Mut verlor, ging tapfer ans Werk, und nach 14 Tagen zogen wir wohlgemut ein.

Mittlerweile hatte ich mich auf der Klinik heimisch zu machen gesucht. Da fand ich viel zu tun. Die Straßburger Kliniken entsprachen allesamt nicht meinen hochgespannten Erwartungen, die meine aber zeigte sich bei genauerer Kenntnisnahme unglaublich rückständig. Sie nahm fast das ganze erste Oberstockwerk im Hauptgebäude des alten Bürgerspitales ein. Große, hohe Säle, im Durchschnitt mit je 30 Betten. Von Nebenräumen so gut wie nichts. Auf die ganze Abteilung von 135 Betten kein Badezimmer, kein Isolierzimmer, von Tageräumen gar nicht zu reden. Die Abtritte, einfache Sitze über den Abfallschächten, die in die Jauchegrube führten, in unheizbaren Anbauten an den Krankensälen. Die Dünste der Kloaken drangen leicht bis in den Saal. Auf dem Krankensaal lag nach französischer Art alles durcheinander, nur für Pocken gab es einen Isolierpavillon, Typhus, Masern, Scharlach, Rotlauf (Erysipelas) lagen unter den andern Kranken. Ansteckungen, so hieß es, seien nie vorgekommen. Ich hatte gleich im ersten Winter zwei Ansteckungen an Scharlach, von denen einer starb. Typhusinfektionen ereigneten sich bei Insassen des Spitales, wie ich später feststellte, jährlich 10 bis 20. Von Erysipelasübertragungen gar nicht zu sprechen, sie waren

so häufig, daß ich kaum eine Punktion bei einem Hydropischen zu machen wagte. Meine erste Sorge war die für Isolierräume und für ein Badezimmer. Ich kam ziemlich schnell damit ins reine, der gutmütige, freundliche alte Direktor des Spitales, Herr Gerval, tat sein möglichstes, so unerwartet ihm auch meine „weitgehenden" Ansprüche kamen. Schließlich habe ich sogar, lange vor der Fertigstellung meiner neuen Klinik, die Einrichtung einer besonderen Typhusabteilung durchgesetzt, mit dem Erfolge, daß die Spitalinfektionen an Typhus mit einem Schlage fast vollständig aufhörten.

Die Klinik hatte vier Assistenten. Deren Gehalte waren ganz auffallend gering; nur der älteste hatte das Normalgehalt von 1500, die andern weniger, bis herunter zu 700 Mark. Nur der älteste hatte Wohnung im Spital und war so mit Arbeit überhäuft. Er hatte zur Nacht und auch bei Tage, wenn die Visiten beendigt und die andern Assistenten fortgegangen waren, den ganzen Stationsdienst. Auch fand ich eine weitere sehr unbequeme Gepflogenheit vor. Kußmaul sah es gern, daß die auf der Klinik behandelten Kranken nach ihrem Austritt in Obhut der Klinik blieben. Sie kamen, wann sie wollten. Wenn ich bei der Visite war, wurde der Assistent geholt, um einen solchen ungeduldigen Kranken abzufertigen. Es gab keinerlei Raum für ihre Abfertigung, sie geschah auf den Krankensälen oder im Auditorium. Ich mußte hier sofort durch Einrichtung einer Ambulanz mit Einstellung eines besonderen Assistenten Abhilfe schaffen.

Der ganze Betrieb auf den Sälen war nicht nach meinem Sinn. Zunächst war es fast unerträglich, daß meine Säle, wie sie in einer Flucht hintereinander lagen, zum Durchgang für die Kranken mehrerer anderer Krankenabteilungen und für die katholischen Schwestern beim Kirchgang dienten, und der Kirchgang hörte von morgens 5 bis abends 7 Uhr nicht auf. Da kein Badezimmer vorhanden war, mußte auf den Sälen gebadet werden, das gab Lärm und Störung, und

schon deshalb war möglichst wenig gebadet worden; die Durchführung einer konsequenten Bäderbehandlung der recht zahlreichen Typhen war keine geringe Leistung. Auch sonst war man an Sauberkeit wenig gewöhnt. Die Fußböden wurden nie naß aufgewischt. Sie wurden alle zwei Wochen „gebohnt", und im übrigen wurde trocken ausgefegt, daß der Staub in der Luft wirbelte. Die Reinlichkeit wurde wenig ernst genommen. Als ich tadelte, daß Betttücher und Hemd eines Kranken mit Kot beschmutzt seien, antwortete mir die Schwester: „Aber, Herr Professor, der Kranke — es war ein Typhus — hat heute morgen reine Wäsche bekommen." Und meine Anordnung, daß der Kranke so oft reine Wäsche haben müsse, als diese stark beschmutzt sei, und wenn das zehnmal am Tage sei, begegnete zunächst ungläubigem Lächeln bei der guten Apollonia und entschiedenem Widerstand bei der Wäscheschwester. Die Beleuchtung der Säle war mehr wie mangelhaft, bei den Visiten wurde mit einer Petroleumtischlampe geleuchtet. Ich schwebte stets in Angst wegen der Feuersgefahr.

Ich hatte ein eigenes Auditorium, es war leidlich geräumig und im Sommer hell genug. Die Kranken mußten dorthin über einen langen, dunkeln Korridor gebracht werden. Die bettlägerigen wurden auf einer Tragbahre hinübergeschafft. Diese wurde im Auditorium auf ein hohes und so ungeschicktes Gestell gehoben, daß der Kranke Gefahr lief. Als ich zum erstenmal einen etwas benommenen Kranken vorstellte, hatte ich ihn die ganze Zeit zu hüten und zu stützen, daß er nicht von seinem schmalen Lager herunterfalle. Ich mußte zunächst, bis zur Ordnung dieser Angelegenheit, auf den Sälen lesen.

Im Winter zeigte das Auditorium sehr üble Seiten. Die Heizung wurde durch einen alten eisernen Kanonenofen besorgt. Der Praktikant kam gerade neben diesen heißen Ofen zu stehen. Er wurde wiederholt von der Hitze ohnmächtig, und auch ich litt nicht wenig darunter. Ganz unzureichend war

die Beleuchtung, einige „Fischschwanzbrenner", wie man sie längst nur noch in Ställen anwendete. Und selbst mit dieser mangelhaften Beleuchtung war nur die eine Hälfte des Auditoriums ausgestattet. Als ich zum erstenmal Beleuchtung brauchte, fand sich, daß die andere Hälfte überhaupt keine besaß. Das Laboratorium bestand aus zwei kleinen Kammern. Als Laboratoriumsdiener fungierte ein siebzigjähriger Pfründner des Spitales, der an schwerem Asthma litt. Seine dienstliche Leistung war die, daß er morgens die Öfen gründlich heizte, um tagsüber hinter einem von ihnen sitzen zu können; zunächst wieder ein Beweis, wie selbst in den elendesten Löchern gut gearbeitet werden kann, denn dort waren unter Kußmaul tüchtige Arbeiten entstanden, ich brauche nur v. d. Velden, v. Mering, Cahn zu nennen. Indessen brauchte man jetzt mehr, es hieß ein neues Laboratorium schaffen. Im Spitale fehlte jeder Raum dafür, und so mußte ich mich damit zufrieden geben, daß das klinische Laboratorium in einem Hause der Elisabethgasse (Nr. 6, unmittelbar neben meiner Wohnung) untergebracht wurde, das in etwa sechs Minuten von der Klinik zu erreichen war. Das Haus gehörte der Universität und stand sonst zur Verfügung, nur war es zum großen Teile von der unmittelbar benachbarten Diakonissenanstalt mit Beschlag belegt. Ich hatte für den Anfang im Erdgeschoß Raum genug, doch bald sollte ich mich genötigt sehen, meine Ansprüche gewaltig zu steigern, und das in einer ganz unerwarteten Richtung.

Ich mußte mich nämlich schon im ersten Semester davon überzeugen, daß in Straßburg für Bakteriologie gar nicht gesorgt sei. Gelegentlich wurde vom Assistenten des pathologischen oder des physiologisch-chemischen Institutes, das im Nebenamt auch die Hygiene vertrat, ein bakteriologischer Kursus gelesen. Oft fiel aber auch dieser aus, und an jeder Arbeitsstelle für bakteriologische Untersuchungen fehlte es völlig, die Direktoren der beiden genannten Institute, Recklinghausen und

Hoppe-Seyler, hielten sich die Bakteriologie soweit wie möglich fern. Für die sofortige Befriedigung dieses schreienden Bedürfnisses mußte gesorgt werden, und da kein anderer sich dazu verpflichtet hielt, mußte ich die Sache in die Hand nehmen. Ich veranlaßte meinen klinischen Assistenten, Ernst Levy, der bei Pasteur gut bakteriologisch ausgebildet war, bakteriologische Kurse zu lesen. E. Levy habilitierte sich und hat bis zur Schaffung einer Professur für Hygiene und Forsters Berufung (etwa 1896) den bakteriologischen Unterricht in meinem Laboratorium erteilt. Die Räume konnten nur unter einigen Kämpfen mit dem Diakonissenhaus beschafft werden.

Bei der Gründung der Universität in Straßburg hatte man eine Musteruniversität gewollt. Man hatte die besten Professoren berufen und bei den Instituten nicht gespart. Die Institute der naturwissenschaftlichen Fakultät waren gut geraten, die Entwicklung der medizinischen Institute aber war von vornherein dadurch gehemmt, daß sie dem Spitale angegliedert wurden. Das Spital hatte seinerseits die rechte Zeit für eine Erweiterung nicht wahrgenommen, und es fehlte am Allerwichtigsten, dem Raum. Auch hatte man nicht von vornherein nach einem umfassenden Plane vorgehen können, die Institute hatten, um nur schnell fertig zu werden, sich nebeneinanderklemmen müssen, wie es eben ging. Das physiologische, anatomische und pathologisch-anatomische, das physiologisch-chemische Institut, die psychiatrische, die Frauenklinik, die chirurgische Klinik, sie standen alle so dicht nebeneinander, daß ihnen fast jede Ausdehnungsmöglichkeit genommen war. Die Behörden aber wiegten sich in der Vorstellung, alles sei auch hierin mustergültig, und fielen aus allen Himmeln, wenn ich in meinem Gebiet viel rückständig fand. Bald nach meinem Amtsantritt hatte ich einen Zusammenstoß mit dem früheren Universitätskurator, Herrn Unterstaatssekretär Ledderhose, unter dessen Amtsführung die meisten

Universitätsinstitute gebaut waren. „Nun, Herr Professor," fragte er mich, „was sagen Sie zu unsern medizinischen Instituten?" „Sie sind nicht schlecht, aber hervorragend ist nur das pharmakologische Institut." Der alte Herr verlor vollkommen die Fassung: „Sie scheinen ja sehr anspruchsvoll! Nun, Sie haben ja gleich selbst eine neue Klinik zu bauen. Ich bin gespannt, welche Ansprüche Sie da stellen werden." „Verlassen Sie sich darauf, Herr Unterstaatssekretär, die weitestgehenden."

Herr Richter legte bald sein Amt als Kurator nieder, und es folgte ihm in Hoseus ein Mann, der volles Verständnis für seine Aufgaben mitbrachte und es an Eifer für die gute Sache nicht fehlen ließ. Ich sollte es aber erfahren, wie die störende Wirkung eines Beamten die Zeit seiner Amtsführung überdauert. Ich stützte mich in meinen Anträgen auf mündliche Zusagen Richters, so daß Hoseus bei diesem anfragte, ob ich mich mit Recht auf ihn berufe und Richter konnte sich des allen „nicht mehr entsinnen". Das gab dann eine peinliche Szene. Sie führte zu einer Spannung zwischen Hoseus und mir, die aber nicht lange dauerte, denn Hoseus überführte sich aus dem, was schriftlich von den Berufungsverhandlungen mit mir vorlag, daß ich im Rechte war. Der arme Hoseus! Er hat viel Arbeit mit mir gehabt; ich werde noch zu erzählen haben, welche Schwierigkeiten für meine neuzuerbauende Klinik zu überwinden waren.

Auch in Königsberg hatte ich ja anfangs mit meinen Behörden Schwierigkeiten gehabt, doch wurde mir bald klar, daß die Sache hier anders, ernster, lag. Dort, in Königsberg, hatte ich es mit Männern zu tun, die, wie ich, die Dinge sachlich nahmen und vorwärts wollten. Nach einigen Kraftproben war ein ersprießliches Verhältnis zwischen den sich gegenseitig achtenden Parteien hergestellt, hier ruhte man in dem Bewußtsein, daß die Straßburger Universität vorbildlich sei. Wo blieb da aber ich, für dessen Gebiet das nicht zutraf? Notwendig-

keiten gab es hier nur auf dem Gebiete der Politik, alles andere stand gar sehr in zweiter Reihe. Ich kannte das nicht, selbst in der Schweiz, wo doch solche Rücksichten sehr nahe lagen, war mir das nicht störend entgegengetreten. Es konnte aber hier in Straßburg kaum anders sein, denn im Elsaß handelte es sich vor allem darum, den Frieden mit der Bevölkerung zu wahren, wenigstens so weit, daß die Regierung ohne anstößige Maßregeln geführt werden konnte. Man hat das dadurch erreicht, daß man die in Frankreich hergebrachte Notabelnwirtschaft benutzte. Man suchte unter den ländlichen und städtischen Notabeln Männer zu gewinnen, die sich dem Deutschtum gegenüber nicht durchaus ablehnend verhielten. Solche fanden sich im Unterelsaß und dem deutschsprechenden Lothringen genug, und auch im Oberelsaß waren unter den Großindustriellen manche zu haben, Männer, denen vor allem der ungestörte Fortgang ihrer Unternehmungen am Herzen lag, wenn sie auch mit ihren intimen Verbindungen in Paris blieben.

In Straßburg und dem Unterelsaß hatte ein guter Teil des protestantischen Bürgertums (nicht die Geistlichkeit) sich von Frankreich freigemacht, ihr Vertreter im Landesausschuß und dadurch sehr einflußreich war der Apotheker Klein. Er war einer von den wenigen, die gleich nach dem Frieden offen aussprachen, daß der Übergang des Elsaß an Deutschland als Definitivum zu nehmen sei und eine Versöhnung mit dem Eroberer auf der Basis dieses Definitivums zu suchen sei. Neben ihm arbeiteten zu meiner Zeit in Straßburg in derselben Richtung die Petris, in ländlichen Kreisen Zorn v. Bulach und Dr. Hoeffel. Ablehnend verhielt sich die Geistlichkeit, selbstverständlich die katholische, aber, was ich nie recht verstanden habe, auch ein Theil der protestantischen.

Auch jene vermittelnden Elemente waren freilich weit entfernt, sich als Deutsche zu fühlen, aber sie gaben es doch auf, Franzosen sein zu wollen. Sie fühlten sich als Elsässer, als deutsche Elsässer, und wollten Frieden mit Deutschland. Sie

vermieden auch nicht den Verkehr mit uns „Reichsdeutschen“ oder „Altdeutschen“.

Der verantwortliche Leiter der Regierung während des größten Teiles meiner Zeit war der Staatssekretär v. Puttkamer. Von großem Einfluß und eine sehr wirksame Stütze der Regierung war der Bürgermeister von Straßburg, früher Polizeidirektor von Straßburg, dann Unterstaatssekretär, Back. Puttkamer war ein kluger Mann. Er begriff leicht, war interessiert, wenn nötig nachgiebig und nicht kleinlich, ein gewandter Redner, hatte geistige Interessen und gute Formen, war geschickt in der Unterhaltung. In den Schriften seiner Gemahlin, der talentvollen Alberta v. Puttkamer, finde ich den Einfluß eines männlichen Charakters unverkennbar. Ich meine, daß man es hier mit dem des Ehemanns zu tun hat, und dann läßt dieser Reflex einen Manneschарakter erkennen, der ernster war, als ihn die öffentliche Meinung dem leitenden Staatsmann des Elsaß zuschrieb. Jedenfalls paßte Herr v. Puttkamer viel besser in diese Stellung und hat sie sehr viel besser ausgefüllt als sein Nachfolger Köller. Ich habe es nie begriffen, wie man diesem Manne den wichtigen Posten anvertrauen konnte. Schon sein indolent langweiliges Wesen und seine Formlosigkeit wirkten abstoßend.

Mit dem Landesausschuß kam auch Köller gut aus. Freilich wußte er dabei seine Würde und auch die Interessen des Deutschtums nicht immer zu wahren. Er konnte von fast devoter Artigkeit gegen die hohen Herren dort sein und sah es ihnen nach, so böse sie sich auch gegen Deutschland gebärdeten. Preuß, einer der schlimmsten, erfreute sich seiner Gunst, und noch nach seinem Abgang, als in Straßburg der Widerstand gegen die elsässisch-lothringische Landesregierung bereits böse Formen annahm, soll er in Berlin mit Winterer und Preuß recht freundschaftlich verkehrt haben. Sehr viele hochgestellte Beamte, die mit Köller gearbeitet hatten, haben freimütig mit mir über

ihn gesprochen, und nicht einer war geneigt, seine Vertretung zu übernehmen. Mich hat immer gewundert, wie schonend die Presse mit ihm umging, er war wohl darin ein berufener Staatsmann, daß er diese „Großmacht" zu behandeln wußte. Erst lange nachdem ich dies geschrieben, hat sich endlich einmal die Straßburger Post (7. April 1914) zu einer offenen Beurteilung seiner Wirksamkeit als Staatssekretär des Elsaß aufgerafft. Ich glaube, daß sich hierin die vielleicht sehr angebrachte Absicht der damaligen Regierung der Reichslande äußert, gegen Köllers Kandidatur als Statthalter aufzutreten.

Die Statthalter machten sich zu meiner Zeit wenig geltend. Fürst Chlodwig Hohenlohe erfüllte seine Repräsentationspflichten gut. Ein kluger Mann mit lebhaften ausdrucksvollen Augen, der viel erlebt, über vieles nachgedacht hatte und anziehend zu sprechen wußte; man hörte ihm gern zu, seine Bemerkungen zur Politik waren vorurteilslos, überlegt und treffend. Sein Nachfolger, Fürst Hermann Hohenlohe-Langenburg, war ein Landjunker mit normalem, doch unentwickeltem Verstande, von dem er als Regent der Reichslande nur selten Gebrauch machte. Sein einziges wirkliches Interesse schien die Jagd zu sein. Nach hohen Vorbildern legte er auf seine Leistungen auf diesem Gebiete den höchsten Wert.

Seine Gemahlin war eine badische Prinzessin und seine Hofhaltung war nach dem Muster kleiner süddeutscher Souveräne zugeschnitten. Bürgerlich galt nicht! Die „Großherzogliche Hoheit" sollte bei den parlamentarischen Diners vom Vorsitzenden des Landesausschusses oder dessen Stellvertreter geführt werden. Das waren gelegentlich Bürgerliche, und um der peinlichen Situation (die Großherzogliche Hoheit am Arm eines Bürgerlichen!) zu entgehn, soll dann die hohe Frau, ehe es dazu kommen konnte, schnell ungeführt in den Speisesaal vorausgelaufen sein. Ich bin nur einmal auf einem großen Tanzfest dieses Statthalters gewesen; die Aufnahme war so

nachlässig, daß ich, wie viele andere, sein Haus außer geschäftlich nicht wieder betreten habe.

Wo es sich nicht um politisch wichtige Dinge handelte, hat auch der Statthalter wohl einmal Einfluß ausgeübt, der Herrscher von Elsaß-Lothringen aber war der Staatssekretär. Seine Kunst war die Leitung des Landesausschusses, und das hat Puttkamer sehr gut verstanden. Daß weitgehende Schonung des elsässischen Partikularismus zum Regierungssystem gehörte, war selbstverständlich, wer mochte es bei der Schwierigkeit der ganzen politischen Lage im Elsaß tadeln, wenn man vor allem Ruhe wollte!

Von den leitenden deutschen Persönlichkeiten im Elsaß zu meiner Zeit war der, vor dem ich wirkliche Achtung gewonnen habe, der Bürgermeister Back. Von der gewalttätigen Art der Männer aus der Zeit nach dem 1870er Kriege, war auch er nicht ganz frei, aber er war ein kluger Mann, von leichtem Verständnis, weitem Gesichtskreis und ernstem Willen. Er war, wie ich schon sagte, als Polizeidirektor nach Straßburg gekommen, dann Unterstaatssekretär des Innern geworden, hatte aber bald diese Stelle mit der des Bürgermeister von Straßburg vertauscht. Back hat das heutige, deutsche, Straßburg geschaffen. Er fand die Stadt als elendes, schmutziges französisches Provinzialnest vor, Stadterweiterung, Wasserleitung, Dohlenleitung, Hafenanlage hat er in geschickter Weise durchgeführt, und schließlich ist er in der alle Erwartung übertreffenden Erweiterung und Reorganisation des Bürgerspitales mit einem Werke aus seinem Amte geschieden, das wir Mediziner zu würdigen wissen. Es wurde dabei ihm alles dadurch sehr erschwert, daß er schwer brauchbare Mitarbeiter fand. Vielleicht war es seine Schwäche, daß er diese nicht finden wollte. In Spitalsangelegenheiten habe ich das selbst kennen gelernt, da ich lange in der Spitalkommission mit ihm zusammengesessen habe, hier war er die einzig bewegende Kraft.

Bei vielen seiner Unternehmungen mußte es ihm Schwierigkeiten bereiten, daß ihm gerade ein brauchbarer medizinischer Beirat fehlte. Der oberste Medizinalbeamte im Ministerium machte sich wenig geltend, und mit der medizinischen Fakultät stand Back leider auf gespanntem Fuß, ich werde von den Streitigkeiten, um die es sich hier handelte, noch zu erzählen haben. Backs Hauptleistung ist, daß er während seiner ganzen Amtsführung Frieden und in kommunalen Dingen auch Eintracht zwischen den altdeutschen und altelsässischen Elementen zu erhalten gewußt hat. Sein Einfluß ging weit über seine kommunale Wirksamkeit hinaus. Im Landesausschuß war er von den Deutschen wohl die einflußreichste Persönlichkeit, und hier hat er sehr geschickt seinen vermittelnden Einfluß geltend zu machen gewußt. Der Mann, der ihm in beidem, seinen kommunalen und seinen politischen Aufgaben, die wichtigste Stütze war, war Herr Klein, von dem ich schon gesprochen habe. Erfreulicherweise steht Back auch gesellschaftlich unantastbar da. Das Haus des Straßburger Bürgermeisters war Vereinigungspunkt der besten Kreise der Stadt.

Ich sagte schon, wie Backs Wirksamkeit daran litt, daß er keine brauchbaren Mitarbeiter zu gewinnen wußte. Er hatte eine tyrannische Ader, die, wie so häufig, sich mehr bemerklich machte, als er alt wurde. Er war klug genug, die schwierige Stellung des Bürgermeisters von Straßburg rechtzeitig aufzugeben. Als Universitätskurator hat er dann anfangs seine Sache nicht schlecht gemacht. Solange er sich in Berufungsangelegenheiten an die Fakultätsvorschläge hielt, kam sein Einfluß und seine Geschäftsgewandtheit der guten Sache zustatten. Schließlich aber ging es, wie es bei so energischen Männern oft geht, er ließ persönliche Einflüsse über das wünschenswerte Maß hinaus Geltung gewinnen.

Meine Stellung als klinischer Lehrer gestaltete sich schnell sehr befriedigend. In dieser meiner Tätigkeit konnte ich einen

erheblichen Fortschritt Königsberg gegenüber nicht verkennen. Unter meinen Zuhörern waren nicht wenige, welche die Studentenzeit hinter sich hatten und hier in Straßburg weitere Ausbildung suchten, darunter viel Ausländer, Österreicher, Russen, Italiener, Engländer, Nord- und Süd-Amerikaner, Japaner, meist Männer, die sich der akademischen Laufbahn gewidmet oder bereits in ihr Fuß gefaßt hatten. Aber auch die große Masse der eigentlichen Studierenden, die noch vor dem Examen standen, war ausgesuchtes Material, meist Reichsdeutsche, die nach Straßburg gekommen waren wegen der hier lehrenden Professoren, und um hier fleißig zu arbeiten. Es war ein Vergnügen, vor diesen Männern zu lehren, und es gewährte mir nicht geringe Befriedigung, wenn ich sah, wie ich sie interessierte.

Die ganze akademische Jugend hatte ich bald hinter mir, nicht nur die studierende, auch die Privatdozenten und Assistenten, und es fand sich bald eine Gelegenheit, wo sie mich sehr entschieden auf den Schild hoben. Am 8. Dezember, nachdem ich also wenig mehr als ein halbes Jahr in Straßburg war, fand die Neuwahl des Vorsitzenden des großen Naturwissenschaftlich-medizinischen Vereines statt. Das war eine Aktion, die bisher immer nach Ordnung und Regel vor sich gegangen war, so daß die Spitzen des Vereins eines der würdigen älteren Mitglieder bezeichneten, auf das dann die Wahl gelenkt wurde. Die Olympier, so nannte man jene Spitzen, lehnten meine Wahl ab, ich sei noch zu fremd und sicher noch nicht an der Reihe. Doch Jung-Straßburg trat für mich ein, so daß ich mit ganz überwiegender Majorität gewählt wurde. Die mir so dargebrachte Huldigung galt nicht nur meiner Lehrtätigkeit, sondern meiner Persönlichkeit. Meine unbefangenere, offenere Art stand allerdings zu zugeknöpftem Olympiertum in wohltuendem Gegensatz. Übrigens erkrankte ich in der Nacht nach jener Wahl an einer schweren Lungenentzündung, der ich beinahe erlegen wäre.

Vielleicht lag in jener Ehrenbezeugung auch eine Spitze gegen die Größen unserer Fakultäten. Ich hatte unter den Straßburger Privatdozenten große Unzufriedenheit gefunden. Es gab da eine ganze Anzahl schon etwas älterer Herren, die sich bald nach Gründung der Universität habilitiert hatten. Sie waren nach Straßburg gegangen, als in unserem Vaterlande noch jener schöne Rausch von fröhlicher siegesfroher Begeisterung herrschte, der der deutschen Hochschule im wiedergewonnenen Reichslande entgegenjubelte als einer Vorburg deutscher Wissenschaft, dem stolzen Ausdruck des Geistes, der das neue Reich beseelte. Aber Begeisterung ist „keine Heringsware, die usw.", sie will Erfolg haben, sie macht ungeduldig, sie will ihn bald haben. Und Ungeduld ist für Privatdozenten eine böse Sache. Denn der Erfolg des Privatdozenten ist die Berufung auf einen Lehrstuhl und es gibt Zeiten, wo die Vakanzen fehlen, und es gibt auch Zeiten, wo eine Fakultät einer Universität auffallend lange leer ausgeht, ohne daß man immer sagen kann warum? Dann ergreift die Privatdozentenschaft eben dieser Fakultät eine tiefe Verstimmung, ein tiefer Unwille. Ich hatte das schon einmal, in Berlin, erlebt. Da waren, als ich eben für solche Sachen mich zu interessieren begann, in der philosophischen Fakultät eine Anzahl von Historikern und Archäologen, die lange des Rufes harrten. Darunter tüchtige, sehr tüchtige Männer, z. B. Erdmannsdörfer, sogar Treitschke, der freilich schon seine Stellung in Freiburg gehabt und aufgegeben hatte, gehörten dazu. Sie saßen allabendlich beim „schweren Wagner" und führten so grimme und gotteslästerliche Reden gegen das Schicksal, die deutschen Fakultäten, die sie noch nicht berufen hätten, und gegen das Leben, daß wir jungen frechen Streber ihre Versammlung als den „Selbstmörderklub" zu bezeichnen liebten. Eine ähnliche Zeit war über die Straßburger medizinische Fakultät gekommen, die Herren waren fast alle noch zu haben und sehr verstimmt. Da aber der Privatdozent bei solcher Verstimmung den selbstverständlicherweise für das Unheil ver-

antwortlichen Ordinarius in erreichbarer Nähe zu haben wünscht, so mußten jetzt in Straßburg die Häupter der eigenen Fakultät herhalten, und da man ihnen sonst nichts Böses nachsagen konnte, so machte man ihnen daraus einen schweren Vorwurf, daß sie mit der Verleihung des Prof. extraord. geizten. Es war richtig, daß in dieser Hinsicht ein starkes Mißverhältnis bestand zwischen Straßburg und den benachbarten badischen Universitäten Freiburg und Heidelberg. Dort wurde — und wird noch heute — dem Privatdozent, falls er sich nichts zuschulden kommen läßt, nach ungefähr fünf Jahren der Charakter des Prof. extraord. verliehen. Die Verleihung solchen Titels hat nichts zu tun mit der Beförderung des Privatdozenten zum Extraordinarius, wenn diese unter gleichzeitiger Verleihung eines Lehrauftrags geschieht; dies ist dann eine Berufung auf einen Lehrstuhl. In Straßburg hatte man bisher nur ganz ausnahmsweise den Extraordinarius als Titel verliehen, man suchte es als Regel festzuhalten, daß das Extraordinariat mit einem Lehrauftrag verbunden sei. Dies war der Standpunkt, den ich selbst immer vertreten hatte, und von dem ich bisher in keinem Falle abgewichen war. Ich halte ihn auch heute noch für richtig. Wenn schon das ganze Titelwesen mir verhaßt ist, so ist es mir stets als eine Herabwürdigung unserer akademischen Verhältnisse erschienen, daß man diese Titulaturen bei uns auf den deutschen Universitäten so eifrig pflegte. Also fanden meine jungen Straßburger Freunde bei mir zunächst wenig Gegenliebe, ich mußte ihnen offen sagen, daß der Standpunkt der Straßburger Fakultät ganz der meine sei. Wenn sie mir mit Heidelberg kamen, so wies ich sie auf die Schweizer Universitäten hin, wo — auch noch heute — der Titularprofessor ganz unbekannt ist usw. Das half aber nichts, sie blieben dabei, daß sie durch die Haltung der Straßburger Fakultät benachteiligt würden, bei Berufungen frage man danach, ob der Kandidat bereits Extraordinarius sei, selbst bei Berufungen an Universitäten, noch viel mehr aber,

wie die Praktiker betonten, bei solchen an große städtische Krankenhäuser.

Es mag dies einmal zutreffen, entscheidend dürfte es selten sein, und noch heute kann ich meinen die Titularprofessur im Prinzip ablehnenden Standpunkt nicht aufgeben. Und doch, wie ich diese tüchtigen Männer so kreuzunglücklich sah und mich überzeugte, daß die Versagung des von ihnen heißbegehrten Extraordinarius das Verhältnis zwischen ihnen und den Ordinarien in betrübender Weise beeinflußte, konnte ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß es richtig sei, das Prinzip nicht starr aufrecht zu halten, sondern nachzugeben, soweit man es vor seinem Gewissen verantworten kann. Ich habe dann mancher Ernennung zum Titularprofessor beigestimmt und später ohne Gewissensskrupel, weil ich gelernt hatte, daß von denen, die starr darauf bestanden, den Professor nur mit Lehrauftrag zu verleihen, mancher, um seinem Schützling zur „Professur" zu verhelfen, dahin kam, einen unnötigen Lehrauftrag zu schaffen, was sicher noch viel bedenklicher ist.

Das Ganze aber ist ein trauriger Beleg dafür, wie so oft gute Grundsätze durch allerhand Rücksichten praktischer Art über den Haufen geworfen werden, und dafür, wie schlechtes Beispiel gute Sitten verdirbt: Weil an einzelnen Universitäten solch leichtfertige Titelverleihung eingebürgert war, mußten andere, ernster denkende, sich dazu herbeilassen, den Unfug mitzumachen. Ein Unfug bleibt es! Der freigebigen Verleihung des Prof. extraord. als Titel stand in Straßburg auch dies entgegen, daß dort die Extraordinarien längst stimmberechtigt im Plenum waren. Deshalb war es fast unvermeidlich, daß man schließlich das preußische Verfahren angenommen hat, d. i. die Verleihung des „Professors" schlechthin als außerakademischen Titel.

Mein gutes Verhältnis zum jungen Straßburg trug viel dazu bei, daß ich mich schnell wohl fühlte — die Jugend hat die schöne Eigenschaft, daß sie den, den es betrifft, so wie ihr

Mißfallen auch ihr Wohlwollen merken läßt. Auch in der Fakultät ging zunächst alles gut. Die vornehme Haltung, die in ihr herrschte, gefiel mir, die wissenschaftliche Bedeutung der meisten Kollegen erleichterte es mir, dem Neuling, mich in praktischen Fragen den von den meinigen oft abweichenden Ansichten der leitenden Geister zu fügen. So ging das erste (Sommer-) Semester in eifriger Arbeit und frohem Genuß dessen, was sich uns Schönes bot, schnell und befriedigend zu Ende. Die Sommerferien zog es uns nach Ostpreußen nach Theerbude, und gesund und guter Dinge kamen wir wieder heim.

Kaum hatte aber das Wintersemester begonnen, so zeigten sich die Schäden meiner Klinik in einer Weise, die bald für mich verhängnisvoll werden sollte. Die Weiberabteilung und die Männerabteilung der Klinik waren durch einen langen Korridor getrennt. Er mündete beiderseits auf große offene Flure, deren einer nach Nordwesten, der andere nach Nordwesten und Nordosten offen war; so war dafür gesorgt, daß hier zur Zeit der Herbststürme stets ein gewaltiger Zugwind herrschte. Der traf mich in böser Weise, wenn ich nach der Vorlesung triefend von Schweiß aus dem überfüllten und überheizten Auditorium kam und nun während der Krankenvisite auf den Sälen diesen Korridor mehrfach zu durchwandern hatte. Dazu die Überfüllung der Säle mit ansteckenden Katarrhen! Am 6. Dezember stellte ich einen Fall von Lungenentzündung vor. Der Fall war sehr eigenartig. Der infektiöse Charakter der Krankheit trat viel mehr als bei der Lungenentzündung gewöhnlich hervor; mir selbst imponierte diese Eigenheit des Falles derart, daß mir während der Vorstellung der Gedanke kam: wenn es — wie wohl sicher — Fälle von ansteckender Lungenentzündung gibt, dann könnte dies ein solcher sein. Am 8. nachmittags bekamen wir Besuch unserer alten Freunde Meßling. Das Abendessen schmeckte mir noch sehr gut, nach Mitternacht aber erwachte ich über einem Fieber-

frost, ich hatte hohes Fieber. Am Morgen war ich bereits stark benommen und schwer krank. Man fand zunächst kein Zeichen von Pneumonie, dachte mehr an Typhus, und ließ mich kühl baden. Vier Tage lang nahm ich kühle Bäder, und sie waren mir höchst angenehm, so daß ich sehr traurig wurde, als sie mir am fünften Tage entzogen wurden, weil sich charakteristischer Auswurf und die andern Zeichen der Lungenentzündung eingestellt hatten. Es wurde eine der schwersten Lungenentzündungen, die ich gesehen, und eine völlig ungewöhnlich verlaufende; wahrscheinlich war eine Blinddarmentzündung mit im Spiele, wovon ich später noch zu sprechen haben werde. Die Krankheit zog sich ganz ungewöhnlich in die Länge. Das Fieber ging nicht herunter, und da ich absolut keine Nahrung, nur etwas Wasser nahm, wurde ich von Tag zu Tag schwächer. Endlich am elften Tage fiel die Temperatur unter 39; doch wurde ich bedenklich schwach. Die mich pflegende älteste Schwester meiner Klinik sollte die kommende Nacht abgelöst werden. „Nein," erklärte sie, „diese Nacht stirbt er, da gehe ich nicht fort." Gegen Abend wurde mir immer schlechter. Mein von Kußmaul übernommener Assistent Dr. Kriege bat dringend, daß ich mir einen „Kußmaulschen Wickel" machen ließe; mit solchem behandelte Kußmaul die Pneumonien. Ich gab schließlich, so schwach ich mich fühlte, nach, klappte dann aber im „Wickel" so zusammen, daß alle zufrieden waren, wie sie mich wieder im Bett warm hatten. Von Minute zu Minute wurde ich schwächer, endlich kam mir die Vorstellung, daß es aus sei. Dabei hatte ich eine eigene Empfindung am Herzen; sie war durchaus angenehm. Ein Gefühl von plötzlichem Freiwerden, Wohlsein. Ich konnte nur noch schnell meine Frau rufen lassen; sie setzte sich neben mich, ich gab ihr die Hand, und wurde sofort vollkommen bewußtlos. So lag ich zwölf Stunden, ohne erweckt zu werden. Dann erwachte ich, die Temperatur wurde im Verlauf des folgenden Tages normal und ich genaß. Bei Pneumonien kannte ich das Eintreten

vollständiger Bewußtlosigkeit unter solchen Umständen fast nur als Vorboten des Todes. Ich war also angenehm überrascht, daß diese prognostische Regel hier eine Ausnahme erlitten hatte. Aber noch 8 Tage später, als ich mich zum ersten Male wieder im Spiegel beschaute, hatte ich ein Bild vor mir, wie ich es an einem lebenden Menschen nie erblickt hatte: Ich sah aus wie ein vertrockneter, mumifizierter Leichnam; manche wiederausgegrabene Leiche sieht so aus.

Am 1. Januar etwa verließ ich zum ersten Male für ein paar Stunden das Bett, am 6. ging ich hinunter auf unsere Gartenterrasse, und am 8. reiste ich ohne Fahrtunterbrechung nach Nervi. In Basel war ich noch so schwach, daß ich mich nur mit Hilfe von Freund Miescher zum Schlafwagen schleppen konnte. Als ich dann aber in Nervi die mit Palmen bepflanzte Straße zum Ort hinauffuhr und aus dem Fenster des Eden-Hotels das blaue Meer und die strahlende Landschaft in voller warmer Sonne vor mir liegen sah, da war ich schon gesund.

Wir kannten Italien, auch die Riviera, bisher nur im März und April, also nur bei schlechtem Wetter, dieser Januar war zauberhaft! Wir brachten drei Wochen dort zu, sonnig und warm, ein Tag wie der andere. Am 18. Januar — der Tag war für mich von Berlin her ein „Festtag" (Krönungsfest) — kam ich mir doch etwas sonderbar vor, als ich wie im Sommer im Grase lag und mir die Sonne ins Gesicht scheinen ließ. Am 28. Januar war ich wieder in Straßburg und konnte meine Vorlesungen beginnen. Die Studenten hatten meinen Hörsaal mit Blumen ausgeschmückt und stud. Roether hielt mir eine sehr schöne Rede. So war anscheinend alles gut abgelaufen. Ich hatte im ganzen an die böse Zeit meiner Krankheit mehr gute wie schlechte Erinnerungen. So schwer die Erkrankung war, so hatte ich doch wenig dabei gelitten.

Recht unangenehm und quälend waren allerdings die Fieberfantasien gewesen, wie Träume in halbwachem Zustande. Eines

dieser Fieberträume entsinne ich mich noch lebhaft: Ich lag während der Krankheit in meinem Schlafzimmer und war mir dessen auch immer bewußt. Dazwischen kam die Vorstellung, ich habe den Kamin meines Arbeitszimmers und meinen Arbeitstisch vor Augen, und schließlich fand ich mich mit meinen Füßen im Bett, d. h. im Schlafzimmer, mit dem Oberkörper aber beschäftigte ich mich am Arbeitstisch. Das Bewußtsein von der Unmöglichkeit dieses Sachverhaltes quälte mich sehr. Ich habe später in meinen gewöhnlichen Träumen — Traumfantasmen — Ähnliches wiedererlebt, mit dem Unterschied, daß hier dem Kampf des Bewußtseins mit den Fantasmen das Erwachen zu folgen pflegte. Bei den Fieberfantasmen kommt es nicht zum Erwachen, das Bewußtsein braucht nicht vollständig ausgeschaltet zu sein und kämpft darum, die subjektiven Sinneserregungen, die zunächst raumlos und zeitlos sind, in die Anschauungsform des Raumes zu bringen. Es ehrt den Menschen, daß er, selbst in so üblem Zustande seiner Seele, sich gekränkt fühlt, wenn in diesem Kampf nicht alsbald der Verstand mit seinen Anschauungskategorien die Oberhand gewinnt.

Vor den Tod haben gnädige Götter das Koma — die Bewußtlosigkeit — gestellt, diesen Satz, den ich übrigens nicht vom alten Hippokrates habe, hatte ich meine Studenten oft gelehrt, nun hatte ich seine Bedeutung am eignen Leibe erfahren, aber — bei mir war es anders gekommen. Ich sagte schon: Dem Eintreten vollständiger Bewußtlosigkeit im Verlauf einer Lungenentzündung pflegt bald der Tod zu folgen. So faßte ich den Vorgang auch auf, als ich fühlte, daß ich bewußtlos wurde. Ich glaubte, es wäre aus, und war freudig überrascht, als ich beim Wiedererwachen mich noch „diesseits" fand. Das war ein besonderer Glücksfall, „lege artis" hätte das nicht geschehen dürfen. Ich bin zu Unrecht leben geblieben und habe also — wenn ich auch nicht gestorben bin — doch durchgemacht, wie einem Sterbenden zumute sein kann. Dann will ich nur wünschen, daß dieser Augenblick

das nächstemal mir und anderen nicht schwerer sein möge! Diesmal hatte er nichts Quälendes gehabt.

Zunächst hatte meine Erkrankung auf meine Stellung in Straßburg nur günstigen Einfluß. Ich war dadurch interessant geworden und hatte soviel teilnehmende Gesinnung und Freundlichkeit erfahren, daß mir das Gefühl des Dankes noch über manchen der Steine, die ich nun bald auf meinem Wege finden sollte, hinweghalf.

Die Änderungen und Verbesserungen, die mir auf meiner Klinik oblagen, gingen nur zum Teil die Regierung an, ebensoviel bekam ich es mit dem Spital zu tun, und da waren die Schwierigkeiten viel größer. Das, was ich haben wollte, Badezimmer, Isolierzimmer, Assistentenwohnungen usw., verlangte Raum, und was im Spitale völlig fehlte, war der Raum. Also war mir schwer zu helfen. Der Direktor des Spitales, Herr Gerval, tat sein möglichstes, aber weiter hinauf in der Spitalkommission, der dirigierenden Behörde, war man längst unzufrieden mit meinen „zuweitgehenden Ansprüchen". Bürgermeister Back war Vorsitzender der Spitalkommission und der, von dem hier alles abhing. Auf meine Klagen bekam ich da zu hören: „Sie gehen wohl mit Ihren Ansprüchen etwas zuweit, Ihr Vorgänger Kußmaul ist doch mit all dem, was Sie für unzulänglich erklären, ausgekommen!" Eine Argumentation, die, abgesehen von ihrer Oberflächlichkeit, den Nachfolger immer reizt.

In der Fakultät war es, wie ich schon sagte, das Sommersemester hindurch gut gegangen. Man hatte mich mit der Freundlichkeit behandelt, die man einem geachteten Zuwachs gern erzeigt, solange es sich darum handelt, ihn in die herrschenden Überlieferungen und Gewohnheiten einzuführen, und es als selbstverständlich gelten läßt, daß er sich diesen fügen wird, und ich hatte mich mit der dem Neuling gebührenden Zurückhaltung benommen. Im Wintersemester war ich durch meine

Krankheit nicht zu ernster Beteiligung an den Fakultätsgeschäften gekommen, doch hatte ich mich orientieren können und wußte bereits, daß ich hier Kämpfe zu überstehen haben würde.

Die medizinische Fakultät hatte damals als Grundlage noch die Zusammensetzung, die sie bei Gründung der Universität im Jahre 1872 erhalten hatte. Von ihren Gründern saßen noch in ihr: v. Recklinghausen, Goltz, Hoppe-Seyler, Lücke, Schmiedeberg. Laqueur war etwas später hinzugekommen. Schwalbe und Freund waren zum Ersatz für Waldeyer und für Gusserow berufen worden, Jössel und Aubenas waren bei der Gründung aus der alten französischen Fakultät übernommen. Jössel war rückhaltslos ins deutsche Lager übergegangen, er verkehrte mit uns auf freundschaftlichem Fuße und füllte seine Stellung als Prosektor und zweiter Professor der Anatomie sehr gut aus. Aubenas war ein stockfranzösischer Elsässer, hielt sich ganz abseits, fehlte in keiner Sitzung, beteiligte sich aber nie an den Geschäften. Eine Lehrtätigkeit an der Universität übte er kaum aus, er war Direktor der Hebammenschule am Spitale.

Von den deutschen Fakultätsmitgliedern war Hoppe-Seyler der älteste. Ein etwas mißtrauischer und empfindlicher Herr; er lebte sehr für sich und hatte außer für physiologische Chemie wenig Interesse. Lücke war durch seine Tätigkeit als chirurgischer Kliniker und durch seine Familie vollkommen ausgefüllt. Schmiedeberg lebte nur in seinem Institut. Er war damals auf der Höhe seiner Lehrtätigkeit, alle Pharmakologen der Welt suchten bei ihm in Straßburg ihre Ausbildung. Schwalbe hatte, wie der Professor der Anatomie überall, genug mit seinen Vorlesungen zu tun. W. A. Freund war ganz Praktiker. Laqueur kam wenig in Betracht. Goltz hätte schon Zeit, viel Zeit, gehabt, aber seine Interessen lagen auf anderen Gebieten. Er war Stadtverordneter und tat das seine, um das Deutschtum im Elsaß bei den Universitätsfesten zu Worte kommen zu

lassen. So blieb für die Fakultätsgeschäfte Recklinghausen übrig, und dieser unterzog sich ihnen mit wirklicher Leidenschaft. Sein Ehrgeiz auf diesem Gebiet war gewaltig. Vielleicht war sein großer Eifer schuld daran, daß der der anderen so ganz erkaltet war. Recklinghausen war der ständige Leiter der medizinischen Fakultät. Für mich war nun ein solcher Leiter der Fakultät schon an und für sich ein Stein des Anstoßes. Eine Fakultät braucht niemand, der sie leitet. Jeder für sein Fach und alle zusammen für das Ganze, das soll sich in einem Kollegium so gebildeter und kluger Männer, wie es die Mehrzahl der Fakultätsmitglieder sind, bei voller Harmonie durchführen lassen, für die Geschäftsführung ist der Dekan da. Immerhin hätte man sich ja darein finden können, wenn Recklinghausen es gut gemacht hätte. Leider aber war das nicht der Fall, ihm fehlte hierfür leider die Begabung. In der Sache war er unklar, und in der Form ebenfalls unklar, halsstarrig und unfreundlich, wohlverstanden in den Fakultätsgeschäften, sonst keineswegs, im Gegenteil! In jeder Sache sprach er zuerst, fast immer mehrmals, oft vielmals, immer sehr lange; doch erfuhr man zunächst immer nur, was er nicht wollte, was er wollte, war ihm selbst anfangs und oft lange nicht klar. Er wurde als idealisch denkender Mensch durch allgemeine Grundsätze geleitet, doch kam man über die seinen schwer ins klare. Seine Abneigung, in irgendeiner Sache nachzugeben, beruhte darauf, daß er von vornherein geneigt war, dies als Verleugnung eines Prinzips zu empfinden. Ich hatte später einmal eine sehr ernste Unterredung mit ihm und bat ihn: „Zwei einsichtige Männer wie wir beide müssen doch einen Modus vivendi finden. Ich würde ja gern in manchem nachgeben, auch wo ich Ihre Forderung für zuweitgehend halte, hätte ich nur die Aussicht, daß Sie mir auch einmal entgegenkämen!" „Was," sagte er „ich soll nachgeben, wo ich Ihre Forderung nicht für berechtigt halte! Sie verlangen also von mir ein Sacrificium intellectus!" Sic! Ein solcher

Mann muß völlig unpraktisch sein! Sachlich war er meist vor-eingenommen durch das Interesse für seine Spezialdisziplin, dies bestimmte ihn unglaublich weitgehend. Die pathologische Anatomie mußte überall nicht nur mitreden, sondern das entscheidende Wort haben. Überall galt es, ihr Ansehen zu wahren und zu heben. Mir trat er mit dem Vorurteil entgegen, daß ich kein Freund seiner Disziplin sei. Das war ganz unrichtig. Bei jeder Gelegenheit habe ich, und aus innerster Überzeugung, vertreten, daß für den Arzt die pathologische Anatomie unentbehrlich ist. Wenn etwas, so sichert die Nötigung, seine Diagnosen unter ihr Licht zu bringen, dem Arzt den festen Standpunkt. Aber allerdings, sie zur Beherrscherin der Fakultät zu machen, das ging mir zu weit. Ebenso und aus ähnlichen Gründen mißtrauisch wie gegen mich als innern Kliniker war er gegen Bakteriologie und Hygiene. Auch die für alle Praxis unerläßliche Fähigkeit, Nebensächliches vom Hauptsächlichen zu scheiden, fehlte ihm. Nebensachen nebensächlich zu behandeln war ihm nicht gegeben.

Zur französischen Zeit waren sämtliche Kliniken im Spital untergebracht und sämtliche Spitalabteilungen hatten für den Unterricht benutzt werden können. Das hatte sich in der deutschen Zeit geändert. Die chirurgische, die Frauenklinik und die psychiatrische Klinik hatten sich eigene Gebäude errichtet, und die so freigewordenen Spitalabteilungen waren Mitgliedern der früheren französischen Fakultät oder angesehenen Alt-Straßburger Ärzten unterstellt, also der deutschen Fakultät entzogen worden; eine Reihe von Jahren hatte in diesen „elsässischen" Abteilungen, wie sie noch jetzt hießen, das intransigente Protestlertum sein Wesen getrieben, und wie die Straßburger Ärzteschaft im allgemeinen fortgesetzt eine ablehnende Haltung gegen das Deutschtum zeigte, so waren diese elsässischen Abteilungen noch immer ein Mittelpunkt für die protestlerische Ärzteschaft. Die feindselige Haltung dieses Teils

der Straßburger Ärzteschaft war schließlich in der alten „Société médicale de Strassbourg" in einer Weise an den Tag getreten, welche die Regierung veranlaßt hatte, sie aufzulösen, und wir, die Fakultät, hatten Grund, anzunehmen, daß die Regierung in ihrer augenblicklichen Stimmung mehr Neigung als bisher zeigen werde, uns in unseren Bestrebungen, die nichtklinischen „elsässischen" Abteilungen wieder in unsere Hand zu bringen, zu unterstützen. Recklinghausen betrieb die Sache aufs eifrigste. Er hatte ein großes Promemoria (80 enggeschriebene Bogenseiten) verfaßt, in dem wir der Regierung unsere Wünsche vortrugen. Dies Promemoria war ein merkwürdiges Werk und höchst charakteristisch für den Verfasser. Mit einem staunenswerten Fleiße hatte er alle alten Verfügungen, auch solche aus der Zeit der großen Revolution, die zu unsern Gunsten sprechen konnten, gesammelt. Auf diese alten längst außer Geltung gekommenen Bestimmungen gründete er nun Forderungen, die viel zu weitgehend waren. Anstatt sich mit dem Notwendigen zu begnügen, verlangte er die vollständige Auslieferung des Spitales an die Fakultät.

Die Angelegenheit verlief, wie vorauszusehen war. Bürgermeister Back nahm sich des Spitales an; ihm als Bürgermeister wäre damit nicht gedient gewesen, daß das Spital unter die Fakultät kam, und die Regierung glaubte mit der Auflösung der „Société médicale de Strassbourg" genug getan zu haben. Sie gab der Eingabe gar keine Folge, und die Fakultät gab sich damit zufrieden. Auch dies gehörte zu der Eigenart Recklinghausens und kennzeichnete ihn wieder als unpraktisch: Bei jeder solchen Unternehmung, bei jedem solchen Streit ging er von vornherein mit seinen Forderungen bis zum Äußersten, so daß er den Gegner zum äußersten Widerstande spornte; erlitt er dann eine Abweisung, so ließ er seinerseits oft die Unternehmung fallen und kam auch nicht wieder auf sie zurück.

Ich wurde von diesem Mißerfolg der Fakultät vielleicht am schwersten betroffen; die innere Klinik litt sehr darunter

daß die nichtklinischen Abteilungen uns völlig verschlossen waren, und so sah ich mich genötigt, das, was der Fakultät mißlungen war, auf meine Weise zu erreichen.

Die Kranken der innern Klinik sind durch klinische Vorlesungen und durch diagnostische Kurse sehr in Anspruch genommen, außerdem lastete aber hier auf der Klinik noch die Verpflichtung, die Kranken für das Staatsexamen zu stellen. Das war eine schwere Last: Wir hatten damals im Semester 50 bis 80, auch mehr Kandidaten zu prüfen. Jeder Examinand braucht bei jedem Examinator einen Kranken, den er erst einmal allseitig auf das gründlichste untersuchen und dann 8 Tage hindurch „beobachten", d. h. immer wieder, und zwar gründlich, untersuchen muß. Das sind schwere 8 Tage für den Kranken, er kommt nicht zur Ruhe. Und ungefähr 250 Kranke hatte die Klinik jährlich zu stellen. Als ich mit meinem Antrage an das Spital kam, daß die Examenfälle von den nichtklinischen Abteilungen gestellt werden und diese für Kurse geöffnet werden möchten, wurde ich abschlägig beschieden. Eine mündliche Besprechung mit Back lehrte mich, daß er durch den letzten Streit mit der Fakultät gereizt und ganz unzugänglich sei. Ich ging an die Regierung und bekam keine Antwort. Nach einem halben Jahre wiederholte ich meinen Antrag, und nun erhielt ich die Antwort: Das Spital weigere sich, womit die Sache zunächst erledigt war. Das war ausgangs Sommersemester.

Ich wartete, bis im November die Prüfungen wieder begonnen hatten, dann schrieb ich noch einmal an die Regierung, wiederholte meinen Antrag und sagte voraus, daß ich, da mein Krankenmaterial durch klinische Vorlesungen und diagnostische Kurse sehr in Anspruch genommen sei, Fälle für das Examen nicht mehr lange würde stellen können. Keine Antwort! Nach einigen Wochen schrieb ich wieder: Wie ich vorausgesehen hätte, wäre mein Krankenmaterial

erschöpft. Ich sähe jetzt mit Bestimmtheit, daß ich in etwa 14 Tagen keine Fälle für das Examen mehr haben würde, und bäte die Regierung nochmals, Vorsorge zu treffen, daß solche von den nichtklinischen Abteilungen hergegeben würden. Keine Antwort! Als jetzt aber nach 14 Tagen mir zwei Examenskandidaten vom Vorsitzenden der Prüfungskommission überwiesen wurden und ihre vier Fälle haben sollten, erklärte ich, daß ich keine brauchbaren Fälle habe. Nun gab es ein großes Geschrei! Die Examinanden, und vor allen mein Mitexaminator, waren entrüstet über die Störung. Ich erklärte: Ich hätte keine brauchbaren Fälle für das Examen, sähe auch mit Bestimmtheit voraus, daß ich in absehbarer Zeit keine haben würde. Die Herren Examinanden möchten sich nur an den Herrn Regierungsmedizinalrat wenden, dem habe ich das längst, seit einem halben Jahre, vorausgesagt, er wisse auch, wie Abhilfe zu schaffen sei. Nun besorgten diese Herren meine Geschäfte, und in 8 Tagen hatte ich einen Erlaß der Regierung in der Hand, daß die nichtklinischen Abteilungen für das Staatsexamen und mit gewissen Beschränkungen auch für diagnostische Kurse geöffnet seien. Solange ich in Straßburg war, ist dann das Examen in interner Medizin an Kranken nichtklinischer Abteilungen abgehalten worden, und meine Kranken waren von dieser bösen Last befreit.

So hatte ich in meiner Sphäre das erreicht, um was die Fakultät vergebens gestritten hatte. Der Fakultät machte das keinen Eindruck, hier blieb Recklinghausen der, der die Sachen machte. Weil er aber unpraktisch war, so kamen wir mit ihm nicht voran. Jede Woche oder längstens alle zwei Wochen gab es eine Fakultätssitzung, die bis nach 9 Uhr, oft nach 10 Uhr dauerte; ich kam dann so aufgeregt heim, daß ich jedesmal eine große Dosis Kalium bromatum nehmen mußte, um eine erträgliche Nacht zu haben. Und wäre es hiermit abgetan gewesen! Aber der treffliche Recklinghausen hatte sich wirklich zu einem vollkommenen Tyrannen entwickelt, und

hatte verlernt, sich und die andern mit gleichem Maße zu messen. So kam es zu ernsten Zusammenstößen zwischen uns.

Wie überall, wurde auch in Straßburg der Lektionskatalog, d. i. der Stundenplan für die Vorlesungen in gemeinsamer Sitzung der Fakultät beraten und festgestellt, mit dem ausgesprochenen Zwecke, zu verhindern, daß Hauptvorlesungen, die der Student im gleichen Semester hören muß, auf dieselbe Stunde fallen. Dies galt für meine Klinik und Recklinghausens mikroskopischen Kursus. Ich wußte längst, daß Recklinghausen sich nicht auf die ihm im Lektionskatalog zugebilligte Zeit beschränke, sondern seinen Kursus eine halbe Stunde früher anfinge und für diese halbe Stunde Zuhörer meiner Klinik in Anspruch nahm. Ich hatte das um des lieben Friedens willen gehen lassen, bis einer meiner Zuhörer mir in einer Form darüber sprach, daß ich Kenntnis davon nehmen mußte. Ich bat nun Recklinghausen, er möge es abstellen. Der weigerte sich und verwies mich sogleich an die Fakultät. Die Fakultät beschloß — wie sie gar nicht anders konnte — einstimmig, daß Recklinghausen den Kursus während der Zeit meiner Klinik nicht halten dürfe. Natürlich wurde der Beschluß in der schonendsten Weise gefaßt, Recklinghausen aber verließ sogleich unter Zeichen höchster Entrüstung die Sitzung und nach zwei Tagen kam der Dekan (Goltz) zu mir und teilte mir mit: Recklinghausen sei bei ihm gewesen und habe ihm als dem Dekan erklärt, er sei durch den Beschluß der Fakultät derartig gekränkt und verletzt, daß er, falls die Fakultät den Beschluß nicht rückgängig mache, keine Fakultätssitzung mehr besuchen werde. Natürlich, so sagte Goltz, könne ein solcher Beschluß nur umgestoßen werden, wenn kein Mitglied hiergegen Einspruch erhebe, und selbstverständlich hinge da alles von mir ab. Was blieb mir übrig, als ihn zu bitten, er möge als Dekan den Antrag auf Aufhebung jenes Beschlusses stellen, ich werde ihn befürworten. So geschah es denn auch.

Schließlich kam es, wie es kaum ausbleiben konnte, zu einer entscheidenden Kraftprobe zwischen uns. Ich interessierte mich für die Veränderungen, die im menschlichen Rückenmarke nach Kompression an umgrenzter Stelle, so durch kleine Geschwülste, eintreten. Zu solchen Untersuchungen muß man das Rückenmark sogleich nach der Sektion haben, um es in bestimmter Weise zu erhärten. Ich hatte einen solchen Fall zwei Jahre auf Kosten der Klinik verpflegt, um nach dem Tode das Organ untersuchen zu können (die operative Entfernung solcher Geschwülste wurde damals noch nicht gewagt). Als ich aber nach der Sektion um das Rückenmark für meine Untersuchung bat, schlug Recklinghausen es mir rundweg ab: Er brauche es für die Sammlung. Dann ließ er es mir nach drei Tagen in einem für meine Zwecke völlig verdorbenen Zustande zugehen. Ich sagte ihm, daß ich mich in Zukunft gegen eine solche Behandlung würde zu sichern haben. Er aber wollte von gar nichts hören, sondern fuhr mich recht hart an.

Die Rechtslage war folgende: Nach dem Leichenreglement des Spitales hatte der Prosektor, das war Recklinghausen, allerdings die Verfügung über die Präparate von den Leichen, die er oder seine Assistenten obduziert hatten. Dagegen räumte das Reglement dem Vorstand jeder Krankenabteilung das Recht ein, ausnahmsweise die Sektion eines Falles selbst oder durch einen Assistenten auszuführen, was freilich unter Recklinghausen noch nicht vorgekommen war. Hiernach wußte ich, was ich zu tun hatte. Ehe ich aber daran ging, mir mein Recht zu verschaffen, bat ich Recklinghausen um eine Unterredung. Sie dauerte viele Stunden. Ich sagte ihm, wie ich die Rechtslage auffasse, und daß ich von dem mir zustehenden Rechte, das ihn ausschalte, Gebrauch machen werde. Ich bat ihn, er möge mich nicht dazu zwingen, ich wolle keinen Krieg. Ich bat ihn, mir nur zu sagen, daß auch er seinerseits meinen berechtigten Wünschen entgegenkommen wolle. Alles vergeblich. Recklinghausen war in einem Zustande von Erregung, wie ich

ihn kaum wieder gesehen habe, aber er blieb dabei, er habe die Interessen seines Institutes und seines Unterrichtes wahrzunehmen und könne mir keinerlei Entgegenkommen versprechen. Als dann nach einiger Zeit ein ganz ähnlicher Fall, wieder von Rückenmarkserkrankung, zur Sektion kam, fragte ich vorher schriftlich bei ihm an, ob ich das Rückenmark sogleich nach der Sektion haben könne, und als er mir antwortete, die Entscheidung müsse er sich vorbehalten, zeigte ich ihm an, daß ich die Sektion von der Klinik ausführen lassen werde. So ließ ich in seinem Institut die Sektion durch einen meiner Assistenten in meiner Gegenwart vornehmen, und der Erfolg war der, daß von nun ab allen meinen Wünschen auf Überlassung von Leichenteilen in mich vollkommen zufriedenstellender Weise seitens des pathologischen Instituts entsprochen wurde.

Diese Streitereien mit Recklinghausen haben mich sehr aufgeregt, gerade deshalb, weil ich ihn sehr hochschätzte. Ein ausgezeichneter Forscher, ein unermüdlicher Lehrer, von einer nie versagenden Begeisterung und Hingebung für sein Fach. Jedem, der sich Auskunft und Aufklärung von ihm holte, stand er mit all seinen Kräften zur Verfügung, um einen schwierigen Leichenbefund zu enträtseln, war ihm tagelange Arbeit nicht zuviel. Als Mensch stand er mir durch seine liberale Lebensanschauung, durch seinen Sinn für Selbständigkeit und Unabhängigkeit, durch Ablehnung alles Brimboriums sehr nahe. Schon der vornehme Ton in seinem Hause zeigte die Art des Hausherrn. Seine liebenswürdige, von mir hochverehrte Frau war die ganze Zeit mit der meinen im herzlichsten Verkehr, sein trefflicher, gescheiter Sohn Heinrich ist mir noch heute ein lieber Freund. — Herzhaftem Streit um der guten Sache willen und als Kraftprobe darf ein braver Mann nicht aus dem Wege gehen, fortdauernde Unstimmigkeiten, Zänkereien mit den Genossen der Arbeit ermüden, machen unlustig, verstimmen um so mehr, wenn die Gegenpartner

kongenial sind, denn solche sollten einig gehen. Vielleicht aber hätte ich das alles doch nicht so schwer genommen, wenn nicht mein körperliches Befinden bereits viel zu wünschen übriggelassen hätte, wovon später.

Sehr erfreulich gestaltete sich von Anfang an das Verhältnis zu meinen Assistenten. Ich hatte als ersten Assistenten Minkowski von Königsberg mitgebracht. Er tat das seine, die gute Königsberger Tradition in Straßburg aufleben zu machen, und bald waren wir miteinander so eingelebt, wie ich es brauchte. Eine stattliche Schar begabter Männer hat sich im Laufe der Zeit hier um mich gesammelt. Von denen, die ich in Straßburg als Assistenten vorfand, war der begabteste Schrader. Er hatte seine Laufbahn als Assistent von Goltz (Physiolog) begonnen, war dann zu Kußmaul übergetreten. Er hatte die Stelle des jüngsten mit 700 Mark. Da er gar keinen Zuschuß hatte, war er übel daran, und mein erstes war, daß ich eine Erhöhung seines Gehaltes auf 1200 Mark durchsetzte. Als dann nach Jahren Minkowski mich verließ, wurde Schrader sein Nachfolger, so daß dieser nun mit 1500 Mark Gehalt und den Einnahmen aus den diagnostischen Kursen auskömmlich gestellt war. Ich freute mich nicht wenig, ihn soweit zu haben, da holte er sich auf der Abteilung einen Typhus und starb. Es war ein trauriger Fall, er hinterließ Mutter, Schwester und Braut, denen dreien er alles war. Ich hielt ihm am Grabe eine Rede, mußte aber abbrechen, weil ich zu weinen begann. Seitdem habe ich auch solche Reden gern abgelesen. Schrader war ein Prachtmensch!

Die Erinnerung an meinen Assistentenkreis ist mir eine der liebsten und ungetrübtesten, drum will ich ihr einigen Raum gönnen. Was ich ihnen gewesen bin, das können nur sie wissen, und sie haben es mir ja wohl gelegentlich gesagt. Ich möchte aber auch ihnen sagen, was sie mir gewesen sind und was ich ihnen schulde. Es war ein gegen-

seitiges Geben und Nehmen. Regte ich sie an, so taten sie das auch mir, oft unbewußt. Lernten sie von mir, so hielten sie mich mit dem, was sie an anderer Stelle gelernt hatten, auf dem laufenden in der sich unaufhaltsam entwickelnden Methodik der Hilfswissenschaften, die ich ja täglich brauchte. Mein besonderer Stolz ist, daß unter diesen meinen Freunden Männer sind, die als bereits entwickelte Persönlichkeiten im Bewußtsein klarer Ziele und ihres Könnens zu mir kamen. Es konnte ihnen im Anfang unserer gemeinschaftlichen Tätigkeit nicht leicht werden, sich, wie es der Chef verlangen muß, seiner Art zu fügen. Es ist ein Beweis für die Kraft der uns gemeinsamen idealen Interessen, wenn mein Verhältnis zu ihnen das gleiche geworden ist wie zu denen, die ich vom ersten Schritte an, den sie auf der Bahn wissenschaftlicher Arbeit getan, begleitet habe.

Längst sitze ich seitab von der Welt für mich allein mit meiner treuen Gefährtin. Von den alten Jugendfreunden sind nur noch wenige übrig. Wir besuchen uns von Zeit zu Zeit mit unseren Frauen und wärmen uns an dem Gefühl des sicheren Zusammengehören und des selbstverständlichen Sichtrauen und Einanderverstehen. Das ist der Wert der Jugendfreundschaften! Zu diesen meinen Jugendfreunden treten als fast gleichwertig jene meine alten Schüler[1]). Dasselbe Gefühl unverbrüchlicher Zusammengehörigkeit, selbstverständlichen Sichverstehens und gegenseitigen Sichtrauens. Wenn der eine und andere in Baden mit seiner Frau einkehrt, dann sitzen wir miteinander wie in alten Zeiten, und jeder dem andern noch so nahe wie früher in dem, was wir lieben und was wir hassen, was uns anzieht und was wir ablehnen.

Die Reihe der Schüler, von denen ich hier spreche, beginnt erst in Königsberg. Schon in Berlin habe ich, wie ich bereits erzählte, manchem Doktoranden zu einer guten Dissertation

[1]) Mit Rücksicht auf die Elsässer unter ihnen erinnere ich daran, daß das folgende 1910 geschrieben ist.

verholfen, in Dorpat und Bern kamen genug solcher, und es entstanden so an meiner Klinik tüchtige Arbeiten. Ich nenne Francken: Über Blutgerinnung im lebenden Körper, Convert: Hämoglobingehalt des Blutes in pathologischen Zuständen, Schoepffer: Glykogenbildung in der Leber, Dentan: Wiederherstellung der Rückenmarksfunktionen nach seiner streckenweisen Zerstörung, Dubczanski: Über die Wärmeregulation im Fieber usw. Alles waren tüchtige Männer und zum Teil auch ganz geschickte Arbeiter, doch bei allen war der Forschungstrieb befriedigt, wenn die Dissertation fertiggebracht war.

Auch die ersten Jahre in Königsberg gingen hin, ohne daß sich eine Schule um mich bilden wollte. Meine beiden ersten Königsberger klinischen Assistenten, Eichhorst und sein Nachfolger Küßner, waren beides tüchtige Männer. Eichhorst enorm fleißig, ein methodischer Arbeiter, sehr begabt für klinische Beobachtung, doch pedantisch und verschlossen. Es gelang mir, ihn als Assistenten an der Frerichsschen Klinik anzubringen, und er schied bald aus meinem Kreise. Küßner, ein liebenswürdiger, feiner, zarter Mensch, wurde nicht alt. Dann kam Adamkiewicz, der mir wenig Freude gemacht hat. Er wurde bald unmöglich. Die Reihe jener intimen Schüler beginnt in Königsberg mit Julius Schreiber und Vossius (später Ophthalmolog). Schreiber machte sich nach einigen unselbständigen Versuchen mit schönem Erfolge an die von Leyden angeschnittene Frage von der Hemisystolia cordis, um sich bald in die Blutzirkulation zu vertiefen. Nur einmal taten wir uns auf meinen Wunsch zu gemeinschaftlicher Arbeit zusammen für die große Hirndruckarbeit. Ich stelle Schreiber sehr hoch als Forscher und als Mensch. Er ist ein selbstloser Forscher und hat sich die Freude an der Forschung bis in ein hohes Alter bewahrt, obgleich ihm äußere Förderung erst spät zuteil geworden ist. Als ich Königsberg verließ, erhielt er die Poliklinik als Professor extra-

ordinarius. Althoff wollte ihm nicht wohl, und er hat das fühlen müssen. Auch hat er erst spät die allgemeine Beachtung gefunden, die er nach seinen Arbeiten verdient. Ich nenne von diesen noch die moderne Rekto-Romanoskopie, die ganz und gar auf Schreibers Arbeit steht und viele andere berühmter gemacht hat als ihn. Dann folgten Stadelmann und Hallervorden. Hallervorden, eine von den Naturen, die durchaus nach dem Absoluten streben und in diesem Streben Gefahr laufen, den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren. Als er in das praktische Leben trat, ergaben sich bald zwischen dem Erreichbaren und den Forderungen, die er an sich wie an andere stellte, Kollisionen, die ihm sein Leben erschwerten und ihn aufrieben. Stadelmann, ein Mann von starkem Willen und starker Initiative. Etwas verwöhnt, war er gelegentlich schwierig. Beides Trotzköpfe, haben sie mir das Leben nicht ganz leicht gemacht, von ihren Arbeiten aber datiert schon das Ansehen meiner Schule. Eine Kraft ersten Ranges fand ich in Minkowski. Er kam als Student vor dem Staatsexamen aus Freiburg nach Königsberg heim und bat mich um ein Thema für die Doktorarbeit. Ich gab ihm als solches: „Veränderungen in der Erregbarkeit der psychomotorischen Hirnrinde beim Tiere durch experimentelle Änderung des Blutstromes". Es lag vielleicht (?) an dem Gegenstand, daß dabei nicht viel herauskam, doch gewann ich Minkowski sogleich bei dieser Arbeit so gern, daß ich ihm bei Stadelmanns Abgang dessen Stelle gab. Ein großer Gewinn für mich! Denn Minkowski ist ein Mann von seltener Intelligenz. Die Unbefangenheit, Klarheit und Beweglichkeit seines Verstandes, gestützt auf große Schnelligkeit und Sicherheit seiner Wahrnehmungen und seiner Auffassung, befähigen ihn ebenso zu treffendem Urteil wie zur naturwissenschaftlichen Forschung. Für experimentelle Arbeit kommt ihm seine große manuelle Geschicklichkeit sehr zunutze. Überraschend ist die Leichtigkeit, mit der er sich auf den verschiedensten Gebieten zurechtfindet. Sein älterer Bruder, ein

hochbegabter Kaufmann, erzählte mir: Oscar (mein Freund) habe als Gymnasiast oft seine Schularbeiten im Kontore seines Vaters gemacht. Da bekam er gelegentlich die Weizenproben, die in dem Getreidegeschäft von Hand zu Hand gingen, zu sehen. Nach kurzer Zeit fragte man ihn um Rat. Er urteilte so sicher und gelegentlich richtiger wie die Männer vom Fach. Die Leberexstirpation, die Pankreasexstirpation sind chirurgische Leistungen allererſten Ranges, es hat manches Jahr gedauert, nachdem er sie lange gelehrt, bis man sie auch an anderer Stelle, außer in meinem Laboratorium, ausführen gelernt hat. Mit mikroskopischen Arbeiten hatte er sich nie beschäftigt. Als wir dann gemeinschaftlich an den polycholischen Ikterus gingen, fertigte er die mikroskopischen Präparate an. Das gelang vom ersten Tag an tadellos, schönere Präparate habe ich nie gesehen. Wir fanden damals, schon lange ehe sie nach Kupfer getauft sind, die „Kupferschen Zellen". Als ich nach Straßburg gekommen war, stellte sich mir ein Herr vor, bei dem ich einen kleinen Polypen genau in der vorderen Kommissur des Kehlkopfs fand. Solche kleinen Geschwülste sind an dieser Stelle schwer genug zu sehen, geschweige denn zu operieren. Da damals in Straßburg niemand war, der sich an den Fall gewagt hätte, so bat ich Minkowski, er möge das machen. Minkowski, der noch nie an eine Kehlkopfoperation gedacht hatte, lachte und wollte nicht. Schließlich aber entschloß er sich, übte sich einige Tage, und nach etwa 14 Tagen konnte er mir melden, daß er den Polypen „vollständig und glatt in einer Sitzung entfernt habe". „Leicht ist es nicht, aber es läßt sich ja machen." Dabei hat er nie Interesse für Chirurgie gewonnen. Ihn fesselte das Problem. War ihm das nahegebracht, dann erfaßte er mit staunenswertem Scharfblick die entscheidenden Punkte und wußte ihnen gerecht zu werden. Vor der gewaltigen Intelligenz, die Minkowski zu all dem befähigte, streiche ich noch heute die Segel, seine Leistungsfähigkeit habe ich zeitweise überschätzt. Der Dämon,

der zur Forschung treibt und quält, der nur durch Arbeit in seinem Dienste zur Ruhe gebracht werden kann, war bei ihm nicht immer lebhaft, gelegentlich wollte er belebt werden. War er erwacht, so hat Minkowski mächtig gearbeitet, sonst konnte mein Freund wohl auch ohne ihn fesselnde Arbeit leben. Ehrgeiz und Strebertum waren ihm fremd. Minkowski ist viel zu spät in eine Stellung gekommen, die ihn auf eigene Füße stellte und damit seinen Genius ganz flügge machte. Er war — noch heute indigniert mich das — fast 50 Jahre alt, als er seinen ersten Ruf erhielt. Als er dann endlich nach Greifswald gekommen war, ließ man ihn hier wieder eine Reihe von Jahren sitzen, während viele für ihn passende Stellen zur Besetzung kamen. Mich hat diese Hintansetzung Minkowskis so gewurmt, daß ich mich zu einem ganz ungewöhnlichen Schritte entschloß. Ich machte auf eigene Hand eine Eingabe an den preußischen Unterrichtsminister, in der ich ihn auf Minkowskis Bedeutung und darauf aufmerksam machte, daß man diesen hochbedeutenden Mann aus unersichtlichen Gründen und meines Erachtens mit Unrecht fortgesetzt übergehe. Ich habe Grund, anzunehmen, daß man in Berlin dies mein Erdreisten richtig gewürdigt hat. Wenn mittlerweile mein Freund auch in Breslau eine seiner würdige Stellung gefunden und sein Genius nun hier Raum zur Entfaltung gefunden hat, so trage ich doch noch heute den medizinischen Fakultäten den Kummer und Groll nach, den mir seine Hintansetzung lange Zeit bereitet hat; denn meine ganze Schule hat darunter gelitten, daß ihr bedeutendster Vertreter sitzen blieb. Immer wieder mußte ich meinen ganzen Einfluß für Minkowski einsetzen, wirkungslos und so zum Nachteil der andern.

Fast gleichzeitig mit Minkowski kam Falkenheim zu mir, ein tüchtiger, gewissenhafter Mann und Arbeiter. Er hat mich bei der Einrichtung meines neuen klinischen Institutes in Königsberg sehr unterstützt, wir haben eifrig und erfolgreich zusammengearbeitet, und er ist mir bis heute ein lieber Freund. Neigung

und Befähigung führte ihn der Pädiatrie zu, und er ist längst Kliniker für dies Fach in Königsberg. Er hat sich eine schöne Universitäts-Kinderklinik gebaut. Die Mittel hat er in den Kreisen ihm anhänglicher Laien zusammengebracht. Hans Stern und Valentini waren die Assistenten meiner letzten Königsberger Semester. Auch ihnen bewahre ich eine gute Erinnerung.

Auch des kleinen Polen Rakowski muß ich gedenken. Ich hatte ihn von Bern nach Königsberg als Laboratoriumsassistenten mitgenommen. Eines Tages fand ich ihn hier mit der Darstellung größerer Mengen Diazobenzol beschäftigt. Diazobenzol ist später durch die Ehrlichsche Diazobenzolreaktion bei den Ärzten bekannt geworden, damals machte einer der Fakultätskollegen Versuche mit Verfütterung der Substanz an Tiere, und Rakowski machte sich ein Vergnügen daraus, ihm das Diazobenzol darzustellen. Ein unerhörtes Beginnen. Denn Diazobenzol ist ein Explosivstoff, der an Gefährlichkeit dem Nitroglyzerin nicht viel nachgibt. Ich wurde also sehr ungehalten und verwies ihm solche Arbeit in meiner Klinik auf das nachdrücklichste. Als ich dann aber in den nächsten großen Ferien in die Schweiz gegangen war, hatte Rakowski die verbotene Arbeit in meinem Laboratorium wieder aufgenommen. Diesmal gab es eine ernsthafte Explosion, bei der mein Laboratorium einigen Schaden erlitt. Den armen Menschen selbst aber fand ich mit zerschmetterter linker Hand wieder.

Die poliklinischen Assistenten traten mir im allgemeinen nicht so nahe wie die klinischen. Es fehlte die gemeinsame Arbeit auf den Krankensälen und im Laboratorium. Doch sind auch aus meiner Königsberger Poliklinik eine Reihe sehr tüchtiger Männer hervorgegangen: der leider frühverstorbene Dermatolog Michelson, Klockow, Krauspe, später in Insterburg, und von noch Lebenden Koranda, Behrend in Kolberg und vor allem mein Freund Max Berthold in Königsberg.

Von meinen Straßburger Assistenten habe ich Schraders schon ausführlicher gedacht. Er starb leider zu früh. In Dietrich Gerhardt beklage ich einen meiner wertesten Freunde, von Weintraud gilt das gleiche. Kümmel in Heidelberg, Manasse in Würzburg, Umber und Kausch in Berlin, Magnus-Levy in Berlin, Julius Baer in Frankfurt, sie sind mir heute noch so nahe und wert wie seitdem ich in Straßburg mit ihnen lebte und arbeitete, auch Rosenfeld in Rostock, Felix Klemperer in Berlin, Kaiser Generalarzt in Münster, v. Wildt in Frankfurt, Heile und Heß in Wiesbaden, alle diese Männer, die meine Schule ehren, sind mir nicht nur als Glieder jenes Straßburger Kreises lieb. Die freundschaftliche Anhänglichkeit, deren ich mich von dem einen oder andern bei mancher Gelegenheit zu erfreuen habe, ist für den alten Mann, der mehr und mehr den isolierenden Einfluß des Alters zu fühlen bekommt, unersetzlich.

Zu meinem Stab in Straßburg gehörten auch zahlreiche „Volontärärzte", wie sie sich nennen ließen. Für jeden Saal hatte ich einen oder auch zwei. Das waren examinierte Ärzte, die nach damals aufkommender Sitte, wenn sie keine Assistentenstelle erhalten konnten, sich mit der eines unbesoldeten Unterarztes zufrieden gaben. Zu nicht geringem Teile tüchtige junge Männer, die nachher bei mir oder anderwärts in die Assistenz kamen und zum Theil als klinische Lehrer bekannt geworden sind. Ich hielt, wenigstens als Regel, darauf, daß sie in der Klinik wohnten; so hatte ich sie unter den Augen.

Unter meinen Straßburger Assistenten waren nicht wenige, deren Entwicklung und Bildung französisch beeinflußt war. Zwei unter diesen sind so durchaus meine Schüler, daß ich sie hier nennen kann: Ernst Levy und Ehret. Es ist aus politischen Einflüssen leicht erklärlich, daß sie mir weniger nahegetreten sind wie die Altdeutschen, aber hiervon abgesehen: So wie einst in Bern hat auch in Straßburg mir der Unterschied zwischen Welsch und Deutsch zu denken gegeben, und auch hier

nehme ich keinen Anstand, auszusprechen, daß die deutsche Art mir höher steht.

Schließlich noch die Ärzte, die kamen, um sich weiter auszubilden, darunter viele Ausländer: Österreicher und Magyaren, Schweizer, Holländer, Schweden, Russen, Italiener, Engländer, Nord- und Südamerikaner und Japaner. Ich sah die Ausländer nicht immer gern. Sie genügten meinen Ansprüchen nicht immer. Auch waren sie oft in den Reiseberichten für die Heimat gar zu sonderbar. So beschwerte sich ein Engländer darüber, daß auf meiner Klinik von Kataplasmen gar zu wenig Gebrauch gemacht werde. Das mir! Es gab das ein großes Vergnügen bei meinen Assistenten.

Mit sechs von ihnen bin ich in freundschaftlichem Verkehr geblieben: Mein Freund Petrèn, jetzt Professor in Lund, mit dem ich zu meiner größten Befriedigung ein Jahr auf meiner Klinik arbeitete. Ein echter Gotländer und ein vortrefflicher Vertreter dieses vornehmen Typus. Dann Gabritschewski aus Moskau, ein eifriger und sehr tüchtiger Forscher, warm und anhänglich, und immer wieder gern gesehen. Irisawa, Japaner, längst Professor in Tokio, dankbar wie alle Japaner, die ich persönlich gekannt habe. Dann Cushny in London und Edinburg, und Joslin in Boston.

Dazu kommen noch drei Männer, die später nach Amerika gingen: Pfaff in Boston, Schmoll in San Franzisko und Kaufmann in New-York. Pfaff, Pharmakolog aus Schmiedebergs Schule. Kaufmann, mir seit 1890 nahestehend und als Freund und als Deutscher jederzeit und auf jede Weise bewährt.

Die Art, wie sich Joslin bei mir einführte, ist so charakteristisch amerikanisch, daß ich sie erzähle. Er schrieb mir, ob er für kurze Zeit kommen dürfe, um meine Behandlung des Diabetes kennenzulernen. Mehr wie 14 Tage würde er kaum bleiben können. Er kam direkt von Boston nach Straßburg mit 24 Stunden Aufenthalt in Paris. Er blieb wirklich wenig länger als drei Wochen; doch bei dem großen Material, über das ich ver-

fügte, und seinem großen Eifer konnte er sich in der kurzen Zeit mit meinen Anschauungen und Maximen vertraut machen. Dann reiste er wieder mit 24stündigem Aufenthalt in Paris direkt nach Boston. Ich hatte ihn lange nicht gesehen, als er sich aus der Schweiz für ein paar Stunden anmeldete; der Brief traf mich in Ostpreußen, wo ich in einem kleinen Seebade weilte. Aus den paar Stunden wurden zwei Tage, die ich benutzte, um ihm Danzig und Marienburg zu zeigen. Es war mir von höchstem Interesse, mit welchem Verständnis und naivem Gefühl sich dieser Mann der Neuen Welt dem Zauber jener Denkmäler einer großen Vergangenheit hingab. Es hat ihm keinen geringen Eindruck gemacht, als er auf dem Stein im Schloßhofe, der die Namen der um die Restauration der Marienburg verdienten Männer trägt, den meines Großonkels Dr. theol. Ludwig Haebler las.

Nicht ungern sah ich deutsche ältere praktische Ärzte, deren einer von Zeit zu Zeit für einen oder zwei Monate kam, um sich und seine Wissenschaft anzufrischen. Fast alles helle Köpfe von ehrlichem Streben und jenem optimistischen Idealismus, der älteren Männern aus der Praxis so gut ansteht.

Die, mit denen ich arbeitete, das waren vor allem meine Assistenten; und wie arbeiteten sie! Es kamen wohl nur die zu mir, die Forscherinteresse hatten. In der ganzen Reihe von Schreiber bis Julius Baer sind nicht viele, die nichts wollten wie sich auf die Praxis vorbereiten, diese behielt ich selten länger wie ein Jahr. Nicht daß ich die gern gesehen hätte, die in der ausgesprochenen Tendenz kamen, sich der „akademischen Laufbahn zu widmen". Solch selbstbewußtes Auftreten bei der Meldung pflegte dem Herrn die Antwort einzutragen: „Das ist ein recht unüberlegtes Wort! Dazu gehören doch vor allem besondere Fähigkeiten, und es ist noch gar nicht ausgemacht, daß Sie die besitzen. Nehmen wir einmal an, daß Sie sie nicht besitzen, dann habe ich Sie, nachdem

ich Sie heute auf diese Ihre Äußerung hin annehme, auf dem Halse. Sie würden, nicht völlig ohne Berechtigung, mich für Ihr Nichtfortkommen verantwortlich machen. Ich lasse mich grundsätzlich auf Herren, die in dieser ausgesprochenen Absicht kommen und nicht schon sehr überzeugende Beweise ihrer produktiven Begabung geliefert haben, nicht ein."

Einmal kam ein jugendlicher Streber: Er wolle die akademische Laufbahn ergreifen, und möchte wissen, ob er Aussicht habe, bei mir als Assistent anzukommen. Er sei drei Semester „aktiv" gewesen, habe im fünften Semester sein Physikum mit „Gut" gemacht, habe auch schon ein Semester in Heidelberg medizinische Klinik gehört. Wenn er, „wie gesagt", „Aussicht habe", wolle er bis zum Examen in Straßburg bleiben. Ich habe gelacht, ihn gebeten, er wolle sich in der Wahl der Universität für seine weiteren Studien nur ja nicht durch die Aussicht auf eine Assistentenstelle bei mir bestimmen lassen, und ihm eine Verbeugung gemacht.

Ich habe dabei an ein Erlebnis gedacht, das mir nicht lange vorher begegnet war. Das geschah auf einer Abendgesellschaft in Straßburg. Ich hatte die Ehre, die Frau eines höhern Offiziers zu Tisch zu führen. Das Gespräch kam auf die Professorenlaufbahn, und ich erzählte, daß ich viel herumgekommen sei, daß ich auch in Dorpat und Bern gewesen sei. „Ja, wo haben Sie denn aber das Examen gemacht?" „Welches Examen?" „Nun, als Professor!" „Als Professor macht man kein Examen!" „Nicht möglich? Professor wird man ohne Examen?" „Ja, gewiß." „Das ist ja famos!" brach sie nun heraus, „da muß mein Sohn auch Professor werden!" Und: „Höre doch," rief sie ihrem Gemahl zu, der am Nachbartische speiste, „was mir der Herr Professor sagt: Professor kann man werden ohne Examen! Das wäre doch endlich was für Otto!"

Ich hatte stets viel Meldungen und stets die Auswahl. Ich sorgte immer dafür, daß ich unter meinen Assistenten einen

hatte, der mit pathologischer Anatomie und Mikroskopie vertraut war, einen, der Chemie verstand, und einen geschulten Bakteriologen. Gelegentlich nahm ich einen neurologisch vorgebildeten oder ließ auch einmal einen Anwärter sich mit Chirurgie oder Gynäkologie beschäftigen, ehe er zu mir kam. Immer ließ ich mich nur durch die Fähigkeiten bestimmen, die ich den Bewerbern zutraute. Darauf, ob mir ihr Wesen zusagte, habe ich nie viel Wert gelegt, auch habe ich manchen genommen, dem der Leumund vorausging, daß er unverträglich oder — sagen wir — unbescheiden sei, und ich bin damit außer in dem einen Falle in Königsberg (Adamkiewicz) nicht schlecht gefahren. Ob Christ oder Jude, ob Elsässer oder Altdeutscher, fand keine Berücksichtigung, doch lag es in den Verhältnissen, daß ich immer einen oder mehrere elsässische Assistenten hatte. Selten hatte ich ausländische Assistenten, und nur aus deutschem Sprachgebiet, Österreicher oder Deutschschweizer, so W. Schlesinger (Wien), Steyrer (Innsbruck), Socin (Basel), ein Neffe des Chirurgen, Kottmann (Bern). Sie vertrugen sich gut, waren ein einiges und lenkbares Völkchen. Einen Oberarzt hatte ich nicht, doch war es Überlieferung und ich hielt darauf, daß der erste Assistent eine Art Generalverantwortlichkeit habe, die andern also sich danach gegen ihn zu stellen hatten. Ich habe das stets sehr einfach dadurch erreicht, daß ich zum ersten Assistenten einen Mann nahm, der nach seinen Leistungen und seinem Wesen sich selbstverständlicher Achtung bei seinen Genossen erfreute. In Sachen des Krankendienstes und der sittlichen Führung war ich von äußerster Strenge, jeder wußte, wie ich diesen Punkt auffaßte. Fast ebenso streng war ich gegen Unverträglichkeiten und Zänkereien der Assistenten. Es ist mir eine der befriedigendsten Erinnerungen, daß in den ganzen 35 Jahren in all diesen Richtungen nichts „Böses", nichts Ernstes auf meiner Klinik vorgekommen ist.

Ich hielt darauf, daß jeder meiner Assistenten sich in wissenschaftlicher Arbeit *versuche*. Ich gab das Thema und half, so

gut ich konnte. Seit Schreiber und Minkowski herangewachsen waren, verfügte ich über schon bewährte Männer, denen ich die Anfänger mit gutem Gewissen überlassen konnte. Doch wußte ich von jeder Arbeit, die in meiner Klinik ausgeführt wurde, und war mit ihr so weit auf dem laufenden, daß ich in jedem Augenblicke kontrolierend oder fördernd eintreten konnte. Ich war täglich stundenlang in der Klinik und im Laboratorium mit den Herren zusammen. Im Laboratorium hatte ich meinen Arbeitsplatz so gewählt, daß ich alles hören konnte, was im Laboratorium vorging, und so folgte ich allen Arbeiten.

In Straßburg gab es täglich eine mehrstündige Visite auf den Krankensälen. Sämtliche Assistenten, nicht nur die der betreffenden Abteilung pflegten mir zu folgen, außer wenn sie auf ihren Sälen dringend beschäftigt waren oder wenn ich mich in die Untersuchung eines einzelnen Falles gar zu dauernd vertiefte. Da zog ich sie nun alle heran, auch zur Diskussion. Es war eine Hauptsorge, sie daran zu gewöhnen, sich an diesen Diskussionen zu beteiligen, ihre Meinung auszusprechen und zu begründen. Da kam manche Unwissenheit auf beiden Seiten zutage, und ergab sich manche Gelegenheit, Lücken auszufüllen. Dann wurden wohl die literarischen Belege sogleich herangeschafft, oder der eine oder andere erhielt den Auftrag, nachzusehen und zu berichten. Freilich kam so zwischen mir und meinen Schülern ein durchaus sachlicher, freier Ton auf, der dann nicht in jedem Augenblick von Untergebenheit viel erkennen ließ und dem Fremden gelegentlich als zu frei erschien; es ist wohl ein schönes Zeichen des Taktes meiner jungen Freunde, daß niemals etwas vorgekommen ist, was sich nicht in unser Verhältnis geschickt hätte, so heftig, so erbittert, möchte ich sagen, der wissenschaftliche Streit sich oft gestaltete. Über ethische Fragen ließ ich Diskussion nur in sehr beschränktem Maße zu. Hier habe ich den verantwortlichen Vorgesetzten nicht vergessen.

Solcher Verkehr zwischen Chef und Assistenten ist nur da angängig, wo jener sich der unerschütterlichen Achtung dieser erfreut; dann aber ist er höchst vorteilhaft für beide Teile. Die jungen Leute kommen aus sich heraus, werden ganz gewaltig angeregt, und auch der Chef erhält Anregungen, die nicht zu unterschätzen sind. Die Offenheit, welche herrscht, kommt ihm auch noch in anderem ganz besonders zugute. Er findet für ernsten Tadel und für Zumutungen, die weit über das amtliche Verhältnis hinausgehen, offene Ohren. Ich bin selbst erstaunt gewesen, was sich die jungen Leute von mir sagen ließen, wie gutwillig sie auf mich hörten. Höchst erfreulich war es, zu erleben, wie solche, die von anderer Stelle kamen, wo solcher Ton nicht geherrscht hatte, allmählich aufthauten.

Was die wissenschaftliche Arbeit anlangt, so ist es, damit der Arbeiter mit seinem Interesse dabei sei, das wichtigste, daß er sie als „seine" Sache, als sein Eigen betrachtet. Das macht sich schon beim Thema geltend. Es gibt Leute, die finden sich mit jedem Thema, sofern es gut ist, zurecht, befreunden sich mit ihm; andere sind mit ihren Interessen auf ganz bestimmte enge Gebiete beschränkt, und auch da müssen sie das Thema selbst finden, das, was ihnen ein anderer bringt, bleibt ihnen fremd. Das braucht nicht Eigensinn oder Eigenbrödelei zu sein. Einer der bescheidensten und besten meiner jungen Freunde ließ sich von mir Themen geben und begann mit Eifer und allem Geschick. Die Sache ging auch ganz gut voran, er fand manches Interessante. Nach einiger Zeit aber konnte ich bemerken, daß er nicht mehr weiterkam. Er begann seine eigenen Resultate mit dilettantenhaftem Hyperskeptizismus zu entwerten, ging auf Abwege und es dauerte nicht lange, so kam er und bat mich, daß er das Thema fallen lassen dürfe. Dann ging er wieder an seine Themen, die er sich selbst gesucht, und arbeitete hier mit dem schönsten Erfolge weiter. Man kann nicht sagen, daß diese von früh an so selbständigen Naturen

stets die besser begabten sind, später oder früher aber sucht sich jeder besser angelegte Mann so seinen eigenen Weg.

Damit die Anfänger die Arbeit als ihr eigen ansehen, ist es wichtig, daß das Resultat ihnen gehört. Der Lehrer tut gut, wenn er hier weit über das, was Recht und Billigkeit erheischen, zugunsten seiner Schüler hinausgeht. Was sie bei ihrer Arbeit herausbekommen, ist das Ihre; nur da, wo die Leistung des Arbeiters so gering ist, daß es eine grobe Versündigung an der Wahrheit wäre, wollte man ihm das Autorrecht zugestehen, mag man ihm die Vaterfreude dadurch kürzen, daß man die Resultate etwa in einem Vortrage, natürlich unter Nennung seines Namens, vorher kundgibt. Bei mir ausgeführte Arbeiten meiner Schüler habe ich sie unter ihrem alleinigen Namen veröffentlichen lassen, außer wenn ich ihnen, ehe wir an die Arbeit gingen, ausdrücklich gesagt hatte, daß die Veröffentlichung unter unser beider Namen statthaben solle. Dann habe ich aber auch mich nicht nur als Leiter, sondern als wirklicher Mitarbeiter beteiligt und meine Hälfte redlich geleistet. Dann habe ich auch fast immer das Niederschreiben ganz oder zum größten Teil übernommen. Aber auch die andern Arbeiten meiner Schüler unterlagen meiner Redaktion. Aus meiner Klinik ist wohl kein Manuskript hervorgegangen, daß ich nicht sorgfältig durchgesehen hätte. Den Anfängern war ich hierbei gelegentlich ein strenger Zensor.

Jedem stand es frei, das Thema, das ich ihm gegeben hatte, nach seinem Abgange aus meinem Institut weiterzubearbeiten, wo und wie er wollte. Doch behielt auch ich mir freieste Verfügung darüber vor. Es ist nicht ohne Interesse für die Psychologie der wissenschaftlichen Forschung, daß sehr wenige von jenem ihrem Rechte mit Erfolg Gebrauch gemacht haben.

Die meisten der Herren, die länger als zwei Jahre Assistenten waren und die sich mit Erfolg wissenschaftlich be-

tätigt hatten, kamen später oder früher mit dem Wunsche, sich zu habilitieren; daß ich keinen Anfänger gern nahm, der mit dieser ausgesprochenen Absicht zu mir kam, habe ich schon gesagt. Nur wenigen, die ich für hervorragend begabt hielt, habe ich dann nicht abgeredet. Vergebens aber malte ich die akademische Laufbahn mit ihren Enttäuschungen so schwarz wie die Nacht, vergebens betonte ich, daß ich mich nachdrücklich verwahre gegen jeden aus der Zulassung als Privatdozent abzuleitenden Anspruch auf „Beförderung", durch gütliches Zureden hat sich keiner abbringen lassen. Zurückgewiesen habe ich dann nur solche, die keine genügenden wissenschaftlichen Arbeiten aufweisen konnten, den, der das konnte, habe ich der Fakultät empfohlen, falls er hierauf beharrte, selbst wenn ich es für fraglich hielt, ob er für die akademische Laufbahn geeignet sei, denn ich hatte bald gelernt, wie unsicher das Urteil über einen „Werdenden" oft ist. Mancher, der recht Tüchtiges leistet, solange er an der Hand des Lehrers ist, versagt, wenn er selbständig sein soll, und mancher entwickelt sich spät aus einem Nebelfleck zu einem hellen Gestirn. Ich bin sicher zu optimistisch gewesen und hätte vielleicht strenger sein sollen, aber ich mochte mein Gewissen nicht belasten. Es ist eine schwere Verantwortung, die man übernimmt, wenn man dem, der sich für befähigt hält und der glaubt, sein Glück auf diesem Wege zu finden, den Eingang verschließt. Ich habe diese Verantwortung nur da zu übernehmen gewagt, wo ein Zweifel an der Unwürdigkeit des Bewerbers nicht bestehen konnte. Von dem Tage an, da ich meinen Rücktritt angemeldet hatte, habe ich aber keinen Privatdozenten mehr kreiert. Ich wollte meinem Nachfolger nicht ein Nest solcher hinterlassen.

Ich sagte es schon: So sehr ich es mir angelegen sein ließ, meine Assistenten zur selbständigen Arbeit anzuregen, der Krankendienst durfte darunter nicht leiden. Ich habe keinen dabei ertappt, daß er seine Kranken über seinen Laboratoriums-

arbeiten vernachlässigt hätte. Darüber hätte ich wohl einmal zu klagen gehabt, daß die Fälle, die ich in der Klinik vorstellen wollte, nicht genügend vorbereitet waren. Da muß im Unterrichtsinteresse vieles verlangt werden, was für den Krankendienst im Einzelfalle entbehrlich sein kann und an diesen Dingen hat nur der das rechte Interesse, der den Unterricht erteilt. Die Gründe, weshalb wir das seinerzeit auf der Frerichsschen Klinik wohl besonders gut verstanden, habe ich da besprochen, wo ich von der Eigenart unseres Chefs (Frerichs) handelte. Ich war wohl gerade hierin zu nachsichtig.

Die schwerste Aufgabe ist mir aber immer die gewesen, eine gute Führung und Ordnung der Krankengeschichten durchzusetzen. Diese böseste Seite meiner klinischen Amtsführung kam erst in Ordnung, als ich in meiner neuen Klinik in Straßburg ein geschlossenes, ausschließlich für die Krankengeschichten bestimmtes Archiv einrichten konnte, dessen streng bureaukratische Verwaltung nach strengen Instruktionen ich einem Subalternbeamten übergab.

Die Assistenten verkehrten alle in meinem Hause, auch die Volontärärzte, wenn auch diese weniger intim. Die Herzensgüte und Liebenswürdigkeit meiner Frau hat wohl auch das ihre dazu beigetragen, unser Verhältnis so freundschaftlich zu gestalten. Bei vielen hat sich das darin gezeigt, daß später auch die Frauen unserem Kreise zuwuchsen. Leider ist hierin in Straßburg ein sehr bedauerlicher Unterschied hervorgetreten zwischen unserem Verhältnis zu den Altdeutschen einerseits, und andererseits zu den Elsässern. Während dort als Regel die freundschaftlichen Beziehungen aus der Assistentenzeit als Familienfreundschaft fortdauerten, konnte ich mich dessen nur bei ganz wenigen meiner elsässischen Assistenten erfreuen. Ich muß es den späteren Frauen meiner jungen deutschen Freunde besonders danken, wenn sie es mir nicht nachgetragen haben — aber ich muß es hier gestehen: als Chef war ich dem weiblichen

Geschlecht nicht hold! Ich habe nie verheiratete klinische Assistenten, auch poliklinische nur ungern, zugelassen, und auch Verlobung meiner Assistenten sah ich sehr ungern. Die Erfahrung hatte mich bald gelehrt, daß sich beides schlecht mit den Aufgaben des Assistenten verträgt, wie ich diese auffaßte. Dem klinischen Assistenten muß die Klinik sein Heim sein! Die Sorge für Familie, wie sie schon die Verlobung in Aussicht stellt, steht dem Manne wohl an, sie verträgt sich aber schwer mit dem Aufgehen in das Lernen, und ein Assistent ist nur am Platz, solange dem sein ganzes Interesse gilt. Deshalb sind auch die meisten jungen Männer für Assistentenstellungen nicht mehr geeignet, sobald sie mehr wie 3 bis 4 Jahre in der Stellung und älter als 31, 32 Jahre sind. Für die Stellen von Oberärzten, wo sie andere anzuleiten haben und eine gewisse Selbständigkeit besitzen, werden sie dann erst recht geeignet. Diese Oberärzte sind bei den sich immer steigernden Ansprüchen an die Verwaltungsarbeit des Chefs und an seine Verantwortlichkeit heute unentbehrlich. Ich glaube auch nicht, daß sie das Verhältnis zwischen Chef und Assistenten stören müssen. Wünschenswert bleibt allerdings ihre Anstellung auf Kündigung.

Nicht wenige meiner Assistenten sind später zu einer andern Spezialität übergegangen, zum Teil auf meine Anregung, so Kausch, der bei seinen überaus geschickten Versuchen an Tieren mit Exstirpation von Leber und Pankreas chirurgische Begabung zeigte und nach Breslau zu Mikulicz ging. Kümmel und Manasse wurden Otiater, Rosenfeld Psychiater in Rostock, Heile, der mir, obgleich nur Volontärarzt, recht nahe trat, Chirurg (Wiesbaden). Auch von außerakademischen hervorragenden Ärzten haben genug an meiner Klinik begonnen. Ich brauche als Vertreter dieser Gruppe nur Weintraud in Wiesbaden und Umber in Berlin zu nennen, und als Militärarzt Kayser.

Das Hauptthema meiner Klinik blieb der Diabetes melitus. Die Azidose erwies sich, je länger je mehr als ein Thema von

größter Bedeutung, weit über den Rahmen des Diabetes melitus hinaus. Die wissenschaftliche Therapie des Diabetes, für die meine Königsberger Arbeiten den Grund gelegt hatten, gewann erst in Straßburg rechte Gestalt. Weintraud, der aus Zürich von Eichhorst zu mir kam und bald als Arbeiter und Mensch mir sehr viel wert wurde, tat den wichtigsten Schritt. In seiner großen Arbeit vom Jahre 1893 hat er in gründlichster Weise die überraschende Wirkung der Eiweißbeschränkung (des Fleisches) in der Nahrung des Diabetischen auf die Zuckerausscheidung klargelegt und die Zulässigkeit dieser Einschränkung bis auf das bis dahin unerhörte Minimum von 7 Gramm Stickstoff gezeigt. Hierdurch und dadurch, daß er die Rolle, die das Fett in der Ernährung des Diabetischen zu spielen berufen ist, in das rechte Licht setzte, hat er die Grundlagen der modernen kurativen Behandlung des Diabetes gelegt.

Schon unsere Azidoseforschungen hatten erst sehr allmählich das richtige Verständnis gefunden, es hat Dezennien gedauert, bis man begriff, daß es sich hier um eine umfassende Stoffwechselanomalie handle, von der die „Azetonurie" nur eine sehr untergeordnete Erscheinung ist. Mit meiner Diabetesbehandlung kam es noch schlimmer. Wieder gingen Jahrzehnte dahin, bis die Bedeutung der Eiweißbeschränkung in der Nahrung richtig gewürdigt wurde. Auf der Höhe damaliger Forschung stehende „Spezialisten" und „Autoritäten" in Sachen der Diabetestherapie haben meine immer wieder vorgetragene und immer wieder durch neue Arbeiten gestützte Lehre in einer Weise bekämpft, die mir nicht einmal persönliche Kränkung ersparte. Dann, als man endlich mich bestätigen mußte, ging man, in der Freude über das, was man fand, nicht nur sofort viel zuweit über mich hinaus, sondern man beliebte, die einfach als solche von mir betonte Tatsache, daß nämlich bei weitgehender Eiweißbeschränkung Kohlehydrate vom Diabetischen auffallend gut vertragen

werden, auf den Kopf zu stellen. Anstatt zu sagen, wir beschränken unsern Diabetischen die Eiweißnahrung und brauchen dann in der Dosierung der Kohlehydrate nicht ängstlich zu sein, preist man die neue Behandlung des Diabetes mit „Hafergrütze" und anderen Kohlehydraten, und von der dabei stattfindenden weitgehenden Eiweißbeschränkung macht man weiter kein Aufhebens. Es war gut, daß die große Wiesbadener Diskussion im Jahre 1921 hier eintrat.

Einen gewaltigen Aufschwung brachte in unsere experimentelle Diabetesforschung die Entdeckung des Pankreasdiabetes durch v. Mering und Minkowski. Sie hatten sich über Pankreasexstirpation unterhalten. Am anderen Tage erzählte Minkowski, Mering habe das seit Claude Bernard geltende Dogma vertreten, daß Tiere Pankreasexstirpation nicht überständen. Er, Minkowski, habe vertreten, daß sie bei Hunden möglich sei. Was ich dazu meine? Ich sagte: Wenn Sie die Leber haben exstirpieren können, werden sie wohl auch die Pankreasexstirpation zustande bringen, und wenn Gänse jene aushalten, werden Hunde diese wohl noch leichter überstehen. Einen Tag später führte Minkowski seine erste Pankreasexstirpation in meinem Laboratorium aus, Mering assistierte und verreiste. Als er 24 Stunden später wieder das Laboratorium betrat, konnte Minkowski ihm bereits mitteilen, der Hund habe einen schweren Diabetes mit 5 Prozent Zucker. Beiläufig: Mering hat, solange er in Straßburg war, nie selbst eine Pankreasexstirpation ausgeführt oder auch nur versucht, sich auch im ganzen wenig an der Verfolgung des Fundes beteiligt.

An all diesen drei großen Diabetesthemen haben damals viele meiner besten Assistenten weitergearbeitet, außer Weintraud auch Kausch, Gerhardt, Schlesinger, Julius Baer und wieder mit großem Erfolg Magnus-Levy. Magnus-Levy kam als gereifter Mann zu mir. Er hatte schon in Frankfurt unter Noorden und in Berlin im Urbankrankenhaus auf Stadelmanns Abteilung sich mit der diabetischen Azidose beschäftigt. Er hat

den bis dahin nur nach annähernder Schätzung bestimmten quantitativen Ausartungen der Azidose, wie sie vor allem im Coma diabeticum zutage treten, die genaue quantitative Grundlage gegeben, und — beides sehr wichtig — die β-Oxybuttersäure quantitativ bestimmen, auch kristallin darstellen gelehrt.

Soweit es sich um Laboratoriumsarbeiten handelte und mit der Mitarbeiterschaft, war ich in Straßburg gut daran. Die Durchführung der diabetischen Krankenbehandlung in meiner Klinik wurde aber durch die auch in dieser Hinsicht damals sehr ungünstigen Einrichtungen des Straßburger Bürgerhospitales sehr erschwert. Isolierzimmer fehlten, wie ich schon sagte, so gut wie ganz, aber auch die Leistungen der Küche waren für Diätstudien minderwertig, und die Krankenschwestern mußten erst für Versuche und zu wissenschaftlicher Genauigkeit erzogen werden. Man mag sich denken, welche Schwierigkeiten daraus für eine Behandlungsweise und für Versuche erwuchsen, in denen alles auf die im einzelnen genau quantitativ bestimmte Ernährung ankommt.

Neben dem Diabetes fing ich seit etwa 1890 an, mich nachdrücklich mit der Cholelithiasis zu beschäftigen. Ich hatte bis dahin wenig von Gallensteinen gesehen, jetzt in Straßburg kamen viel Gallensteinfälle in meine Behandlung, und als ich über das Thema nachdachte, sah ich, wie wir so gar wenig von Gallensteinbildung und Gallensteinkrankheit wüßten. Dazu kam ein ganzes Waschbecken mit Gallensteinen, das ich in dem Sektionssaal in Recklinghausens Institut fand, und die mein Interesse sehr fesselten. Recklinghausen überließ sie mir gern, und so fing ich an, mich in meiner Weise mit ihnen zu beschäftigen, bis mir allmählich eine der leitenden Intuitionen nach der andern kam. Wer weiß aber, ob ich die Studien so schnell durchgeführt und wie ich sie zu meinem Buche brauchte, abgerundet hätte, wenn nicht Kußmauls 70. Geburtstag

gekommen wäre. Dazu wollte ich ihm eine Gratulationsschrift schreiben. Nun, meine „Klinik der Cholelithiasis“ hat die neue Ära der Cholelithiasis herauf- und eingeführt. Daran wird dadurch nichts geändert, daß viele es vergessen haben.

Wenn mich auch der Diabetes und die Cholelithiasis genug in das Laboratorium führten, so war doch jetzt viel mehr wie früher der Krankensaal mein Aufenthalt. Das Straßburger Krankenmaterial war anders geartet wie das Königsberger. Ich lernte hier manches Neue kennen. Der allgemeine reißende Fortschritt auf allen Gebieten der Nosologie gab mir überall zu tun. Altbekannte Krankheiten, so die Tabes dorsalis, nahmen ein ganz neues Aussehen an, überall tauchten neue fruchtbare klinische Untersuchungsmethoden auf, man denke nur an die Blutuntersuchung und an die Spinalpunktion, mit denen es sich zu befreunden galt. Da war immer wieder zu lernen. Auch in der produktiven Arbeit wandte ich mich jetzt mehr wie früher der klinischen Beobachtung zu, dies auch, um den Vorwurf zu entkräften, den man meiner Schule häufig machte, daß wir das Experiment zu sehr begünstigten.

Eine ganze Anzahl von Krankheiten waren hier viel häufiger wie in Ostpreußen, darunter die Raynaudsche Krankheit und Sklerodermie, gewisse Formen der progressiven Muskelatrophie, auch Morbus Basedowii. Sie alle sind anscheinend häufiger auf dem linken Rheinufer, so daß ich geneigt war, dies auf Rechnung der sich hier geltend machenden keltoromanischen Rasse zu setzen; sie scheinen auch in Frankreich häufiger. Andere hingen mit der Lebensweise der Elsässer zusammen, so gewisse Herz- und Zirkulationskrankheiten mit Plethora universalis als Folge übermäßiger Ernährung. Wichtig war auch dies, daß meine Klinik in Straßburg Abteilung des allgemeinen Krankenhauses war. Infolgedessen bekam ich hier wieder Krankheiten in großer Menge und in allen Formen zu sehen, die ich in Königsberg nur vereinzelt in ausgesuchten Beispielen für Unter-

richtszwecke hatte aufnehmen können, so Typhen, Pneumonien, vor allem aber Alterskrankheiten. Denn das Spital war gleichzeitig Pfründnerhaus. So konnten wir uns auf allen Gebieten tummeln und haben das, wie ich mir einbilde, auch mit Erfolg getan. Mich haben je länger, je mehr auch die Alterskrankheiten interessiert. Ich hatte schon in einigen kleineren Aufsätzen dieses mein Interesse verlautbart, und ergriff später gern die Gelegenheit, in der allgemeinen Pathologie und Therapie der Greisenkrankheiten, die ich für Schwalbes Sammelwerk schrieb, mich eingehender über sie auszulassen. Das Buch scheint wenig bekannt geworden zu sein. Man mag sich darüber wundern, daß ich dort der Drüsen mit innerer Sekretion, die beim Altern eine so große Rolle spielen, kaum gedacht habe. Ich finde selbst keine Erklärung dafür, und ich schäme mich dessen. Denn wenn die Lehre von der „Secretio interna" damals auch noch in den Anfängen steckte, so lag doch bereits genug davon vor für Pankreas, Thyreoidea, Nebenniere und Thymus; und schon das Pankreas hatte mir ihre Rolle im Stoffwechsel nahegebracht! Man braucht eben kein Homer zu sein, um „einmal etwas zu verschlafen".

Daß der Kliniker die Privatpraxis nicht entbehren kann, brauche ich nicht noch einmal zu begründen. Er muß auch für die Privatpraxis die oberste Instanz sein. Hier in Straßburg wollte das nicht schnell gedeihen. Einige Freunde hatten, ich vermute, um damit meinen „hohen wissenschaftlichen Standpunkt" zu kennzeichnen, das Gerücht verbreitet, ich wolle überhaupt keine Privatpraxis. Die Straßburger Ärzte kamen mir zunächst fast alle mit der daraus sich für sie ergebenden vorsichtigen Zurückhaltung entgegen. Schlimmer war die Ungunst der ganzen Lage für mich. Kußmaul hatte zwar Straßburg geräumt, aber er betrieb in Heidelberg seine Praxis nicht weniger eifrig. In Straßburg behielt er in seinem Schüler Arnold Cahn einen ausgezeichneten würdigen Vertreter. Cahn

behielt einen großen Teil der Kußmaulschen Praxis in der Hand, und selbstverständlich hielt er an seinem Lehrer und alten Chef fest und lebhafteste Verbindung zwischen Straßburg und Heidelberg aufrecht. Die Straßburger gingen, um Kußmaul zu konsultieren, gern nach Heidelberg, und aus gelegentlichen Besuchen, die mir der alte Herr machte, konnte ich entnehmen, wie häufig er in Straßburg sei. In Heidelberg saß Erb seit seiner Studentenzeit eingebürgert, der zu jedermann im badischen Lande und in der Pfalz Beziehungen und außerdem schon als Friedreichs Nachfolger große internationale Praxis hatte. In Freiburg und Basel saßen Bäumler und Immermann seit Dezennien als Herrscher der Praxis in Oberbaden, Oberelsaß und den benachbarten Schweizerkantonen. Dazwischen kam ich nun, fern aus dem hohen Norden, ohne eine Beziehung hier am Rhein. Und dazu noch der befremdliche Name „Naunyn", mit dem die Leute so gar nichts anzufangen wußten. Ich erzählte schon! —.

Kußmauls Volkstümlichkeit war groß, und das auf beiden Ufern des Rheins. Fast jeder Kranke, der zu mir kam, hatte Kußmaul konsultiert, und jeder berief sich auf ihn als seinen „Freund". Das war das Eigene in der Art, wie Kußmaul seinen Kranken begegnete, daß jeder die Empfindung mitnahm, er würdige ihn seiner besonderen Freundschaft, und die Überzeugung, sein Fall sei der, der ihn (Kußmaul) ganz besonders interessiere.

Einer beschleunigten Entwicklung meiner Praxis war es auch nicht förderlich gewesen, daß ich gerade im ersten Winter, als ich bekannt zu werden anfing, zwei Monate ausspannen mußte. Allmählich aber ging es doch ganz gut. Die ersten, die mich zu finden wußten, waren wieder die Juden, und einige Zeit herrschte in meinem Wartezimmer der orientalische Typus, fast so wie seinerzeit in Königsberg; doch bald fanden sich auch die Elsässer aus Stadt und Land, die Pfälzer und die Leute aus Mittelbaden. Aus diesen selben Gegenden rekrutierte sich damals auch zu einem nicht geringen Teile das Material unserer

Kliniken, Straßburg lieferte damals noch nicht genug, manche Straßburger gingen immer noch nicht gern in die „deutschen Kliniken". So hatten sich schon vor meiner Zeit Beziehungen zwischen den Ärzten jener Bezirke und den Straßburger Klinikern gebildet. Lücke hatte sie am eifrigsten gepflegt, und er führte auch mich hier ein. Wir besuchten fast regelmäßig die Sitzungen des Landauer Bezirksvereins, der die Rheinpfalz bis Landau, und die des Ortenauer Bezirksvereins, der Mittelbaden umfaßte, und versorgten die Tagesordnung mit wissenschaftlichen Vorträgen. Dort bei den Pfälzern war die ganze Zeit der alte Ed. Pauli Vorsitzender. Ein vornehmer Herr. Es herrschte ein fröhlicher, angenehmer Ton, ärztliche Standesinteressen und Wissenschaft kamen beide zu ihrem Rechte. Bei den Sommersitzungen habe ich selten gefehlt, noch nach meiner Emeritierung bin ich, solange es mir meine Gesundheit erlaubte, gern hingegangen. Diese Sommersitzungen fanden öfters in einer der pfälzischen Staatsirrenanstalten statt oder in einem der kleinen pfälzischen Badeorte und sie boten in dem schönen Lande bei gutem Wetter viel Genuß. Der Verkehr in dem fröhlichen, unbefangenen Völkchen von Kollegen ist mir eine liebe Erinnerung geblieben. Der alte Herr Pauli präsidierte und repräsentierte aufs beste. Er wußte mit Geschick Banausentum und Streberei fernzuhalten.

Bei den Badensern war ein trefflicher älterer Kollege aus Kehl Vorsitzender, Herr Brauch, und solange er am Ruder war, habe ich dort gern und viel verkehrt. Als er aber abgetreten war, hielt dort die neue Zeit mit Vordrängen der Standesinteressen ihren Einzug. Der Nachfolger Brauchs zog, wohl, um dem Vereine größeres Gewicht im badischen „Ländle" zu geben, die oberste Medizinalbehörde hinzu, und diese brachte es in größter Kürze fertig, daß ich den Sitzungen fernzubleiben vorzog. Allmählich kam ich auch in Straßburg und Umgegend zur Geltung. Im übrigen sorgte mein guter wissenschaftlicher Name und das Rheinland dafür, daß ich zu tun bekam. „Wer

am Rhein nicht gedeihen will," pflegte ich bald zu sagen, „muß es sehr künstlich anfangen." Schließlich bin ich rheinauf und rheinab und weiter durchs deutsche und welsche Land gefahren, so viel ich mochte. Ich sagte schon, daß ich in Königsberg in den letzten Jahren mich zu Reisekonsultationen nur noch schwer entschlossen hatte. Das war hier nicht so weitgehend durchzuführen. Ich wäre gegen Heidelberg, Basel, Freiburg nie aufgekommen, wenn ich mich nicht außerhalb hätte sehen lassen. Es wurde mir recht schwer, mich wieder an die Eisenbahnfahrten zu gewöhnen, sie bekamen mir körperlich nicht gut, ich litt schon damals an rheumatischen Kopfschmerzen, die mir bis heute anhänglich geblieben sind. Freilich, so lang und angreifend wie die russischen Reisen von Königsberg aus waren meine Fahrten hier nicht.

Dem bösen Nachwinter des Jahres 1888 war ein herrlicher Frühling gefolgt, schon der April brachte uns einen echten rheinischen Lenz mit Sonne und Blüten die Fülle. Wie haben wir ihn auf den üppigen Hängen und den grünen Bergen der Vogesen und des Schwarzwalds genossen! Auch Fahrten durch das schöne Elsaß und die freundliche Pfalz waren da oft eine Erholung. Ich kenne kaum eine schönere Fahrt als die auf der alten Landstraße von Schlettstatt nach Zabern durch das Vorland der Vogesen mit ihren herrlichen uralten Nußbäumen. Auf der einen Seite die zum Gebirge mit seinen Burgen und Wäldern aufsteigenden Rebhügel mit Kästewäldchen und Obstbäumen, auf der andern Seite die Rheinebene mit ihren wohlhabenden alten Dörfern und Städtchen, und drüben die Berge des Schwarzwaldes in ihrem tiefen Grün. So fuhr ich an einem schönen Sonntagsmorgen 1892 durch die lachende Aue. Der Doktor von Epfig hatte mich in seinem Doktorwägele von der Bahn geholt. Wir sprachen von dem und jenem, und endlich auch, wie es sich in Epfig schickt, vom Wein und vom „Heurigen". „Ja," sagt da der Herr Kollege, „der Heurige, das ist ‚eppes Rares'. Wir haben schon am Most

gemerkt, wie der war, und ich habe wohl geglaubt, wenn der neue Wein kommt, dann gibt es eine kolossale Besoffenheit, das gibt Mord und Totschlag. Und was soll ich Ihnen sagen, Herr Professor, rein gar nichts ist passiert. Der Wein war zu gut, er hat sie alle gleich umgeschmissen, zum Raufen sind sie gar nicht gekommen." Also erzählte mir der Herr Kollege mit größtem sachlichen Ernste.

Ein fröhliches Völkchen, diese Elsässer, und ein umgängliches, wenn man an die rechten kommt und sie zu nehmen weiß. Die „besseren" eingebornen Familien, am entschiedensten die des Oberelsaß, waren französiert. Sie sprachen noch zu meiner Zeit schlecht Hochdeutsch; unter sich immer „elsässisch Dütsch" oder Französisch. Die Petris, Kleins, Hoeffels sind seltene Ausnahmen.

Die Eigenart des Volkes muß man überall auf dem Lande suchen. Großgrundbesitzer gibt es kaum, wenn auch in den Weingegenden der Grundbesitz einen hohen Wert haben kann. Schöne Landsitze, auf denen sommers vornehme Elsässer, hier und da auch noch einmal ein Franzose, hausen. Meist Rentner, die in Frankreich, aber auch im fernen Auslande ein Vermögen gemacht und sich in ihrer Heimat, oft genug in ihrem Heimatdorf, zur Ruhe gesetzt haben. Auch diese Leute hatten französischen Firnis und standen außerhalb der deutschen Welt, doch Vertreter des Elsässertums sind auch sie nicht. Das muß man in der eigentlich bäuerlichen Bevölkerung suchen. Dort fand ich noch allgemein auch in den wohlhabendsten Familien die Frauen in der elsässischen Tracht, mit den Faltenröcken, der breiten seidenen Schürze, dem gekreuzten großen Busentuch und der kleidsamen seidenen Schlaufe. Es liegt Selbstgefühl in dieser elsässischen Schlaufe und in der ganzen Tracht und Haltung. Die vornehmste Schlaufe ist, meinem Geschmacke nach, die schwarze. Sie wird mehr in den protestantischen Gegenden getragen, während in den katholischen Orten die bunten oft beliebter sind. Je wohlhabender die Besitzerin,

desto breiter das Schlaufenband, desto höher die Schlaufe, doch immer bleibt sie kleidsam.

In den ersten Jahren, als meine Praxis noch weniger entwickelt war, habe ich manche Konsultationsfahrt zu solch wohlhabendem Bauern gemacht, und unser Verkehr in der Sprechstunde hat bis zuletzt geblüht. Ich hatte sie gern, diese echten Kinder des Landes, selbstbewußt und artig, heiter und sehr empfänglich für Humor; der Kranke dankbar für jede heitere Wendung, die man dem meist doch trüben Gespräche zu geben wußte. Als wir erst vertrauter waren, ist manch einer, der wußte, daß er nicht zum Scherz zu mir kam, lachend eingetreten und lachend wieder gegangen. Die großen seidenen Schlaufen hatten es mir angetan, und ich freute mich, wenn eine in der Tür des Sprechzimmers auftauchte. Da kam auch einmal eine besonders schöne. Das Mädchen, das sie trug, war freundlich und erfreulich anzusehen, die Tochter eines wohlhabenden Landmann bei Mutzig. Sie kam öfter, und bald fiel mir ihr ungewöhnlich gutes Hochdeutsch auf, bestes Norddeutsch. So fragte ich sie, wo sie ihr feines Hochdeutsch herhabe, und lachend erzählte sie: Mein Vater hat die Wirtschaft unten am Berg, da bin ich Kellnerin. Die Offiziere vom Fort verkehren dort, und das sind meist norddeutsche Herren. Bald kam sie wieder, mir ihren Bräutigam vorstellen, und am Abend fand ich die ganze Familie im Theater. Da saßen sie, alle höchst hingehörig, neben- und hintereinander im ersten Rang Balkon, Tochter und Mutter mit Schlaufe. Dann traf ich sie wieder in der Häuslichkeit am Krankenbette ihrer Mutter. Sie war jetzt längst verheiratet, eine verständige, arbeitsame Hausfrau, die mittags den Kochlöffel schwang und bei der Heumahd den Rechen führte wie nur eine.

Kein größerer Unterschied als zwischen Elsaß und Lothringen zwischen Elsässern und Lothringern. Lothringen stellt in seinem Hauptteile eine ziemlich kahle, eintönige Hochebene dar. Im südwestlichen Teile an der französischen Grenze eine Wald-

und Seenlandschaft; dort entspringt die Saar, der einzige nennenswerte Fluß des Landes. Weiter, bis nach Saargemünd hinunter, ist das Saartal im Vergleich zum Elsaß, ärmlich, die Landschaft zwichen der Saar und der Mosel, von Saarburg bis Metz, eine flachwellige Ebene. Auf den Wellenbergen unendliche Weizenfelder, unten in den Tälern Wiesen. Nichts Langweiligeres wie eine Wagenfahrt durch dies Land; in ewigem Einerlei bergauf, bergab bis zum Seekrankwerden. Die Dörfer: große Steinhäuser ohne jeden Reiz, kaum ein Obstgarten, dafür unendliche Düngerhaufen an der Straße vor den Häusern und unergründlicher Schmutz. Die Rebberge, die Burgen, die romantischen Städtchen, die bunte Landschaft, der Kleinbesitz mit den Hecken und Obstbäumen auf dem Felde fehlt. Großgrundbesitz mit seinen weiten Feldern. Und wie verschieden die Menschen! Der Elsässer mittelgroß, hellblond, breite Stirn, breitschultrig, gut genährt, helle Augen, selbstbewußt und selbstgefällig, auch dreist, leicht erregt, dann heftig und unter sich grob. Kein Freund der Enthaltsamkeit, aber offen, freundlich und heiter. Der Lothringer schlank, knochig, rötliches Haar, mit vielen Sommersprossen, auffallend ernst, fast mürrisch, mißtrauisch, wenigstens zurückhaltend, wie man ihm nachsagt, unzuverlässig. Die Lothringer sind viel geduldiger, leichter zu regieren wie die Elsässer, sie leisten der Germanisierung viel weniger bewußten Widerstand, obgleich ein großer Teil des Landes altfranzösisches Sprachgebiet und von Stockfranzosen bewohnt ist; die Lothringerinnen heiraten gar nicht selten Altdeutsche. Ich traf dort viel eingewanderte deutsche Ärzte, auch nichtjüdische, die lothringische Frauen hatten.

Es sind ganz verschiedene Stämme; die Elsässer Alemannen, die Lothringer wohl Franken. Aber auch zwischen den Alemannen des linken und rechten Rheinufers, den Elsässern und den Badensern, fand ich große Unterschiede. Der größere, bäuerliche Besitz, diese höchst sympathische soziale Schicht, scheint im Elsaß

besser erhalten. Hier auf dem linken Rheinufer ist das weit ältere Kulturland. Die ununterbrochene Reihe uralter blühender Städte auf dem linken Rheinufer zeigt das am besten: Basel, Mülhausen, Kolmar, Schlettstadt, Straßburg, Hagenau, Landau, Neustadt, Worms, Speyer usw. Die Städte des rechten Rheinufers oder ihre Bedeutung sind jüngeren Datums. Dort auf dem linken Ufer des Rheines ging viele Jahrhunderte früher die große Straße von Italien nach Flandern und Brabant und nach England.

Straßburg ist noch heute die „wunderschöne" Stadt. Vom neuen Straßburg, wie es sich seit 1871 entwickelt hat, will ich nicht sprechen; außer der Ruprechtsauer Allee, dem neuen Illstaden (Paul Labandstaden) und vor allem der schönen Perspektive: Kaiserpalast mit Kaiserplatz, Kaiser-Wilhelm-Straße und -Brücke, Universitätsplatz mit dem Kollegiengebäude, ist nichts Besonderes davon zu sagen. Das alte Straßburg zeigt noch immer eine Fülle interessanter alter Gebäude und hochbedeutender architektonischer Eindrücke: Der Domplatz mit dem Münster, dem Kammerzellschen Haus auf der einen Seite, dem Frauenhause und dem „Schloß" (dem alten Rohanschen Bischofspalast) auf der andern Seite, der Gutenbergplatz mit dem Palais de commerce, der Thomasstaden mit dem „Drachenschlößli" und dem „Alten Kaufhaus", der Fischleutstaden mit altem Schloß von der Wasserseite. Eine Fülle von schönen alten Häusern und hübschen Höfen. Noch heute bergen Kalbsgasse und Brandtgasse, die engen Querstraßen der Schlossergasse, der Langenstraße und das Gewirr von engen Gassen um den Stefansplatz und wieder um das Kleine Frankreich viel Sehenswertes. Im Jahre 1888 gab es noch mehr davon, und manches davon mutete recht eigenartig an, so die französischen Straßennamen, an den Ecken eingemeißelt: Rue brulée (Brandtgasse), Place des jouants enfants usw. Auch das Straßenleben.

Am originellsten vielleicht der 15. Juni — ich hoffe mich recht zu erinnern, daß dies der Tag war, an dem die Angelfischerei in der Ill nach der Schonzeit aufging. Dann fand schon der frühe Morgen an allen Staden die Kaimauer mit Anglern dicht besetzt. An manchen Stellen saßen sie dicht wie die Schwalben auf dem Telegraphendraht. Lautlos, weltentrückt starren sie nach der Angel, jung und alt, vornehm und gering; neben dem Sportfischer, der Bub mit seiner Angel aus einer Weidenrute und einer gebogenen Stecknadel, der Postschaffner oder auch der Schutzmann noch mit der Dienstmütze, wie er eine irgendwie dem Dienst abgestohlene Stunde seiner Leidenschaft frönt. So dicht schwammen die Angeln beieinander, daß guter Wille und Geschicklichkeit dazu gehörte, Zusammenstöße zu vermeiden, aber nie habe ich eine Zänkerei unter den Anglern erlebt. Das ging dann eine Reihe von Wochen so, dann waren wohl die leicht zugänglichen Stellen ausgefischt und allmählich trat Ruhe ein. Immerhin gehörte auch weiterhin der Angler in allen denkbaren Posen zur Staffage des elsässischen Landschafts- und Straßenbildes.

Ich konnte mich in Straßburg so wenig wie in Königsberg zur Einrichtung einer Privatklinik entschließen, und da ich keine Privatabteilung an meiner Klinik hatte, so behandelte ich meine Privatkranken im protestantischen Diakonissenhaus oder in „Toussaints", einem entsprechenden katholischen Unternehmen, das zum Orden des heil. Vincent St. Paul gehört. Von dem Diakonissenhaus habe ich schon erzählt. Die Krankenpflege dort war vortrefflich, die Pfarrer waren in Aufdringlichkeit groß. In Toussaints war damals die Krankenpflege recht mangelhaft. Die Schwestern wenig zuverlässig und ohne jedes Interesse; ich habe in der ganzen Zeit dort nur eine Schwester gefunden, die allerdings sehr gut war. Völlig gleich war in beiden die ablehnende Haltung gegen das Deutschtum, obgleich da wie dort unter den Schwestern viel Altdeutsche waren.

Bei den Katholiken war das ja selbstverständlich, bei den protestantischen Diakonissinnen aber in hohem Maße unrecht. Denn diese suchten für ihre Anstalt die Gunst der deutschen Behörden und hohen Persönlichkeiten, und wußten sie sehr zu nutzen. Unrecht war es schon, daß die Oberin, eine Neuenburgerin, Fräulein de Pury, zu mangelhaft Deutsch sprach, um sich mit ihr in wichtigeren Dingen darin verständigen zu können. Es war kaum überraschend, als mir etwa 1896 eine Krankenschwester, von der ich wußte, daß sie seit vielen Jahren auf Sälen tätig war, wo mindestens zwei Dritteile der Kranken nicht Französisch verstanden, auf meine Anweisung für einen Kranken antwortete: Mais pardon, Monsieur le Docteur, je ne comprends pas allemand. In den Krankenzimmern hingen Vorschriften für das Verhalten der Kranken, auf der einen Seite in deutscher, auf der andern in französischer Sprache. Ausnahmslos aber hing die deutsche Seite verschämt gegen die Wand, so daß man sich gar nicht wunderte, als ich eines Tages, den französischen Text studierend, fragte: Ist das nur französisch vorhanden? Diese Frage genügte übrigens, um zu veranlassen, daß in den Zimmern, in denen ich zu tun hatte, von nun ab stets die deutsche Seite „oben" hing. An beiden Stellen, in Toussaints wie im Diakonissenhaus, waren es ausschließlich altelsässische Ärzte, und zwar solche ablehnender Haltung, die für die Vertrauensstellungen im Hause herangezogen wurden.

Die altelsässischen Ärzte waren, wie ich schon besprochen habe, im ganzen dem Deutschtum entschieden abgeneigt, und das Verhältnis zwischen ihnen und den nach 1870 eingewanderten war ein kühles, während der „alte Herr Kröll" und der Otiater Kuhn, die schon früher nach Straßburg gekommen waren, keinerlei Zurückhaltung begegneten; erst in der folgenden Generation fanden sich Elsässer und Altdeutsche auf dem Boden der Standesinteressen und soweit diese reichten

zusammen. Gegen die Universität und gegen uns Kliniker aber haben unsere altelsässischen Kollegen zu meiner Zeit keine ablehnende Haltung zur Schau getragen. Ich muß ihnen nachrühmen, daß sie von vornherein mir entgegenkamen, und ich habe zu mehr wie einem von ihnen freundliche Beziehungen gewonnen. Es gab eine ganze Anzahl interessanter Männer unter ihnen. Da war zuerst Herr Koeberlé, eine europäische Berühmtheit. Zwar ist er so wenig wie Spencer-Wells der erste, der die Ovariotomie mit Glück ausgeführt hat. Wie mir mein Freund Stilling mitteilt, hat dessen Vater, der berühmte Benedikt Stilling in Kassel, sie viel früher erfolgreich geübt, aber Spencer-Wells und Koeberlé waren die ersten bekannten Ovariotomisten. Ein merkwürdiger, oft komischer Herr. Er hatte als alter Mann, fast schon als Greis, eine junge recht lebenslustige Frau geheiratet, und lebte mit dieser und einer Tochter in einem hübschen Hause mit großem Garten an einem Illstaden im besten Teile der Stadt. Es sah mit seiner hohen Mauer, seinen stets verschlossenen Türen und geschlossenen Fensterläden wie unbewohnt aus, wenn nicht einmal der alte Herr auf einer Leiter stehend, beim Beschneiden seiner Obstbäume sichtbar wurde. Koeberlé besaß ein eigenartig quäkendes Organ, sprach ungeschickt in beiden Sprachen, hielt sich aber für einen Redner und posierte mit klassischer Bildung, dazu ein hohes Selbstgefühl bei großer gesellschaftlicher Unbehilflichkeit; so machte er einen originellen, weltfremden Eindruck. Doch war er in Geschäftssachen höchst praktisch und erfolgreich. Manuell war er geschickt, ein Basteler. Er schlosserte und tischlerte gern. Er hatte stets Freude daran gehabt, in seiner chirurgischen Klientel sich für jeden Fall eigene Instrumente selbst anzufertigen. Eine so bereits in der vorantiseptischen Zeit unbewußt ausgeübte Asepsis mag eine Ursache seiner guten Erfolge gewesen sein.

Koeberlé hatte sich von einer italienischen Reise einen Typhus mitgebracht, und ich behandelte ihn. Als er soweit war, machte

ich ihm Vorwürfe, daß er dort in Italien, in Venedig, das gewöhnliche Trinkwasser getrunken und Austern gegessen hätte. Er wies meine Vorwürfe zurück. Er habe sich dadurch nicht infiziert. Wie er das begründen könne? „Mais cher Professeur Naunyn, je sens les microbes, tous les microbes!" (Ich rieche die Bazillen, alle.) Da mußte ich freilich die Segel streichen.

Dann gab es vier Ärzte namens Boeckel, alle aus einer Familie. Zwei Chirurgen: Prof. Boeckel und Jules Boeckel. Prof. Boeckel, der Onkel von Jules, hatte der alten französischen Fakultät angehört, war aber nicht für die deutsche Fakultät zu gewinnen gewesen. Er galt für einen erfahrenen Chirurgen und erfreute sich allgemeinen Ansehens. Ich bin gut mit ihm ausgekommen. Selbst über seinen Neffen, der für einen Irredentisten galt, habe ich nicht zu klagen gehabt. Auch dieser war ganz französisch gebildet, hatte sich aber ziemlich frühzeitig die Anti- und Asepsis angeeignet, so daß er als Chirurg glücklich genug war. Diese beiden Boeckels machten Lücke recht ernste Konkurrenz. Der weitaus interessanteste der vier Boeckel und mir wirklich lieb war der „alte Boeckel", ein seit lange sehr angesehener Arzt. Jetzt war er 80 Jahre alt. Ein Elsässer guten, alten Schlages: genügend selbstbewußt, etwas steifleinen, bieder und offen. Als eifriger Protestant und bewußter Deutscher war er zur Franzosenzeit ein Vertreter deutscher Eigenart im Elsaß gewesen, und er weinte, so schien es, den Franzosen keine Träne nach, hielt sich aber jetzt für sich und zurück; nur in kirchlichen Gemeindeangelegenheiten spielte er noch eine Rolle. Er konsultierte mich häufig. Ich fand in ihm einen eifrigen Jünger unserer Wissenschaft und immer bemüht, sich mit der modernen Medizin zu befreunden; sein offenes Wesen und seine verständige Art im ärztlichen Verkehr mit den Kranken brachten ihn mir nahe. Auch er war mir gewogen, und gern denke ich an den alten Herrn. Er hat mir seine freundschaftliche Gesinnung ernstlich gezeigt: In der Abendzeitung hatte gestanden, daß ich den Ruf nach Wien

abgelehnt hätte. Noch spät abends kam ein Brief von ihm, in dem er mir seine herzliche Freude äußerte darüber, daß ich Straßburg treu blieb. Dieser Boeckel, mein alter verehrter Gönner, blieb noch eine Reihe von Jahren in Tätigkeit, rüstig und verständig, bis nahe an sein 90. Jahr.

Von hohem Interesse sind mir die Einblicke in das medizinische Frankreich, die mir meine Straßburger Tätigkeit brachte. Es konnte nicht ausbleiben, daß ich in direkte oder indirekte Berührung zu hohen Pariser Autoritäten trat. Sie haben mir keine bedeutende oder erfreuliche Erinnerung hinterlassen, ebensowenig die, denen ich in Straßburg begegnete wie die anderen, die ich in Paris, Brüssel oder sonstwo kennen lernte. Nur Bouchard's gedenke ich gern.

Der Besitzer eines im Unterelsaß angesehenen Sanatoriums, Herr Dr. S., kam zu mir, um meine Aufmerksamkeit auf ein Sanatorium an der französischen Riviera zu lenken. Dies konnte mir nur willkommen sein, und ich fragte schließlich nach dem Preis. Antwort: „500 Franken den Monat, 20 Prozent für Sie." Ich mag wohl bei dieser mir ganz unvorbereitet angetanen Beleidigung ein sonderbares Gesicht gemacht haben, denn nun hieß es weiter: „Was wollen Sie? Als ich dort war, fand ich da fünf Kranke von Herrn Prof. X. (einer der allerersten Autoritäten in Paris). Fünfmal 120 Franken im Monat für nichts, das ist doch schon etwas!?" Und als ich endlich zu Wort kam und Herrn S. mein Mißvergnügen über diese Unterhaltung aussprechen konnte, verstand er mich und meinen Unwillen wirklich nicht. Er verabschiedete sich mit den Worten: „Also wie ich sagte, 20 Prozent für Sie! Und Sie sind so freundlich und lassen es mich jedesmal wissen, wenn Sie meine Empfehlung benutzen." D. h. also, er bekam dann auch noch seine Prozente.

Ich fand in Straßburg noch die Société médicale de Strassbourg" vor. Sie war entschieden antideutsch. Deutsche Ärzte waren unter den Mitgliedern keine. Daneben bestand der schon

erwähnte deutsche naturwissenschaftlich-medizinische Verein. Er wurde durchaus von den Größen der naturwissenschaftlichen und medizinischen Fakultät beherrscht, der „Olympierverein" wurde er genannt. Er leistete sehr Anerkennenswertes auch in wissenschaftlicher Medizin, indessen die praktische Medizin mit ihrer unentbehrlichen Kasuistik und deren therapeutischen Anregungen, die praktischen Ärzte fanden dort nicht ihre Rechnung.

Das protestlerische Treiben jener „Société médicale" in ihrer „Gazette médicale de Strassbourg" hatte endlich der Regierung Veranlassung gegeben, sie aufzulösen. Ich betrieb nun die Gründung eines neuen ärztlichen Vereins. Leider fand ich bei meinen älteren Fakultätskollegen wieder einmal wenig Anklang, nur Jolly machte sogleich gern mit. Wir zogen als dritten einen Altelsässer, den Dermatologen Prof. Wolff, hinzu. Als wir mit der Aufforderung zur Gründung des „Vereins unterelsässischer Ärzte" an die Öffentlichkeit traten, fanden wir bei Altdeutschen wie Altelsässern lebhafte Teilnahme, und in kaum einem Monate war er fertig. Ich setzte es durch, daß als erster Vorsitzender Jolly gewählt wurde. Für das zweite Jahr ließ ich mir die Würde gefallen. Der Verein hat die ganze Zeit geblüht und einen neutralen Boden für das Zusammentreffen der ganzen Ärzteschaft geboten. Bei meinem Abgang wurde ich Ehrenmitglied, „außer R. Koch das einzige", wie der Herr Abschiedsredner selbstbewußt betonte. Standesinteressen zu pflegen war statutenmäßig nicht seine Aufgabe. Die jüngere Ärzteschaft, für die seit der Mitte der neunziger Jahre die Pflege der Standesinteressen die Hauptaufgabe ihrer Vereine wurde, hat sich dann auch bald im „Verein der Straßburger Ärzte" ihr Organ geschaffen. Dieser Verein hat mir viel zu denken gegeben, leider unerfreuliche Gedanken. Ich habe gelegentlich seinen Verhandlungen beigewohnt und kannte seine damaligen Führer aus der Studentenzeit und aus dem Examen — es war damals eine wenig

erfreuliche Führung. Ich bin weit entfernt, hiermit ein Urteil über die modernen Bestrebungen der Ärzte und die ihnen dienenden Vereine abgeben zu wollen. Jene Bestrebungen, durch Zusammenschluß ihre Stellung zu bessern, sind den Ärzten durch das unwürdige Verhalten des Publikums aufgezwungen worden. Nachdem sie den Kampf aufgenommen haben, dürfen die Ärzte in der Wahl ihrer Kampfesmittel leider nicht gar zu wählerisch sein, sonst hätten sie wenig Aussicht. Auch wir, die wir außerhalb dieses Streites stehen, wünschen ihnen Sieg; aber wir wünschen auch, daß die alte vornehme Gesinnung der Ärzte nicht gar zu weitgehenden und bleibenden Schaden leide.

Wir hatten in Straßburg genug alte Freunde wiedergefunden, Schmiedeberg, Schwalbes, Lückes und Verdys. Das Verhältnis mit Schmiedeberg hat in alter Weise fortbestanden. Schwalbes waren die gleichen erfreulichen Gäste und liebenswürdigen Wirte wie in Königsberg. In ihrem Haus traf ich Kühne wieder, der, mit Schwalbe sehr befreundet, oft von Heidelberg herüberkam. Nach langem Junggesellentum hatte er endlich geheiratet und fühlte sich zwischen Frau und Tochter glücklich geborgen. Er war der alte lebensfreudige, lebendige Mensch geblieben, einer der wenigen, mit dem man sich gern auf allen Gebieten anständigen Lebensgenusses in meist harmonischem Zusammenklang fand. Nur von Wagner wollte er, zu meinem Bedauern nichts wissen. Kühne starb leider früh.

Lückes kamen uns sehr herzlich entgegen. Sie machten ein angenehmes, gesuchtes Haus aus. Er war gealtert und nervös geworden.

Verdy war Gouverneur von Straßburg, und er wie seine Frau waren ganz die alten, herzlich und warm. Wir verkehrten wieder recht freundschaftlich, leider aber dauerte es nicht lange, bis er als Kriegsminister nach Berlin kam. Nachdem er dort seine Rolle ausgespielt hatte, wandte er sich für einige Zeit der

Tätigkeit als Dramendichter zu, und eines schönen Tages erschien er mit Lieschen in Straßburg, um hier die Uraufführung seines „Alarich“ zu inszenieren. Er wohnte bei uns, und den großen Tag, da sein Werk über die Bühne ging, haben wir treulich miterlebt. Ein talentvolles Werk mit hübschen theatralischen Effekten, aber ohne Originalität. Es war höchst interessant, diesen in den Waffen ergrauten Mann, der so manche ernste Lage mit Gleichmut überstanden hatte, hier als „Debutanten“ zu sehen. In zitternder Erregung saß er in seiner dunkeln Orchesterloge, ängstlich gespannt, wie sein Werk auf ihn selbst und auf die Zuhörer wirke. Ich fragte ihn nachher: „Ich habe gar nicht geahnt, daß Sie so sein können! Haben Sie sich denn bei St. Privat, als die Sachsen immer noch nicht kamen, auch so aufgeregt?“ „Keine Idee,“ sagte er ganz ruhig, „das war doch ganz was anderes!“ —

Ein wertvoller Erwerb in Straßburg sind Stillings. Die Freundschaft bestand keineswegs nur zwischen uns Männern, auch Frau Stilling trat uns warm näher, dabei war sie eine typische Frankfurterin und eine von denen, die es in ihrem tiefsten Herzen für entschieden minderwertig erachten, nicht „aus Frankfurt zu sein“. Meine Frau mit ihren kategorischen Imperativen stand ihr nicht in allen, und darunter bedeutsamen, Grundsätzen nahe. So sieht man, daß herzliche Zuneigung in mancherlei Boden wurzeln kann. —

Der Professor der Botanik, Graf Solms-Laubach, trat uns sehr nahe, ein weitgereister Mann und ein glänzender Erzähler, der gern neckte und sich selbst necken ließ. Bei ihm lebten nach dem Tode seiner Schwester zwei Nichten, deren eine, Gräfin Sophie Solms (Rödelheim), meiner Frau befreundet und bei uns heimisch wurde. Diese Beziehungen führten uns nach Laubach, wo wir im Grafen Friedrich und seiner Gemahlin, einer geb. Gräfin Stolberg, höchst sympathische Vertreter dieser vornehmen Kreise schätzen lernten.

Außerhalb der Universitätskreise hatten wir Familienverkehr bei Bürgermeister Back und dem Kurator Hoseus. Back machte ein sehr angenehmes Haus, in dem man außer den Spitzen manche anregende Leute fand; die wunderbaren Räume seiner Amtswohnung leisteten dabei gute Dienste. In unserem Haus war der Unterstaatssekretär v. Schraut lange Zeit ein nicht selten und gern gesehener Gast. Ein unterrichteter Mann mit einer Ader von geistiger Produktion und deshalb nicht ohne Verständnis für gelehrtes Wesen. Er hatte leider zu früh verlernt, zu hören, und konnte deshalb langweilig werden. Uns gab schon sein musikalisches Interesse und speziell seine Liebe für Wagners Kunst Berührungspunkte. Er war auch ein warmer Goetheverehrer, aber einer von denen, die an Goethe nichts größer finden wie seine „Toleranz". Das Goethedenkmal in Straßburg verdanken wir ihm. Ich fand den Gedanken sehr hübsch und hatte mich sehr auf das Denkmal gefreut. So ist es mir nicht leicht geworden, es seiner Exzellenz zu verzeihen, daß er uns dies elende Ding beschert hat, das da vor der Universität steht.

Der Familienverkehr in den Professorenkreisen hat mich außer in den genannten Häusern im ganzen wenig warm gemacht. Der Hauptgrund war, daß wir alle nicht mehr jung waren, aber auch der Ton, auf den hier der Verkehr gestimmt war, paßte mir nicht. Ich weiß wohl, daß der gesellige Verkehr unter den Männern den geschäftlichen Verkehr sehr zweckmäßig ergänzen kann; das aber ist kein freundschaftlicher Verkehr, er bringt einen nicht hinaus über die Trivialitäten des Tages. Ein Verkehr, der dies leisten soll, bedarf der Beteiligung der Frauen. Sobald die Männer unter sich sind, kommt wieder der Beruf daran oder es gibt sonst eine pragmatische Unterhaltung. Ich habe über pragmatische Unterhaltung schon gesprochen: Einem so vielgereisten und glänzenden Erzähler wie meinem lieben Freunde Solms zuzuhören blieb ein Vergnügen, auch wenn

er sich einmal wiederholte, aber bei manchem meiner guten Freunde wurde es mir doch schwer, den Anstand zu wahren, wenn an der passenden Stelle die sattsam bekannte „interessante Geschichte" wieder einschnappte — so sicher, wie jede Viertelstunde das „Üb' immer Treu und Redlichkeit" auf dem Turm der Potsdamer Garnisonkirche.

Eine große Rolle spielten die Herrendiners. Unter ihnen hatten die des Juristen Laband eine gewisse Berühmtheit. Dort traf man viele Spitzen und vor allem die leitenden Häupter des Landesausschusses, was sehr wichtig war für den, der, wie ich in Sachen meines Klinikbaues, viel von dieser hohen Behörde zu wollen hatte. Es waren umgängliche Männer, diese Herren: der alte Herr von Schlumberger, Herr Köchlin u. a. Herr von Schlumberger, ein gebildeter Mann, der viel gesehen und viele Interessen hatte, auch naturwissenschaftliche. Auch Herr Köchlin, kenntnisreich und mannigfach interessiert, aber beide gewaltig eigensinnig und mehr wie nötig beschränkt in ihren Gesichtspunkten. Ich lernte das kennen, als ich sie für die Errichtung von Volksheilstätten für Tuberkulöse zu interessieren suchte. Viel besser erzogen, feiner und für fremde Anschauungen und Interessen zugängig fand ich Herrn Gunzert. Er hatte Interesse für die Universität und wurde mir hiermit sehr nützlich. Es ist mir unverständlich geblieben, wie er später sich so unverständige deutschfeindliche Auslassungen erlauben konnte.

Dem Militär begegnete man selten, außer bei Back fast nur auf den großen Rektoressen, auf denen auch der Statthalter erschien. Auch unter ihnen fanden sich gebildete und unterrichtete Männer wie der General v. Sick (Württemberger).

Bei den Herrendiners und auch sonst gab es gelegentlich ein großes Geschlemme. Die elsässischen Häuser suchten ihre Stärke mehr im Essen; der Trüffelkonsum dort war maßlos. Die Deutschen exzellierten in Weinen. Unsere Diners in Königsberg hatten ja dort einen guten Ruf gehabt, aber von der

Höhe der Kennerschaft, wie sie hier fast vorausgesetzt wurde, war ich weit entfernt.

Es wäre ungerecht, wollte ich in dem, was uns die Geselligkeit bot, Straßburg mit Königsberg vergleichen. Dort in Königsberg hatten wir uns, eine auffallend gleichgestimmte Schar, im genußfähigsten Alter zusammengefunden. Als ich nach Straßburg kam, fehlte mir wenig an fünfzig, das Alter der schönsten Genußfähigkeit ging auf die Neige. Erkrankungen kamen hinzu, die meine körperliche und geistige Frische beeinträchtigten — und doch! es fehlte in den Kreisen, auf die wir hier angewiesen waren, die warmherzige persönliche Art, die dem freundschaftlichen Verkehr seinen Reiz gibt. Das zeigte auch das Verhalten derer zueinander, die hier seit bald zwei Jahrzehnten zusammenlebten. Außer in größeren Festlichkeiten bestand der Verkehr auch zwischen ihnen darin, daß die Frauen Gelegenheits- und Höflichkeitsbesuche austauschten, die Männer trafen sich im Wirtshaus. Und so war es offenbar immer gewesen. Da waren zwei Kollegen, die seit der Gründung der Universität hier viel Freud und Leid geteilt hatten, die auch einander nahestanden. Der eine war unverheiratet; die Frau des andern, eine nicht nur kluge, auch liebenswürdige Frau, kannte er und schätzte er; jawohl! aber sie waren sich völlig fremd. So war es überall. Die Frauen und Männer, die die große Zeit der Gründung der Universität hier zusammengeführt hatte, die im Kampfe für die deutsche Sache Jahrzehnte zusammengestanden und manchen Strauß gefochten hatten, sie gingen nebeneinander her, sie suchten sich nicht. Bei besonderen Vorfällen, bei Krankheit und Unglück, da ließen sie es nicht an sich fehlen, das haben wir selbst erfahren. Doch das besagt wenig! Freundschaft zeigt sich weit mehr in der Mitfreude als im Mitleid; das Mitleid ist ein allgemein menschliches Gefühl, das man jedem Mitmenschen weiht, selbst seinem Feinde nicht versagt.

Wir fanden an der Straßburger Universität einen sehr hübschen Gebrauch vor, der aus der Zeit ihrer Gründung stammte und noch etwas von der weihevollen Stimmung jener Tage bewahrte. Zur Feier des Stiftungstages (1. Mai) pflegten Professoren und Studenten einen gemeinsamen Ausflug in die Vogesen zu unternehmen, und bis Ende des verflossenen Jahrhunderts beteiligte man sich lebhaft daran. Als ich an einem solchen ersten Mai in den Ruinen der Hohkönigsburg unter Blütenbäumen lag, ward mir recht sonderbar zumute: Wie oft hatten wir den Rhein dort als deutschen Fluß gefeiert und gefordert, und nun hatten wir ihn, und hier im schönen Elsaß feierten wir, deutsche Professoren und deutsche Studenten, unsere Feste nach deutscher Art. Abends beim Mahl in Kestenholz und als Friedr. Goltz dort in begeisterter Rede der großen Zeit gedachte, die uns das alles gebracht, hab' ich wieder dankbar das Glück gefühlt, daß ich sie habe erleben dürfen. Goltz war der, der bei solcher Gelegenheit die patriotischen Reden hielt. Er machte es sehr gut und ließ den deutschen Patriotismus zu seinem Rechte kommen; die Elsässer haben ihm das nie verdacht und nicht nachgetragen. Sie hatten ihn zum Stadtverordneten erwählt, auch dort ist er sich treu geblieben.

Das schöne Elsaß! Sein Zauber ist groß, wenn der Lenz in seiner Blütenpracht lacht. Aber dem Lenz folgt bald der Sommer, und der Sommer in Straßburg — will erlebt sein. Entweder verregnet er oder es gibt eine Wärme, die auch dem Liebhaber bald zu sommerlich wird. Denn wenn es hier warm ist, so ist es meist schwül. Dann wochenlang nachmittags 32 auch 35 Grad im Schatten, und auch nachts keine Abkühlung, oft genug nicht unter 27 Grad, und das bei einer Feuchtigkeit von 70 Prozent und mehr. Das sich dann fast täglich nachmittags entladende Gewitter bringt nur kurze Erfrischung. In solchen Zeiten ist es kein Vergnügen, Vorlesungen

zu halten, sich in Krankensälen, auf Praxis und Reisen umherzutreiben.

Ich hätte wohl diese und manche anderen üblen Seiten meiner neuen Heimat nicht so schwer empfunden, wenn mein Gesundheitszustand besser gewesen wäre. Ich habe die Erkrankung schon erzählt, die ich gleich im ersten Winter zu überstehen hatte. Es war eine Lungenentzündung, wahrscheinlich mit Blinddarmentzündung kompliziert. Diese Blinddarmentzündung ging dann ihre eignen Wege. Sie wurde erst viel später der Diagnose zugänglich, war aber wohl längst schuld an meiner geringen Widerstandskraft gegen die Erkältungs- und Ansteckungsgelegenheiten im Spital. Ich, der ich in Königsberg kaum einmal meine Vorlesung wegen Krankheit abgesagt hatte, kam hier aus den Erkältungskrankheiten nicht heraus. Im Winter 1889/90 kam auch nach langer Zeit die greuliche Influenza wieder einmal über Europa. Ich war vielleicht der erste Fall, der in Straßburg daran erkrankte, und sie ließ mich nicht los, in jedem der folgenden drei Winter hatte ich außer meinen üblichen Erkältungen einen Anfall richtiger Influenza zu überstehen. Ich war nie länger wie einige Tage bettlägerig, aber jedesmal hinterblieb mir eine geistige Depression, die nach dem dritten Anfalle einen sehr unangenehmen Grad erreichte. Ich verlor mein Selbstvertrauen und den Lebensmut, meine Empfindlichkeit den leichtesten Schwierigkeiten und unbedeutendsten Kränkungen gegenüber wurde unerträglich, zur Qual für mich und meine gute Frau. Ich bekam morgens beim Ankleiden ganz unmotivierte Anfälle von heftigem Weinen. Oft hatte ich eine sonderbare, sich fast zur Deutlichkeit einer Halluzination steigernde Gesichtsvorstellung: Ich sah mein zukünftiges Leben vor mir liegen als eine geradeaus in weite Ferne hinlaufende breite Chaussee von Pappelbäumen (nicht Pyramidenpappeln, sondern Espen) eingefaßt, und zu beiden Seiten Kartoffelacker.

Alles grau in grau, wie staubig. Ich fing wirklich an, mich um eine beginnende Geisteskrankheit zu sorgen, und fragte Jolly, der mich aber auslachte. Doch hatte ich unter meinen Depressionen und dem Verlust meines Selbstvertrauens viel zu leiden, und bald kam eine Gelegenheit, bei der mir das verhängnisvoll werden sollte.

1893 war Kahler in Wien gestorben. Man hatte sich zuerst an Erb gewandt, und als dieser abgelehnt hatte, kam eine Anfrage des Dekans der medizinischen Fakultät an mich, ob ich geneigt sei, einer Berufung als Kahlers Nachfolger Folge zu geben. Wien lockte uns beide, meine Frau und mich, nicht wenig, und ich bejahte. Schnell erhielt ich die Mitteilung aus dem Ministerium, daß die Fakultät mich vorgeschlagen habe, und ob ich annähme? Ich schwankte nicht lange, erklärte mich grundsätzlich bereit, dem Rufe zu folgen, behielt mir aber die Entscheidung vor, bis ich in Wien gewesen wäre. Wir fuhren sogleich dorthin. Meiner Straßburger Fakultät hatte ich von der an mich gelangten Mitteilung aus Wien Kenntnis gegeben. Ich hatte kein Hehl daraus gemacht, daß ich geneigt sei, dem Rufe zu folgen, hatte aber meinen Freunden das Versprechen geben müssen, mich nicht in Wien zu binden, vielmehr mich erst nach meiner Rückkehr zu entscheiden. Ich konnte mir, als mir die Möglichkeit nahetrat, Straßburg mit Wien zu vertauschen, nicht verbergen, daß ich Straßburg nicht ungern verlassen würde; wir waren beide hierüber erschreckt, ich schämte mich fast.

Es war bald Mitte Juli, in Straßburg herrschte schon böse schwüle Sommerhitze. In Wien kamen wir abends an, am andern Morgen, dem Geburtstage meiner Frau, herrliches, warmes, doch frisches Wetter, wie es nur der Osten bietet, die Sonne und die Luft unserer alten Heimat. Die Kollegen empfingen mich mit offenen Armen. Nothnagel machte in der liebenswürdigsten Weise den Wirt. Als er mir aber von seiner großartigen Praxis erzählte, wurde ich zum erstenmal scheu.

Mehr als 40 Konsultationen hatte er an diesem einen Tage abzumachen. Dieser Massenbetrieb lockte mich nicht. Dagegen war ja Königsberg ruhig gewesen. Dann kam die Besichtigung der Klinik. Da konnte mir nichts sympathisch sein. Nothnagel führte mich selbst umher. Sobald wir einen neuen Saal betraten, stand links und rechts an der Tür eine Wärterin, die uns mit einem überlauten „Kiss' die Hand, Herr Hofrat" empfing. Ich war in Straßburg mit meinen Räumen unzufrieden, aber dem, was ich hier fand, waren sie sehr überlegen. Alles eng, schmutzig, keine Nebenräume. Auditorium und Laboratorium ganz ungenügend. Die Zahl der Assistenten zu gering — einer von ihnen, der mich sehr zu interessieren wußte, war der jetzige Berliner Kliniker Fr. Kraus.

In den Unterhandlungen, die ich dann auf dem Ministerium hatte, begannen meine üblen Eindrücke sich wieder zu verflüchtigen. Man räumte die Mängel der Klinik freimütig ein und sagte mir einen alsbald herzustellenden Anbau zu, der 80000 Gulden kosten dürfe, für Hörsaal, Laboratorium und Nebenräume. Man bewilligte zwei neue Assistenten und die von mir verlangte Erhöhung des Etats der Klinik. Als ich dann aber erklären mußte, daß ich mich an das meinen Freunden gegebene Wort, mich erst nach meiner Rückkehr nach Straßburg zu entscheiden, gebunden hielte, trat eine Verstimmung ein; doch fand man sich darein. In einer zweiten Konferenz am folgenden Tage wurden alle Zusagen noch einmal bekräftigt, wir schieden im allerbesten Einvernehmen, und es wurden mir drei Tage nach meinem Wiedereintreffen in Straßburg Frist für meinen endgültigen Entschluß gegeben.

Wir waren nur zwei Tage in Wien gewesen, doch hatte ich Gelegenheit genug, eine Vorstellung von dem zu gewinnen, was meiner dort harre. Unter den Kollegen, die sich bemühten, mich für Wien zu stimmen, war der eifrigste der Pädiater Wiederhofer. Er war Leibarzt der kaiserlichen Familie und offen-

bar dort vertraut und gern gesehen. Er lag mir damit an: Der Kaiser brauche einen Leibarzt, dem er vertraue, Nothnagel sei ihm antipathisch, ich könne mit Bestimmtheit darauf zählen usw. Dabei kam also heraus, daß ich erkoren sei, gegen Nothnagel ausgespielt zu werden. Nothnagel hatte sehr viele Widersacher, aber man konnte ihm nichts vorwerfen, und so blieb nur sein ausgesprochener Philosemitismus. Der Gedanke, mich von den Antisemiten gegen ihn ausspielen zu lassen, war mir so wenig sympathisch wie der andere, kaiserlicher Leibarzt zu werden. Die schönste Seite des Professorentums ist die Unabhängigkeit, die Freiheit! Wiederhofer aber ging mir nicht von der Seite; auf jede Weise suchte er mich für Wien und seinen Kaiser zu erwärmen. „Schauen's," so führte er mir seine Sammlung allerdings großartiger Hirschgeweihe vor, „Sie sind ja auch Jäger! Die hab ich alle in den kaiserlichen Jagdrevieren geschossen. Kommen's nur, der Kaiser gibt Ihnen auch so einen Bezirk, da können Sie genug solche Prachtkerle schießen!" Möglich, daß mich das früher einmal verlockt hätte, aber seit Straßburg hatte ich meine Jagdpassion abgeschworen.

Der einzige unter den Fakultätskollegen, der mir nicht zuredete, nach Wien zu kommen, war Billroth. Es war das zweitemal, daß ich ihm begegnete. Die erste Begegnung in St. Moritz im Jahre 1881 hatte mich sehr enttäuscht. Ich hatte durch Schönborn, der ihn sehr hochstellte, genug von ihm gehört gehabt, um mir ein Bild von ihm zu machen, und das war das eines warmen, lebensfrohen Mannes. Schon damals hatte er aber sich als müden Pessimisten gegeben, der mit einem ans Zynische streifenden Positivismus posierte; schon damals hatte er sich fast in allem höchst unbefriedigt über seine Wiener Tätigkeit geäußert. Als ich von seiner großen Lehrtätigkeit, von seinen Schülern gesprochen hatte, war er darauf nicht eingegangen. Seine Lehrtätigkeit! Die sei ihm längst langweilig; er drücke sich, wo er könne, seine Assistenten Mikulicz und Mosetig könnten das gerade so gut. Ihn interessiere nur

noch die Honorarfrage, und die sei in Wien gar nicht mehr so erfreulich. Das war schon 1881! Als dann Mikulicz, einer seiner intimsten Schüler, mein Freund geworden war, gewann ich aus dessen Erzählungen freilich wieder ein anderes Bild von Billroth. Um so mehr betrübte es mich, daß ich jetzt in ihm den Pessimisten von damals und noch viel müder wiederfand. Unzufrieden mit allem in Wien, ohne jede Anerkennung für das, was ihm diese Stadt in seinem reichen Leben geboten hatte. Ohne jede Empfindung für die Verehrung, die man ihm hier erwiesen und noch täglich erwies. Auch war er jetzt nicht mehr auf der Höhe. Er sagte es nicht nur, er war wirklich krank. Seine allgemeine Mißstimmung war niederdrückend; es machte mich traurig, diesen Mann über seine Einnahmen klagen zu hören und den Eindruck zu erhalten, daß er das ganz ernst meine. — Billroth also riet mir entschieden ab: Die Praxis sei unbefriedigend, die Hörer in der Klinik ungebildetes Volk, was die Regierung mir verspreche, sei ganz wertlos, sie würde sich nicht an ihre Zusagen gebunden halten. Er habe das auch erfahren, jetzt sei ihm das alles längst gleichgültig. Er sei herzkrank und werde bald sterben. Ein halbes Jahr danach traf seine Vorhersage ein.

Meiner Frau und mir, uns beiden, hatte Wien sehr gefallen, und ich hatte offenbar der Fakultät gefallen. Sie und das Ministerium schienen beide Verständnis für meine Art zu haben; des guten Willens beider glaubte ich sicher sein zu dürfen. Billroths Pessimismus hatte wenig gewirkt. In den elenden Räumlichkeiten glaubte ich mich einstweilen behelfen zu können, wenn dem Dringendsten durch den Anbau Abhilfe geschaffen werde. Der Gedanke, mein deutsches Vaterland für immer verlassen zu müssen, fiel mir aufs Herz, aber alles in allem waren wir beide sehr geneigt, dem lockenden Rufe zu folgen.

In Straßburg gab man sich wenig Mühe, mich zu halten. Die Fakultät wurde, wie das bei solchen Vorkommnissen

hergebracht war, bei der Regierung vorstellig, daß sie alles tun möge, um mich zu halten, bekümmerte sich dann aber nicht darum, ob etwas geschah. Die einzelnen Kollegen suchten mir Wien dadurch zu verekeln, daß sie alles dort herabsetzten. Der Kurator Hoseus sagte ruhig: Die Vorteile von Wien für mich seien so groß und so klar, daß er gar nicht darauf rechnen könne, mich durch Entgegenkommen der Regierung zu halten. Wenn ich nicht ginge, so könnten nur persönliche Gründe entscheidend sein, und die lägen außerhalb seines Wirkungskreises. Anstandshalber gewährte man mir eine Gehaltszulage von 2000 Mark, und ich mußte es mir gefallen lassen, daß man mir andeutete, ich dürfe darauf rechnen, den Roten Adlerorden 3. Klasse zu erhalten.

Ich wäre gern dem Rufe gefolgt; auch meine Frau, so wenig sie meine Mißstimmung über Straßburg teilte, wäre gern nach Wien gegangen, doch mußte sie mir die Entscheidung überlassen; mich zu beeinflussen hat sie vermieden. Und ich armer Kerl, als nun meine drei Tage Frist vergingen und ich mich entschließen sollte, saß mit Tränen in den Augen da und konnte mich zu keinem Entschluß aufschwingen. So drahtete ich ab. Wie gern wäre ich gegangen, aber nun fing ich gar an, mich zu sorgen, daß ich meine Stellung in Wien nicht ausfüllen werde, und daß ich keine Praxis finden werde. Das alles war einfach lächerlich, und ich wußte das auch, ich war mir bewußt, daß ich unter dem Einfluß einer unberechtigten, wenn nicht krankhaften depressiven Stimmung handle, meine Pappelallee kam mir nicht aus dem Sinn! Wenn ich noch sogleich oder wenigstens in einigen Wochen die Übersiedlung hätte bewerkstelligen können, aber noch bis zum September in Hangen und Bangen in Straßburg bleiben, mit der Aussicht auf das, was mir bevorstände, ich meinte, darüber würde ich den Verstand verlieren. Meine beiden alten Freunde, Kunheim in Berlin und Schönborn in Würzburg, waren eifrig für Wien. Kunheim, ein so unternehmender

Geschäftsmann, wie er war, hatte von je die sonderbare Eigenschaft, daß er bei seinen geschäftlichen Unternehmungen gern seine dann gelegentlich ganz merkwürdige Formen annehmenden Freundschaftsgefühle mitsprechen ließ. Jetzt war er seit längerer Zeit in Unterhandlung über Ankauf des Rauriser Goldbergwerkes in den Salzburger Tauern und, da er mich schon in Wien sah, war er sofort höchst eifrig in der Sache vorgegangen. Wenn ich drei Tage später abgesagt hätte, so hätte er jenes Bergwerk auf dem Halse gehabt, so konnte er gerade noch „stoppen". Schönborn redete mir zu, soviel er konnte, vergebens. Und im Bewußtsein meiner Torheit schickte ich ihm, als die Sache entschieden war, als Nachricht ein Telegramm, das lautete kurz: Psalm 49, Vers 21.

So blieben wir in Straßburg. Aber ich habe es ihm nie vergessen und bin ihm gram bis heute, daß es mich soweit gebracht hatte. Es war nicht nur das schlaffe Klima, das diese geistige Depression verschuldete, es waren nicht nur die bösen Influenzen, es war auch und vielleicht vor allem dies, daß es mir versagt blieb, meiner gutwilligen und tüchtigen Persönlichkeit die Geltung zu verschaffen, die ich verdiente und gewohnt war.

Ich hatte meine Berufung nach Wien benutzt, mir von der Regierung das Versprechen erneuern zu lassen, daß sie den Neubau meines klinischen Institutes nach Möglichkeit beschleunigen wolle. Die Behörden, vor allem der Kurator Hoseus, aber auch der Staatssekretär und der Landesausschuß, haben es nicht an sich fehlen lassen, aber die zu überwindenden Schwierigkeiten waren fast endlos und viel größer, als jemand vorausgesehen hatte.

Als ich diesen Gegenstand zum ersten Male in der Fakultät zur Sprache brachte, nahm man sie dort als eine abgemachte Sache, wie mir das schon der Kurator Richter bei meiner Berufung geschrieben hatte: ein geeigneter Platz sei vorhanden und bereits designiert, das Geld sei bereit.

Recklinghausen holte, um mich zu überzeugen, wie die Fakultät vorgesorgt habe, einen Plan herbei, der noch von Kußmaul stammte. Da war die neu zu erbauende medizinische Klinik an schönster Stelle des Spitalhofes als ein stattlicher Bau eingetragen. Da brauche ich ja nur hinzubauen! Man fiel aus den Wolken, als ich darauf aufmerksam machte, daß auf diesem Platz noch Häuser ständen. Zwar nur elende kleine Häuser, aber darin war nichts Weniger untergebracht wie die Kinderklinik, die Klinik für Syphilis und Hautkrankheiten, eine chirurgische und eine innere Abteilung und die Pockenabteilung, und ein Platz, wo diese Abteilungen sonst hätten bleiben können oder wo ein Haus für sie hätte gebaut werden können, war nicht vorhanden, schlechterdings nicht, nicht für eine einzige, geschweige denn für alle. Diese ganze Sache, wie sie da bisher behandelt war und mir vorgeführt war und wurde, war eine Windbeutelei!

Ich hatte meinen Plan fertig: Der Spitalhof, im Uebrigen zwischen Umwallung, dem Diakonissenhaus, dem Kloster der „Sœurs réparatrices“ und allerhand hohen Häusern eingeschlossen, grenzte nach Westen in ausreichend großer Ausdehnung an das protestantische Lehrerseminar, ein großes, geräumiges Gebäude mit großem, schönem Hof und Garten. Hier war die Möglichkeit und die einzige Möglichkeit zur sofortigen Erweiterung des Spitalterrains gegeben. Das Lehrerseminar mußte verlegt werden, in seine Räume mußten die Abteilungen kommen, welche gegenwärtig den erwähnten, für meine Klinik geeigneten Raum auf dem Spitalshofe einnahmen, und nach ihrer Beseitigung konnte ich ans Bauen gehen. Ein recht weit angelegter Plan! Nur um so den Bauplatz für meine Klinik zu gewinnen, wurde, wie sich allmählich herausstellte, ein Aufwand von ungefähr $1^1/_2$ Million nötig, was damals noch sehr viel war. Doch fand ich, zu meiner nicht geringen, freudigen, Überraschung, Puttkamer sogleich und völlig geneigt, auf meinen Plan einzugehen. Später merkte ich,

daß ihm aus anderen Gründen die Verlegung des Seminars erwünscht war. Damit war aber die Sache noch nicht erledigt, wer hatte nicht alles bei diesem Unternehmen mitzureden und mitzuwirken! Zuerst das Lehrerseminar und das Oberschulkollegium. Sie waren der Verlegung nicht geneigt; das brachte ihnen viel Arbeit, und außerdem fühlten die Herren Lehrer sich hier in Alt-Straßburg besser heimisch als da draußen an der Schwarzwaldstraße, wo das Seminar hinverlegt werden mußte und wo damals weit und breit noch kein Haus stand. Dann das Bezirkspräsidium, das Thomasstift, die Fakultät, das Spital, dies mußte erheblich zu den Kosten beitragen, die Stadt, sie mußte den Bauplatz für das neue Seminargebäude draußen in der Schwarzwaldstraße unentgeltlich hergeben, und schließlich der Landesausschuß, der am Ende die Sache zu bezahlen hatte. Da der Staatssekretär für mich war, war ernster Widerstand nur vom Spital und von der Stadt zu befürchten, beides war Back. Und Back war ein einsichtiger Mann, außerdem ebenso wie Puttkamer aus anderen Gründen für die Verlegung des Seminars.

Dem Oberschulkollegium, seinem Präsidenten, mußte der Staatssekretär energisch zureden, bis er sich entschloß, sein Programm aufzustellen. Und nun war er nicht blöde, sondern machte recht hohe Ansprüche. Da hatte der Landesausschuß oft Gelegenheit, seinen guten Willen zu zeigen. Alle diese Forderungen, die nun, eine hinter der andern, kamen: Seminarneubau, Ausbau des alten Seminargebäudes für die dermatologische, die Kinderklinik und die Poliklinik, sie kamen alle an ihn als nötig für den Neubau der medizinischen Klinik, und so sparsam die braven Landesväter auch waren, wenn es hieß, das muß sein, damit der Herr Naúnyn seine neue Klinik bauen kann, gaben sie das Geld immer wieder her. Nur hatten die Herren es alle nicht ganz so eilig wie ich, und da habe ich wirklich dem trefflichen Hoseus herzlich zu danken. Er wurde

nicht ungeduldig, wenn ich immer wieder trieb, sondern er trieb selbst, wie er konnte, und hat es fertig gebracht, daß 1896 das Seminar in sein neues stattliches Haus in der Schwarzwaldstraße übersiedeln und mit dem Umbau des alten Seminargebäudes begonnen werden konnte. 1897 konnte der Platz auf dem Spitalhofe endlich freigemacht werden, und 1898 sollte dort der Bau meiner Klinik beginnen.

Mir war auf meinen Wunsch zugestanden, daß die Pläne für meine Klinik von Prof. Warth in Karlsruhe, der sich beim Bau des pharmakologischen Institutes meinem Freunde Schmiedeberg sehr bewährt hatte, entworfen wurden. Ich bin Herrn Warth sehr dankbar. Die Sache war nicht leicht, denn der uns zu Gebote stehende Raum war sehr eng, und an den Grenzen störten hohe Nachbargebäude und hohe Bäume in den Nachbargärten. Wir haben lange gesessen und gearbeitet. Prof. Warth war unermüdlich, sechs Entwürfe, die er aufstellte, mußten wir verwerfen, erst der siebente brachte genügend Raum und genügend Licht an allen Stellen. Nicht einmal hat er meinen Anforderungen an den Grundriß die „Rücksicht auf die Fassade" entgegen- und in den Weg gestellt, und als ich ihm meine Bewunderung dieser bei Architekten so seltenen Entsagungsfähigkeit aussprach, antwortete er: „Ach was, Fassade! Fassade muß der Ausdruck des Grundrisses sein, und wenn der gut ist, ist sie gut."

Anders kam es, als es nun an die Ausführung des Baues ging. Sie war dem Universitätsbaumeister übertragen. Der begann sogleich die nach seiner Ansicht zu schmucklose Fassade mit vorgesetzten Säulen zu verschönern, indessen auf das, was nun folgte, war ich nicht gefaßt. Ich hatte mir nach allgemeinen Grundsätzen einen Voranschlag für den Bau gemacht und war auf 900 000 Mark gekommen, das ist für eine Klinik von 150 Betten, 6000 Mark pro Bett, kein hoher Betrag. Als ich das Puttkamer vortrug, ließ er mich wissen, es könnten nur 800 000 Mark bewilligt werden. Darauf

erklärte ich, daß ich auf eine so niedrige Summe als Pauschquantum nicht eintreten könne. Könne nicht 900 000 Mark erlangt werden, so müsse ein genauer Voranschlag gemacht werden, damit man festlegen könne, was im Einzelnen aufzuwenden sei, und ob das Notwendige damit geleistet werden könne. Bei einer zu gering bemessenen Pauschalsumme müßte ich fürchten, daß der Baumeister zuviel verbrauche, und daß ich dann mit der innern Einrichtung, mit meinen Anforderungen für Unterricht, Hygiene und Krankenkomfort zu kurz käme. Puttkamer war diesmal ganz auffällig unbelehrbar und hartnäckig, wie ich ihn noch nie gefunden. Ich mußte ihm schließlich erklären, daß, falls er darauf bestände, daß ohne bindenden Voranschlag für 800 000 Mark gebaut werden solle, ich bitten müsse, mich von jeder Mitwirkung zu entbinden. Er möge den Bau durch seine Baubeamten ausführen lassen, ich wäre dann von jeder Verantwortlichkeit entlastet. Nun gab Puttkamer nach, und jetzt hieß es, vorläufig 800 000 Mark, Nachbewilligungen vorbehalten.

Bald erfuhr ich, daß diese Schwierigkeiten dem Herrn Universitätsbaumeister zu danken seien. Der hatte erklärt, daß der ganze Bau nach meinem Programm, mit innerer Einrichtung, für 800 000 Mark herzustellen sei. Mit welchem Rechte, das zeigte sich, als er, ehe es noch zur innern Einrichtung kam, bereits mehr verbraucht hatte.

Es ist mir peinlich, Sachverständige allgemeinhin abfällig zu kritisieren. Meine Erfahrungen mit den Baubehörden waren damals recht traurige. Ein Mann wie Herr Warth war eine Ausnahme. Die meisten der Herren, mit denen ich zu tun bekam, hatten außer für die Fassade und für das Äußere wenig Interesse und Verständnis. Auch heutzutage legt man noch zuviel Wert auf diese Dinge und verschwendet dafür, doch fehlt auch das Verständnis für den Geist der Häuser, um die es sich hier handelt, nicht. Für das damals hierin fehlende Verständnis nur ein Beispiel: Damals gab es

noch nirgends in den Spitälern Personenaufzüge, der ganze Verkehr ging über die Treppen. Danach ist es wohl selbstverständlich, daß in einem Krankenhause bequeme Treppen sein mußten. Und nun sehe man sich die Treppen in den Spitälern aus den siebziger und achtziger Jahren an! Eine immer steiler wie die andere; das richtige Stufenverhältnis (16 : 34) findet man fast nur in älteren Bauten. Ich habe schon erzählt, wie ich in Königsberg um meine bequeme Treppe ein halbes Jahr lang mit der Berliner Zentralbehörde zu streiten hatte.

Ein fast ebenso wichtiger Punkt ist die Breite der Korridore, wo diese nicht zu vermeiden sind, denn hiervon hängt die gute Ventilation der Klinik ganz wesentlich ab. Ich habe sie in Straßburg nur dadurch drei Meter breit erlangt, daß ich darauf hinwies, wie aus Korridoren solcher Breite im Kriegsfalle leicht Krankensäle hergestellt werden könnten. Kurz: damals jedenfalls war es gut, wenn beim Bau einer Klinik dem sachverständigen Baumeister der sachverständige Kliniker zur Seite stand. Was wäre andernfalls aus meiner Straßburger Klinik geworden! Wenn sie so geworden ist, wie sie wurde, so hat jener das geringere Verdienst!

Als ich schon mitten im Bauen war, gab es noch einen ganz unerwarteten, sehr störenden Zwischenfall. Ich erwähnte schon, daß die für meine Klinik zur Verfügung stehende Bodenfläche nichts weniger wie geräumig war. Ich hatte daher alles in ein großes Gebäude mit zwei Oberstockwerken zusammendrängen müssen, wenn ich auch die Typhusabteilung, die sonstigen Räume für Infektionskrankheiten, die hydrotherapeutische Anlage, das Laboratorium viel lieber in Baracken und Pavillons untergebracht hätte. Mittlerweile hatte nun Back die Spitalerweiterung, die er später so glänzend durchgeführt hat, in die Hand genommen, und die Verhandlungen mit dem Militärfiskus behufs Abtretung des nötigen Grund und Bodens wurden aussichtsvoll. Ich mußte mir die Frage vorlegen, ob

es möglich und zweckmäßig sei, mein bereits in Angriff genommenes Gebäude (die Hälfte des ersten Oberstockes war fertig) für andere Zwecke der medizinischen Fakultät, vielleicht für mehrere Spezialkliniken und Polikliniken zu verwenden, und die neue medizinische Klinik auf dem neu zu erbauenden Terrain in geräumigerer Anlage, mit den wünschenswerten Baracken und Pavillons zu erbauen. Da kam ich in eine peinliche Lage. Ich mußte mir sagen, daß für mich sich daraus eine endlose Arbeit ergeben würde, und daß ich wahrscheinlich diesen Neubau nicht mehr erleben, sondern unter den alten kaum noch erträglichen Verhältnissen würde weiterwirken müssen. Ebenso mußte ich mir aber sagen, daß solche Rücksichten nicht entscheidend sein dürfen, da die Klinik, wie ich sie jetzt baute, wegen der Enge des zur Verfügung stehenden Raumes wenig entwicklungsfähig sein werde und also früher oder später nicht mehr genügen werde, während ich dort, auf dem neuen geräumigen Terrain, für ihre Entwicklungsfähigkeit würde vorsorgen können. So entschloß ich mich wirklich, den Bau einzustellen, und den Versuch zu machen, ob ich die Angelegenheit in die angedeutete Bahn leiten könne. Zu meinem Glück, so möchte ich sagen, fanden sich die Vertreter der Spezialdisziplinen, an die ich gedacht hatte, nicht bereit, auf meinen Plan einzugehen. Immerhin habe ich auf diese Weise ein halbes Jahr für meinen Bau verloren, dann ging ich wieder an die Arbeit.

Den allerärgerlichsten Zwischenfall sollte ich aber erst am Schluß erleben. Die 800 000 Mark und mehr hatte der Herr Baumeister verbraucht und für die innere Einrichtung waren keine Mittel mehr vorhanden. Ich hatte das vorausgesehen und rechtzeitig beim Kurator einen Antrag auf Bewilligung weiterer 60 000 Mark für innere Einrichtung gestellt. Damit verband ich den Antrag auf Anstellung eines weiteren Assistenten. Hoseus war leider wegen Krankheit ausgeschieden und sein Nachfolger war Herr Hamm geworden,

den ich nicht besser charakterisieren kann, als daß er noch viel unerfreulicher war wie seinerzeit der Herr Präsident des Oberschulrates. Herr Hamm hatte mir die Befürwortung meiner Anträge zugesagt, und daß dann der Landesausschuß mir keine Schwierigkeiten machen würde, dessen konnte ich sicher sein. Als die vorbereitende Sitzung der Landesausschußkommission stattgehabt, fragte ich noch einmal bei Hamm an und erfuhr, alles sei bewilligt. Wer beschreibt meinen Ärger, als mir einige Tage später mitgeteilt wird, meine Anträge seien im Landesausschuß sämtlich abgelehnt. Ich ging sogleich auf das Kuratorialbureau, wo ich, zum Glück, den Herrn Kurator Hamm selbst nicht fand, so daß ich mit Hilfe des Kuratorialsekretärs feststellen konnte, daß der Herr Kurator meinen Antrag einfach liegen gelassen, gar nicht vor den Landesausschuß gebracht hatte. Nur den Assistenten hatte er beantragt, mit dem war er allerdings abgefallen, ich werde sogleich erzählen, warum.

Ich ging zu Puttkamer. Der war über seinen Kurator tiefbeschämt und schlug mir vor, die Sache so zu machen, daß wir den für die Einrichtung der Klinik nötigen Betrag als Überschreitung des Anschlages auf die Baurechnung nähmen, „der Baumeister habe ohnehin schon eine Überschreitung seinerseits der bewilligten 800 000 Mark um etwa 50 000 angemeldet, das käme dann auf eines heraus.“ Da der Herr Finanzminister v. Schraut zufällig bei Puttkamer anwesend war, so machten wir die Sache auch mit ihm ab. Für mich gewann sie jetzt die sehr angenehme Seite, daß ich mich in meinen Forderungen nicht zu beschränken brauchte. Statt der ursprünglich geforderten 60 000 Mark bekam ich jetzt 90 000 ohne Schwierigkeit zugesagt.

Wegen des abgelehnten Assistenten ging ich zum Vorsitzenden der Finanzkommission des Landesausschusses, Herrn Staatsrat Gunzert; ich kannte ihn damals als einen für die Universität interessierten Mann. Er war, als ich ihm

meine Sache vortrug, geradezu unwillig über den Kurator. Dieser habe überhaupt nicht gesagt, daß die Stelle für mich sei. Der Landesausschuß habe sie in dem Glauben abgelehnt, daß sie für einen Kliniker sei, dem man einen Denkzettel geben wollte, weil er gar nie elsässische Assistenten habe. Auch habe der Kurator den Antrag sogleich beim ersten leisen Widerspruch fallen lassen, habe ihn kaum vertreten. „Mich wundert's nicht," sagte der Herr Vizepräsident des Landesausschusses (das war Gunzert), „daß Hamm Ihnen was vorgeflunkert hat, wir, im Landesausschuß, kennen ihn längst." Gunzert erklärte sich sogleich bereit, die Sache so in Ordnung zu bringen, daß er seinerseits, ohne einen neuen Antrag der Regierung abzuwarten, in der noch ausstehenden zweiten Lesung des Universitätsetats den weiteren Assistenten für mich beantragen wolle. So geschah es, und die Bewilligung erfolgte ohne jede Diskussion.

Es zeigt dies Vorkommnis, wie man sich mit Recht darüber beklagte, daß das Interesse der Universität von den Regierungsbehörden wenig eifrig vertreten werde, sie zeigt, an wem die Schuld lag. Damals nicht am Landesausschuß. Diese Herren besaßen, wie alle Elsässer, ein starkes Stammesgefühl und ein nicht geringes Selbstgefühl. Sie verlangten, daß man dem Rechnung trug, waren dabei aber ausreichend billig und einsichtig. Sie hatten ein Gefühl ihrer Würde und Verantwortlichkeit, und waren sparsam, aber sie achteten die Wissenschaft und deren Vertreter, und an Interesse für die Universität Straßburg fehlte es ihnen damals nicht. Bei unsern Regierungsmännern, mit seltenen Ausnahmen, habe ich, außer bei Hoseus, wenig von solchem Interesse und solcher Achtung bemerkt. Sie gingen von der Voraussetzung aus, daß die Universität und die Professoren übertriebene Ansprüche machten, und wenn es sich darum handelte, sich dem sparsamen Landesausschuß nachgiebig zu zeigen, so waren die Universitätsinteressen diejenigen, die ihnen die geringsten

Sorgen machten. Dann hieß es, der Landesausschuß habe ihre Anträge abgelehnt. Unter Köller wurde das nicht besser, und der Nachfolger Hamms, Stadler, der ein ernster Mann und nicht ohne Verständnis für seine Aufgaben war, hatte nicht viel Einfluß, aber auch keinen großen Eifer. Er wurde bald kränklich.

Im Wintersemester 1901/2 konnte dann endlich der Umzug in das neue klinische Institut bewirkt werden, und am 2. Februar 1902 wurde dieses mit einem feierlichen Akte eingeweiht, dem ich ein Frühstück für die, welche mir geholfen hatten, folgen ließ.

Ich war wie neugeboren! Es war ein Vergnügen, in diesen schönen, zweckentsprechenden Räumen zu arbeiten. Ich konnte mich meines Werkes freuen, es hatte viel Arbeit gekostet, aber es war gelungen. Ein sonderbarer Gedanke freilich war es, der mich von Anfang an nicht verließ, daß ich für meinen Nachfolger gebaut habe, und dem macht man es nie recht. Leider stand es bei mir schon fest, daß ich mich mit Herbst 1904 emeritieren würde. Das Darmleiden, auf das ich schon wiederholt hingedeutet habe, begann mir mehr und mehr zu schaffen zu machen, es machte mich schwerfälliger. Geselligkeit wurde mir unbequem.

Auch hier kamen wieder Straßburger Gepflogenheiten ins Spiel. Ich hielt nach altem Herkommen meine klinische Vorlesung schon um 8 Uhr morgens. Für den Gesunden war das eine gute Zeit. Jetzt fing es mir an lästig zu werden; denn um rechtzeitig zur Stelle zu sein, mußte ich um $^1/_2$7 Uhr aus dem Bett, dann war noch mancherlei zu besorgen, so daß ich mich doch überhasten mußte. Es ist sehr wohl möglich, daß die Appendizitis, die von jener Lungenentzündung stammte, und die mich schließlich invalide gemacht hat, durch Verdauungsstörungen, die solche Lebensweise leicht mit sich bringt, gefördert wurde. Jedenfalls machte mich das Frühaufstehen für abend-

liche Geselligkeit ungeeignet, und dies wurde schuld daran, daß ich das Rektorat nicht annahm. Man hat es mir wiederholt angetragen, und ich hätte es gern geführt, aus Königsberg hatte ich meine Amtsführung in guter Erinnerung. Doch wie ich mich der abendlichen Geselligkeit entwöhnt hatte, fürchtete ich mich vor dem Verkehr mit den Behörden und mit den Studenten, den das Rektorat mit sich bringt. Und dabei wurmte mich das, weil ich selbst meine Ablehnung als nicht pflichtmäßig empfand, und weil ich auch wußte, daß ein solches Jahr des geselligen Verkehrs mit den Behörden sein Gutes hat. In dem freundwilligen geselligen Umgang lernt man die guten Seiten der Männer kennen, mit denen man amtlich zusammenstößt.

Für mich gerade war es besonders unangebracht, daß ich mich vereinsamte. Empfindlich und leicht gereizt, wie ich war, brachte mir jede ernstere Meinungsdifferenz bei Erfüllung meiner Aufgaben, und am leichtesten solche mit meinen Vorgesetzten, ein Gefühl der Gegnerschaft, und mit seinen Gegnern soll man Fühlung und Verkehr halten, sonst sieht man gar in solchem „Gegner" einen „Feind".

Hatten wir, so lange wir in Königsberg waren, wenn die Ferien kamen, unsere Schritte gern dem Süden zugelenkt, so nahmen wir jetzt oft unsern Weg nach der alten Heimat im Nordosten. Es war soviel, was uns dorthin zog, die Eltern meiner Frau, viele gute Freunde, anfangs noch das geliebte Theerbude. Auch merkten wir nun, da wir es verlassen, wie wenig wir die Schönheiten Ostpreußens kannten. Wir schämten uns und haben wirklich manches Versäumte von Straßburg aus nachgeholt. Da war die weltberühmte Marienburg, die meine Frau nicht kannte. Ein großartiges und wohlgelungenes Restaurationswerk, das aber dem Bauwerk, wie leider so vollständige Restaurationen immer, den unersetzlichen Zauber der Vergangenheit genommen hat. Man sollte doch lernen, solche

köstliche Ruinen zu restaurieren ohne das. Ich liebe mehr die unvollständigen Restaurationen, auf die man sich früher beschränken mußte. Auch die Marienburg war damals eindrucksvoller, als nur das Hochmeisterschloß wiederhergestellt und der Rest noch Ruine war.

Ein andres Mal sind wir, tatsächlich in einer Fahrt, von Straßburg nach Memel gefahren, um endlich die Dünen der Kurischen Nehrung zu sehen. Ein Anblick, den man nicht leicht vergißt! Wie ein Gletscherzirkus liegt das Sandfeld der Schwarzorter Hauptdüne da, und wie der Gletscher windet sich die weiße Zunge bis ans Meer hinab: Über dem hellen Sand ein blendendes Flimmern, in der Sonne glitzernde Sandkörnchen, die der Seewind über die Fläche treibt. Kein Baum, kein Strauch, kein Halm, nichts Lebendes, eine unheimliche Öde, selbst die eigene Spur ist in dem nie rastenden Sand schnell verschwunden.

1888 und 1889 brachten wir einige Wochen der Sommerferien in Theerbude zu. Dort war Kronprinz Wilhelm erschienen, und bald nachdem er den Thron bestiegen, wurde die Rominteſche Heide zur Hofjagd gemacht. Damit war der Wald für mich verschlossen, und als vom Kaiserlichen Hofmarschallamt eine Anfrage kam, verkaufte ich mein Häuschen an Se. Majestät. So steht denn der stattliche norwegische Holzbau des kaiserlichen Jagdschlosses mit der Kirche auf der Stelle, wo einst unser Häuschen stand und in unserem Garten.

Mittlerweile hatte ich für einen Unterschlupf in meiner neuen Heimat gesorgt. Nach vielem Überlegen hatten wir uns für Baden entschieden. Wir hatten uns auf der Berglehne zwischen Gunzenbachthal und Herchenbachthal, der „Rappenhalde", ein Grundstück erworben, und 1892 konnten wir unser Häuschen dort beziehen. Mit Theerbude verglichen war es ein stattlicher Bau, dazu wieder ein schöner, großer Garten. War es auch nicht die Waldeinsamkeit und Welt-

entrücktheit wie dort, so saßen wir doch auch hier am Walde, und still und abgelegen vom Treiben der Welt da unten in Baden war es genug. Auch hier haben wir die „Poesie der Einsamkeit" genossen. An manchem Samstag stahlen wir uns von Straßburg fort. Wenn wir dann nach einem Spaziergang, von Steinbach oder von Oos her, abends eintrafen und das einsame Häuschen aus seinem Schlummer weckten, konnten wir uns auch wieder heimisch fühlen. Meine Frau sorgte im Haus, ich putzte die Stiefeln. Nur zu schnell war der Abend und der Sonntag verflogen, und wieder zurück mußten wir. Es ist schön hier in Baden-Baden, wenn ein Frühlingstag den Zauber seiner Blüten über das Tal breitet, und wenn an den Bergen das frische Grün der Buchen und Lärchen das Dunkel der Tannen belebt. Doch ist eine Villa in Baden kein Waldhaus in der Rominteschen Heide.

Eine der besten Seiten Straßburgs ist seine zentrale Lage mit glänzenden Verbindungen nach allen Seiten, wir haben sie nicht nach Gebühr ausgenutzt. Daran waren schuldig unsere Vorliebe für Ostpreußen und die bald sich entwickelnde Anziehungskraft Bayreuths als Pflegstätte unseres Wagnerkultus, von dem ich sogleich sprechen werde. Doch von Zeit zu Zeit haben wir uns zu einer Auslandsreise aufgerafft, und von einer möchte ich erzählen.

Ich habe des Botanikers Grafen Herrmann zu Solms-Laubach schon gedacht, ein interessanter und lehrreicher Reisegefährte. 1897 gingen wir mit ihm und einem seiner Neffen nach Süditalien. Bei seiner Ortskenntnis war es natürlich, daß er die Führung übernahm, und bei seiner Liebe für Italien und seinem vornehmen Geschmack konnten wir keinen bessern Impresario finden. Nur eine mir noch heute ärgerliche Bedingung stellte er, daß wir nicht nach Capri gingen. Grund: dort wäre die blaue Grotte, und auf jedem Eckstein säße der Kater Hiddigeigei. Wir haben es

übrigens nicht sehr zu bedauern gehabt. Wir sahen noch den Vesuv in seiner alten schönen Form mit der Pinie am Tage und der wunderbaren nächtlichen Glut über dem Gipfel. Pompeji! Pästum! Auf der Fahrt hierher machten wir die Bekanntschaft eines Offiziers der Karabinieri: Wir könnten es jetzt ganz gut wagen. Allerdings, gerade vor 14 Tagen habe er mit seinen Karabinieri im Tempel des Neptun ein Gefecht gegen Briganten gehabt. Ein ganz hübsches Gefecht: 8 Verwundete, 3 Tote! Für einige Zeit sei es jetzt wohl sicher. März 1897!

Der Abend in jenem Tempel bleibt eine meiner großen Erinnerungen. — Wir benutzten zur Heimfahrt einen späteren Zug. Die Schar der Mitreisenden hatte uns verlassen, und einsam lagen wir in jener erhabensten Ruine, vor uns die einzigartige Stille und Öde im Lichte der tiefstehenden Sonne. Nicht lange, so kamen einige Landleute, kräftige Gestalten, doch die Malaria im Antlitz. Ein Glas Wein machte sie zutraulich, und bald hörten wir die in jenem schönen Lande, damals, noch so gewöhnliche Erzählung von Krankheit und von Hunger. Kein Verdienst! 50 Centesimi Tageslohn für einen männlichen Arbeiter. In der Tat sagte uns der Bahnhofsvorsteher, es ist wirklich so: 50 Centesimi für einen kräftigen Arbeiter. „Die Leute müßten verhungern, wäre das Land nicht so fruchtbar. Was wächst nicht alles an den Hecken und auf den Grabenrändern!“ Das war im Jahre 1897.

Den Schluß bildete Ischia. Die Jahreszeit war noch etwas zu früh für die herrliche Insel. Zuerst leider überall die Spuren des schrecklichen Erdbebens von etwa zehn Jahren vorher. So war es fast unheimlich, als allnächtlich Stürme und Gewitter vom Epomeo heruntertobten, wie ich sie kaum kannte. Das Meer war so unruhig, daß der Postdampfer sich nicht zu uns heranwagte. Endlich nach mehreren Tagen Wartens kam ein kleiner Dampfer. Man widerriet uns die Fahrt, und wir blieben auch die einzigen von den harrenden Touristen, die

es wagten. Das kleine Ding hüpfte auf den Wellen so lustig und brav umher, daß keine richtig über Bord kam, und lebend und ohne Seekrankheit landeten wir in Bajä.

Es war noch in Königsberg geschehen, daß uns eine selten schöne Tristanaufführung zu Wagners Kunst bekehrte. 1888 gelang es dann Mikulicz' Überredung, uns zum Besuch Bayreuths zu bewegen; seitdem haben wir nie wieder dort gefehlt. Dort ist uns Wagners Kunst das geworden, was sie uns noch heute ist, ein unentbehrliches Lebenselement. Je mehr wir sie dann suchten, um so mehr wuchs sie uns ans Herz, und je näher wir ihr kamen, um so mehr suchten wir sie.

Sehr zustatten kam uns die Freundschaft mit einem jungen Musiker, dem Sohne eines verstorbenen Königsberger Freundes. Ein sonniger, feingebildeter lebhafter Mensch. Er bildete sich bei Mottl in Karlsruhe aus und war, wie bei einem Mottlschüler selbstverständlich, ein begeisterter Verehrer Wagners. Nichts stärkt sich so in gegenseitigem Bekennen wie die Verehrung des Genies! Zog Mottl uns oft nach Karlsruhe, wo seine wunderbare Interpretation Wagnerscher Tonwerke uns manchen genußreichen Abend schenkte, so erschloß uns manches Wort unseres jungen Freundes mehr und mehr das Verständnis der Tonkunst, nicht allein der Wagners. In jahrelangem herzlichstem Verkehr habe ich mich seiner freuen können, und es ist eine meiner traurigen Erfahrungen, daß auch dieser liebe Mensch die Probe des Lebens nicht bestand und sein selbstgeschaffenes Geschick ihn uns entfremden mußte.

In Bayreuth hat er uns schnell heimisch gemacht. Er war bei den Festspielen tätig, und seine Bekanntschaft mit dem Festspielhaus und mit den Vorgängen dort brachte uns schnell in die Reihe der Eingeweihten, der Glieder der Gemeinde. Wir sind Bayreuth seitdem treu geblieben; die 8 bis 10 Tage, die wir dort in jedem Spieljahr zuzubringen pflegen, mögen wir längst nicht mehr missen.

Wie eigenartig ist Bayreuth, wenn sich dort die begeisterten Wagnerverehrer und die blasierten Globetrotter aller Länder sammeln, die gemischteste und sonderbarste Gesellschaft. Die stimmungsvolle Lage Bayreuths in dieser ernsten, einfachen, dem, der vom Rhein kommt, fast ärmlich erscheinenden Landschaft, das Städtchen, wenigstens damals, als wir es kennen lernten, noch eine fast vergessene Hinterlassenschaft vergangener Zeiten. Was in der Stadt an Bauten auffiel, stammte von den brandenburgischen Markgrafen vorbayrischer Zeit.

Beim Einfahren lenkt schon früh das Festspielhaus die Blicke auf sich, es beherrscht die Stadt durchaus. Ihm gilt der erste Spaziergang. Von der geräumigen Plattform dort oben ein schöner Überblick über den Talkessel. Eine ernste Landschaft: die ruhigen Linien des Fichtelgebirges geben rings den Abschluß. Nicht weit oberhalb des Festspielhauses ein einfaches Restaurant, „Zur Bürgerreuth", am Rande des Waldes, der den gleichen Namen führt. Das ist, wenn man den Hofgarten, die „Post", den „Anker", „Sammet" oder die „Eule" dazu nimmt, alles, was man hier zu kennen braucht. Die Wohnungsfrage hat heute ein andres Aussehen wie im Jahre 1888. Damals noch gab es in ganz Bayreuth nur ein modernes mit einigem Komfort eingerichtetes Haus, in dem Wohnungen vermietet wurden, am „Opernplatz", durch den der jetzt überdeckte Mühlgraben offen seinen Lauf nahm. Die Rindshäute, die die Bayreuther Gerber dort im Wasser liegen hatten, machten sich oft der Nase sehr bemerklich. Die Wohnungen billig, aber auch meist sehr primitiv. Die Vermieter von größter Freundlichkeit, größtem Bemühen um Sauberkeit. Ein mir sympathischer ernster Menschenschlag.

Morgens der erste Gang in den Hofgarten. Zuerst an Wagners Grab, damals noch den ganzen Tag zugänglich, dann ein Spaziergang unter den schönen alten Linden, Rüstern und Ahornbäumen. Auf jeder Bank „Festspielgäste". Auffallend

viel Franzosen und auffallend viel solcher, die man nicht hört. Sie studieren den Text für heute abend. Man liest ihnen den ernsten Willen und die Schwierigkeit, den Dichter zu verstehen, auf dem Gesicht. So kommt Mittag heran. Dann eine kurze Ruhe, und schon ist es Zeit für die Damen zur Toilette. Vor der Tür wartet der Kutscher, der uns nach dem Festhügel fahren will. Eine ununterbrochene Reihe von Wagen und Automobilen, daneben die Fußgänger. Oben tummelt sich schon viel Volk; Festgäste und Einheimische, die sich den Trubel anschauen. Noch schnell eine Tasse Kaffe auf der Veranda links mit dem hübschen Blick über Bayreuth, und schon tönt die „Fanfare".

Das Festspielhaus bereits gefüllt. Ein schöner Anblick, wenigstens ein erwartungsvoller, dieses gewaltige, hochansteigende Parkett! Das Publikum: alle Nationen der Kulturwelt und alle Stände. Dort vor uns eine Bank vornehmer Engländer, eine andere mit Amerikanern. Über unsere Bank hinweg unterhalten sich zwei spanische Musiker. Links neben mir eine einfache französische Lehrerin, die ihren Klavierauszug zum Mitlesen rüstet; sie wird enttäuscht sein, wenn es dunkel wird, und ihn morgen zu Hause lassen. Dort, zwei Bänke hinter uns, der dritte Sohn Kaiser Wilhelms mit seinem Adjutanten. Gerade hinter mir ein guter Bekannter aus Straßburg, ein Unterbeamter der Bibliothek, der in keinem Jahre fehlt. Die deutschen Landsleute gelegentlich in der bekannten „Verkleidung", in der mancher Deutsche zu reisen liebt, doch meist Köpfe, die sich in ihrer geistigen Lebendigkeit und Andacht wohl neben den anderen Nationen sehen lassen können. Die großen Hüte der Damen beleben das Bild, mich Nervösen ängstigen sie.

Schon hat Frau Cosima ihren Platz auf der ersten Bank links (wo sie oft sitzt) eingenommen; es wird also bald beginnen. Der Raum verdunkelt sich, ein eigentümliches Rauschen wird hörbar, es sind die Damen, die sich schnell ihrer Hüte ent-

ledigen. Noch hat es sich nicht ganz beruhigt, da klingt schon die leise Glocke und dumpf, wie aus einer andern Welt, das tiefe, tiefe „Ur-Es“ des Rheingoldes.

Dies Rheingold der ersten Ringaufführung, die wir in Bayreuth erlebten, werde ich nie vergessen. Stummglücklich, wie trunken, kamen wir nach zweistündiger Abwesenheit im Reiche des Schönen und des höchsten Genusses wieder zu uns, ans Licht. Rheingold und Holländer spielen in Bayreuth ohne Unterbrechung ab, die übrigen Darstellungen haben die gleiche Akteinteilung wie anderwärts. Die Zwischenakte sind lang, bis eine Stunde. Bei Regenwetter können sie lästig werden; dann drängt sich die große Menge derer, die nicht die Restaurants aufsuchen, eng in den wenig geräumigen Korridoren zusammen, und nur geduldige Schafe gehen so viel in einen Stall. Bei schönem Wetter ist buntes Treiben auf der Plattform. Narren gibt es überall, und der auffallendste, den ich sah, war doch wieder ein Gallier. Ich traf ihn an den vier Ringabenden unter den Festgästen nie ohne eine über zwei Meter hohe Kutscherpeitsche, oft im Gespräch mit eleganten Damen. Zu welchem Zwecke ihm das merkwürdige Instrument diente, blieb unaufgeklärt.

Ein buntes Hin und Her — dort stockt es. Man bildet Spalier für Frau Cosima! Eine eigenartig vornehme Erscheinung mit dem scharfen Profil des Vaters und merkwürdigen grauen Augen. Sie hält eine kleine Cour ab, begrüßt einige Hoheiten, vielleicht eine Majestät, auch an solchen fehlt es selten. Wen die Plattform nicht lockt, der sucht den Frieden der „Bürgereuth“. In wenigen Minuten ist der Wald erreicht und mit ihm Ruhe und Einsamkeit. Dort in dem kleinen Restaurant am Waldesrand haben wir 25 Jahre oft nach der Vorstellung gesessen. Dort ist es dann kühl und still. Lebhafter geht's in dem großen Restaurant her. Da fand man damals nach der Vorstellung oft die Familie Wagner mit ihren Gästen und viele der Darsteller. Von Zeit zu Zeit, wenn Frau Cosima oder

einer der Lieblinge erschien, brach die Begeisterung in stürmische Huldigungen aus. Dazwischen findet sie ihren Ausdruck in reichlich getrunkenem Schaumwein.

Mein Beruf brachte es mit sich, daß wir nicht vor Anfang August nach Bayreuth gehen konnten, und da wir 8 bis 10 Tage dort zuzubringen pflegten, erlebten wir meist den Schluß der Festspiele; wir blieben dann wohl auch noch ein bis zwei Tage, bis sich die Schar der Festgäste verlaufen hatte. Wie still mit einem Schlage die noch gestern so lebhafte Szene! Als wir das letztemal, am Tage nach dem Schluß, unsern Abschiedsspaziergang auf die Bürgerreuth machten, lockten am Waldesrand die Feldhühner, und das Volk stieg vor uns auf, da wo es noch gestern von Festgästen wimmelte und auf den Kiefern lärmten die Buben, die gestern im Parsifal gesungen hatten.

Zum Teil beruht die ganz besondere Wirkung der Bayreuther Darstellungen auf des Festgastes empfänglicher Stimmung, dem Zauber, den die Tradition um diesen Ort gewoben hat. Das ganze Interesse konzentriert sich auf diese Darbietungen Wagnerscher Kunst. Nichts, was abzieht oder die Stimmung stört. Aber auch ohne dies: was da oben auf dem Festhügel geboten wird, erlebt man in dieser Vollendung nirgends wieder. Vor allem das unvergleichliche Orchester! Von dem großen Blechinstrumenten gar nicht zu reden, seine Fülle, sein Wohllaut ist unerreicht. Wenn sonst ein gutbesetztes Orchester über ein bis zwei Harfen, ein ganz großes über drei Harfen verfügt, so setzen hier, wenn Brünhild erwacht, sieben mit ihren mächtigen Harpeggien ein. Noch heute spielen da unten genug erste Künstler mit auf ihren Straduaris und Guarneris. Wenn auch nicht immer Hans Richter, Levy oder Mottl am Pulte stand, das Ganze dieser Orchesterleistungen bleibt einzig in seiner Art. Auch auf der Bühne herrscht noch heute ernster, hingebender Geist. Vom Parsival erst gar nicht zu reden: die

großen Ensembleszenen und Chöre, die Rheintöchterszenen, die große Walkürenszene, den Männerchor in der Götterdämmerung habe ich so vollkommen nur in Bayreuth erlebt. So oft uns das Geschick den Genuß gegönnt hat: in vollkommenstem Selbstvergessen habe ich auf dem Grunde des Rheines geweilt, und wenn die drei Rheintöchter im Halbrund unter dem strahlenden Lichte schwebend ihr „Rheingold, Rheingold, reines Gold" hinaufjauchzten, ist mein Auge kaum je trocken geblieben.

Seit Wagners Tod war es Frau Cosima, die des Meisters Erbe treu gepflegt. Die wenigen Worte, die ich auf ihren Empfangsabenden mit ihr habe wechseln dürfen, hätten wohl auch dann keine Bedeutung, wenn mich nicht eine eigene Befangenheit gestört hätte. Der Eindruck ihrer Persönlichkeit auf mich ist stets derselbe ernste, würdige gewesen. Eine Frau, die weiß, daß sie alles, was sie ihm darbringen konnte, dem Genie Wagners geopfert hat, die weiß und nie vergessen hat, was sie auf sich genommen, die ein ganzes langes Leben dem großen Manne, seinem Frieden und dem Kultus seines Werkes geweiht. Wer ist nicht glücklich, wenn er solchem Gefühl der Verehrung, wie es mich beherrschte, Ausdruck geben kann. — Ich erzählte von der Schwester meines Freundes Schultzen, die den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt geheiratet hatte; an ihrem Arme sah ich ein Armband, an dem zwei niedliche Goldklümpchen hingen, die aus der Schwarza in Thüringen stammten. So hatte ich erfahren, daß die deutschen Flüsse noch heute Gold führen. Ich stellte auch bald fest, daß das Rheingold keine Fabel sei, daß Gold auch heute noch im Rheine zu finden sei, schlug man doch bis 1870 in Karlsruhe Rheingolddukaten. So ließ ich mir im Jahre 1896 bei Philippsburg in Baden das nötige Gold aus dem Rhein waschen, um daraus einen Ring des Alberich „glühen" lassen zu können. Frau Wagner hat diesen Tribut eines dankbaren Herzens freundlich aufgenommen. Einen Tropfen aber jenes

bösen Goldes von diesem echten Ring des Alberich trägt meine Frau. Uns beiden hat sein Fluch kein Unheil gebracht.

Mit jedem Besuch Bayreuths ist unsere Begeisterung für Wagners Kunst gewachsen. Sie ist uns eine nie versiegende Quelle reinsten Genießens geworden; noch heute lauschen wir den herrlichen Klängen mit der gleichen Andacht und der gleichen Erhebung wie in jenen ersten Zeiten. Die Vorstellung eines Wagnerschen Musikdramas ist uns immer wieder der gleiche musikalische Genuß, so groß und hehr wie nur Fidelio oder die neunte Symphonie oder der Schlußchor der Matthäuspassion. Aber mit dem musikalischen Genuß, den er uns bietet, ist die Leistung von Wagners Genie nicht erschöpft! Als Dramatiker steht er unter den Allergrößten da, und seine Mittel sind gewaltiger, denn er redet in zwei Sprachen, der der Worte und der der Töne, die er zu einer Ausdrucksform verschmilzt. Einer Ausdrucksform von unerreichter Gewalt, und die nie ermüdet, dank dem Wohllaut seiner Harmonien. Und über all dies geht Wagners Leistung dann doch noch hinaus. Er ist es, der durch seinen Ring der Nibelungen uns modernen Deutschen die germanische Göttersage wieder lebendig gemacht hat.

Der Begeisterung gelingt manches! Als Knabe mußte ich Klavierspielen lernen, doch bewährte mein angebliches Talent sich durchaus nicht. Wagners Genius zuliebe habe ich es in meinem 54. Lebensjahre wieder hervorgesucht. So ist Wagners Musik zu unserer unentbehrlichen täglichen Daseinsfreude geworden, und seitdem wir einsam auf unserer Rappenhalde sitzen, zu unserem rechten Trösteinsamkeit. Der Wohllaut des Tristan mit seiner Sehnsucht nach Liebe und Tod, die Meistersinger mit dem sommerwarmen Johannisabend und dem hellen Johannistag, der Ring mit seiner Fülle herrlicher Gestalten, deren Geschick sich vor uns in nie versagender Spannung vollzieht, so unausweichlich wie das Weltgericht, der Parsival, jene wunderbarste Darstellung mittelalterlicher

Ritteraskese, und nicht zuletzt jenes wundervolle Jugendwerk, das keinem an tragischer Größe nachsteht, „Tannhäuser".

Unsere Fakultät erlitt 1890 einen für mich recht empfindlichen Verlust durch Jollys Berufung nach Berlin. Jolly war ein sehr angenehmer Fakultätskollege; von denen, die man aus der Art, wie sie sprechen, kennen lernt, ich habe kaum jemand lieber öffentlich reden gehört wie ihn. Wir blieben in freundschaftlicher Beziehung, bis er — leider sehr früh — starb. Auch sein Nachfolger Fürstner war ein angenehmer, umgänglicher Kollege, freimütiger und sprühender, dafür etwas problematisch. Lücke, Hoppe-Seyler, Goltz starben. Von ihren Nachfolgern gehörte Ewald, der Physiolog, mit seiner liebenswürdigen Frau unserem Kreise bereits an. Hoffmeister aus Prag, dem Schmiedeberg und ich den Übergang von der physiologischen Chemie zur Pharmakologie eröffneten, mied die Geselligkeit und trat niemandem näher. Madelung, ein ernster, gewissenhafter Mann, und im Straßburger Bürgerhospital durch nachdrücklichen Willen sehr angebracht. Wir blieben in regem, freundschaftlichem Verkehr, solange seine erste Frau, eine fröhliche Rheinländerin, lebte.

Unser allgemeiner geselliger Verkehr gestaltete sich je länger, je mehr sehr einseitig. Wir hielten ein gastliches Haus, ohne selbst viel Gesellschaften zu besuchen. Die Folge war, da die älteren Universitätskollegen es kaum anders machten, daß wir viel jüngere Leute in unser Haus zogen. Der Verkehr mit ihnen ist bequemer wie der mit alten, aber es macht bequem und alt, wenn man immer der Alte unter Jungen ist.

Man wird mir nicht zutrauen, daß ich nicht neben dem, was mir Straßburg Unerfreuliches gebracht, das Gute dort empfunden hätte. Für den Universitätsprofessor gehört doch immer zu dem Besten, was ihm seine beneidenswerte Laufbahn bringt, das Leben mit so vielen bedeutenden und

hochgebildeten Männern, wie sie kein anderer Kreis auch nur annähernd bietet. Es sind viele, denen ich ein gutes und warmes Andenken bewahre, und viele gute Freunde darunter, denen ich herzlich dankbar bleibe für all die Belehrung und Unterstützung, die sie mir gewährt haben. Ich kann sie nicht alle nennen, alle diese Männer, in deren Reihe gestanden zu haben der Stolz meines Lebens bleibt.

In meiner Berufstätigkeit fiel in Straßburg eines fort, was mir in Königsberg viel Zeit und Arbeit gekostet hatte, das Medizinalkollegium, und, im Zusammenhang hiermit, die gerichtsärztliche Tätigkeit. Diese besorgte der Professor der Staatsarzneikunde, zuerst v. Mering, dann Ledderhose und der Psychiater, Jolly, später Fürstner. Nur in einem größeren Prozesse bin ich mit Fürstner zusammen tätig gewesen. Dieser war höchst interessant.

Der Held des Schauspieles war der „Schläfer" von Dorlisheim, Kurpfuscher allererster Größe und Dezennien hindurch eine der populären Persönlichkeiten des Elsaß. In der Kunst des Umgangs mit Menschen, seiner Kordialität und Bonhomie nicht unähnlich seinem Vorbild, dem Dr. Minxit in „Mon oncle Benjamin", nur fehlte ihm völlig der Witz und Humor jener prächtigen Figur Tilliers. Auch tat unser Wundermann es nur im magnetischen Schlaf, daher der „Schlofer" genannt.

Das Treiben dieses Mannes war wirklich zu einer Landplage geworden, und so geschah es, daß sich der Staatsanwalt Kanzler in Zabern, ein einsichtsvoller und, wie sich zeigen wird, sehr gescheiter Mann, endlich des Unfugs annahm. Es gab eine große Verhandlung, Fürstner und ich waren Sachverständige. Wir saßen in Zabern zwei Tage von 8 Uhr morgens bis nachts um 2 Uhr, denn der Schlofer hatte eine Welt von Zeugen aufmarschieren lassen. Seine dankbare Klientel aus dem ganzen Elsaß war herbeigeströmt, und wir

waren erfreut, unter denen, die da vor den Schranken erschienen, sehr achtbaren Männern aus den vornehmen Kreisen Straßburgs zu begegnen. Schon der erste Tag war für uns arme Sachverständige nicht leicht, denn die Herrn Richter waren nicht ohne Interesse für, und nicht ohne jeden Glauben an die „Clairvoyance". Doch schnitten wir leidlich ab, dank der Hilfe einer stattlichen elsässischen Bauersfrau, die entgegen all den andern dem Wundermann ruhig ins Gesicht sagte, sie habe nach zwei Minuten gemerkt, daß das alles reiner Schwindel und gar nichts wert sei.

So begann der zweite Tag ziemlich hoffnungsvoll. Da meldet sich aus der Zuhörerschaft, in der die älteren Offiziere der Zaberner Garnison mit ihren Damen reichlich vertreten waren, ein Major Sch. als Zeuge. Zwar habe er nichts direkt für den Schläfer auszusagen, doch treibe ihn sein Gewissen, nach einem eigenen Erlebnis Zeugnis abzulegen für die Hellsichtigkeit (Clairvoyance). Er müsse aber eine Bedingung stellen: in seiner Erzählung spiele die Hauptrolle ein Herr, dessen Namen er nicht nennen dürfe, und so müsse er den Gerichtshof bitten, ihm vorher zuzugestehen, daß ihm dieser Name nicht abverlangt werden werde.

In Anbetracht der Wichtigkeit und Ungewöhnlichkeit dieses Anerbietens und solcher Bedingung zieht sich der Gerichtshof zur Beratung zurück. Das Zeugnis des Herrn Majors Sch. wird unter Bewilligung der gestellten Bedingung zugelassen. In recht geschickter Weise trägt der Zeuge seine Erzählung vor: Ein Freund von ihm, eben der Herr, dessen Namen er nicht nennen dürfe, habe an einer Krankheit gelitten, deren Natur „bei Gott dem Allmächtigen" „außer dem Allwissenden" nur dem Kranken selbst und ihm, dem Zeugen, bekannt war, und von der er vergebens Heilung suchte. Im Harz, wo die Herren garnisonierten, gab es derzeit eine berühmte „Hellsehende" mit großen Kurerfolgen. An sie wandte man sich, und nach einem kurzen Gespräch hatte sie die Natur jener Krankheit erkannt: „Sie

nannte uns den Namen der Krankheit und gab uns einige treffliche Ratschläge usw."

„Nun," so erging jetzt an mich die Frage des Vorsitzenden des Gerichtshofs, „wie erklären Sie, wie erklärt die Wissenschaft das?" Ich erwiderte: „Wenn, was zu bezweifeln ja kein Grund vorläge, nur der Zeuge und sein Freund die Krankheit kannten, so muß man annehmen, daß die alte Frau das Nötige von einem der beiden Herren erfahren habe!" Ein etwas entrüstetes Auffahren des Herrn Vorsitzenden, der wohl glaubte, daß ich scherze, belehrte mich, daß eine genauere Auseinandersetzung nötig sei, und so fuhr ich fort: „Es ist eine Hauptkunst, die eigentliche Kunst solcher Leute, diejenigen, die von ihnen beraten sein wollen, in Gespräche zu verwickeln, so daß sie eifrig werden und, ohne sich dessen bewußt zu sein, das, was jene wissen wollen, verraten." Ein leichtes mitleidiges Achselzucken bei vielen Mitgliedern des Auditoriums belehrte mich, daß diese meine „Ausrede" niemandem imponiert habe, und schon richtete der Herr Vorsitzende einige recht wohlwollende weitere Fragen an den Herrn Major Sch. Da verlangt Staatsanwalt Kanzler das Wort: „Ich muß auf etwas aufmerksam machen, was sich hier soeben abgespielt hat, und was aufs glänzendste die letzte von Herrn Prof. Naunyn gegebene Erklärung bestätigt. Zu meinem Befremden scheint es außer mir niemand bemerkt zu haben." Eine kurze Pause, um das festzustellen, dann fährt Herr Kanzler fort: „Sie legen den größten Wert darauf, nicht wahr, Herr Major, daß der Name jenes Herrn, Ihres Freundes, unbekannt bleibe?" „Jawohl, den allergrößten Wert, der Gerichtshof hat mir ja diese Bedingung bewilligt!" „Nun, was werden Sie sagen, wenn ich ihnen diesen Namen nenne, der Herr hieß v. H.." Allgemeines verblüfftes Erstaunen; Entsetzen des Zeugen. „Aber, Herr Major," fährt der Staatsanwalt fort, „Sie haben ja selbst den Namen ihres Freundes zweimal in ihrer Erzählung laut und deutlich genannt. Ich meine also,

wir können die von Prof. Naunyn gegebene Erklärung für jenes Erlebnis des Zeugen gelten lassen.“ Diese Szene war es, die zuungunsten des Schlofer entschied. Sie ist eine der interessantesten. Von der ganzen großen gespannt aufmerkenden Zuhörerschaft hatte nur Herr Staatsanwalt Kanzler die Ruhe behalten, um die entscheidende Entgleisung des Zeugen zu bemerken. Dem gesamten Richterkollegium, uns Sachverständigen, den Hunderten von Zuhörern war sie entgangen.

Ich habe schon erzählt und auch schon darüber geklagt, daß in Straßburg die Konsultationsreisen wieder eine viel größere Rolle in meiner Praxis spielten. Ich habe mich aber später auch hier recht ablehnend verhalten, und wenn ich auch hier eine sehr große internationale Praxis nicht gehabt habe, so liegt das wohl hieran. Die Reisen störten mich in meinen nächsten Obliegenheiten und Pflichten und waren mir hierdurch unbequem. Auch befriedigten sie mich nicht. Die meisten Fälle, zu denen ich jetzt gerufen wurde, waren entweder solche, die der Mühe nicht wert waren, reiche Leute, die „es sich erlauben konnten“, mich um irgend etwas Unbedeutendes kommen zu lassen, oder, nach dem andern Extrem, überschwierige Fälle, in denen überhaupt keine Diagnose zu stellen und auch sonst nichts zu machen war, oder es war auch ohne mich bereits alles geschehen und geschah auch weiter alles, was geschehen konnte. Es blieben wohl noch manche, vielleicht genug, in denen ich, durch Diagnose oder Behandlung, Hilfe oder wenigstens Aufklärung bringen konnte. Aber die Schwierigkeiten und die Unannehmlichkeiten, die man mit dem Publikum hat, wenn man ihm nicht nach Wunsch und Willen sein kann, vertrug ich nicht mehr gut, das alles ermüdete und verstimmte mich. Was das Publikum anbelangt, so sind es bald die anspruchsvollsten Kreise, in welche die Reisepraxis eines rheinischen Klinikers führt. Schon die Konkurrenz, in der ich mich hier häufig mit Herrn Schwenninger fand, hat mir das Vergnügen

verdorben. Im übrigen kennt man ja wohl schon meinen Standpunkt.

War meine Praxis in Straßburg im ganzen auch bequemer, es mir in meiner Lehrtätigkeit leichtzumachen, habe ich nicht gelernt. Ich bin selbst oft verwundert gewesen, wie ich es mit meinen Vorlesungen, vor allem mit der Klinik, immer strenger nahm. Je länger, je mehr wurde es mir Gewohnheit und Bedürfnis, mich auch auf die klinische Vorlesung vorzubereiten. Wenn ich zur Vorlesung ging, ohne mich über die Themen, die ich zu besprechen gedachte, noch einmal gründlich orientiert zu haben, war mir das unbequem. Wenn ich dann aber dort irgend etwas ganz anderes vorzustellen fand, ging es nach wie vor oft am besten. Die Zuhörerschaft hat es an Zeichen ihrer Anerkennung und Zufriedenheit nicht fehlen lassen, und noch heute bekomme ich es gelegentlich von einem und dem andern, der nun ein berühmter Mann ist, zu hören, wie belehrend und anregend damals die Straßburger Klinik gewesen sei.

Doch gab es einmal einen Krakeel mit meinen Studenten. Vielleicht ist es charakteristisch für mich, daß dieser mich am wenigsten aufgeregt oder verstimmt hat. Die guten Studenten! Man muß sie nicht zu ernst nehmen, nicht im Beifall und nicht in ihrem Zorn. Ich hatte es immer so gehalten, daß ich niemand als Praktikant zuließ, der nicht schon einmal Klinik gehört hatte — als Auskultant nannte man das. So meldete sich ein Herr, der aus Kiel kam, zum Praktizieren, und auf meine Frage, wo er auskultiert habe, hieß es, bei Quincke. Zufällig schrieb ich am gleichen Abend in andern Sachen an meinen Freund Quincke, und da fragte ich ihn, ob Herr X. bei ihm auskultiert habe. Antwort: Der Name finde sich nicht in den Listen. Also sage ich dies Herrn X. und frage ihn nochmals, wie es damit stehe. Da er mir versichert, seine Aussage sei wahr, er müsse es dann wohl unterlassen haben, sich als Auskultant einzuschreiben, was vorkommt,

so sage ich einfach: „Also nehmen wir an, daß Sie auskultiert haben."

Mir war schon aufgefallen, daß Herr X. bei dieser Unterredung den Beleidigten markiert hatte, doch trat ich am nächsten Morgen, „keines Überfalls gewärtig", in mein Auditorium. Alsbald ein wüstes Getrampel. Nachdem ich das kurze Zeit mit angehört, zwang ich den Lärm und sagte: Sie hätten ja hier in Straßburg so sonderbare Sitten, sie trampelten als Beifallsbezeugung, sie trampelten aber auch, um ihr höchstes Mißfallen zu bezeugen. Diesmal müßte ich leider Mißfallen dahinter vermuten. Ich könnte mir sogar denken, was sie wollten. Jetzt möchten sie aber mit dem Unfug aufhören. Wenn sie mir was zu sagen hätten, möchten sie nach der Vorlesung in mein Zimmer kommen. Ich las meine Vorlesung wie alle Tage, und nachher erschienen zwei Abgesandte bei mir. Sie gaben eine erschütternde Darstellung davon, wie sich Herr X. meinen Zweifel an seiner Zuverlässigkeit und die darinliegende Beleidigung seiner studentischen Ehre zu Herzen genommen. Ich hätte dazu kein Recht gehabt. „Wozu?" fragte ich. „Darf ich etwa Quincke nicht fragen, ob er den Herrn in seinen Listen hat? Das ist eine berechtigte Kontrolle, wie sich jeder Mensch einer solchen gelegentlich unterziehen lassen muß, ohne daß von einer Beleidigung die Rede sein kann." Und als Quincke mir geschrieben, der Name X. fände sich nicht in den Listen, da mußte ich dies Herrn X. vorhalten. Der ‚besonderen studentischen Ehre', besser dem Verhältnis, das zwischen Student und Professor besteht, habe ich, fast zu weitgehend, dadurch Rechnung getragen, daß ich seine nochmalige Versicherung als genügend angenommen habe. Herr X. und Sie hätten alle Ursache, zufrieden zu sein." Was sie denn auch ohne weiteres waren. Man sieht aber, wie unüberlegt die jungen Menschen sind. Wenn dann der insultierte Professor den Kopf verliert und selbst heftig wird, so ist der „Krach" fertig.

Von meiner neuen Klinik habe ich schon erzählt. Sie machte mir viel Freude, gab mir aber auch viel zu tun. Der größere und anspruchsvollere Betrieb brachte umfangreichere Verantwortlichkeit mit sich, und solcher gegenüber war ich doch nicht mehr der Alte, der tat, was er konnte, und wenn er einmal von üblen Erlebnissen nicht verschont blieb, sich mit dem Bewußtsein davon zufrieden gab. Ich war den aufregenden Erlebnissen und Situationen, die in keinem großen Spitale ausbleiben, gemütlich nicht mehr gewachsen.

Allerdings war das Erlebnis, um das es sich hier handelt, ein besonders bösartig angelegtes: Durch die Schuld eines Assistenten, übrigens eines der besten, die ich gehabt habe, war es nämlich gekommen, daß ein Pockenfall eine Nacht hindurch auf einem Krankensaale meiner Männerabteilung gelegen hatte. Es waren alle Vorbeugungsmaßregeln mit größter Strenge durchgeführt, und es war zu unser aller Freude und Überraschung ohne Ansteckung auf dieser Abteilung abgegangen. Mindestens drei Wochen später finde ich bei einer Kranken der Weiberabteilung, der Frau eines Leichenwäschers — ein Beruf, der wohl einmal zu Pockenansteckung Gelegenheit gibt —, die vierzehn Tage auf meiner Abteilung lag, einen auffallenden Ausschlag: Einige Bläschen, ohne Fieber, ohne Kreuzschmerzen, ohne erhebliche Störung des Allgemeinbefindens, und die auch sonst mir nicht als Pocken imponierten. Bei der Erfahrung, die ich in der Pockendiagnose habe, traute ich mir ein so sicheres Urteil zu, daß ich die Kranke nicht isolierte. Als aber immer neue Bläschen kamen, auch Fieber eintrat, wurde mir der Fall sehr verdächtig, und ich brachte ihn auf die Abteilung für solche verdächtige Fälle. Leider zu spät, wenn es Pocken waren; in den drei Tagen, welche die Kranke mit ihrem Ausschlag auf dem Saale gelegen hatte, konnten sich andere angesteckt haben. Und wirklich, ungefähr vierzehn Tage danach erkranken im gleichen Saale sechs an Pocken, zum

Glück alle ganz leicht. Niemand kam in Gefahr oder hatte den geringsten Schaden. Ich glaube nicht, daß irgend jemand mir hätte Vorwürfe machen wollen, jedenfalls hat es niemand getan, aber ich machte sie mir. Weit übertrieben, fast krankhaft war es, wenn ich wochenlang in meinem seelischen Gleichgewicht erschüttert blieb. Ich verlor den Schlaf und quälte mich, bis alles erledigt und vergessen war, Nacht für Nacht mit den schlimmsten Besorgnissen.

Ich begann alt zu werden. Ich verlor an Lebenslust und Lebensfreude. Ich mußte lernen mich mit dem Leben abzufinden.

Ich habe schon davon gesprochen, daß ich nie viel Neigung zum Vereinsleben gehabt habe. So hatte ich mich sehr zögernd an ihm beteiligt. Auch von dem Wiesbadener Kongreß für innere Medizin hatte ich mich lange zurückgehalten. 1902 war ich dann Vorsitzender. In diesem Jahre beging Leyden die Feier seines 70. Geburtstages. Mir war die Gelegenheit sehr willkommen, ihm meine gute Gesinnung zeigen zu können. Wir hatten uns bereits in Berlin 1862 kennen gelernt, er war noch Traubes Assistent, ich war soeben in gleicher Eigenschaft zu Frerichs gekommen; doch wurde er bald nach Königsberg berufen, und zu einer Annäherung zwischen uns war es nicht gekommen. Wir waren uns auch nicht nähergetreten, als ich in Königsberg und in Straßburg sein Nachfolger geworden war. Im Laufe der Jahre hatte ich hauptsächlich durch seine klinischen Arbeiten, die ich hochschätze, eine sehr gute Meinung von ihm bekommen, und er seinerseits hatte mir seine gute Gesinnung bei jeder Gelegenheit gezeigt.

1897 war Leyden dann zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Universität nach Straßburg gekommen. Er wohnte mit seiner Gemahlin bei uns, und es hatte sich ein freundschaftliches Verhälnis zwischen uns entwickelt, in dem ich bald seine herzliche Art schätzen lernte. In Berlin wurde

jetzt eine Huldigung im großen Stil für ihn vorbereitet, an der mich beteiligen zu müssen mir nicht angenehm gewesen wäre. So war ich sehr froh, als ich Leyden geneigt fand, sich eine Vorfeier in Wiesbaden gelegentlich unserer Kongreßsitzung dort gefallen zu lassen. Die Ausnahmestellung, die ich hiermit diesem gab, war berechtigt, denn diese seine Schöpfung hatte ihm immer besonders am Herzen gelegen. Ich glaube Leyden die Freundlichkeit, die er unserem Vereine damit erwies, durch eine würdige Feier vergolten zu haben.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, wie Leyden vielfach nicht die Anerkennung fand, die man nach seiner hervorragenden Stellung erwarten mußte. Aber unter den Vorwürfen, die man ihm machte, war nur einer, der Berücksichtigung verdiente; er stelle, so hieß es, als klinischer Lehrer die aktive Therapie zu sehr in den Vordergrund; in seinem Bestreben, für den Kranken zu sorgen, werde er kritiklos. Dieser Vorwurf trifft nur den alternden Leyden, in seiner guten Zeit lag ihm das fern. Die Berliner Schule, aus der wir beide stammen, ist sich ihrer humanen Aufgaben stets bewußt gewesen, aber sie wußte, daß das Heil der Heilkunde in deren naturwissenschaftlicher Grundlage beruht, und daß der Drang zum Heilen beim Arzt oft gezügelt werden muß, um nicht in kritikloses Treiben auszuarten. Wenn Leyden später vielleicht nicht überall dem Drängen der Zeit gegenüber den Standpunkt des kritischen Mannes der Wissenschaft streng genug gewahrt hat, so sehe ich darin den Ausdruck einer Charaktereigenschaft, die eben wie viele solche ihre zwei Seiten hat. Er ging mit der Zeit und ihren Forderungen und Anschauungen, und hat immer gesucht, ihnen frühzeitig gerecht zu werden.

Die Deutsche Naturforscherversammlung (Deutsche Gesellschaft für Naturforscher und Ärzte) hatte ich zuerst im Jahre 1867 besucht. Diese Tagung in Frankfurt a. M. war wenig erfreulich. Die Frankfurter machten die Festgäste, die keineswegs hierauf

gestimmt waren, zum Gefäß ihres Jammers über die zwei schweren Unglücksfälle, die ihnen damals soeben widerfahren waren: die Annexion an Preußen und der Brand ihres Domes. Beides war ja sehr traurig, da man aber bei jeder Gelegenheit öffentlich und privat davon unterhalten wurde, so langweilte dies bald. Ich kam wenig befriedigt heim und hatte seitdem nur noch eine dieser Versammlungen besucht, die in Berlin, wo ich über meine Hirndruckexperimente berichtete.

1898 übertrug man mir in Düsseldorf das Referat über Cholelithiasis in einer kombinierten Sitzung der Internen und Chirurgen. Hier hatte ich einen ziemlich heftigen Zusammenstoß mit dem Jenenser Chirurgen Riedel, den dieser durch seine burschikose Art herausforderte. Ich habe Riedels Verdienste um die Entwicklung der Lehre von der Cholangitis damals und später gern anerkannt, gerade jene Diskussion aber ist sehr bezeichnend für unser beider Standpunkt in dieser Angelegenheit. Unsere Differenz bezog sich nicht auf die lithogene Cholangie, sondern auf die Rolle, welche die Infektion bei der Cholecystitis und Cholangitis calculosa spielt. Riedel leugnete die Infektion in ihrer entscheidenden Bedeutung für diese und fand sich mit einer ganz unklaren „Perialienitis" der Gallenblase ab, ich vertrat die Infektion als den entscheidenden Vorgang bei der Cholecystitis und Cholangitis calculosa. Riedel war ein Mann von Ideen, aber er verstand es durchaus nicht, die Ideen und Erfahrungen anderer auf sich wirken zu lassen, und so bekamen seine Anschauungen etwas sonderbar Originelles, fast Beschränktes.

1900 tagte die Versammlung in Aachen. In der ersten allgemeinen Sitzung wurden vier Reden gehalten, welche die Entwicklung der einzelnen großen Gebiete der Naturwissenschaften und der Medizin im 19. Jahrhundert behandelten. Mich hatte man für die innere Medizin und Bakteriologie ausersehn. Bald danach kam ich in den Vorstand. Als ich dann die Versammlungen regelmäßiger besuchte, haben sie mich sehr

interessiert, und eine Reihe von Jahren habe ich mich eifrig an ihnen beteiligt. Ich werde bald davon erzählen.

Die Erinnerung an meine letzten Jahre in Straßburg ist, wie man längst gemerkt haben dürfte, keine fröhliche. Ich war dauernd „deprimiert". Jedermann war mit mir zufrieden, nur ich war es nicht; mir fehlte das Selbstvertrauen. Mir gewohnte und vollkommen geläufige Leistungen konnten mich vorher aufregen. Ich hatte für den elsässischen Ärzteverein einen Vortrag über die verschiedenen Formen der Leukämie angesagt. Es war kaum mehr wie ein alltäglicher Vortrag in der Klinik. Ich wußte, was ich sagen wollte, und alles lief dann auch gut, sehr gut, ab, aber acht Tage vorher wurde ich über die Sorge um diese unbedeutende Leistung schlaflos. Nirgends fehlende kleine Unstimmigkeiten nahm ich mir zu Herzen, aus ganz gleichgültigen kleinen Unregelmäßigkeiten machte ich schwere Versehen. Ich war krank, konnte aber leider nicht auf den Standpunkt gelangen, meinen geistigen Zustand in dem Bewußtsein hiervon mit erträglichem Gleichmut hinzunehmen.

Ich war in der Tat lange krank. Ich schleppte mich schon seit meiner Studentenzeit mit einem alten Darmleiden herum. Ich habe erzählt, daß ich damals einen schweren Darmkatarrh durchzumachen gehabt. Jahrelang hat er mich gequält, erst bei dem geordneten Leben nach meiner Verheiratung in Königsberg war ich die Beschwerden losgeworden, gelegentlich hatte ich an nicht genügend erklärten Durchfällen zu leiden. Die Lungenentzündung im Dezember 1888 war dann durch schwere (appendizitische?) Darmstörungen kompliziert gewesen, und seit 1899 hatte ich viel von meinem Darm zu leiden. Ich mußte sehr vorsichtige Diät einhalten, mein einziges „Gemüse" war Kartoffelbrei, „Monsieur Püree" nannte mich deshalb ein Freund.

Gelegentlich traten fieberhafte Anfälle mit Anzeichen von leichter Undurchgängigkeit des Darmes auf. Ich bin von

vielen der ersten Inneren und Chirurgen untersucht, an Appendizitis hat keiner gedacht; es sah der „Fall" auch durchaus nicht danach aus. Hingegen an Karzinom dachten alle. Meine Frau und ich nahmen diesen Gedanken zunächst nicht ernst. Im Januar 1904 ein schwerer Anfall mit 48 Stunden dauernden Beschwerden gestörter Darmdurchgängigkeit, dann Abgang von eigentümlichen Kotsteinen, aus harzartigen Massen bestehend, entfernt ähnlich den Schellacksteinen der Politursäufer. Ich habe das ganze Leiden im Deutschen Archiv für klinische Medizin Bd. 84 beschrieben, wo man es nachlesen kann. Danach ließen meine Darmbeschwerden sehr nach, es folgte eine ganz gute Zeit. Leider aber hatte ich den wichtigen Entschluß, von dem ich nun zu sprechen habe, unter dem Einfluß dieser meiner Krankheit längst gefaßt.

Ein besonderer Vorzug der Stellung des Straßburger Professors war sein durch die Universitätsstatuten verbürgtes Recht, sich mit Vollendung des 65. Lebensjahres zu emeritieren, d. h. seine Tätigkeit einzustellen unter Beibehaltung fast aller Rechte seiner Stellung. Ich war seit Jahren entschlossen, hiervon Gebrauch zu machen. Wenn ich davon sprach, so war fast jedermann überrascht. Ich aber konnte nur mit Befriedigung lehren, wenn ich mein Gebiet ganz beherrschte. Das Gebiet des innern Klinikers ist aber sehr groß: pathologische Anatomie, Physiologie und physiologische Chemie gehören zu den ihm unentbehrlichen Disziplinen so gut wie Bakteriologie und Serologie. Ich fühlte, daß ich da und dort heraus war. Mein Altern wurde mir zuerst störend bei der klinischen Verwertung des Röntgenverfahrens. Hier habe ich mir die nötige Schärfe im Sehen und die nötige Sicherheit in der Beurteilung des Wahrgenommenen nicht mehr aneignen können. Das lag, wie ich wohl wußte, an meinen Augen; die Presbyopie (Altersschwäche der Augen) und Abnahme der Sehschärfe erschwert die Röntgenbeobachtung. So sah ich den Tag kommen, wo

ich nicht mehr auf der Höhe sein würde. Noch lachte mich jeder aus, wenn ich so sprach. Doch hatte ich an manchem Kollegen erfahren, daß man die Entschlußfähigkeit, die man braucht, um zur Emeritierung zu schreiten, leicht verliert, wenn die Altersschwäche wirklich kommt, und deshalb hatte ich mich seit Jahren in Gesprächen mit meinen Freunden, und geflissentlich recht laut, gebunden. Ich hätte die Empfindung gehabt, mich zu blamieren, wenn ich nun nicht Wort gehalten hätte.

So habe ich denn wirklich mit Ende des Sommersemesters1904 meine Lehrtätigkeit beschlossen. Am 1. September 1869 hatte ich sie in Dorpat begonnen — das waren 35 Jahre, und in diesen 35 Jahren hatte ich 71 Semester gelesen. „Sie müssen immer etwas Besonderes haben!" konnte wieder jener mein kritischer Freund sagen. In der Tat, da jedes Jahr doch nur zwei Semester hat, ist das nicht leicht. Bei mir kam es so: In Dorpat liefen die Semester von September bis Dezember und von Januar bis Ende April. Ich war dort vom September 1869 bis April 1871, das sind ein Jahr und vier Monate, und habe in dieser Zeit vier Semester gelesen.

Mein Nachfolger in Straßburg wurde Krehl. Überall habe ich mit meinen Nachfolgern Glück gehabt. In Dorpat und in Bern waren es intime Freunde: Schultzen, Quincke, Alb. Hoffmann. In Königsberg hätte ich gern Quincke gehabt; er lehnte ab und Lichtheim war mir gefolgt; ich hatte ihn nicht leicht in Berlin gegen Althoffs ursprünglichen Kandidaten durchgesetzt, und war nun sehr froh, denn Lichtheim ist ein ungewöhnlich kluger Mann. Schon seine ersten Arbeiten bei Cohnheim zeigen, was er kann. Sehr gefallen hat mir auch stets die kleine Arbeit über Aspergillus und Aspergillose aus Bern; seine Aphasiearbeit hat großen Wert. Leider war er zu lange in Bern geblieben, es hat ihm dort zu gut gefallen.

Krehl blieb nur kurze Zeit in Straßburg und fand dann in Heidelberg die rechte Stelle zur vollen Entwicklung seiner

zielbewußten Arbeit. Ich habe ihn später im Verkehr zwischen Heidelberg und Baden in seinem ganzen Wert schätzen gelernt.

Gegenstand öffentlicher Ehrungen bin ich nie gern gewesen. So lehnte ich auch diesmal wieder den Fackelzug der Studenten ab; es war der dritte, der mir drohte. Einer beim Abschied von Königsberg und einer in Straßburg, als ich nach Wien abgelehnt hatte. Meine Frau war diesmal doch erzürnt, daß sie nie zu der Ehre kommen sollte. Nur einen Festband mit 47 Arbeiten früherer Assistenten mußte ich mir gefallen lassen.

Der feierliche Abschied in der Klinik ging mir zu Herzen. Das Auditorium war schön ausgeschmückt, auch mit einem leidlich gelungenen Bronzerelief von meiner Wenigkeit. Ein Student hielt seine Rede, und sehr herzlich und treffend war das, was mein alter Assistent Rose sagte. Ich selbst hatte gar nicht an eine solche Feier gedacht und erst spät, am Abend vorher, Wind bekommen. Da war ich zu müde gewesen, um mich sammeln zu können, und hatte nur des Morgens, ehe ich zur Vorlesung fuhr, wenige Minuten zur Vorbereitung gehabt. So habe ich gerade diese Abschiedsworte an meine Schüler, die mir so wichtig waren wie wenig anderes, was ich in diesen 35 Jahren gesagt habe, gegen meinen Grundsatz ganz frei gesprochen.

Das schönste Andenken, das mich sehr erfreut und wirklich gerührt hat, erhielt ich fast ein Jahr später. Ein Student namens Tschocke, ein schon reiferer Mann, der mir deshalb in der Klinik aufgefallen war, der aber zu mir in keine nähere Beziehung getreten war, hatte in medizinischen Blättern aller Länder meinen früheren Schülern Kenntnis gegeben: Wer sich an einer Ehrung für mich beteiligen wolle, möge sich melden. Jeder hatte dann eine Karte erhalten, auf der er seinen Namen, die bei mir gehörten Semester und seine derzeitige Stellung anzugeben hatte. Nun brachte mir Herr Tschocke in einem

schönen Kasten diese Sammlung von vielen, vielen hundert Zetteln. Namen aus aller Herren Ländern und aus allen Jahren von 1864 und meinen ersten diagnostischen Kursen in Berlin an. Deutsche, englische, amerikanische, italienische, schweizerische, russische, japanische Professoren, Ärzte aus allen Gegenden der Welt, und fast aller konnte ich mich noch gut entsinnen. Dazu gab es noch eine schöne für mich angefertigte Radierung, die mich stilisiert darstellt, wie ich aus der düstern Schlucht der Unwissenheit mühsam die steilen, lichten Höhen des Wissens erklimme. Als Porträt etwas wenig bekleidet, sonst sehr schön.

So standen wir nun da, wurzellos, auf neuem Grund. Immerhin besser daran als viele vor uns und nach uns, es war ein Unterschlupf bereit. Ich hatte mein Haus in Baden, hübsch ausgebaut, und während der Sommerferien 1904 erfolgte die Übersiedelung. Die ging recht angenehm vonstatten. Als alles eingepackt war, gingen wir nach Bayreuth, und als wir von dort heim kamen, fanden wir unser Haus in Baden durch gütige Feen unter Schutz der Gräfin Sophie Solms hergerichtet. Das neue Leben konnte beginnen.

Baden-Baden

Emeritus

Tätigen Männern mag man ein ruhiges Alter gönnen — sie brauchen es! Wer viel geschafft hat, der hat viel nachzuholen.

Es war ein krasser Wechsel der Lebensführung, den ich nun erlebte. Bisher hatte meine Berufstätigkeit, Klinik und Praxis, etwa acht bis zehn Stunden des Tages in Anspruch genommen, die waren nun frei, denn mit meiner Professur gab ich auch die Praxis auf. Sie hatte mir keine Freude mehr gemacht, sie regte mich auf, und die Gebundenheit, die sie brachte, wurde mir bei meinem unzuverlässigen Gesundheitszustande lästig. Selbstverständlich habe ich auch in Baden von Zeit zu Zeit einen Kranken gesehen, auch eine Konsultation mit Kollegen gehabt, auch einmal eine Konsultationsreise gemacht, aber das geschah jetzt alles nur ganz ausnahmsweise und kam als Tagesarbeit nicht in Betracht.

Verhältnismäßig viel Beziehungen behielt ich zu Paris, und es waren wieder Juden, die das vermittelten. Unter diesen Parisern erschien eines Tages Herr Cyon, früher Petersburg; ich habe seiner schon gedacht. „Elie de Cyon" hieß er jetzt; ich kannte ihn von Berlin her noch gut. Er war nach Baden gekommen, angeblich um mich zu konsultieren. Da dies aber ersichtlich nicht wahr war, kam mir in den Sinn, daß er seinerzeit Petersburg unter dem Verdacht verlassen hatte, Agent der russischen Regierung zu sein und daß man ihm nachgesagt

hatte, er habe am Zustandekommen der „Entente Franco-Russe“ gearbeitet. Der Verdacht, daß er wieder in derartigen Aufgaben hier weile, ist mir geblieben. Ein unheimlicher Mensch; einer von den internationalen Intriganten, mit deren vollkommener Unaufrichtigkeit in jeder Faser. Dazu eine phänomenale Eitelkeit. Ich konnte ihm nichts nutzen, aber er behauptete, daß ich ihn sehr gebessert habe und sandte mir zum Dank aus Paris ein schönes „altes“ Pulverhorn aus Elfenbein. „Das Pulverhorn Gustav Adolf's“, so schrieb er dazu! Es trägt nämlich dessen Porträt.

Auch meine wissenschaftliche Arbeit, wie ich sie gewohnt war, war mir unterbunden. Das war die im Laboratorium und auf dem Krankensaal. Auch die am Schreibtisch und in der Bibliothek hatte ja in meinem Leben keine kleine Rolle gespielt, doch immer von jener getragen. Es war eine schwere Aufgabe, die mir jetzt gestellt war! Ich sollte mir ein neues Leben zimmern und das, wo ich alt war! Dazu gehört viel Initiative und die nimmt „bekanntlich“ im Alter ab! Es ging aber ganz gut. Ich fand Aufgaben und Arbeit genug.

Zunächst hatte ich noch einige kleinere fachwissenschaftliche Aufsätze fertigzustellen über Cholelithiasis und über die Abasia arteriosclerotica senescentium. Dann kam die zweite Auflage meines Diabetes melitus daran. Da ich dazu eine große Bibliothek brauchte, gingen wir nach Berlin, wo wir so den Winter 1905/6 im Hause eines Freundes, Obergeneralarzt Stechow, sehr angenehm verlebten.

Es hat diesem Buch nicht gutgetan, daß es nicht häufiger Neuauflagen erlebte. Diese Dinge werden aber bei den verschiedenen Verlegern sehr verschieden gehandhabt. Der meinige machte von meinem Diabetes jede Auflage zu 3000 Exemplaren, während die Auflagen bei uns meist nur 800 bis 1000 Exemplare stark sind. Ich halte für medizinische Monographien kleinere Auflagen für viel richtiger, denn wenn ein solches Werk nicht bald neu aufgelegt wird, so veraltet es. Ich war nun erstaunt, welche

Masse von neuem Stoff sich in den sieben Jahren seit der ersten Auflage angehäuft hatte, und erfreut, wie vollständig die so lange von mir allein in schwerem Kampf vertretene Therapie, die Beschränkung der Fleischnahrung, zum Durchbruch gekommen war. Als ich mit dem Diabetes fertig war, kam an mich die Aufforderung, für das von Schwalbe herausgegebene Sammelwerk über Greisenkrankheiten die allgemeine Pathologie und Therapie zu schreiben. Ich hatte mich für Greisenkrankheiten, wie ich schon erzählte, in den letzten Jahren interessiert; die „senile Epilepsie" und die ebenerwähnte „Abasia arteriosclerotica senescentium" sind Belege dafür. So übernahm ich die Arbeit gern, und obgleich ich nur 62 Seiten zustande brachte, hat sie mich fast ein Jahr beschäftigt.

Daneben wandte ich mich feuilletonistischer Tätigkeit zu. Seit lange fühlte ich das Bedürfnis, mich über manches auszusprechen. Über die unverständige Auffassung der ärztlichen Aufgaben und Pflichten seitens des Publikums und über gewisse, sich bei den Ärzten mehr und mehr breitmachende moderne Anschauungen und Neigungen. Ich habe das in zwei Aufsätzen in Fleischers Deutscher Revue getan. Beide Aufsätze konnten dort, wohin sie zielten, nicht angenehm sein, und da man nichts gegen das von mir darin Vorgebrachte zu sagen hatte, so schwieg man, obgleich für ihr Bekanntwerden dadurch gesorgt worden ist, daß beide, ohne mein Zutun, in anderen sehr gelesenen Tagesblättern abgedruckt wurden. — Der wäre ein Narr, der heutzutage noch glauben wollte, er könne den Strom der Zeit dadurch aufhalten, daß er gegen ihn schwimmt! Man muß zufrieden sein, wenn es gelingt, von dem vielen, was fortgespült zu werden droht, ein besonders Wertes an das Ufer zu bringen. Vielleicht ist es so gerettet!

Mehr Freude erlebte ich mit einem kleinen Aufsatz in Volkmanns klinischen Vorträgen: Die Berliner Schule vor 50 Jahren. Ich hatte bereits angefangen, diese meine Lebenserinnerungen niederzuschreiben, dabei waren jene Erinnerungen aus meiner

medizinischen Jugendzeit mir lebendig geworden, und damit war mir der gewaltige Unterschied zum Bewußtsein gekommen in der Art, wie wir damals aufwuchsen und wie heute die Jünger der medizinischen Wissenschaft in die Erscheinung treten. Daraus wurde dann eine Schilderung, wie es in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in Berlin, in der medizinischen Fakultät und in der Charité, unter uns, dem medizinischen Jung-Berlin, herging. Es ist vielleicht doch nicht zufällig, daß jener Aufsatz in die Zeit fällt, da mit der alten Charité der Schauplatz, auf dem jene Erinnerungen spielen, verschwand; da ich damals oft Berlin passierte und die Ruinen des mächtigen Baues schaute, mag mir dies jene Zeit zurückgerufen haben[1]).

Noch ein Thema trug ich mit mir herum, das mich schon seit mehr als drei Jahrzehnten beschäftigte: die Entstehung der Lautsprache des Menschen. Wie die gewaltige Aufrüttelung, die später der große Krieg uns allen später brachte, auch mich wieder wissenschaftlich produktiv gemacht hat, werde ich später erzählen. Sie hat mir auch den Mut gestählt, um mich dann endlich, in meinem 82. Lebensjahre, an die Ausarbeitung dieses Themas zu wagen. Da es mir so scheint, als ob die Bedeutung dieses kühnen Versuches unterschätzt wird, nehme ich hier die Gelegenheit wahr, mich zu ihm zu äußern.

Die Welt der Organismen, des Lebens, stellt eine Entwicklungsreihe dar vom einfachsten bis zum höchst ausgestalteten, vom einzelligen Lebewesen bis zum Menschen. Diese Entwicklung vollzieht sich unter dem Zwange äußerer Anforderungen, denen sich das Lebewesen anpaßt, aber keineswegs so, daß sie etwa ununterbrochen allseitig vorwärts schreitet.

---

[1]) In seinen Lebenserinnerungen hat Leyden später diese gleiche Zeit in einer so ähnlichen Weise besprochen, daß man denken könnte, ich habe ihn benutzt. Deshalb sei darauf hingewiesen, daß mein Aufsatz etwa fünf Jahre früher erschienen ist wie Leyden's Erinnerungen.

Denn das Anpassungsvermögen der einzelnen Organe ist nach ihnen innewohnenden Anlagen beschränkt. Auch macht sich häufig dies geltend, daß die Entwicklung einer Anlage der eines Organes andern im Wege steht. Ebenso aber kann umgekehrt das Anpassungsbestreben der Lebewesen zur Entwicklung einer Anlage führen, die dann ihrerseits auf Grund von funktionellen oder anatomischen Beziehungen zwischen den betreffenden Organen — die einer zweiten Anlage fördert. Die Entwicklung, Ausgestaltung dieser zweiten Anlage kann sich so vollziehen ohne direkten Zwang der Anpassung an wichtige Lebensbedingungen. Doch kann jederzeit die von diesem Zwange zunächst nur indirekt beeinflußte Entwicklung dieser zweiten Anlage — ich will sie kurz als „indirekte Entwicklung" bezeichnen — zu einer Ausgestaltung dieser führen, die sie nun geeignet macht, wichtigen Lebensbedingungen zu dienen, womit ihre weitere Entwicklung und Ausgestaltung, erst unter den „Zwang der Anpassung" geräth und selbständig werden kann. Dies gilt, wie wir sehen werden, ganz augenscheinlich für die Lautsprache.

Ich handle nur von der Lautsprache. Wer jede Äußerung, die der Verständigung von Lebewesen untereinander dient, als Sprache deuten will, mag z. B. dem Hunde eine solche zusprechen und den Hundeschwanz als Sprachorgan bezeichnen. Es ist ja auch kein Zweifel, daß eine weitgehende Verständigung unter Wesen gleicher Art von den Bienen bis zum Menschen in ähnlicher Weise statthat. Wie weit eine solche ohne Lautsprache geht, darüber fehlt aber jedes Urteil. Die Zeichensprache der „Wilden" und der Taubstummen hat sich nicht ohne Hilfe der Lautsprache entwickelt und die Tiere sind jedenfalls mit der Zeichensprache nicht weit gekommen.

Die Entwicklung der Lautsprache des Menschen kann nicht besprochen werden ohne schärfste Unterscheidung der Loquazität von ihr. „Loquazität" ist die Fähigkeit, sprachliche Laute, die Elemente der Lautsprache, zu bilden und nachzusprechen, mit dem Triebe zu beidem. Ohne Loquazität keine Lautsprache,

aber keineswegs ist mit jener schon die Lautsprache gegeben. Beides zeigen die Vögel.

Nicht nur bei einzelnen Gattungen, vielmehr bei nach Lebensweise und Bau ganz verschiedenen Arten von Vögeln finden wir die Loquazität. Eine Lautsprache aber haben sie nicht entwickelt; wer dies etwa für den Papagei und den Finken vertreten wollte, den muß die Dohle, der Dompfaff, der Star eines Besseren belehren. Über das Nachschwatzen oft gehörter Sprachlaute kommen übrigens auch die klügsten Papageien nicht hinaus, wenn sie auch die Beziehung der Laute zu anderen Sinneswahrnehmungen und Erfahrungen kennen und festhalten. Es ist dies dadurch genügend erklärt, daß die Vögel in der Entwicklung desjenigen Organes sehr tief stehen, dem die verstandesgemäße „Verarbeitung" der Wahrnehmungen obliegt: des Großhirns. Dies fehlt ihnen allen noch völlig, erst bei den Säugetieren ist ein Großhirn entwickelt.

Man muß also die Fähigkeit, Sprachlaute zu bilden, die „Loquazität", von der Sprache unterscheiden. Doch ist sie Vorbedingung für die Sprache, und beim Menschen wird sie deren Vorstufe: Das Menschenkind zeigt bis zum Ende des ersten Lebensjahres, ehe es noch „sprechen lernt", die gleiche „Loquazität" wie die Vögel, die Fähigkeit mit dem Trieb zur Bildung und Äußerung artikulierter Laute und — in der „Echosprache" — den Trieb zum Nachsprechen solcher.

Die Tatsache, daß die Loquazität außer beim Menschen beim Vogel und nur bei diesem gefunden wird, weist mit aller Bestimmtheit darauf hin, daß ihre Entstehung getragen wird durch eine Eigenschaft, die dem Vogel und dem Menschen gemeinsam, aber ihnen beiden allein eigen ist, und dies ist der aufrechte Gang mit dem Stehen auf zwei Füßen und der verschiedenen Entwicklung der Ober- und Unterextremität. Nur dem Menschen und dem Vogel eignen sie! Kein anderes Tier, auch kein Säugetier, besitzt diese Eigenschaften, auch der Affe nicht! Er hat nicht „Hände" und „Füße", sondern vier

Hände; er geht nicht und vor allem er steht nicht aufrecht, sondern klettert und springt. Also, der aufrechte Gang ist es, der dem Menschen die Loquazität brachte, und hiermit die Grundlage für die Entwicklung der Lautsprache.

Der Vorgang hierbei ist der, wie ich ihn als „indirekte Entwicklung" von Anlagen besprochen habe: Das Organ, durch dessen Ausgestaltung die Loquazität ermöglicht wird, ist das Hörorgan. Dies fehlt den niederen Thieren, auch noch den niederen Wirbeltieren. Erst bei den geschwänzten Amphibien (Krokodilen) ist es sicher, und es entsteht als Anhängsel des statischen Organs, des Organes für das Gleichgewicht, mit dem es anatomisch wie funktionell, auch noch in seiner höchsten Ausgestaltung, beim Menschen, untrennbar verbunden bleibt. Das Gleichgewichtsorgan ist es, für dessen weitgehende Entwicklung der aufrechte Gang der Vögel und des Menschen bestimmend wird, und das Gehörorgan macht seine Entwicklung mit.

Die entwicklungsgeschichtliche Begründung hierfür ist in meinem Aufsatze im Deutschen klinischen Archiv Bd. 138 ausführlich gegeben. Dort ist auch die wichtige Rolle eingehend behandelt, welche die Rechtshändigkeit mit der Linkshirnigkeit des Menschen bei der Entwicklung der Lautsprache spielt.

Der Gedanke, daß es die aufrechte Haltung ist, die beim Menschen die Entwicklung der Lautsprache befördert, ist bereits vor hundert Jahren von keinem Geringeren wie Wilh. v. Humboldt ausgesprochen. Ich bin nicht auf seiner Fährte gegangen und konnte das nicht, denn Humboldt behandelt diese Frage ausschließlich vom damaligen Standpunkte des Philologen und des Historikers, der sich mit meinem rein naturwissenschaftlichen überhaupt nicht trifft. Die Sprachforscher haben es ja, soweit sie ernst zu nehmen sind, nicht mit der Entstehung der Lautsprache zu tun. Mich hatte zunächst die Tatsache angeregt, daß es die beiden aufrechtgehenden Wesen

sind, Mensch und Vogel, denen die Fähigkeit, sprachliche Laute zu bilden, eignet. Erst spät kamen dazu:

Erstens: Die Unterscheidung der Loquazität und ihrer Entstehung von der der Lautsprache. Daß schon die Loquazität weitgehende Entwicklung des Hörvermögens voraussetzt, ist von vornherein klar. Daß aber diese an den aufrechten Gang gebunden sein könne, wurde erst aus der Entwicklungsgeschichte verständlich, welche klar zeigt, daß sich das Hörorgan phylogenetisch gesprochen erst spät bei den Krokodilen mit und aus dem statischen Organ entwickelt, dem Organ für das Gleichgewicht, dessen weitestgehende Ausgestaltung für die Vögel wie für den Menschen hochwichtige Lebensbedingung ist.

Zweitens: Die für die Loquazität und hiermit auch für die Lautsprache unentbehrliche Ausbildung des inneren Ohres, des Hörvermögens und hiermit die Möglichkeit der Entstehung der menschlichen Lautsprache, erscheint so entwicklungsgeschichtlich als ein sekundärer Vorgang, gebunden an die Entwicklung eines anderen Organes, das, wie soeben auseinandergesetzt ist, anderen Aufgaben dient, und dies ist es, was den Vorgang hier so undurchsichtig macht. Eine sehr werthvolle Stütze fand ich für meine Lehre in einer Bemerkung Weißmanns, die ich in meinem Aufsatze eingehend würdige. Von älteren Autoren hat mich einzig Herder beeinflußt, nicht Humboldt, soviel ich ihn studieren mußte.

Die Redaktion meiner beiden Zeitschriften „Archiv für experimentelle Pathologie und Pharmakologie“ und „Mitteilungen aus den Grenzgebieten der Medizin und Chirurgie“ führte ich fort. Das Archiv machte mir wenig Sorgen. Die Hauptmasse des Materials kam längst von der pharmakologischen Seite, und da sorgte Schmiedeberg für solide Arbeit. Die pathologischen Arbeiten, die uns zuflossen, stammten fast alle von ernsten Forschern, und mit solchen ist gut fertig werden.

Die „Mitteilungen aus den Grenzgebieten" sind dadurch ein großer Gewinn meines Alters geworden, daß sie meine Freundschaft mit Mikulicz und später mit Eiselsberg zur Intimität gestalten halfen. Schönborn hatte seinerzeit Königsberg bereits verlassen gehabt, als Mikulicz dort eingetroffen war. Schon unsere erste Begegnung befriedigte uns beide, und es entwickelte sich ohne jede Störung ein höchst erfreuliches Verhältnis zwischen uns und zwischen unseren Frauen, das noch heut zwischen unsern Familien fortbesteht. Mir wurde Mikulicz bald sehr wertvoll durch seine große Erfahrung und die freimütige, offene, ehrliche Art, wie er gab und annahm. Er war zehn Jahre jünger wie ich, und dieser Altersunterschied kam zwar mir zustatten, Mikulicz hat ihn mehr wie verdient geachtet, unserem Freundschaftsverkehr stand er nicht im Wege. Mikulicz' sprudelnde Lebensfreude, sein warmherziges, liebenswürdiges Eingehen auf den anderen, seine herzliche, vertrauensvolle Art hat uns viel Gutes und nur Gutes gebracht. Ich habe von ihm gelernt und habe ihn genossen, die siebzehn Jahre, die unsere Freundschaft gewährt hat. Mikulicz war ein in jeder Beziehung hochstehender Mann, seine Begabung, seine Talente waren vielseitig und erstaunend groß. Er war ein geborener Arzt, als Beobachter und als Forscher, als Diagnost und als chirurgischer Techniker gleich begabt, seine manuelle Geschicklichkeit war erstaunlich. Daneben ungewöhnliche musikalische Begabung. Er wollte ursprünglich Klaviervirtuose werden, mußte es aber aufgeben wegen seiner kleinen Hände. Er hat es nie dahin gebracht, eine Oktave bequem greifen zu können, und sah es mit Neid, wenn ich leicht eine Dezime spannte. Er war ein höchst anziehender Wagnerspieler.

Seine Intelligenz war sehr groß; immer wieder fand ich neue Seiten, wo er mir Eindruck machte. Auf einer Eisenbahnfahrt fragte ich ihn, ob er wisse, daß jede Zahl, wenn man die Quersumme abzieht, durch neun teilbar ist. Er

überzeugte sich davon, dachte fünf Minuten nach und gab die Erklärung ab: „Die Quersumme abziehen kann man so, daß man jede einzelne Ziffer an ihrer Stelle subtrahiert. Zum Beispiel: 3117. Die 3 von dreitausend, die 1 von der 100, die zweite 1 von der 10, die 7 von der 7. Dann werden aus den drei tausend dreimal 999, aus der 100 werden 99, aus der 10 werden 9, die 7 fällt fort. All die erhaltenen Einzelzahlen sind durch 9 teilbar." Ich habe noch keinen Zweiten getroffen, der diese Lösung fand. Ich meinte, daß er sich viel mit Mathematik beschäftige, aber er verneinte es. „Seit dem Gymnasium nicht mehr!"

Auch als Charakter habe ich nur Freude an Mikulicz gehabt. Ein vornehm denkender Mann. Er besaß leider die Schwäche, daß er ungern nein sagte, ungern einen Menschen abwies. So kam er in den Ruf, Zusagen nicht zu halten. Ich habe das nie mit ihm erlebt, glaube nicht daran und ich habe es nie begriffen, wie man es ihm gegenüber in fachmännischen Kreisen an Anerkennung seiner führenden Stellung hat fehlen lassen. Es ist nicht erlaubt die Empfindung des Andersartigen so zum Ausdruck zu bringen, die einem pünktlichen Hessen und einem kühlen, selbstbewußten, gewandten Balten im Verkehr mit diesem leichtlebigen, lebhaften Wiener einmal kommen konnte.

Mikulicz war für den medizinischen Kliniker der angenehmste Kollege. Er würdigte die Überlegenheit und die Bedeutung der den ganzen Menschen umfassenden Diagnostik des Internen und war selbst in hohem Maße ergiebig und lehrreich. Er hatte sehr viel gesehen. Mit dem scharfen Blick eines geborenen Beobachters für das Wesentliche, Entscheidende in den Wahrnehmungen verband er die dem Kliniker unentbehrliche Zuverlässigkeit, Anschaulichkeit und Treue des Gedächtnisses. So hat er aus seiner persönlichen Erfahrung mich über manches aufklären können, was mir an meinen Fällen Schwierigkeiten machte.

Unser Zusammenarbeiten führte häufig zu Aussprachen über Fragen, die den Chirurgen wie den Internen interessieren, und so tauchte schon in Königsberg der Gedanke auf, eine Zeitschrift für die Grenzgebiete zu gründen. Doch erst nachdem ich Königsberg verlassen, griff Mikulicz diese Sache ernst an. Ich zögerte lange, weil ich die Bedenken gegen Begründung neuer Zeitschriften vollkommen würdige. Erst 1895 wurde das Unternehmen beschlossen und in Gang gebracht. Wir trafen uns mit dem Verleger, dem verstorbenen Dr. Fischer, in Blankenburg in Thüringen, und dort, im romantischen Werratal, jeder von uns dreien auf einem der Druidensteine des Werrasitzes, haben wir das Nötige vereinbart.

Der Eifer meines Freundes für das Unternehmen brachte mir manchen Besuch von ihm ein. Das geschah am häufigsten in Baden-Baden, wenn wir dort einsame Weihnachten feierten. Manchen Sylvesterpunsch hat er da an unserem Kamin gebraut und manche frohe Stunde hat er uns geschenkt.

Ich hatte wohl scherzend gesagt, ich müßte mich noch länger sperren, damit Mikulicz' Besuche in Baden nicht aufhörten. Aber wie er dann versprach, so hat er uns dort auch noch weiter manches Mal überrascht, bis endlich sein letzter trauriger Besuch kam. Im Herbst 1904 hatte die Naturforscherversammlung in Breslau getagt. Ich hatte Mikulicz anscheinend vollkommen frisch und auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit gefunden. Nur ließ er sich vor der Abreise von mir untersuchen, wegen übrigens unerheblicher Magenbeschwerden. Die Untersuchung ergab nichts Bedenkliches, doch war mir die Sache nicht ganz sicher und ich verpflichtete ihn, sich mir vor Beginn des Semesters noch einmal in Baden-Baden vorzustellen. Er ging statt dessen nach Italien und schrieb mir, daß es ihm ganz gut gehe und er sich die Reise zu mir diesmal lieber schenken wolle. Vielleicht käme er wieder zu Weihnachten. So geschah es. Als er mir mitteilte, sein Schwiegersohn Kausch werde ihn begleiten,

wurde mir das unheimlich. Leider sehr mit Recht! Mikulicz selbst hatte bereits drei Wochen früher einen gewaltigen Magentumor bei sich gefunden. Obgleich vorauszusehen war, daß operative Hilfe unmöglich sei, wurde die Operation auf Januar verabredet. Ich wurde dann telegraphisch aus Meran, wohin ich zur vorbereitenden Sitzung für die Naturforscherversammlung gegangen war, nach Breslau beschieden. Eiselsberg fand bei der Laparotomie ein unoperables Karzinom des Magens und des Netzes.

Es folgten einige ganz erträgliche Monate. Mikulicz konnte sogar noch seine Klinik halten. Im Frühjahr ging er nach Italien und schließlich nach Meran. Nach einer schweren Magenblutung, die er dort zu überstehen hatte, ging es schnell abwärts, und am 14. Juni rief mich ein Telegramm an seinen Sarg.

Mikulicz war katholisch. Da er aber seine kirchlichen Pflichten wenig wahrgenommen hatte, machte die katholische Geistlichkeit Schwierigkeiten, und es bedurfte des Hinweises darauf, daß man sich an den protestantischen Pfarrer um Assistenz wenden werde. Da fand man sich, „um solches böse Ärgernis zu vermeiden", bereit, und die Leichenfeier ging mit allem Pomp vor sich. Je größer der Pomp, desto öder, leerer so ein kirchliches Begräbnis! Dies Untertauchen der herbsten Gefühle in den gleichgültigen, seelenlosen Wortschwall!

Die Beerdigung erfolgte in Polsnitz, wo Mikulicz ein kleines Landgütchen besaß, und dort fand sich ein einfacher Landpfarrer, der dem Entschlafenen herzliche, warme Worte zum Geleit gab.

An unseres gemeinschaftlichen Freundes Krankenbett war Eiselsberg mir nähergetreten. Ein prächtiger Mensch, der die herzliche Liebenswürdigkeit und Heiterkeit des Wieners mit der Festigkeit des Norddeutschen zu vereinen weiß. Ich war sehr befriedigt, ihn nach Mikulicz' Tode als Mitredakteur für unsere Zeitschrift zu gewinnen, und habe alle Ursache, mich des

Gewinnes zu freuen. Auch seine Freundschaft gehört zu dem Besten, was mir diese letzten Jahre brachten. Seiner Kunst verdanke ich übrigens wohl mein Leben, wie sich noch zeigen wird.

Die Naturforscherversammlung hat mich, nachdem ich in den Vorstand gekommen war, sehr interessiert und lange nicht losgelassen. Ihre Statuten gestatten jedem Arzt und jedem, der sich Naturforscher nennen will, den Beitritt ohne weitere Legitimation. Diese Bestimmung erscheint mir sehr glücklich. Für viele, man denke nur an die Schullehrer, auch für viele Ärzte, ist es wertvoll, daß sie auf diesen Versammlungen mit Naturforschern verkehren, naturwissenschaftliche Luft einatmen können. Natürlich drängen sich eine Anzahl von Menschen aus unlauteren Beweggründen heran; einige Kurpfuscher machen Reklame, indem sie sich Mitglieder der Naturforscherversammlung nennen, allerhand betriebsame Streber machen mit ihren lediglich der Reklame dienenden Vorträgen die Sitzungen unsicher.

Solche Vorkommnisse sind meines Erachtens nicht besonders bedenklich. Lasse man jene Männer sich unserer Genossenschaft berühmen, wem sie damit Eindruck machen, dem ist die Naturforscherversammlung nicht verantwortlich. Und andererseits: in den Sektionssitzungen sollte sich doch stets jemand finden, der dort nicht Hingehörige mit ihrer Talmiwissenschaft zur Ordnung und, wenn nötig, hinausweist. Ich habe das einige Male mit Erfolg ohne Schwierigkeit besorgt. Ich lege den größten Wert darauf, daß in der Naturforscherversammlung jedem, der irgend glaubt etwas Wissenswertes vorbringen zu können, die Möglichkeit gegeben sei, zu Worte zu kommen. Die Gefahr, daß ohne solches „Sicherheitsventil" etwas Wissenswertes der Welt verloren ginge, ist freilich sehr gering, aber es ist human, daß jeder, der sich im Besitz einer wichtigen Wahrheit glaubt, Gelegenheit finde, diese zu ver-

künden, und für Fragen der Naturwissenschaft scheint mir die Naturforscherversammlung eine geeignete Stelle. Freilich ist festzuhalten, daß die Versammlung für das, was ihre Mitglieder sprechen, keinerlei Verantwortung übernimmt; dies ist selbstverständlich, wenn die Erwerbung der Mitgliedschaft jedem ohne weitere Legitimation freisteht.

Ich sollte es erleben, daß diese Frage von der Verantwortlichkeit der Versammlung für die Vorträge keineswegs eine akademische ist. Für Kassel meldete der Chemiker Ladenburg aus Breslau einen Vortrag in allgemeiner Sitzung an: „Über den Einfluß der Fortschritte der Naturwissenschaften auf religiöse und ethische Anschauungen". Wegen der heikeln Natur seines Gegenstandes hatten wir ihn vertraulich verpflichtet, daß er Anstößiges möglichst vermeiden werde — mehr konnten wir nicht tun. Indessen sprach er sich recht rücksichtslos aus: Vor den Lehren der Astronomie, Geologie, Entwicklungslehre könne der Glauben an einen Gott als Schöpfer aller Dinge nicht bestehen, die Tatsache, daß alles Leben an Veränderungen der Materie gebunden sei, mache den Gedanken einer unsterblichen Seele nicht nur unfaßbar, sondern unmöglich usw. usw. Diese bisherigen Grundlagen unserer Moral seien damit hinfällig geworden, andere, bessere müßten an ihre Stelle treten.

Mich und als Beispiel eines Laien auch meine Frau hatte der Vortrag sehr kalt gelassen. Was Ladenburg gesagt hatte, schien uns längst bekannt und solche Erkenntnisse, soweit man sie nicht aus Gründen der Kirchlichkeit von sich weist, längst Allgemeingut der gebildeten Welt. Vor 30 Jahren hatte Karl Vogt, auch auf einer Naturforscherversammlung, bereits die Konsequenzen für Dogma und Moral gezogen. So konnte man diese Auslassungen Ladenburgs nur als Ausdruck seines Bedürfnisses nehmen, seinen Standpunkt zu bekennen. Solches Bekenntnis ist, solange sich die Gegner mit ihren Bekenntnissen so verlautbaren wie noch heute, berechtigt und verdient Achtung, aber die Naturforscherversammlung schien uns nicht weiter der Ort

dafür, und wir nahmen Ladenburgs Auftreten als unnötig. Es war nicht zu verwundern, daß ein großer Lärm über seinen Vortrag entstand. Anstatt daß die gekränkten Gemüter an rechter Stelle Stärkung für ihren schwachen Glauben suchten, gingen sie gegen Ladenburg als Gotteslästerer vor und uns, dem Vorstand der Naturforschergesellschaft, dafür zu Leibe, daß wir so etwas geduldet hätten.

Unser damaliger erster Vorsitzender van 't Hoff war ein großer Forscher, aber die Anfechtungen, die er von maßgebender Stelle in Berlin erfuhr, warfen ihn vollkommen über den Haufen. Er ließ beim Vorstand ein Zirkular umgehen: Es sei angezeigt, das sehr schlechte Licht, das dieses Vorkommnis auf unsere Versammlung werfe, zu dämpfen und er schlug eine Verwahrung gegen den bösen Ladenburg in irgendeiner dem Vorstand gut scheinenden Form vor. Als sein Rundschreiben an mich kam, trat ich sogleich mit Chun in Leipzig, der auch im Vorstand war, in Verbindung, und ohne Schwierigkeit wurde durchgesetzt, daß die Naturforscherversammlung keinerlei Verantwortung für die auf ihr gehaltenen Vorträge habe, daß sie und wir, der Vorstand, nicht in der Lage seien, ebensowenig wie eine vorgängige Zensur eine nachträgliche Kritik auszuüben, und daß jedes Vorgehen abzulehnen sei.

Doch hatten wir armen Naturforscher uns seitdem ausgesprochener Mißgunst an höchster Stelle zu erfreuen. Ich glaube nicht, daß noch eine zweite Versammlung von gleicher Bedeutung in Deutschland auf das übliche Ergebenheitstelegramm bei der Eröffnung der Tagung an Se. Majestät den Kaiser so kühlen Dank erhalten hat, als er uns durch Jahre zuteil geworden ist. Begreiflicherweise verstieg sich nun auch Althoff gegen uns dahin, in einem offiziellen Schriftstück auszusprechen, es käme der Naturforscherversammlung allgemeines Interesse nicht mehr zu, freilich um kurze Jahre danach, wieder ex officio einzugestehen, er bedaure, sich damals so geäußert zu haben; er habe sich überzeugen müssen, daß die

Naturforscherversammlung immer noch eine bedeutende Rolle in Deutschland spiele.

Die deutsche Naturforscherversammlung ist eine echt deutsche Einrichtung, das kommt in echt deutscher Weise in diesen endogenen und exogenen Mäkeleien und Reformbestrebungen zum Ausdruck.

Für mich war die Tätigkeit im Vorstande sehr anregend, besonders durch die Gelegenheit, dort bedeutende Männer von anderen Universitäten und Hochschulen, aber auch solche aus nichtakademischen Kreisen kennenzulernen. So von Großindustriellen den trefflichen Haeffner von Alteneck und den unterrichteten gescheiten, tätigen Duisberg (Elberfeld-Leverkusen).

Ein regelmäßiger hochgefeierter Besucher war damals noch Virchow. Er schlief morgens ziemlich lange und wenn er um 9 Uhr seine Gemächer verließ, mußte der Stab bereit sein, der ihm das Geleit gab. Wo er sich in einer Sitzung sehen ließ, war es selbstverständlich, daß er das Ehrenpräsidium übernahm. Dann saß er in unübertrefflicher Unergründlichkeit da, nur selten, in meist wenig verbindlichen Auslassungen, ein Interesse zur Sache äußernd.

Geradezu peinlich war sein Auftreten bei dem großen Festmahl. Mit dem Beginn wurde auf sein Erscheinen gewartet, andernfalls war er sehr ungnädig, gewöhnlich aber ließ er lange, einmal eine volle Stunde, warten. Nach dem zweiten oder dritten Gang stieg seine Ansprache. Diese seine Ansprachen waren unerfreulich, ganz ohne Interesse für die große Masse der Zuhörer. Er verlor sich fast immer in die politische Rolle, welche die Naturforscherversammlung einst, vor damals 60 Jahren, gespielt habe, und in die Anfechtungen, die sie deshalb erfahren habe, aber seine kalte, leblose Darstellung ließ kalt. Sein schwaches Organ machte ihn ohnehin von vornherein nur der allernächsten Umgebung verständlich und bald tauchte seine Rede in der allgemeinen Unruhe völlig unter; es waren jedesmal peinliche zwei,

auch drei Viertelstunden, bis er wieder Platz nahm. Gesellig und angenehm war der hohe Herr dann abends im freundschaftlichen Verkehr; unterhaltend und nicht ohne Bemühen, freundlich, selbst verbindlich zu sein. Er war dann ausdauernd bis zur Unermüdlichkeit; ich bin meist vor ihm heimgegangen.

Eine große Rolle spielten der ältere His und Waldeyer. Waldeyer wie Virchow unermüdbar, er fehlte nirgends. Großen Eindruck hat mir einmal der alte Herr Neumayer gemacht. Ein Vorstandsmitglied hatte eine der bösesten Reden vollbracht, die Gesellschaft war vollständig außer Rand und Band geraten, es war schließlich ein allgemeiner Radau geworden. Als der 72jährige Herr sich zum Sprechen anschickte, schwärmte der Saal noch wie ein aufgestörter Bienenstock, doch zwang Neumayer die unruhige Gesellschaft und brachte seine Rede, die der Drygalskyschen Südpolexpedition galt, in aller Ruhe und in allen Ehren zu Ende.

Zu den „großen Männern", mit denen mich die Naturforscherversammlung bekanntmachte, gehört auch v. Behring. Ich hatte in Kassel auf die Behörden zu reden gehabt und darin die nicht mehr neue Wendung vom „Wissen als Grundlage des Könnens" angebracht. „Ja, wissen Sie, Herr Kollege," sprach mich Behring, als ich meinen Platz am Eßtisch ihm gegenüber wieder einnahm, an, „ich bin gar nicht Ihrer Ansicht." „So, Exzellenz?" „Ja! Das Wissen ist überhaupt gar nicht förderlich für das Können." „Oh," replizierte ich, „da sind Sie denn doch ein sehr weitgehender Vertreter der fraicheur d'ignorance." v. Behring blieb aber dabei und als er mit seinen Argumenten fertig war, spielte er als letzten Trumpf aus: „Sie können mir schon glauben, Herr Kollege, ich habe sehr viel darüber nachgedacht!" Etwas unvorsichtig, denn als ich antwortete: „Ich wohl noch mehr, denn ich bin doch sehr viel älter", konnte er sich der Berechtigung dieses „Einwandes" nicht verschließen.

In die Zeit meiner Tätigkeit im Vorstande fällt die Betätigung der Naturforscherversammlung in der Schulreform, die eine weitergehende Berücksichtigung der Naturwissenschaften im Schulunterricht, besonders im Gymnasialunterricht, anstrebte. Ich habe meine Stellung zu diesen Bestrebungen schon ganz vorn besprochen. Immer denke ich mit wärmster Anerkennung der Männer, die ich nun in der Versammlung als ihre Vertreter kennengelernt habe. Die führenden und treibenden Kräfte der Bewegung waren zwei Mathematiker, Professor Klein aus Göttingen und Professor Gutzmer aus Halle. Hocherfreulich war der Eifer, mit dem viele Gymnasiallehrer für diese Reform eintraten. Ein heiliger Eifer, getragen von der Begeisterung für ihre Lehrtätigkeit, meine Achtung vor diesen deutschen Pädagogen ist gewaltig gewachsen.

Diese Schulreform machte uns viel zu schaffen. Auf einer ganzen Anzahl von Versammlungen nahm sie eine, auch mehrere Sitzungen in Anspruch. Außerdem gab es Kommissionsberatungen. Der Vorsitzende der Naturforschergesellschaft ist eben ein geplagter Mann! Man hat wohl keine richtige Vorstellung davon, was ihm alles zugemutet wird. Da lebte in einem Dorfe des Elsaß ein deutscher Privatgelehrter, der sich bewußt war, in der Physik große Entdeckungen gemacht zu haben, die alles auf den Kopf stellten, unter anderem das Gravitationsgesetz. Er trug mir in Briefen seine Anschauungen vor; er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, mir eine kurz zusammenfassende Darstellung seiner neuen Theorie zu geben, und als ich ihm immer wieder — der Wahrheit gemäß — erklären mußte, daß ich davon gar nichts verstände, auch niemanden in der Versammlung hätte, den ich mit der Prüfung seiner Entdeckungen beauftragen könne, sandte er mir dennoch ein Riesenmanuskript „zur Prüfung durch die Naturforschergesellschaft" ein. Ich habe mich denn auch redlich bemüht, einen der Physiker unserer Gesellschaft zu bewegen, daß er dem Herrn den Gefallen täte, aber keiner hat es übernommen, und jeder, der weiß, was das heißt:

„Manuskripte lesen", wird den Herren die Weigerung nicht verdenken, um so mehr, als alle die Anschauungen jenes Gelehrten kannten und für nichtbegründet hielten. Doch glaube ich, daß dieser Herr bis zuletzt der Meinung lebte, daß wir die Verpflichtung hätten, seinem Wunsche gerecht zu werden.

Ich hatte Gelegenheit genug, zu empfinden, wie übel das Fehlen eines ständigen Geschäftsführers der Gesellschaft war. Zwar hatten wir zwei Sekretäre, einen für die naturwissenschaftliche Hauptgruppe, einen zweiten für die medizinische. Deren Besoldung war aber eine so ungenügende, daß der Vorsitzende kaum in der Lage war, ihre Arbeit weitgehend in Anspruch zu nehmen. Es war ein Zufall und ein großes Glück, daß wir in Herrn Professor Rassow einen ebenso gewandten wie hilfsbereiten Sekretär der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe besaßen. Noch viel nötiger als für die Unterstützung des Vorsitzenden ist nämlich ein ständiger Geschäftsführer für die Vorbereitung der jährlichen Tagungen. Diese lag nach den Statuten ganz allein den Geschäftsführern der jährlichen Tagung ob, und für diese Herren stellte es eine gewaltige Schwierigkeit dar, wenn es niemanden in der Gesellschaft gab, der wußte, was zu tun sei und die Verpflichtung hatte, ihnen an die Hand zu gehen. Ich habe deshalb mich bemüht und die Anstellung eines geschäftsführenden Sekretärs erreicht.

In Stuttgart 1906 war ich zweiter Vorsitzender, erster war mein Freund Chun, wir ergänzten uns ganz glücklich. Der impulsive Frankfurter konnte einen Hemmschuh gebrauchen! Die Aufnahme in Stuttgart war glänzend und so herzlich wie nirgend anderswo. Dem Schwaben steckt der Respekt vor der Wissenschaft im Blute, auch hält er viel zu viel auf sein Land und auf seine Art, um sich nicht im besten Lichte zu zeigen. Vom König und seinen Ministern, bis zum Bahnhofsportier war alles in Feststimmung und eifrig

bemüht, uns zu zeigen, daß wir willkommene Gäste seien. Se. Majestät gab uns eine Festvorstellung im Hoftheater und ein Festdiner. Ungefähr neunzig Personen, auch Se. Majestät, waren pünktlich zur Stelle, nur ein bekannter Professor fehlte. Drei Viertelstunden hat der König ruhig gewartet, ohne eine Spur von Unruhe zu zeigen, bis der Säumige eintraf. Und dann saß und aß Se. Majestät unter uns, ohne Adjutanten oder Hofmarschall, so heiter wie einer und ganz im Zuge mit seinem lebhaften Nachbar, unserem Vorsitzenden Chun, dem fröhlichen Frankfurter.

Der erste Geschäftsführer in Stuttgart und durchaus die treibende Kraft dieser Stuttgarter Versammlung war Medizinalrat v. Burckhardt. Er hat die Geschäfte glänzend geführt. Uns Medizinern im Vorstand war er mit besonderer Herzlichkeit entgegengekommen, so daß sich schnell ein freundschaftliches Verhältnis auch zwischen uns beiden hergestellt hatte. Mein Schreck war nicht gering, als er mich am Tage vor der Abreise bat, ihn zu untersuchen. „Er halte es zwar für sicher, daß er eine Darm- und Leberkarzinom habe, wolle aber doch gern mein Urteil hören." Er hatte recht! Nach einem halben Jahre war er dem Leiden nach vielen Qualen erlegen. Ein mir sehr sympathischer Mann; es bedurfte nicht der Freundschaft mit seiner Gemahlin und seinem Sohne, die er uns hinterlassen hat, um uns die Erinnerung an ihn lieb und wert zu erhalten.

In Dresden 1907 war ich erster Vorsitzender. Auch hier verlief die Tagung sehr befriedigend. In Herrn Professor v. Meyer hatten wir einen ausgezeichneten ersten Geschäftsführer; die Gastfreundschaft der Stadt Dresden, durch Oberbürgermeister Beutler vertreten, war glänzend. Se. Majestät und die Regierungsbehörden, an der Spitze Exzellenz Waentig, zeigten freundlichstes Entgegenkommen, aber die naive Festfreude der Schwaben findet man anderwärts nicht so leicht.

Mit Dresden ist meine Tätigkeit in der deutschen Naturforscherversammlung zum Abschluß gekommen, sehr gegen meinen Wunsch und Willen. Ich hatte mich gut eingearbeitet und hätte gern mich noch weiter betätigt, aber mit dem Jahre 1908 hat meine Krankheit die Herrschaft über mein Dasein gewonnen.

Meine lebhaftere Beteiligung am medizinischen Kongreßleben hatte mir zahlreiche neue Beziehungen gebracht, doch auch unabhängig hiervon habe ich seit meiner Emeritierung den Anschluß an die Welt der wissenschaftlichen Mediziner nicht verloren. Vielleicht war Baden-Baden dafür nicht ohne Bedeutung. Von den vielen alten Schülern, aber auch von mir bis dahin fernerstehenden Kollegen nahm mancher die Gelegenheit wahr, mir seine gute Gesinnung zu zeigen. Wie dem auch sei: Tatsächlich hat sich mein Leben nach dieser Seite hin reicher gestaltet, ich habe, wenn ich von meinen Jugendfreunden absehe, unter der folgenden Generation innerer Kliniker, d. i. die der Dietr. Gerhardt, His, Kraus, Krehl, Minkowski, Friedr. Müller, Romberg, Volhard, mehr herzlichen Verkehr gewonnen. Eine stattliche Reihe, und wenn es für manche von ihnen gilt, daß mir ihre Freundschaft erst im Greisenalter zugewachsen ist, so darf darin die Gewähr dafür gesehen werden, daß der Fortschritt unserer Wissenschaft auch auf dem Wege, den ich gegangen bin, gesichert ist.

Es ist natürlich, daß im Alter mit dem Zurücktreten der beruflichen Beziehungen die Familie wieder mehr Raum gewinnt. Von Vaters Seite waren zwei Zweige in Fühlung mit uns geblieben: Dumas und Gyßling. In beiden tüchtige Männer, die ihren selbstgebahnten Weg durch dieses Dasein mit Ehren gehen. Rob. Gyßling, lange einer der Führer der freisinnigen Partei in Ostpreußen, ein trefflicher, begabter Mann. Leider ist er der aufreibenden Tätigkeit sehr jung

erlegen. Meine Großmutter mütterlicherseits, Haebler, starb als wohlhabende Frau und hinterließ ihre Familie blühend und angesehen. Noch zwei Generationen hat diese zusammengehalten, dann haben sich meine Vettern in der breiten Masse der sich durch das Leben schlagenden Zeitgenossen verloren. So hat sich mein Familieninteresse nach dem Tode meiner Mutter und meines Bruders auf meine Schwester in Berlin und auf die engere Familie meiner Frau, das ist der Sommerauer Zweig meiner mütterlichen Familie, konzentriert. Da hat nicht überall ein freundliches Geschick gewaltet.

Meine Schwester hatte ihr Leben der Pflege der kranken Mutter geweiht und nicht geheiratet. Während ihres besten Alters ist sie viel von nervösen Leiden geplagt worden. Zum Glück hat sie sich in ihrem unerschütterlichen Gottesglauben Trost und Halt bewahrt, und zum Glück halfen ihr treue Freundinnen, vor allem meine gute, kluge und unermüdliche Frau, über jene Jahre des Leidens fort. Dann kamen die Jahre, die solch nervösen Naturen oft Ruhe bringen, und so genoß sie, wie vor ihr meine gute Mutter, in dem großen, geräuschvollen Berlin ein stilles und freundliches Alter. Mein Bruder war früh gestorben.

Von den vier Brüdern meiner Frau, die das erwachsene Alter erreichten, raffte einen, wie ich erzählt, der Krieg 1871 hin. Ein anderer nahm sich das Leben. Ein dritter, Gutsbesitzer, starb früh mit Hinterlassung von Frau und Kindern. Der vierte führte das hochachtbare Leben eines Geheimen Medizinalrats in Nordhausen. Der Vater meiner Frau war 1889 gestorben, die Mutter lebte mit der unverheirateten zweiten Tochter in Königsberg. Wir brachten fast jeden zweiten Sommer in Ostpreußen zu, Neuhäuser hatte es uns angetan! Ich hatte während meiner Zeit in Königsberg diesen kleinen Badeort an der samländischen Küste heranwachsen sehen. Damals bestand er aus wenigen hübschen Villen am Strande, darunter die meines Freundes Schönborn und meines Freundes Meßling.

Mittlerweile hatte sich der Ort entwickelt mit Pensionen und einem stattlichen Hotel, doch war er einfach genug geblieben und uns in seiner Stille und Abgeschiedenheit sehr sympathisch.

Neuhäuser liegt auf einer Landzunge, altem welligen Dünenboden von kaum einem Kilometer Breite, zwischen Ostsee und Frischem Haff. Auf ihrer südlichen freien Spitze das kleine Hafenstädtchen Pillau mit Leuchtturm und einer sich weit in das Meer erstreckenden Mole, an deren Spitze bei dem vorherrschenden NW die Brandung hoch aufschäumt. Über Haff und Meer schweift der Blick. Das hellschimmernde Haff mit seinen waldigen dunklen Ufern, die drüben im Dunst verschwimmen, das Meer mit den weißen Kämmen, seinen ewig wechselnden Lichtern, dem unbegrenzten Horizont — das ewige Sehnen des Endlosen. Auf den Stranddünen verkrüppelte Kiefern und Strandweiden mit ihren silbergrauen Olivenblättern, in den Einsenkungen Erlen; auf höherem Ufer kleine Gehölze, Hainbuchenbuschwerk mit seinem in dem Dämmerlicht wundersam gespenstigen Gezweig, unter dem Schutz stämmiger Eichen, die mit ihren halb entblätterten Ästen dem Sturm seit manchem Jahrhundert Trotz bieten.

Auf der gleichen schmalen Landzunge eine halbe Stunde nordwärts die alte Ordensburg Lochstedt, einer der ansehnlichen derben Ziegelbauten aus der Ordenszeit, an denen Ostpreußen reich ist. Hier bei Lochstedt mündete früher das Haff und der Pregel in das Meer; „das alte Tief" heißt die noch deutlich erkennbare grabenartige Bodensenkung. Erst vor 400 Jahren ist in einer stürmischen Nacht das Meer bei Pillau durchgebrochen und dann das alte Tief versandet. In Lochstedt hat der Hochmeister Heinrich von Plauen viele Jahre gesessen, den, zum Dank für seine ruhmreiche Verteidigung der Marienburg nach der Schlacht bei Tannenberg, die bösen Junker unter Küchmeisters Führung gefangen setzten.

Zwei kurze Stunden weiter nördlich im Samland das Adalbertskreuz, angeblich an der Stelle, wo Adalbert, der Apostel der Preußen, erschlagen wurde. Ich kenne nichts Stimmungsvolleres als dies einsame Kreuz auf öder Heide, hoch über dem Meer, zwischen niedrigen breiten Wachholderbüschen, die, von wilden Rosen und Winden überrankt, dem dürftigen Graswuchs Halt und Schutz geben gegen den vom Seewind herübergetragenen glitzernden Sand. Dort unten das unendliche Meer, hier oben weit, weit dunkler Wald bis hinunter zum Haff, wo malerisch Lochstedt in der Abendsonne herüberleuchtet, und dahinter wieder Meer, der weite Horizont mit dem geheimnisvollen Dunst, in dem unabsehbar fern alles sich verliert.

Meer überall! Wenn es daliegt, still wie im Schlaf — nur das leichte Atmen der Dünung kündet Leben. Wenn an trübem Tage die Sonne durch die Wolken bricht und breite Streifen, grüne, gelbe, blaue, über das dunkle Wasser wirft, wenn ihre letzten Strahlen blendende, tanzende, springende Lichter über die sich im Abendwind kräuselnde Fläche streuen, in allen Farben, vom hellen Gold bis zur Glut des Purpur und bis zum tiefsten schattigen Violett. Und wieder beim Sturm! Stundenlang sind wir am Strand gestanden und haben hineingeschaut in die Flut, wie sie von fern daherzieht. Eine Woge hinter der anderen, jetzt untertauchend und jetzt ihren weißen Kamm hebend, rollt sie heran, bis hoch sich aufbäumend sie vor mir steht, mich weit überragend, die klare, grüne Wand, und in gewaltigem Sturz sich überschlagend donnernd zusammenbricht. Tosend, hastend stürmt der schäumende Schwall mit letzter Kraft das Ufer herauf, mir vor die Füße. Was nicht versiegt, rieselt eilig über den blauen Sand in das kochende Chaos zurück.

Es ist uralter Kulturboden, auf dem wir hier weilen; die Bernsteinküste des Samlandes hat die Welt mit Bernstein versorgt, ehe es noch Geschichte gab! So wie heute, zogen wohl

seit Urzeiten nach jedem Weststurm die Bernsteinfischer am Strande einher. Mit ihren großen Handnetzen waten sie in die See, den Wogen entgegen, die den Bernstein bringen; schwarzer Tang macht sie kenntlich. Hinter ihnen heute die Schar jugendlicher „Badegäste", die mit dem sich vergnügen, was das Meer ihnen vor die Füße wirft oder was jene liegen lassen.

Einst war dies Fischen und Auflesen des Bernsteins am Strande die einzige Art seiner Gewinnung. Der Bernstein war Regal, nur einzelne Strandgüter hatten das Recht, „Bernstein zu lesen"; man erzählt, daß vor ungefähr 80 Jahren der Besitzer eines Gütchens dicht bei Neuhäuser nach einer Sturmnacht an einem Morgen für 20 000 Taler geborgen habe. Es wurde damals wohl mehr Bernstein ausgeworfen. Mittlerweile ist der Seeboden an der samländischen Küste, der diese Schätze barg, durch Taucher abgesucht. Dafür gewinnt man den Bernstein jetzt in Palmnicken bergmännisch und in nicht geahnten Mengen. Es war ein armer Schiffsknecht, Stantien, der auf den Gedanken kam, den Bernstein auf dem Grunde des Meeres aufzulesen. Von seinem Kahne, in dem er Steine längs der Küste führte, hatte er die Stücke auf dem Grunde liegen sehen. Er fand seinen unternehmenden Kaufmann, der selbst bis dahin ein armer Hausierer. So entstand die Weltfirma „Stantien und Becker", welche die moderne Bernsteingewinnung ins Werk setzte, bis der Staat sie schließlich wieder in seine Hand zurückgenommen hat.

Manchen Sommer haben wir jenen stillen weltabgelegenen Erdenwinkel aufgesucht, das Meer, die Einsamkeit und gute Freunde, sie zogen uns immer wieder dahin. Eines schönen Morgens aber, als wir im „Kurhaus" friedlich unsern Kaffe tranken, entdeckten wir einen offenbar fremden „Europäer", den meine Frau bald als den hochberühmten Tenoristen Zur Mühlen erkannte. Und wer beschreibt unser stark mit Mißvergnügen gemischtes Erstaunen, als wir erfuhren, Herr z. M.

beabsichtige in Neuhäuser eine Sängerschule zu errichten. Und richtig! Als wir zwei Jahre später wieder dort eintrafen, begegneten wir bereits auf dem Bahnhofe jenem Symbol der hehren, aber leider so lauten Kunst, dem Pianino, wie es dutzendweise den Waggons entstieg. Im Kurhaus gab es jetzt sechzehn solcher. Aus jedem Fenster des einst so stillen Ortes tönte do-re-mi-fa-sol-la-si, wenn nichts Schlimmeres, und auf den Straßen, die sonst nur der reinste ostpreußische Dialekt belebt hatte, hallten englische, französische, russische Stimmen wieder. Übrigens ein ganz ernst gemeintes Künstlertreiben, das sich da abspielte und wenn nicht jeder Sänger ebenso wie jeder Klavierspieler bei offenem Fenster „üben" müßte, wohl zu leiden. Blieb doch noch Platz und Stille genug, und das Meer blieb, wie es war.

Immerhin war es ein unerwartetes Erlebnis, diese Mühlensche Gründung. Und, wie mein alter Onkel zu sagen pflegte, in der Einsamkeit erlebt man viel! Nicht gar lange, so lernte ich hier eine zweite moderne Schöpfung genauer kennen — die Heilsarmee. Zum militärischen Einschreiten für sie fand sich in Neuhäuser keine Gelegenheit, so beschränkte man sich auf ein Konventikel. Ein höchst lehrreiches Erlebnis! Es sind die alten bewährten Mittel, die man auch hier zur Stimmung der Gemüter anwendet. Zuerst eine musikalische Einleitung. Zwei junge Frauen in „Uniform", sehr ähnlich der Tracht berufsmäßiger Krankenschwestern, spielten Zither und trugen dazu recht trübselige Gesänge vor. Nachdem dies eine halbe Stunde gedauert, war man bereits recht weich, ehe noch die Predigt begann. Diese, wie andere Predigten auch, nahm dann aber einen wirklich erbaulichen Abschluß in einem kurzen Überblick über die Tätigkeit der Heilsarmee in Ostpreußen während des letzten Halbjahres. Hier hatte man allen Grund sich über das zu freuen, was da von Werken ehrlicher, vorurteilsloser Nächstenliebe zutage kam. Als die Versammlung beendet war, erkundigte ich mich nach dem Redner. Er sei „Kapitän der Heils-

armee", sagte man mir, sei seit drei Vierteljahren „bei der Truppe", bis dahin sei er Tapezierergehilfe gewesen. So hatte ich wieder Grund, erstaunt zu sein! Die Herren Pfarrer brauchen länger, um es zu einer Predigt zu bringen, die oft weniger eindrucksvoll ist wie diese hier.

Daß ich nicht zu denen gehöre, denen Vergangenes abgetan ist, hat man schon gemerkt. Mir ist es natürlich, daß ich dahin gern zurückdenke, auch gern zurückgehe, wo ich gern geweilt habe. So zog es mich immer wieder nach Ostpreußen. Zu den alten Freundschaften dort waren noch freundschaftliche Beziehungen zu meinem Nachfolger Lichtheim und dessen Familie gekommen, die größte Anziehungskraft aber übte die gute Schwiegermutter aus. Ihre wunderbare Rüstigkeit hatte es ihr oft gestattet, nach Baden-Baden zu kommen, im Jahre 1903 hatten wir noch lebenden Kinder uns in Weimar, das sie sehr liebte, um sie zusammengefunden, um ihren 80. Geburtstag zu feiern. 1905 hatten wir sie nach in Königsberg froh verlebten Weihnachtstagen dort im besten Wohlsein verlassen. Im Herbst 1906 traten Magenbeschwerden auf, die ernst genommen werden mußten, weil sie als junge Frau lange Zeit an schwerem Magengeschwür gelitten hatte. Wir gingen sogleich nach Königsberg und konnten sie nach Weihnachten gebessert verlassen. Im Juni kam eine schwere Magenblutung. Auch diese überwand sie, so daß wir noch einen erfreulichen Sommeraufenthalt mit ihr in Neuhäuser hatten. Als wir dann aber im November wieder nach Königsberg gerufen wurden, ging es zu Ende. Noch drei Wochen harter Qualen hatte die Arme zu überstehen. Und doch! Auch in diesem allerelendesten Zustande war diese 83jährige Frau durch ihre Herzensgüte, ihre anmutige Liebenswürdigkeit unser Trost und unsere Freude. So oft wir uns des Abends sagten, der Kranken wäre es zu wünschen, daß diese Nacht die letzte sei, so oft freute auch ich, der alte Arzt, mich, wenn ich sie

morgens noch am Leben fand. Dann saß sie im Bett zwischen ihren beiden Töchtern, die sie stützten und pflegten, voll Dank und voll Liebe. So starb sie. Sie hinterließ uns meiner Frau geliebte Schwester als theuerstes Vermächtnis.

Es ist ein eigen Ding, wenn die Generation, die Menschen, zu denen man als Kind hinaufsah, so dahingehen. Der liebe Schein von Ehrfurcht, den sie einst in des Kindes Leben warfen, blieb ihnen bis an ihr Ende, und so hielten sie in dem selbst Alternden die Jugend lebendig. Die ist nun mit ihnen abgetan! Jetzt ist meine Generation daran! Da stehen sie um uns, die Enkel derer, die mit uns erwuchsen, und wir sind ihnen die Ehrwürdigen, wie es einst uns ihre Ureltern waren.

Die drei Jahre seit meiner Emeritierung waren schnell vergangen. An Beschäftigung hatte es mir nicht gefehlt. Auch wenn wir auf unserem Altenteil in Baden saßen, war uns das Gefühl der Vereinsamung noch nicht gekommen. Das schöne Baden-Baden! Als ich es 1868 kennenlernte, hatte ich nicht geglaubt, daß ich einst dort mein Leben beschließen solle. Ich erzählte, wie wir, mein Freund Schultzen und ich, dort unser Geld verloren. Damals war es noch der internationale Ort, mit Russen und Franzosen, wie ihn so viele Novellen schildern. Dort, vor dem Kurhause, saßen die Pariser Damen den lieben, langen Tag in lebhafter Unterhaltung. Von Zeit zu Zeit verschwanden einige, dafür kamen andere mit gerötetem Gesicht und etwas nervösem Wesen wieder. Diese kamen vom grünen Tisch, zu dem jene gingen. In den Spielsälen die Tische umlagert, an ihnen die Croupiers je zu zwei, wie Doppelposten, in ihrer blasierten Ruhe, die Haufen Goldes vor sich.

Am Roulette die Sonntagsspieler mit erhitztem Gesicht und leidenschaftlichem Eifer. Im Allerheiligsten des Herrn Blanc die Habitués beim Trente et Quarante. In erster Reihe um den grünen Tisch sitzen Pariser und russische

Damen, fast jede mit einem Kärtchen, auf dem sie den Verlauf des Spieles mit Nadelstichen anmerkt. Hinüber und mehr noch herüber fliegt das Gold unter den Rechen des Croupiers. Unter den Männern die Hauptspieler, damals fast alles Franzosen, wenigstens französischer Sprache. Sie betreiben die Sache mit Schick! Da fielen mir zwei Herren auf, die in eifriger Unterhaltung zwischen den Tischen spazieren, scheinbar gar nicht am Spiele beteiligt. Der eine greift gelegentlich in die Westentasche und wirft ein Päckchen Scheine auf Rot: „Rouge gagne." Jener Herr hat das offenbar überhört, ruhig plaudernd geht er weiter, während der Croupier jenes Päckchen Scheine entfaltet und zählt: eine Anzahl von Tausendfrankscheinen. Er legt die gewonnene Summe dazu und schiebt das Ganze an seine Stelle, der Gewinner spaziert und plaudert weiter, als ginge ihn die Sache nichts an. Und wieder heißt es „Rouge gagne". Aber erst, als ihm zum drittenmal das Glück treu geblieben, streicht er im Vorübergehen den Gewinn ein.

Das war nun, als wir uns 1890 in Baden ansiedelten, nicht mehr, doch Russen gab es noch genug. Viele der großen Villen, welche die Anhöhen um Baden weit sichtbar krönen, waren noch in russischem Besitz: Der Krippenhof, der Hahnenhof, Villa Gagarin im Gunzenbachtal, Villa Menzikoff, der Quettighof der Brüder Tuhr, Villa Siemens (Marienhalde). Noch gehörte der alte Fürst Menzikoff, wie er mit seinen Orloff-Harttrabern die Lichtentaler Allee auf und ab fuhr, zur Staffage dieser schönsten Promenade. Auch immer noch viel Franzosen, nicht nur französischsprechende Straßburger, für diese war der Oster- und Pfingstausflug nach Baden-Baden noch selbstverständlich. Das ist im Laufe der Jahre anders geworden. Der alte Menzikoff fehlt längst, der Hahnenhof, Villa Gagarin, Villa Menzikoff, der Quettighof sind verwaist, und auf Marienhalde weht das Sternenbanner. Von einer amerikanischen Kolonie, die an Stelle jener russischen getreten wäre, kann

man aber nicht sprechen. Das internationale Element fängt längst an unter der Masse der Deutschen zu verschwinden. Auf der „Allee" hört man freilich noch genug französische Laute, und zur Zeit der Rennen bringt der Orientexpreß mit jedem Zuge Scharen exotischer Gestalten von Osten und von Westen.

Aus der guten alten Zeit, ich meine die Spielzeit, ist vieles geblieben. Manches durchaus Gute. So die Fülle der wunderbar angelegten Fahrstraßen um Baden, vor allem die schönen Parkanlagen der Lichtentaler Allee. Was jene alten Landschaftsgärtner hier haben erwachsen lassen, gehört zum Besten ihrer Kunst, und bisher haben alle Bemühungen großherzoglicher Kurverwaltung, die schönen Rasenplätze durch Blautannengruppen und andere übel angebrachte Äußerungen kleinlichen Geschmackes zu verschandeln, noch wenig über sie vermocht.

Der Badener ist nicht unbequem, man gewöhnt sich gern an ihn. Seine Eigenheiten sind nicht derart, daß sie einen lebhaft beteiligen. Ausgesprochen sind sie genug! So setzt er durchaus das Objekt in den Nominativ. „Geben Sie mir ein guter Wein." Oder: „Oh, ich danke," antwortet mir der Herr, dem ich im Coupé meinen Platz anbiete, „ich habe ein ganz guter Platz." Und das war kein Mann „aus dem Volke", denn er fuhr mit seiner ganzen Familie erster Klasse. Der Badener liebt den Lebensgenuß und ist nicht kleinlich, so daß er sich die Grenzen gar zu eng steckte; solche, die es wissen konnten, erklärten das Ländchen und seine Hauptstadt für nicht gar zu streng in den Sitten. Mit seiner Lebensfreudigkeit hängt seine Festfreudigkeit zusammen. Nirgends in der Welt werden so viel Feste gefeiert wie im badischen Ländle. Während meiner Tätigkeit als Stadtverordneter wurde die Straßenbahn in Baden-Baden eröffnet und der „Josephinenbrunnen" auf der Gönnerwiese enthüllt. Beidemal gab es ein Fest mit Böllerschüssen, Fahnen und einem

Diner im Kurhause, zu dem die Stadtväter geladen waren. Gestern fand, wie alljährlich um diese Zeit, die Eröffnung der „Kunstausstellung" statt: Empfang durch Se. Königliche Hoheit den Großherzog, Diner im Kurhaus, abends „zwanglose Vereinigung". Vor kurzem fuhr ich von Freiburg heim. In Offenburg auf dem Bahnsteig ein Festzug mit wehender Fahne und Musik. „Was gibt's denn da heut wieder?" frage ich den Schaffner. „Ja, wisse Se, der Wirt von der ‚Post' zu Achere (Achern) hat sein Hotel arg schön renoviert, das wird heut eingeweiht, und weil es so ein berühmter Gasthof ist, feiern die Offenburger mit. Das da, mit den Fahnen, ist die Offenburger Feuerwehr."

Der Badener Philister ist ein beweglicher und doch beständiger Mann. So tut es ihm nichts, wenn er einmal rollen muß; wenn er schließlich wieder zur Ruhe kommt, ist alles beim alten, und er ist von allen Seiten der gleiche stattliche Mann wie früher, rund, nicht unbequem, für andere und für sich selber.

Dort also, im schönen Baden, im Gunzenbachtal, genauer: auf einer gegen das Oostal abfallenden Bergzunge, zwischen Gunzenbachtal und Herchenbachtal, liegt die Rappenhalde, auf der wir uns unser Haus erbaut. Als ich 1890 des Grundstück kaufte, war es eine Wiese mit vielen Obstbäumen darauf. Jetzt sind die Bäumchen, die ich gepflanzt, herangewachsen und der große Garten ist stattlich genug. Dort sitzen wir am Waldesrand und schauen hinüber und hinunter auf das Städtchen mit seinen hübschen Villen und blühenden Gärten. Wenn auch nicht den schreienden Hirsch, so hören wir doch den Rehbock am Waldesrand schrecken, und nachts, auch wohl einmal morgens oder abends, statten die Rehe uns ihren Besuch ab. Über uns ziehen die Adler ihre stolzen Kreise, unerreichbar hoch für die Krähen, die sich krächzend auf den Gipfeln der Tannen zum Angriff scharen.

Einzig mit dem Klima Badens wollen wir uns nicht befreunden. Es gibt hier herrliche Frühjahre, auch schöne Winter; auch haben wir hier Sommer erlebt, die, wenn auch heiß, doch auf unserer Rappenhalde frisch genug waren. Meist aber ist der Winter rauh und durch Unbeständigkeit lästig, das Frühjahr bis in den Mai hinein durch kalte Winde gestört, der Sommer schwül, wenn er nicht ganz verregnet. So bleibt — wie überall, selbst am Nordpol — der gute Herbst, der aber hier schwül zu sein pflegt, auch wohl verregnet; es gibt Jahre, in denen trüber Himmel und Regen nur flüchtig der Sonne weichen.

Baden, der berühmte Badeort, mit seinem Treiben ist uns fern. Zwar rückt er uns jährlich näher, doch sehen wir's ohne Sorgen, es bleibt einstweilen noch Raum genug. Verkehr haben wir hier in Baden vermieden; wer sich selbst leben will, hat in ihm die Störung zu fürchten. Zu den alten Freunden, deren treue Anhänglichkeit uns vor dem Vereinsamen schützt, sind neue gekommen: ein gütiges Geschick führte mir hier zwei Männer zu, die mir viel geworden sind, mein alter Kollege Holtzmann von der theologischen Fakultät in Straßburg und der Admiral Hoffmann, dieser, Bruder meines alten Freundes, des Leipziger Poliklinikers. Nicht nur ein unternehmender Seefahrer, er hat in Kamerun und in Südwest die deutsche Flagge gehißt. Jetzt war er für „Innenpolitik" interessiert, und klug, sehr kenntnisreich, von weitem Horizont, auch schriftstellerisch begabt, lag es nur an ihm, wenn er nicht zu einer politischen Rolle gekommen ist. Er war von mehr als reservierter Art, fast menschenscheu. Dr. Fr. Weill in Karlsruhe, mit dem ich durch die Politik in Berührung gekommen war und der mit seiner liebenswürdigen Gemahlin uns ein werter Hausfreund geworden ist, und ich, wir gaben uns vergeblich Mühe, ihn für eine Kandidatur zum Reichstag zu gewinnen.

Einige tüchtige jüngere Ärzte Badens beleben mit ihren jungen Frauen in erfreulichster Weise unsere stille Rappenhalde

und sorgen dafür, daß das Leben dort unten in Baden-Baden uns nur angenehm fühlbar wird.

Die treuesten Freunde sind im Alter doch wieder die Bücher! Was hatte ich nicht alles nachzuholen! Wie sehr ich zurückgeblieben war, das sah ich erst, als ich mich in das, was mich interessierte, vertiefen konnte. Da kam ein Thema nach dem andern dran, und immer das gleiche ehrfurchtsvolle Erstaunen vor dem Wachstum unseres Wissens und der Sicherheit, mit der weitschauende Ausblicke gewonnen werden. Wenn selbst das Zerspratzen der Atome (in der Radioaktivität) als eine Tatsache hingenommen werden kann, die sich in unsere Vorstellungen mit anderen einreiht, und wenn wir spektroskopisch den Gang der fernsten Fixsterne kontrolieren, dann können wir uns über die Brauchbarkeit unserer Arbeitsweise beruhigen. Es gilt das für unsere wissenschaftliche Heilkunde so gut wie für jeden anderen Zweig der Naturwissenschaft; auch hier ist die Arbeitsweise strenger, bewußter geworden. Auch hier werden weite Ausblicke — vielleicht zu sehr — alltäglich. Das jugendfrische Draufgängertum von damals, als ich jung war, wäre heute nicht mehr am Platze. An Männern, die der Forschung in ernster Weise dienen, ist überall Überfluß. So möge diesem Geist und seinen Trägern die -Bahn frei bleiben, Besseres weiß ich der Menschheit nicht zu wünschen. „Glück", richtiger „Zufriedenheit" sucht sich jeder wie er mag, kann und darf.

Von größtem Werte war die Nähe Straßburgs und Heidelbergs. In Heidelberg war es nicht nur die Bibliothek, die uns später mit gleicher Gefälligkeit wie vorher die Straßburger half, auch manche alte und neue jüngere Freunde fand und gewann ich dort, ohne Kümmel, Krehl, Gottlieb, Ellinger wäre mir der Umgang mit der Wissenschaft sehr erschwert gewesen.

In Basel war ich schon früh durch Schmiedebergs Vermittlung in Beziehungen zu Mieſcher getreten, die ſich dann in Straßburg intim und für mich höchſt wertvoll geſtaltet hatten. Denn Mieſcher war nicht nur einer der vornehmſten Männer, die mir begegnet ſind. Als Gelehrter war er, ſeiner Bedeutung entſprechend, anregend. Jeder Diskuſſion gab er, ſobald ſie es verdiente, Haltung durch ſeinen heiligen Ernſt wie durch ſeine alle Perſönlichkeit beiſeite ſchiebende Anerkennung jeder Leiſtung, ſelbſt jeden ernſten Intereſſes. Er hat den Purinkörpern ihre Stellung angewieſen und ſie kennen gelehrt. Sein Haus das eines hochgebildeten, kunſtliebenden Mannes. Hatte ſchon dies es mir ermöglicht, die mir von Bern her wertvollen Beziehungen zur deutſchen Schweiz aufrechtzuerhalten, ſo war es dem ſehr zuſtatten gekommen, als mein Dietrich Gerhardt als mediziniſcher Kliniker nach Baſel berufen wurde. Durch ihn, der ſchnell in Baſel volle Anerkennung und wertvolle Verbindungen fand, kam ich wieder in Schweizer Kreiſe und ſah wieder, wieviel Tüchtigkeit und Einſicht dort bei denen zu finden iſt, deren Leben bei ſtiller Erfüllung ihrer Pflichten in den engen Kreiſen ihrer Heimat aufzugehen ſcheint. Durch Gerhardt, als er nach Würzburg ging, rückte auch dies noch näher in den Kreis meiner Nachbarn. Vertraut war es mir längſt durch Schönborn, der 1886 von Königsberg dorthin gekommen war. Würzburgs Anziehungskraft iſt groß. Als Vertreter des Barocks ſteht der erzbiſchöfliche Palaſt mit ſeinen Tiepolo und den wunderbaren Einzelheiten des Hofgartens einzig da.

Später, zur Kriegszeit, ſind mir dann all dieſe freundnachbarlichen Beziehungen noch wertvoller geworden, und dem „neutralen“ Baſel wurde ich noch mehr zu Dankbarkeit verpflichtet, als einige werte Kollegen durch die Beſetzung Straßburgs durch die Franzoſen dorthin verſchlagen wurden; ich nenne nur Spiro; die Basler waren verſtändig genug, ihn ſich bald als phyſiologiſchen Chemiker anzueignen. Man muß

es erfahren haben, was damals solche Freundschaften wert waren, in jedem Sinne wert waren. Mir ist Spiro dadurch besonders wichtig geworden, daß er mir sehr erleichtert hat, den Weg durch Kolloidik und Molekularphysik zu finden, den mir die Gallensteine wiesen.

Im ganzen schien alles gut bestellt, und ich sah dem Alter ruhig entgegen. Von der Leere und Langeweile, mit der mir mancher gedroht hatte, habe ich noch nichts gemerkt. Auch mit meiner Gesundheit ging es nicht schlecht. Die Darmbeschwerden hatten, nach dem Abgang jener merkwürdigen Konkremente, fast völlig aufgehört, recht überraschend fand ich im April 1908 eine Geschwulst in meinem Bauche. Es ist mir heute schwer verständlich, daß ich zunächst daraus wenig machte. Wir gingen wie immer zu den Aufführungen nach Bayreuth und dann nach Neuhäuser. Dort wußte ich meinen Freund Schreiber und mit ihm wollte ich „den Fall besprechen".

Das geschah Mitte August. Sobald wir uns die Sache ernstlich überlegten, war es klar, daß die Diagnose nur zwischen einer alten Appendizitis und einem Darmkrebs schwanken konnte, daß aber doch „Krebs" das weitaus Wahrscheinlichere sei. Das haben mir natürlich Schreiber und alle anderen Untersucher auszureden versucht, aber ohne Erfolg, da sie selbst an Karzinom glaubten. Mit der Operation mußte zunächst gewartet werden, da Universitätsferien waren und alles „verreist" war. Doch nahm ich bald von Neuhäuser und Ostpreußen Abschied. Ein böses Ding, ein *solcher* Abschied auf immer von den Orten, wo man so gern geweilt hat.

Nach einer Konsultation mit Krehl und Eiselsberg in Baden, fuhren wir beide, meine Frau und ich, nach Wien, wo mich Eiselsberg operieren sollte. Wir in dem festen Glauben, daß Krebs des Darmes vorläge. Dann war es eine bereits sehr umfangreiche Neubildung, und was es mit der Operation einer

solchen auf sich hat, das hatte ich noch zum Überfluß vor wenig mehr als einem Jahre an dem traurigen Beispiel des armen Burckhardt in Stuttgart besonders eindringlich kennen gelernt: entweder der Tod durch die Operation oder ein elendes, jammervolles Leiden mit Kotfistel usw., das schienen mir meine Aussichten; die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Ausganges schien mir sehr gering.

Es ist ein sehr sonderbarer Zustand, der eines Arztes, der so sein bitteres Schicksal klar vor sich hat. Ich fühlte mich bereits wie nicht mehr dieser Welt angehörig, tief niedergeschlagen, doch gar nicht beängstigt. Vor mir das unergründliche „Mysterium des Todes" in einer seltsamen Bestimmtheit, als unlösbares Problem. Ich las in jenen Tagen Kiplings „Kim"; die Figur des alten Lama mit seiner liebenden Selbstentsagung hat mich wunderbar beruhigt. Im ganzen ein trüber, dämmeriger Seelenzustand, in dem mich Eiselsberg am 29. September 1908 operierte. Der narkotisierende Assistent hielt mir die Äthermaske vor. „In Gottes Namen, sagt der Totengräber" — nämlich beim Herablassen des Sarges —, mit diesen meinen Worten hatte ich auch schon das Bewußtsein verloren. Ich erwachte darüber, daß mir der gute Eiselsberg hörbar erfreut in das Ohr schrie: „Es war kein Karzinom, eine alte Appendizitis!" „Schön, danke sehr", konnte ich herausbringen.

Es war eine böse Operation gewesen, fast zwei Stunden Narkose und 50 Minuten der „Darm draußen", wegen der sehr umfangreichen Verwachsungen von der alten Appendizitis her, die gelöst werden mußten. Die Operation war glänzend ausgeführt, die Asepsis absolut gelungen, nicht eine Naht hat sich bis heute gemeldet. Doch bekam ich eine kleine Pneumonie. Ich überstand sie leicht. Nachdem ich die ersten bösen zehn Tage hinter mir hatte, ging es schnell bergauf. Mitte November durften wir die Heimreise antreten.

In Wien hatte man uns mit Herzlichkeit und Liebe überschüttet. In bester Stimmung und Hoffnung kamen wir heim. Wievieles noch zu überwinden sein würde, das ahnten wir nicht. Was dann noch kam, das erzähle ich vielleicht einmal, wenn ich davon reden mag.

Ich glaube nicht, daß noch viel Erzählenswertes kommen wird. Mein Leben liegt hinter mir. Auch ich „bin nur durch die Welt gerannt" und „unbefriedigt jeden Augenblick". Zu beidem braucht man kein Dr. Faust zu sein, auch kann man dennoch mit dem Leben zufrieden sein. Das meine war arbeitsreich und erfolgreich und bei allem, wodurch ich es mir selbst erschwerte, reicher und glücklicher wie viele. Es hat mir den treuesten und besten Gefährten geschenkt, mir Freunde gegeben, daß ich es mit ihnen genießen konnte, und es ist mir vergönnt gewesen, daß ich mir nicht untreu zu werden brauchte! Doch — wer von je gewohnt war auf das größere Allgemeine, dem er angehört, seinen Blick zu richten, der verlernt das im Alter am wenigsten. Es war eine große Zeit, die ich durchlebt, für mein Vaterland und für die Menschheit. Wie ist der Abschluß?

In Deutschland hat meine Zeit nach einer wichtigen Seite hin ihre Pflicht gut erfüllt. Das leibliche Wohl unseres Volkes ist gewaltig gestiegen. In dem wirtschaftlichen Gedeihen Deutschlands kommt ganz augenscheinlich die überragende Tüchtigkeit unseres endlich geeinten und damit zu Kraft gekommenen Volkes zum Ausdruck. Die Zukunft aber auch der tüchtigsten Nation wird nur dadurch gewährleistet, daß den in ihr liegenden Kräften volle Entwicklungsmöglichkeit gegeben ist. Diese Kräfte sind für uns längst in der breiten Masse des Volkes zu suchen, und wenn auch für deren Emporkommen das wirtschaftliche Gedeihen höchst förderlich ist, so ist doch dieser Weg langwierig und in mehr wie einer Richtung unsicher, solange die Macht im Staate in Händen abgeschlossener

Gesellschaftsklassen ist, die wie alle solche Klassen, egoistischen Überlegungen am besten zugänglich sind. So liegt jedenfalls die Sache bei uns in Deutschland. Die Kämpfe, die uns für das nächste Halbjahrhundert bevorstehen, spitzen sich ganz nach dieser Seite zu. Wir hoffen, daß der Fortschritt zu gutem Ende führt, aber wir sehen, wieviel Zeit verloren wird, kostbare Zeit, denn der Vorsprung derjenigen unter den anderen Völkern, welche diese Kämpfe nicht mehr in ihrer ganzen tiefgehenden Gewalt vor sich haben, wird immer größer und unser Volk gerät auf Abwege.

So erscheint mir die Zukunft des Vaterlandes nicht so, wie ich sie gern sähe. Zukunft des Vaterlandes! Fast will es mich dünken, daß man alt werden muß, um recht zu fühlen, was von Sorge und von Hoffnung in diesen Worten liegt.

Pessimismus des Alters ist nicht meine Sache, ich stehe noch heute (1910) zu Goethes optimistischem Schuhmacher in Leipzig, daß das Leben an sich ein Glück ist.

Epilog

1924

Wenn ich es in den folgenden Jahren mit mancherlei Nachwehen des überstandenen Leidens und der schweren Operation zu tun bekam, so konnte dies niemand überraschen, am wenigsten mich selbst. Es traten Erscheinungen von Herzschwäche auf. Schließlich war es die Hochgebirgsluft, die mich von ihnen befreit hat. Ich bin eine ganze Reihe von Jahren alljährlich zweimal, im Winter und im Sommer, nach St. Moritz gegangen. Ich will dies hier erwähnen, denn bis dahin galt es für ausgemacht, daß Aufenthalt im Hochgebirge von derartigen Kranken nicht vertragen wird. Ich dürfte einer der ersten Ärzte gewesen sein, die diesen Versuch gewagt haben. Mir hat er sich vortrefflich bewährt; 1913 war ich so weit hergestellt, daß ich mich der Hoffnung hingeben durfte, den Rest meiner Tage in Ruhe zu verleben. Sie sollte bös zuschanden werden.

Daß Frankreich in seiner würdelosen Rachgier und Rußland in seiner leichtlebigen Vergrößerungssucht seit Jahren auf eine günstige Gelegenheit lauerten, um über uns herzufallen, war jedermann bewußt. Doch waren wir ja an diese Feindschaft gewöhnt und im Bewußtsein unserer Stärke wenigstens ohne

schwere Sorge. Aber seit Beginn dieses Jahrhunderts wurde auch England rege. Hier war es die Eifersucht. Das Wachstum unserer Industrie und unserer Flotte wurde dem verwöhnten englischen Löwen beunruhigend.

Es mag 1908 oder 1909 gewesen sein, daß Dr. Fleischer, der Herausgeber der Deutschen Revue, hervorragende Persönlichkeiten beider Nationen veranlaßte, sich über die Gründe für die stetig zunehmende Verstimmung zwischen Deutschland und England zu äußern. Das tat dann auch der englische Admiral Fitzgerald in einem Aufsatz, den die genannte Monatsschrift brachte. Herr Fitzgerald sagte ungefähr: Deutschland macht keinen Hehl daraus, daß es einen Platz an der Sonne beansprucht. Diese Plätze aber sind besetzt, und so muß einer der bisherigen Inhaber den seinen räumen. Da kommen nur wir (England) in Frage. Wir wissen, wie Deutschland solche Dinge betreibt, es wartet (so sagt der Engländer!) eine ihm vorteilhafte Gelegenheit ab, wie sie z. B. eine neue Erfindung bringt — man denke an die Zündnadel und an die gezogenen Kanonen! Wir Engländer wären Narren, wenn wir ihm (Deutschland) so die Vorhand im Spiele ließen. Wir können nicht im unklaren sein: wir, England, haben so bald wie möglich den Krieg mit Deutschland zu beginnen, lieber heute wie morgen. — Wenn in England ein Admiral aus der dem englischen Königshause nahestehenden Familie Fitzgerald dies drucken läßt, so hat das eine andere Bedeutung, wie wenn das gleiche bei uns seitens einer „hochstehenden Persönlichkeit" geschähe.

Ich habe seitdem in wachsender Sorge miterlebt, wie uns der Krieg aufgezwungen wurde und wie wir in unglaublichem Leichtsinn hineintaumelten. Auf einen günstigen Ausgang war nach der Marneschlacht nicht mehr viel Aussicht, dies müssen wir uns heute sagen. Wenn damals unser patriotischer Optimismus sich solcher Einsicht zu verschließen suchte, so hat dies etwas Tröstliches. Es waren unter den unerschütterlichsten Optimisten in jeder Richtung bedeutsame Persönlichkeiten! Ich

nenne nur einen, für dessen einsichtiges Urteil und Aufrichtigkeit ich bürgen kann: E. Arnhold in Berlin. Einer der tätigsten und glücklichsten Geschäftsmänner Berlins, weit über das, was seine beruflichen Aufgaben fordern, hinaus umsichtig, in den hohen Kreisen bis zu Sr. Majestät hinauf angesehen und heimisch genug, um die Stimmungen dort zu kennen — ein unerschütterlicher Optimist! Noch einen zweiten solchen Freund, der mir mit seinem unerschütterlichen Optimismus tröstend zur Seite stand, hat mir das harte Geschick gegönnt: Jacob Kaufmann in New York — ich nannte ihn schon mehrfach, auch als einen, der um die „Magengärungen" besonders verdienten. Auch er einer von den ernstzunehmenden! Einer der wenigen, die es dort gewagt haben, während der gefährlichen Zeit, ehe noch Amerika uns den Krieg erklärt hatte, als aber dort der Kampf gegen alles Deutschtum nur um so leidenschaftlicher tobte, die deutschen Farben hoch zu halten. „Glauben Sie mir," so schrieb er mir einmal aus New York im Unmut, „ich stände manchmal lieber im Schützengraben als hier auf der Rednertribüne!"

Nicht bei vielen hat er so lange vorgehalten, dieser schöne Optimismus! Es waren sorgenvolle Jahre, sorgenvoll draußen und seit den Verhandlungen in Berlin über das preußische Wahlrecht auch drinnen, und doppelt schlimm für einen Alten, der in solcher Zeit keine Arbeit mehr findet, die ihn ausfüllt!

Mein Alter, damals 75 Jahre, und mein körperlicher Zustand haben es mir nicht gestattet, eine Tätigkeit zu übernehmen, die, wie etwa die eines „beratenden Korpsarztes" oder ähnliches, viel Reisen mit sich brachte. So habe ich mich damit begnügt, in Baden-Baden als Leiter einer Abteilung für innere Kranke und beratender Arzt am Platze meine Kräfte nützlich zu machen, wie ich konnte. Ich fand Arbeit, die mich befriedigte. Wenn auch die Tätigkeit am Militärlazaret mir Gelegenheit gab, an meinen Vorgesetzten menschliche Beschränkung in mir bisher kaum begegneten Graden kennen-

zulernen, so hat mir doch die schöne Menschlichkeit und die weitreichende Begabung vieler harmloser Glieder unseres wunderbar gemischten deutschen Heeres viel zu denken gegeben und viel Freude gemacht.

Eine buntere Gesellschaft wie die der „Chefärzte" unserer Reservelazarete war ist schwer möglich. Neben wackeren und mehr starkwilligen wie einsichtigen Männern mit Begabung für manches andere, nur nicht gerade für medizinische Diagnostik und Fragen wissenschaftlicher Medizin, hochbegabte Jünger und Meister der Wissenschaft. So war ich nicht wenig erfreut — als Abwechslung — unter den Chefärzten unseres Lazaretes einem Freiburger Professor der Physiologie als Vorgesetzten zu begegnen (Professor Mangold), von dem ich viel lernen konnte, auch einiges gelernt habe und der mir ein werter Erwerb geblieben ist.

Auch A. Fraenkel kam eines Tages zur Inspektion meiner Baracke. Ich kannte ihn lange und hatte allen Grund, ihm dankbar zu sein, ihm als hohem Vorgesetzten hier zu begegnen, darauf war ich nicht vorbereitet, so hoch ich seine Begabung und seine Leistungen einschätze.

Ich war mit ihm in Straßburg bekannt geworden, als er Arzt in Badenweiler war. Schon hier hatte mich seine ungewöhnliche Begabung und die vorbildliche Art sehr für ihn eingenommen, in der er nicht nur seine eigene Praxis betrieb. Er hatte sich in Badenweiler eine Schule von jüngeren Kollegen geschaffen, die seine Assistenten waren oder gewesen waren und mit denen er arbeitete. Als ich dann 1909 unter den Nachwehen der Darmoperation in einen recht üblen Zustand geraten war, hatte ich mich dort in seine Behandlung begeben. Für seine ärztliche Hilfe und für zahlreiche Beweise von Freundschaft und Wertschätzung bin ich ihm von Herzen dankbar und anhänglich.

Fraenkel hat sich frühzeitig durch seine Arbeiten über Lungentuberkulose einen wissenschaftlichen Namen gemacht. Dann

waren besonders Herzkranke Gegenstand seiner Tätigkeit geworden. Auch er hatte hier bald die Schwierigkeiten kennengelernt, die der Digitalistherapie, dem Heile der Herzkranken, daraus erwachsen, daß Digitalis nur innerlich, „per os", genommen werden konnte. Auf der Suche nach einem Präparate mit Digitaliswirkung, das intravenös gegeben werden kann, hatte er das Strophantin als hierzu geeignet erkannt. Es ist ihm in durch Jahre fortgesetzter gründlicher Arbeit gelungen, die intravenöse Strophantininjektion in die ärztliche Praxis einzuführen. Eine große Leistung, deren Bedeutung für die Praxis bereits heute klar ist. Sie zeigt wieder einmal und vorbildlich, wie der Fortschritt der Heilkunde auf die Mitarbeit des Praktikers rechnen muß und darf, auch da, wo es sich um Probleme handelt, die ebenso wissenschaftlich wie praktisch sind.

Die Tätigkeit als Lazaretarzt hatte einen sehr günstigen Einfluß auf mich. Ich hatte seit meiner Emeritierung mehr und mehr produktive wissenschaftliche Arbeit aufgegeben. Einige Jahre hatte mich die Naturforscherversammlung in Anspruch genommen und dann kam meine Erkrankung. Nun brachte mich meine Arbeit in den Baracken wieder an ärztliche Arbeit und diese wurde die Brücke, die mich, in meinen achtziger Jahren, noch einmal zur Forscherarbeit und wissenschaftlichen Produktion geführt hat. Es war sehr günstig, daß ich wieder an die Gallensteine geriet, mit denen ich mich seit meiner Emeritierung nicht mehr viel beschäftigt hatte. Ich fand in ihnen ein Material, dessen Bearbeitung auch in meiner Diaspora möglich war. Die unmittelbare Anregung gab die Polemik mit dem mir befreundeten Kollegen Aschoff. Aschoff ließ es sich nicht verdrießen, mir seine Beweisstücke heranzubringen und zu demonstrieren; das stellte mich vor die Notwendigkeit, durch weitere Untersuchungen meinen Standpunkt zu festigen.

Ich habe dann auch weiter mit diesem Thema Glück gehabt. Vor allem wichtig wurde, daß ich eine sehr erfolg-

reiche Mitarbeiterin in meiner Frau fand. Ohne Abbildungen wäre mir die Bearbeitung unmöglich gewesen, auch von mikroskopischen Präparaten brauchte ich solche. Meine Frau hatte seinerzeit auf den Baracken wacker mitgearbeitet, auch als Laborantin, und hierbei mikroskopieren gelernt. So hat sie es fertiggebracht, mir die farbigen Abbildungen für meine Veröffentlichungen zu liefern. Eine Leistung, die eine seltene Beanlagung zutage brachte. Sie hat nie Unterricht im Zeichnen gehabt oder auch nur sich in Ähnlichem versucht, und diese Abbildungen gehören in ihrer vollkommenen Naturtreue zum Besten ihrer Art.

Und wie nach altem Sprichwort ein Unglücksfall nie allein kommt, so auch ein Glücksfall: das gleiche Bedürfnis nach Abbildungen, das diese Arbeiten mit sich brachten, brachte mir wertvolle Beziehungen zu unserer deutschen Großindustrie; sie gehören zu dem Trostreichen, das auch jener entsetzlichen Zeit nicht fehlte. Tröstlich wieder als Beweis für die unerschöpfliche Lebenskraft, die unserem Vaterlande innewohnt. Schon die Erfahrungen, die ich mit den Verlegern unserer medizinischen Zeitschriften machte, waren danach angetan. Bei zwei solchen war ich als Redakteur und bei drei weiteren als Mitherausgeber beteiligt, und bei keiner von ihnen allen ist in der ganzen Zeit vom August 1914 bis heute eine ernste Störung eingetreten. Jetzt brauchte ich bei meinen Gallensteinarbeiten als Erläuterung und Beleg für meine Darstellung Photographien, auch mikroskopische, deren Herstellung hier besondere Schwierigkeiten hatte. Die beiden größten deutsche Werke hierfür, die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation (Agfa) in Berlin und vor allem das Zeißwerk in Jena, an die ich mich wandte, kamen mir sehr wohlwollend und mit unbeschränkter Munifizenz entgegen und haben in jener Zeit größter Erschöpfung unseres Vaterlandes auch hier, auf diesem schwierigen Gebiete wirklich Hervorragendes geleistet. Die Photographien, die mir Herr Professor Köhler vom Zeißwerk und Herr Dr. Ollendorf

von der Agfa lieferten, haben nicht nur jene Aufgaben in unübertrefflicher Weise erfüllt, sondern mir selbst an meinen Präparaten manches deutlicher gezeigt, als ich es gesehen hatte.

Und weiter: Als ich gar für meine Untersuchungen Aufnahmen von Gallensteinen in Röntgenlicht, die berühmten Laue-Diagramme, brauchte, war wieder das Laboratorium einer deutschen „Fabrik" (A.-G. für Anilin- und Sodafabrikation in Mannheim) so gütig und fähig, mir diese äußerst schwierigen Untersuchungen auszuführen. Diesmal waren freundschaftliche Beziehungen zu einem der Herren Direktoren (Prof. K. Meyer) hierbei wirksam.

Das Studium der Gallensteine hat mich auf mir bis dahin verschlossene Gebiete (Kolloidal- und Molekularphysik) gebracht. So oberflächlich mein Eindringen in diese Gebiete geblieben ist, darf es mir doch zur Befriedigung gereichen, daß einer der Berufensten auf diesen Gebieten, V. Goldschmidt in Heidelberg, es nicht verschmäht hat, diese Arbeiten zu beachten und mit Interesse zu verfolgen.

Ich aber habe so die Tätigkeit, der mein Leben geweiht war, im Greisenalter zur Seite gehabt, als Freundin und als Trösterin; sie hat mir über den Kummer, den diese Jahre brachten, hinweggeholfen, soweit das möglich war und denkbar ist.

Namenverzeichnis

Aeby, Professor 221, 237.
Alexejeff, Professor 201.
Althoff, Ministerialdirektor 63, 385, 396.
Arlart, Arzt 167.
Arnhold, E., Berlin 563.
Arnoldt, Philosoph 273.
Aschoff, Professor 566.
Aubenas, Professor 429.
v. Aufseß, Vater 233.
v. Aufseß, Sohn 258.

Back, Bürgermeister 428.
Baer, Jul., Professor 439.
v. Baer, K. E., Professor 181, 261.
v. Barnekow, General 326.
v. Bergmann, Professor 195. 199, 205, 365.
Behrend, Assistent 445.
v. Behring, Professor 540.
Berthold, Max, Assistent 265. 445.
Berthold, Professor 265.
Bertram, Professor 39, 70.
v. Beßer, Ob.-Stabsarzt 92.
Bezzenberger, Professor 323.
Billroth, Professor 484.
Bodenheimer, Reg.-Rat 228.
Boeckel, Arzt 472.
Boeckel, Professor 472.
Boeckel, Jules 472.
Böttcher, Professor 195.
Bonnell, Direktor 39.
Bouchard, Paris 473.
Breisky, Professor 218, 224.
v. Bülow, Cosima 85.

Caspary, Professor 322, 384.
Chun, Professor 323.
Convert, Doktorand 440.
Cohnheim, Jul., Professor 111.
Cushny, Professor 447.
Cyon, E., Professor 145, 524.
Czapski, Graf 182.

Dentan, Dr.-Dissertat. 350, 440.
Dahn, Professor 247, 258.
Delagarde, Professor 31.
Dinder, Probst, Erzbischof 327.
Dönitz, Professor 748.
Dor, Professor 221.
Douglas, Scholto Graf 152.
Dowe, Professor 70.
Dubois, Reymond E., Professor 81.
Dubczanski, Dr.-Dissertat 400.
Duisberg, Professor. Leverkusen 541.

Eichhorst, Professor 350, 440.
v. Eiselsberg, Professor 534.
Ehret, Professor 438.
Esse, Charitédirektor 115.

Falkenheim, Professor 348, 444.
Falck, Minister 249.
Filehne, Professor 139.
A. Fraenkel, Professor 565.
Fraentzel, Stabsarzt 122.
Franken, Dr.-Dissertat. 440.
v. Frerichs, Professor 83, 119, 123, 126, 133, 363.
Freund, W. A., Professor 429.
Friedrich, Kaiser 68.
Friedrich-Franz, Großherzog 160.
Fritsch, Professor 139, 148.
Fürstner, Professor 380.

Gabritschewski, Professor 447.
Gaedeke, Generalkonsul 393.
Gaethgens, Professor 208.
Gerhardt, Dietr., Professor 438.
Gerval, Spitaldirektor 428.
Goldschmidt, V., Professor 568.
Goltz, Professor 429.
v. Gordon 21.
v. Goßler, Kanzler 326.
v. Gottberg, General 326.
Gräbe, Professor 150, 257.
v. Gräfe, Albrecht, Professor 117.
Griesinger, Professor 380.
Gunzert, Staatsrat 405.
Gutzmer, Professor 541.
Gyßling, R., Anwalt 543.

Haebler, Carl, Sommerau 5, 87, 282.
Haebler, Friedr. Wilh., Dr. theol. 27, 448.
Haeffner von Alteneck 541.
Hagen, Professor 272.
Hallervorden, Assistent 345.
v. Hartmann, Ed., Philosoph 51.
Hattwich, Dr.-Dissertat. 145.
Helbig, Archäolog. Rom 322.
Henle, Jac., Professor 369.
Hildebrandt, Professor 252.
v. Hippel, Professor 321.
Hirsch, Professor 262.
His, Professor 540.
Hitzig, Ed., Professor 139, 149, 383.
Hoeffel, Arzt 415.
vant' Hoff, Professor 538.
Hoffmann, Professor 148.
Hoffmann, Admiral 555.
Hohenlohe, Fürst Chlodwig 417.
Hohenlohe, Fürst Hermann 417.
Holtzmann, Professor 555.
Horn, Charitédirektor 115.
v. Horn, Oberpräsident 122, 258.
Hoseus, Universitätskurator 477.
v. Hoverbeck 284.
Houzelle, Geheimrat 89.

Jacobson, Heinr., Professor 248, 254, 265.
Jacobson, Jul. Professor 266, 393.
Jacoby, Joh., Arzt 273.
Jaffe, Max, Professor 258, 268.
Jößel, Professor 429.
Jolly, Professor 365, 380.
Jordan, Professor 258, 322.
Joslin, Boston 447.
Irisawa, Professor 447.
Jüngken, Professor 88.
Jungk, Professor 36.

Käswurm, Bernh., Kinschen 288.
Kahler, Professor 482.
Kanzler, Staatsanwalt 509.
Karsten, Professor 89.
Kaufmann, Professor 446, 563.
Kausch, Professor 438.
Kilian, Reg.-Rat 229.
Kimmerle, Arzt 317.
Kitzner, Professor 258.
Klebs, Professor 111, 221, 223, 370.
Klein, Apotheker, Staatsrath 415.
Klein, Professor 541.
Klein, Gutsbesitzer 168.
Klemperer, Fel., Professor 438.
Klockow, Assistent 445.
Koeberlé, Professor 471.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Kindheit und Schule 1839—1858	1
Universität 1858—1862	59
Die klinischen Lehrjahre 1863—1869	90
Dorpat und Bern 1869—1872	176
Königsberg 1872—1888	248
Straßburg 1888—1904	403
Baden-Baden ab 1904	523
Epilog 1924	561
Namenverzeichnis	568

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

1.Ea.1925.6
Erinnerungen, Gedanken und Mein1925
Countway Library
BFL0487
3 2044 046 285 532

1.Ea.1925.6
Erinnerungen, Gedanken und Mein1925
Countway Library BFL0487
3 2044 046 285 532